KUNSTWART

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Aprilheft 1910

Unsre Fürsten und wir. Von einem deutschen Fürsten, Thomas Mann und Avenarius 1

Zur Lyrik der Gegenwart. Von Hans Böhm 11

Lose Blätter: Aus dem „Demetrios" und den Prosadichtungen von Paul Ernst 14

Rundschau: Zwei Geschichtchen von Kindern — zum Nachdenken (H. Bleuler-Waser und A. Harder) ▪ Vom Roman der Erfolgreichen (W. Rath) ▪ Berliner Theater (Fr. Düsel) ▪ Weimarer Theater (E. Nidden) ▪ Hamburger Theater (H. Franck) ▪ Des württembergischen Hoftheaters (F. Gregori) ▪ Karl Reinecke † (G. Göhler) ▪ Hugo Wolf zum Gedenken (Avenarius) ▪ Das Ende vom Lied (Batka) ▪ „Der Schleier der Pierette" (Fr. Brandes) ▪ Heinrich Kley ▪ Jurylose Ausstellungen ▪ Die Münchner „Anatomie" ▪ Vom ungenehmigten Grün ▪ Kapitalismus und technische Arbeit ▪ Zum Kapitel „Mode" ▪ Akademischer Ehrenschutz ▪ Männertracht-Reform? ▪ Laienrichter und Strafrechtspflege ▪ Eine österreichische Laufbahn ▪ Die Tragik des Großstadtmädchens ▪ Schülervertretungen ▪ Von der rechten Rede 35

Bilder u. Noten: Trübner, Dogge; Landschaft; Bauernhof. Fünf Abb.: Die Münchner „Anatomie"; im Text: vier Zeichn. von Heinrich Kley; zwei Pläne zur Münchner „Anatomie" ▪ Mayer, Die schöne Blumenverkäuferin; Abel, Andante Cantabile; Bach?, Meine Seele, laß die Flügel ...; Ermahnung zur Vergnügung

XXIII MÜNCHEN-GEORG D.W.CALLWEY 13.

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24 mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H, unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 25 Pf., für Oesterreich 30 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 30 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 3.

Der Nachdruck einzelner unserer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hiefür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden: wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien III, Arenbergring 16, zu richten.

Eine ernste Mahnung an alle Amateure

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 90, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift „Das Bild".

Digitized by Google

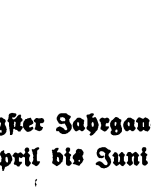
Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dreiundzwanzigster Jahrgang, drittes Viertel
April bis Juni 1910

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.23:3

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an.

Größere Aufsätze

Unsre Fürsten und wir (Ein deutscher Fürst, Mann und Avenarius) 13 1
Zur Lyrik der Gegenwart (Böhm) 13 11
Hausfarbenakkorde in Landschaft und Stadt! (Avenarius) 14 81
Wie gründet und leitet man Chorgesangvereine? (Göhler) 14 85
Vom Hahnengeschrei (Riedner) 15 153
Christliche Kunst (Langen) 15 158 17 290
Den Germanen im Norden (Avenarius) 16 217
Björnstjerne Björnson (Nidden) 16 218
Der Berliner Waldskandal (von Mangoldt) 17 281
Robert Schumann (von der Pfordten) 17 287
Meine Herren Gastwirte! (Häfker) 18 353
Goethekultur und Goethemode Ein Gespräch (von Beaulieu) 18 359

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Zwei Geschichtchen von Kindern — zum Nachdenken 13 35
Der Fremde 14 110
Der Fall May und die Ausdruckskultur 15 183
Bei Gelegenheit der Kometen 16 238
Zu dem Streit um Jesu Erdenleben. 17 308

Vom Ausland

Das Friedensproblem 17 339
Reisen in Österreich 18 422

Bildung und Schule

Schülervertretungen 13 77
Zwischen 14 und 18 14 146
Arbeitsunterricht 15 213
Von der Liste für den Oberpräsidenten usw. 15 214
Der deutsche Volkshochschultag 16 272
Ein allgemeines Schulgeschenk 16 274
Erleben 17 347
Buchwissen 17 348
Deutsche Wanderfreude 18 427

Gesellschaft

Akademischer Ehrenschutz 13 66
Männertracht-Reform? 13 67
Friedrich von Bodelschwinghs Tod 14 136
Parteipolitik oder voraussetzungslose Politik? 14 136
„Reichtum verpflichtet“ 17 338
Ein „Nationalalbum“ fürs „sehnende Volksherz“ 17 339
Der Bessere 18 420
Das Fremdenbuch 18 421

Handel und Gewerbe

Kapitalismus und technische Arbeit 13 63
Zum Kapitel „Mode“ 13 65
Daher die Freundschaft! 15 204 17 337
Heimischer und ausländischer Markt 16 268

203159

Digitized by Google

Eine Umfrage in Sachen des Geschmacks 17 334
Vom Markt mit „Preisen“ 17 337

Heimatpflege

Vom ungenehmigten Grün 13 62
Vom Kloster Bessra 14 135
Heimatpflegerisches Allerlei 15 200
Dresdnerisches 16 265
„Landschaftlich hervorragend“ 18 415
Sommerfrische im Eigenheim 18 416

Körperpflege

Sport, Wettkampf und Kultur 14 144
Mehr Spielplätze! 17 346
Jungenmädeltracht usw. 18 425

Angewandte Kunst

Die Münchner „Anatomie“ 13 59
Schick und Eleganz 14 132
Über Konstruktion und Schönheit 15 199
Der Wettbewerb „Groß-Berlin“ 16 262
Zu den Bildern der Bauten von Ludwig Hoffmann 17 330
Die Berliner Städtebauausstellung 18 409
„Wo der Herrgott den Arm ausstreckt!“ 18 413

Bildende Kunst

Heinrich Kley 13 53
Juryfreie Ausstellungen 13 54
Andreas Achenbach † 14 125
Amerikanische Kunst in Berlin 14 126
Tendenzen des Kunsthandels 15 195
Berliner Sezession 1 16 258
„ „ 2 17 328
„ „ 3 18 405

Literatur

Vom Roman der Erfolgreichen (Frenssen, Bartsch, Wille) 13 57
Künstler und Prophet (van Eeden) 14 113
Nanny Lambrecht 14 116
Neue Lyrik (Rilke, Mombert, Dauthendey, Gamper, Weiß) 15 185
Unschicklichkeiten 15 188
Hebel 16 239
Ludwig Bechstein 16 246
Robert Griepenkerl 16 247
Der „Internationale Literatur-Bund“ 16 248
Freiligrath 17 311
Merck 17 315
„Mei Erich“ 17 316
Als Reclams Universalbibliothek 17 317
„Reiselektüre“ 18 384
Johann Gottfried Seume 18 385
Omptedas Bergsteigerroman 18 389
Reisebücher und Reisekunst 18 390
Eine neue Form des Reiseführers 18 394

Mann und Weib

Die Tragik des Großstadtmädchens 13 75
Ellen Key und die Frauenbewegung 14 140
Die Bühnen-Frauenfrage 15 208
Die Frauen und der Gartenbau 16 270
Mädchenschulreform 17 344
Für unsre Töchter 18 423

Musik

Karl Reinecke † 13 50
Hugo Wolf zum Gedenken 13 51
Das Ende vom Lied 13 52
„Der Schleier der Pierette“ 13 53
Musik fürs Auge 14 125
Verwalzerung 14 125
Julius Bittners Musikant 15 191
Nochmals aktuelle Musik 15 193
Wie's gemacht wird 15 194
Julius Blüthner † 16 255
Schulgesangbücher 16 255
Pfitzner und die Münchner Hofoper 16 257
Robert Schumann als Schriftsteller 17 324
Wagner-Dämmerung? 17 327
Karl Goldmark 18 397
Vom Tonkünstlerfest 18 398
Zur Münchner Schumann-Feier 18 403
Eine ländliche Kunstgesangschule 18 403

Naturschutz

Naturschutz und Heeresverwaltung 15 204
Alleenschutz 16 267
Das Feldgehölz 17 333

Vom Recht

Laienrichter und Strafrechtspflege 13 70
Vom „Ur-Meister“ und dem „Ur-Heber“-Recht 14 138
Noch immer „Juristen“ 15 205

Zu den Tageserörterungen

Eine österreichische Laufbahn 13 73
Wahlrecht und nationale Würde 14 139
Streiks und Aussperrungen 15 206

Digitized by Google

Theater

Berliner Theater:
I: (Lengyel, Molnár, Marlowe, Hebberg, Ohorn) 13 44
II: (Stucken) 14 119
III: (Shaw) 15 189
IV: (Freksa, Guiraud, Peters, Davis, Bauernfeld) 16 255
V: (Wiener Hölle, Brennert und Lehmann) 17 318

Dresdner Theater:
(Eulenberg) 15 191

Hamburger Theater:
I: (Hahn) 13 48
II: (Maeterlinck) 17 320

Münchner Theater:
(Hessen, von Gumppenberg) 17 320

Weimarer Theater:
(Ernst) 13 46

Wiener Theater:
I: (Jerome) 14 121
II: (Strindberg, Eulenberg, Lothar und Saudek, Friedmann und Polgar, Schmidt) 18 394

Des württembergischen Hoftheaters 13 49
Björnson über Schauspielkunst 16 249
Björnson auf der Bühne 16 250

Unter uns

Christliche Kunst 16 275
Die Fürsten und Thomas Mann 16 275
„Zum Nachdenken“ 17 349
Dieses Heft ist ein „Reiseheft“ 18 429

Lebende Worte

Von der rechten Rede 13 79
Vom vollendeten Edelmann 14 151
Bildung 15 214
Björnson 16 277
Erziehungskunst 17 350
Vaterländische Wanderungen 18 429

Lose Blätter

Ernst, Paul: Aus dem „Demetrios“ und den Prosadichtungen 13 14
Huch, Friedrich: Aus seinen Dichtungen 14 92
Lux, Joseph August: Aus „Amsel Gabesam“ 15 163
Molo, Walter von: Aus der „Törichten Welt“ 15 178
Björnson, Björnstjerne: Aus seinen Werken 16 227
Schüler, Gustav: Aus seinen „Balladen“ 17 302
Riehl, Wilhelm Heinrich: Aus dem „Wanderbuch“ 18 363
Seume, Johann Gottfried: Aus dem „Spaziergang nach Syrakus“ 18 376

Bilder

	Heft
Vollbilder:	
Trübner, Wilhelm: Dogge	13
„ „ Landschaft	13
„ „ Bauernhof	13
Uhde, Fritz von: Vor dem Hause	14
Böhle, Fritz: Der heilige Hieronymus	14
Böhle, Fritz: Der heilige Antonius	14
Böhle, Fritz: Der Markt	14
Wrba, Georg: Der gute Hirte	15
Kunz, Fritz: Der heilige Franziskus	15
Müller, Richard: Der tote Christus	15
Soltau, Otto: Am Friedhof	15
Raupp, Erwin: Photogr. Bildnis Björnsons	16
Alberts, Jakob: Stube auf der Hallig	16
Morgenstern, Ernst: Schneegruben im Riesengebirge	16
Ubbelohde, Otto: Steiniger Weg	16
Winter, Bernhard: Begräbnis	17
Steinhausen, Wilhelm: Der Prediger in der Wüste	17
Steinhausen, Wilhelm: Der Sturm auf dem Meere	17
Steinhausen, Wilhelm: Christus reicht Judas den Bissen	17
Hellwag, Rudolf: Blick aufs Meer	18
Thoma, Hans: Frühling auf dem Gebirgssee	18
Pelikan, Emilie: Hochtal	18
Tillberg, Harald: Landschaft mit Kruzifix	18

Digitized by Google

Heft

Illustrationsbeilagen:

Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Die Münchner „Anatomie“ 13
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Kloster Vessra 14
Fünf Abbildungen: Aus Jansens Plänen für Groß-Berlin 15
Acht Abbildungen: Gärten 16
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Die Bauten von Ludwig Hoffmann 17
Drei Abbildungen: Kurhaus in Aibling 18

Textbilder usw.:

Kley, Heinrich: Vier Zeichnungen aus seinem Skizzenbuch 13
Zwei Pläne zu dem Beitrage: Die Münchner „Anatomie“ 13
Ubbelohde, Otto: Drei Zeichnungen aus der Jubiläums-Ausgabe von „Grimms Märchen“ 14
Klimt, Gustav: Bildnis seiner Mutter 15
Wilke, Rudolf: Kleinstädterinnen 15
Gogh, Vincent van: Dorf 15
Richter, Ludwig: Fünf Zeichnungen zu Hebels „Alemannischen Gedichten“ 16
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: „Wo der Herrgott den Arm ausstreckt!“ 18

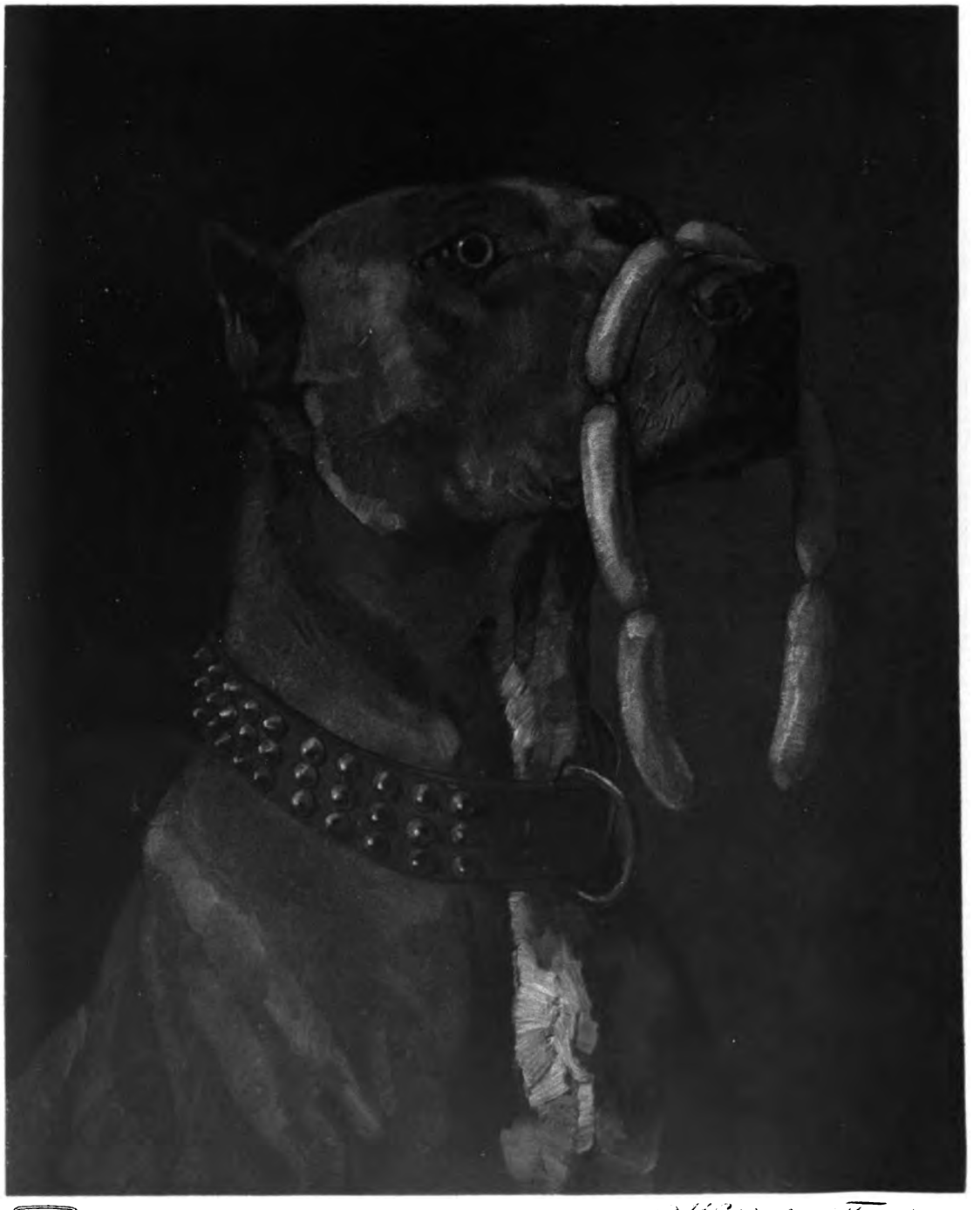
Noten

Heft

Mayer, Friedrich: Die schöne Blumenverkäuferin 13
Abel, Karl Friedrich: Andante Cantabile 13
Bach, Johann Sebastian (?): Meine Seele laß die Flügel... 13
Bach, Johann Sebastian (?): Ermahnung zur Vergnügung 13
Hasler, Hans Leo: Jungfrau, dein schöne G'stalt 14
Weber, Karl Maria von: Heimlicher Liebe Pein 14
Sgambati, Giovanni: Aus dem Königs-Requiem 15
Rietsch, Heinrich: Hochzeits-Serenade 15
Boruttau, Alfred Julius: Der schlaue Bauer (Altniederländisches Volkslied) 15
Bittner, Julius: Aus der Oper: „Der Musikant“ 16
Schumann, Robert: Dichters Genesung 17
Mayer, Friedrich: Des Wanderburschen Abschied 18

Digitized by Google

Digitized by Google



KW

Wilhelm Trübner

Digitized by Google

Unsre Fürsten und wir

Es ist Manns Buch „Königliche Hoheit" [illegible] eine unerwartete Gewalt, die [illegible] jäh aus regierendem Haus, der [illegible] Mann [illegible] Kreis aus eigenem Erleben und eigenem Denken [illegible] hat, hat sich an mich gewendet, mit [illegible] Meinung vom Fürstentum auseinanderzusetzen. Wir sind [illegible] daran, daß die Höchsten in der irdischen Stufenordnung nur [illegible] Heroen, mitgöttliche Heldenmenschen oder einfachhin [illegible] Menschen [illegible] wo das Recht autorisiert, sondern [illegible] der Wirklichkeit geschehen müsse. Macht schon das Fürstenrecht [illegible] Recht das Vergehen des Fürsten erträglich, so wird es das [illegible] noch die Tatsache, daß hier eine auch von mir [illegible] Persönlichkeit spricht. Ich habe zugestanden, zu [illegible] daß der Fürst, erkannt vor seinem Stand [illegible] dem deutschen Volk, nicht so unbefangen sprechen [illegible] er sagt, falls [illegible] Antwort von Thomas Mann

[illegible]

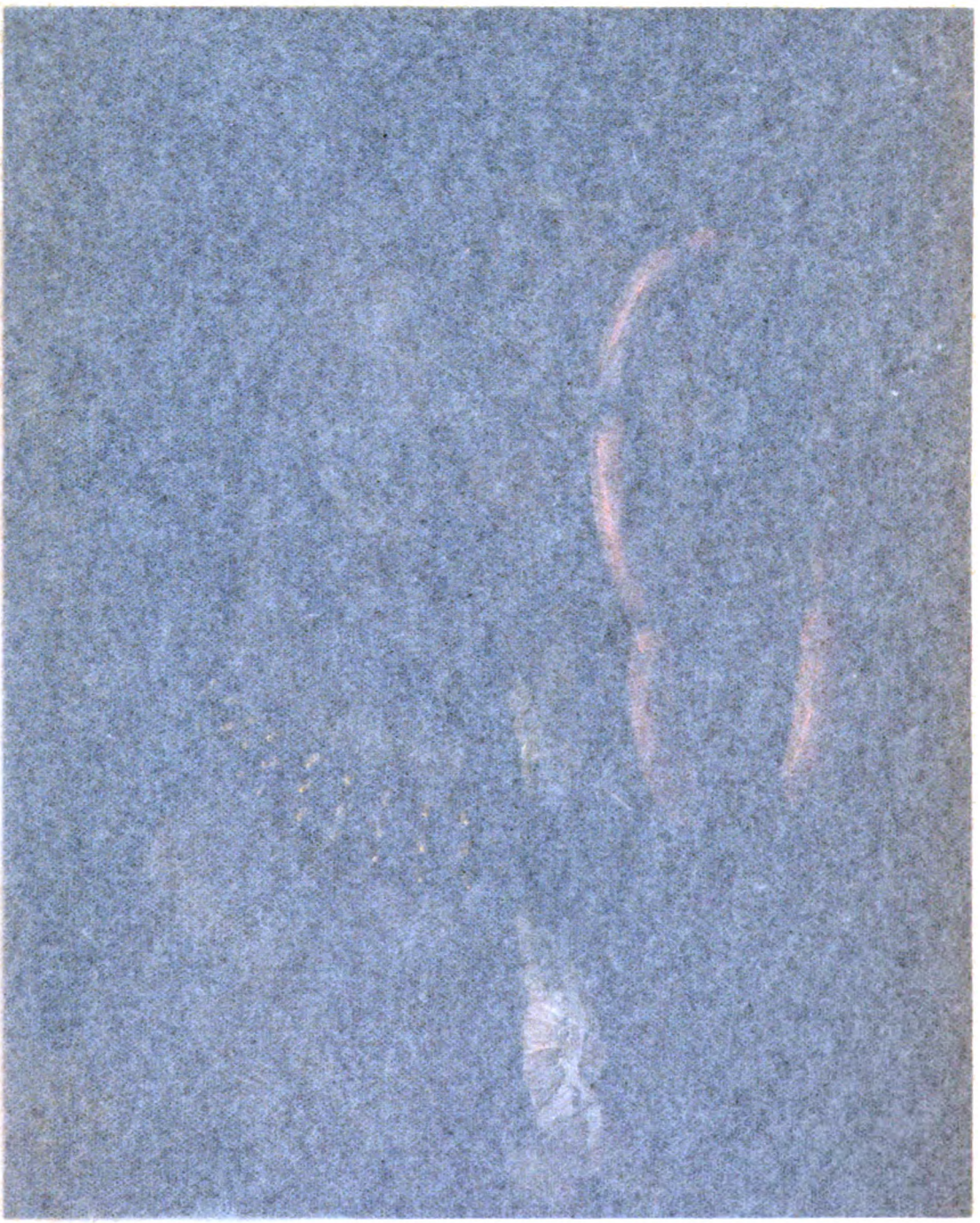
[illegible] der Grundzug unsrer Zeit nicht ein großes, ernstes Suchen nach [illegible] Wahrheit? — Aber der objektiv forschende Blick wird durch Selbstsucht beeinträchtigt. Unsre Zeit ist dessen so unsicher, daß sie fragen wird, daß sie manchmal nicht allzu genau hinsieht.

Sieht es wirklich bei dem armen Arbeitervolk so aus, wie unsre Zeit behauptet?

Selbst Maeterlinck, der die Blumen und die Bienen so geschildert hat, malt ein schwarzes Bild von den Bauern der Normandie. Er macht zwar einen Freund verantwortlich für das schwarze Bild, aber er glaubt doch wohl selbst daran.

Wie sie nun in der Normandie sein mögen, auf unsre Verhältnisse paßt das schwarze Bild unsrer Zeit nicht. Seine Dunkelheit kommt von einem Rückschlag, nachdem man sich jahrhundertelang mit himmelblauer Lieblichkeit über das wühlende Elend an der Wurzel der Menschheit zu täuschen gesucht hat.

Aber es ist noch ein andrer Stand, der von der objektiven Betrachtung ausgeschlossen ist. Ihm geht es noch schlechter als dem Bauern und Arbeitern, denn er hat noch unverändert bei vielen seine alte Etikette behalten. Das mag wohl einmal auf ihn gepaßt haben, aber von unsern schreibenden Kollegen scheint noch keiner bemerkt zu haben, daß es jetzt nicht mehr paßt. Ein Schriftsteller, der, wie Thomas Mann, vielfach hoch eingeschätzt wird, hätte sonst ein Buch wie „Königliche Hoheit" nicht schreiben können. Und das Schlimme daran ist, daß das große Publikum an das falsche Bild glauben wird. Denn wir Deutschen haben ja leider Goethes Lehren in Wilhelm Meisters Brief an Werner immer noch nicht beherzigt. Wir sind, ganz anders als in England, die Stände streng voneinander getrennt, sie betrachten sich mit Mißtrauen und [illegible]



KW

Wilhelm Trübner

Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Aprilheft 1910 Heft 13

Unsre Fürsten und wir

Thomas Manns Buch „Königliche Hoheit“ hat unter andern Wirkungen eine unerwartete gehabt, die ich begrüße. Ein deutscher Fürst aus regierendem Hause, der die von Mann geschilderten Kreise aus eignem Erleben und eignem Verkehr auf das Genaueste kennt, hat sich an mich gewendet, um sich im Kunstwart über Manns Auffassung vom Fürstentum auszusprechen. Wir sind gewöhnt daran, daß die Höchsten in der irdischen Rangordnung nur durch Hofräte, offiziöse Journalisten oder günstigstenfalls Minister ihre Meinung kundtun, wo das nicht autoritativ, sondern gewärtig der Gegenrede geschehen müßte. Macht schon das Durchbrechen dieser Regel das Vorgehen des Fürsten erfreulich, so wird es das doppelt durch die Tatsache, daß hier eine auch menschlich verehrungswürdige Persönlichkeit spricht. Ich habe zugesagt, nicht zu verraten, welche, weil der Fürst, erkannt vor seinen Standesgenossen und dem deutschen Volk, nicht so unbefangen sprechen könnte. Dem, was er sagt, folge zunächst eine Antwort von Thomas Mann.

Ist der Grundzug unsrer Zeit nicht ein großes, ernstes Suchen nach Wahrheit? — Aber der objektiv forschende Blick wird durch Selbstsicherheit beeinträchtigt. Unsre Zeit ist dessen so unsäglich sicher, was sie sehen wird, daß sie manchmal nicht allzu genau hinblickt.

Sieht es wirklich bei dem armen Arbeitervolk so aus, wie unsre Zeit behauptet?

Selbst Maeterlinck, der die Blumen und die Bienen so gewissenhaft behorcht, malt ein schwarzes Bild von den Bauern der Normandie. Er macht zwar einen Freund verantwortlich für das schwarze Bild, aber er glaubt doch wohl selbst daran.

Wie sie nun in der Normandie sein mögen, auf unsre Nordküsten paßt das schwarze Bild unsrer Zeit nicht. Seine Dunkelheit kommt von einem Rückschlag, nachdem man sich jahrhundertelang mit himmelblauer Lieblichkeit über das wühlende Elend an der Wurzel der Menschheit zu täuschen gesucht hat.

Aber es ist noch ein andrer Stand, der von der objektiven Betrachtung ausgeschlossen ist. Ihm geht es noch schlechter als den Bauern und Arbeitern, denn er hat noch unverändert bei vielen seine alte Etikette behalten. Das mag wohl einmal auf ihn gepaßt haben, aber von unsern schreibenden Künstlern scheint noch keiner bemerkt zu haben, daß es jetzt nicht mehr paßt. Ein Schriftsteller, der, wie Thomas Mann, vielfach hoch eingeschätzt wird, hätte sonst ein Buch wie „Königliche Hoheit“ nicht schreiben können. Und das Schlimme daran ist, daß das große Publikum an das falsche Bild glauben wird. Denn wir Deutschen haben ja leider Goethes Lehren aus Wilhelm Meisters Brief an Werner immer noch nicht beherzigt. Noch immer sind, ganz anders als in England, die Stände streng voneinander getrennt, sie betrachten sich mit Mißtrauen und er-

Digitized by Google

schweren sich jeden Schritt durch Mißverständnisse. Thomas Manns ganzes Buch scheint aus Mißverständnissen aneinandergereiht. Es lohnt nicht, von den kleinen Einzelzügen zu sprechen. Sie sind größtenteils völlige Unmöglichkeiten oder geben gänzlich veraltete Gebräuche wieder, die meines Wissens an keinem einzigen Hofe mehr geübt werden. Interessant an diesen Einzelzügen aus Thomas Manns Buch ist eines. Früher war es dem Dichterling wohl erlaubt, aus der Tiefe des Gemüts an seinem friedlichen Schreibtische ein freundliches Bild von Zuständen zu malen, deren tatsächliche Beschaffenheit sein träumendes Auge nie beleidigen konnte. Heute würde die Kritik ein solches Dichterwerk mit den Zähnen zerreißen. Mit einer Ausnahme: wenn der Dichter über Fürsten schreibt, so ist der Phantasie keine Schranke gesetzt. Das ist ein interessantes Phänomen, welches an Thomas Manns Kleinmalerei hervortritt.

Wichtiger aber ist, daß ein literarischer Künstler unsrer Zeit die großen Grundzüge einer Erzählung auf unwahre Behauptungen gründet.

Die ganze Vorbildung des Charakters des Prinzen Klaus Heinrich, durch die ihm fortwährend aufgebürdete Last seines „hohen Berufs", ist eine absolute Unmöglichkeit. Wenn sich in irgendeinem Krähwinkel noch ein Hof mit so vorsündflutlichen Theorien gehalten hat, so ist er jedenfalls nicht in die Erscheinung getreten. Er würde sonst von seinen Genossen mit dem Stempel der Lächerlichkeit behaftet worden sein. Der jüngere Prinz eines kleinen Bundesstaates kann sich den Luxus weltfremder Rokokoträume in unsrer materiellen Zeit nicht mehr leisten.

Die Prinzen aller Fürstenhäuser, der großen wie der kleinen, werden fast ausnahmslos in Gymnasien oder Kadettenkorps gesteckt. Jungen im allgemeinen sind aber glücklicherweise noch selten mit den Eigenschaften devoter Höflinge behaftet. Für die junge „bête humaine" ist durchschnittlich einzig das Recht des Stärkeren ausschlaggebend. Und der junge Fürst muß sich, willig oder nicht, diesem Recht beugen. Nachdem er geistig und körperlich seine Kräfte mit andern gemessen hat, tritt er in ein Regiment ein. Mit Ausnahme der bayerischen und weniger andrer Familien beginnen fast alle Prinzen ihre Laufbahn in Berlin oder Potsdam. — Den deutschen Fürstenhäusern mangelt es durchschnittlich nicht an männlicher Nachkommenschaft. Darum ist ein Prinz im Offizierkorps keine so große Seltenheit mehr, daß sich die andern jungen Kameraden nicht nachgerade an seine Art gewöhnt hätten und kein übergroßes Federlesen mit seinem „hohen Berufe" machten. Die Vorgesetzten aber haben über sich andre Vorgesetzte, deren Ansichten und Meinungen für sie eine bedeutend größere Tragweite haben, als die Ansichten ihrer Prinzen-Leutnants, selbst wenn diese Söhne ihres eignen Landesfürsten wären. Der Vorgesetzte ist auch nur ein Mensch, und „der Prinz" kommt bei seinem Vorgesetzten nur insofern in Betracht, als er ein Hindernis oder eine Hilfe bei der Arbeit des Vorgesetzten bedeutet. Dafür, daß er privatim keine Dummheiten macht, fühlt sich der Vorgesetzte noch verantwortlich, weil er sonst „von Oben" „gerissen" werden könnte. Stellt sich der Prinz nun als ein Hindernis heraus, so versinkt er

Digitized by Google

lautlos in die Stille seines betreffenden Bundesstaates, aber sicherlich, ohne nach diesem Versinken seinen „hohen Beruf“ besonders drückend zu empfinden. Will der Prinz sich hervortun, so ist er sich völlig bewußt, heutzutage etwas leisten zu müssen. Die Wege zu einer Gelegenheit sich hervorzutun, sind ihm vielleicht weiter offen, als einem Nicht-Prinzen. Aber er weiß genau, ohne tatsächliche Leistung geht es nicht ab. Sonst winkt ihm unbarmherzig ein Versinken in die Vergessenheit. Dies Bewußtsein ist es auch, was man dem erwachenden Kinderverstande einzuprägen trachtet. Falsch empfunden ist vom Verfasser auch der Einfluß, den altehrwürdiger Prunk oder überlebtes Hofzeremoniell auf das innere Empfinden von Prinzen haben können: Aus der Erfahrung wird jeder wissen, wie völlig abgestumpft der Mensch gegen etwas von Geburt an Gewohntes wird. Wahr ist: Durch ungebildete Leute, Dienstboten oder dergleichen dämmert ihm manchmal ein rosiger Traum seines „hohen Berufes“. Aber Eltern und Erzieher trachten fast immer von Anfang an darnach, ihn (und oft auf das Unsanfteste) aus diesen Träumen zu wecken, die ihm nicht gesund sein können.

Wie Thomas Mann den Hauptzug in seinem Prinzen Klaus Heinrich auf falsche Voraussetzungen gegründet hat, so ist ihm auch die negative Seite nicht recht gelungen. Zwar solch überfeine, übersensitive Fürsten, die in kühlem Hochmut alles warmblütige Menschentum von sich fernhalten, gibt es wohl noch vereinzelt. Aber sie sind durchaus nicht mehr typisch. Die Gefahren des Fürstenstandes liegen jetzt auf ganz anderem Gebiete.

Ein Volk verlangt von seinem Fürsten, daß er weitsichtig sei und nicht hinter seiner Zeit herkeuche. Darum hat er ein Recht darauf, pekuniär gut gestellt zu sein. Denn daß das Geld Möglichkeiten für einen freiern Ausblick verschafft, sieht man am Großkaufmann. Wird er nun von der scharfen Zugluft seiner Zeit am schärfsten getroffen, so wird er auch den Fehlern seiner Zeit am stärksten ausgesetzt sein. Daß aber die Unruhe und die Mußelosigkeit ein Zug unsrer Zeit ist, bestreitet wohl keiner. Dieser Zug muß vereinzelt im Fürstenstand schon vor unsern Tagen angeklungen sein. Goethe beklagt ihn bei Karl August und rügt ihn auf seine warmmenschliche Art auf dem Umwege durch sein eignes Herz: „Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzo so fest hange.“

Die Menschen unsrer Tage freilich, die an derselben Krankheit leiden, rügen auf andre Art. Dem Fürsten wie der Diakonissin gesteht man nur theoretisch das Recht zu, Fehler zu haben. In der Praxis kennt die Entrüstung kein Maß, wenn man Fehler an ihnen entdeckt. Thomas Mann ist Künstler und stellt *Menschen* dar mit Schwächen und Fehlern. Es wäre zu wünschen, daß er die Gelegenheit hätte, sich diese Leute aus der Nähe anzusehn und dann mit unparteiischem Wort statt seiner Rokoko-Serenissimi Fürsten unsrer Tage darzustellen.

Ein deutscher Fürst

Digitized by Google

Ein deutscher Fürst findet sich durch mein Buch in seiner modernen Menschlichkeit gekränkt, — das tut mir leid, aber es wäre nicht nötig gewesen, und ich bin nicht ohne Hoffnung, ihn versöhnen zu können. Er glaubt, sich und seinen „Stand“ (kein schönes Wort; wenn es nach mir ginge, so dürfte so wenig von einem Fürstenstande wie von einem Dichterstande die Rede sein) gegen den Vorwurf der Welt- und Lebensfremdheit verteidigen zu müssen, — aber das ist ein Mißverständnis, das ich wohl beseitigen möchte. Von Anfang an sind alle die Beurteilungen meiner Erzählung mir unverständig und unzulänglich erschienen, welche sie allzu real nahmen, die politischen, sozialkritischen Elemente darin über Gebühr betonten und die geistig-dichterischen, bekenntnishaften darüber zu kurz kommen ließen. Das Urteil des hohen Herrn, der auf so temperamentvolle Art gegen mein Buch polemisiert, ist, leider, von dieser Art: mit dem Unterschied, der Entschuldigung freilich, daß er alltäglich inmitten der eigenartigen Wirklichkeit lebt, die mir als allegorisches Kleid für mancherlei ideelle Absichten dienen mußte, und daß er das Konstruktive, das Absichtliche meines Buches also notwendig störender empfindet, als ein bürgerlich Geborener.

Immerhin, ich habe diese Welt, unnahbar unsern Schritten, nach Möglichkeit studiert; wer meine literarische Art nur ein wenig kennt, wird glauben, daß ich nicht leichtfertig zu Werke gegangen bin, und selbst den realen Einwänden, die der fürstliche Kritiker gegen meine Schilderung höfischer Zustände erhebt, kann ich mich durchaus nicht ohne weiteres beugen. Die Einzelzüge, sagt er, seien größtenteils völlige Unmöglichkeiten oder gäben gänzlich veraltete Gebräuche wieder, die seines Wissens an keinem einzigen Hofe mehr geübt wurden. Wie — und Klaus Heinrichs Taufe, die Zeremonie seiner Mündigsprechung, seine feierliche Einstellung ins Heer usw.: Das wären solche Gebräuche, solche Unmöglichkeiten? Wirklich? Gibt es bei prinzlichen Hochzeiten keinen Fackeltanz der Minister mehr? Keine Verteilung des bräutlichen Strumpfbandes? In Dresden keinen hocharistokratischen Bratenvorleger und manches Ähnliche? Daß diese amüsanten Dinge „gänzlich veraltet“ sind, hindert sie das, fortzubestehen, oder hindert es sie gar, novellistisch möglich zu sein? Wenn der hohe Sachverständige in meinen Schilderungen seine Wirklichkeit nicht wiedererkennt, liegt das nicht vielleicht eher an der Zuspitzung, die ich ihnen gab, der Beleuchtung, in die ich sie stellte, als an ihrer realen Unrichtigkeit? Ich glaube, daß es sich mit der Darstellung von Klaus Heinrichs Bildungsgang, seiner Lebensführung, die ebenfalls als „absolut unmöglich“ bezeichnet wird, nicht anders verhält. Warum sollte sich nicht in einer kleinen Residenz ein Prinzenerzieher von der besonderen Art des Dr. Überbein finden? Warum ist es undenkbar, daß ein Prinz, bevor er das Gymnasium bezieht, mit einer Auswahl junger Adeliger zusammen erzogen wird? Warum darf, bei Klaus Heinrichs Traditionen, seiner Gemütsdisposition, seinem körperlichen Gebrechen, seiner ganzen Lebensstimmung, sich sein Verhältnis zu den Schulbankgenossen, Lehrern, Kommilitonen, Regimentskameraden nicht so, wie in meiner Erzählung, gestalten? Schuljungen wären keine Höflinge? Vielleicht muß man ein Prinz sein,

Digitized by Google

um das zu glauben. Und wenn sie's nicht sind, können sie nicht darum immer noch fähig sein, die erkältende Wirkung zarter und haltungsvoller Einsamkeit zu spüren, zu scheuen, zu achten? Man beanstandet, daß ich den kleinen Klaus Heinrich nicht ordnungsgemäß nach Berlin oder Potsdam geschickt habe. Aber man frage jeden Ästhetiker, wie sich innerhalb gerade meines Buches diese realen Ortsnamen ausgenommen haben würden. Das Wort „Berlin", ein einziges Mal in einer einzigen Zeile aufklingend, hätte mit den hundert störenden Ideenverbindungen, die es hervorruft, meine ganze Imagination über den Haufen geworfen. In einer Dichtung gelten noch ein paar andere Rücksichten, als die auf die Wirklichkeit, und es bedeutet noch keinen Mangel an Exaktheit, wenn man Gefühl genug hat, solche Rücksichten zu beobachten. Und Klaus Heinrichs repräsentatives Scheinleben, sein Korpsstudententum zum Beispiel? Darf denn ein Prinz fechten? „Steigt ein Hohenzoller in die Kanne?" Und die Audienzen, die Reisen, die Reden — dieser ganze erhebende und künstlerische Trug? Das alles wäre falsch, wirklichkeitswidrig, wäre auf „unwahre Behauptungen" gegründet? Nein, gnädigster Herr, für das alles habe ich einen Haufen dokumentarischer Belege, das habe ich zum guten Teil mit meinen beiden Augen aufgenommen, die selbstverständlich tiefer sehen gelernt haben, als die Ihren, und auch aus Ihrer eignen Sphäre ist mir nach dem Erscheinen meines Buches mehr als ein Zuruf geworden, der ungefähr lautete: „So ist es! Ganz so!" Sie überschätzen die Vorteile, welche eine normale Erkenntnisfähigkeit aus täglicher, gewohnheitsmäßiger Anschauung zieht, und Sie unterschätzen die seltenen und guten Dinge, die man Intuition und Beobachtung nennt. Wenn ich zwanzig Minuten lang einem Wittelsbacher zugesehen habe, wie er in einem Ballsaale Cercle hält, oder Wilhelm dem Zweiten, wie er eine Grundsteinlegung vornimmt, so habe ich intensivere, wesentlichere, mitteilenswertere Eindrücke von Fürstentum und Repräsentation gewonnen, als irgendein Hofmarschall in zwanzig Dienstjahren gewinnt. In einem Leitartikel der „Frankfurter Zeitung" war neulich zu lesen, die paradigmatische Wirkung, die vom Prinzen Klaus Heinrich ausgehe, lasse alles verblassen, was Isokrates, Ludwig der Heilige und Basedow über Prinzenerziehung gesagt hätten. Das ist natürlich eine lustige Übertreibung. Aber man darf glauben, daß der politische Redakteur der „Frankfurter Zeitung" ein Mann ist, der in Welt und Wirklichkeit Bescheid weiß, und wenn mein Roman der Wahrheit so dreist ins Gesicht schlüge, wie mir Schuld gegeben wird, so würde er ihm als Lehrbuch kaum so entschieden den Vorzug vor dem Fürstenspiegel des Professors Münch gegeben haben.

Aber all das ist viel weniger wichtig, als es wohl scheint. Der öffentliche Irrtum, „Königliche Hoheit" sei ein „Hofroman", ist meiner Börse zustatten gekommen, — er hört darum nicht auf, ein Irrtum zu sein. Nichts hat mir ferner gelegen, als der Wunsch, eine objektive Kritik des modernen Prinzentums oder gar eine Serenissimus-Satire zu schreiben, und kein Zeit- und Berufsgenosse Eduards von England oder Leopolds von Belgien braucht sich durch mein Buch in seiner Fortgeschrittenheit beleidigt zu fühlen. Der Fürst, den ich

Digitized by Google

eigentlich im Sinne hatte, ist der, von dem Schiller seinen Karl VII. sagen läßt: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“ Die anspielungsreiche Analyse des fürstlichen Daseins als eines formalen, unsachlichen, übersachlichen, mit einem Worte artistischen Daseins und die Erlösung der Hoheit durch die Liebe: Das ist der Inhalt meines Romans, und, voller Sympathie für jede Art „Sonderfall“, predigt er Menschlichkeit. Der Verfall der schönen Großherzogin, Dr. Überbeins elendes Ende, Herrn Spoelmanns grämliche Krankheit und so vieles andere: das alles lehrt, lehrt, indem es, hoffentlich, unterhält; ja, wenn ein gescheiter Kritiker das Buch eine didaktische Allegorie genannt hätte, so würde er mir damit vielleicht kein ästhetisches Lob gespendet, aber er würde geistig, moralisch so ziemlich das Richtige getroffen haben. Ich verstehe, daß die Detailmenge, die zu arrangieren ich mich nicht verdrießen ließ, daß die Akribie eines Schriftstellers, der durch die naturalistische Schule gegangen ist, über die innere Natur des Buches täuschen konnte. Aber die Geschichte des kleinen einsamen Prinzen, der auf so scherzhafte Art zum Ehemann und Volksbeglücker gemacht wird, ist schlechterdings kein realistisches Sittenbild aus dem Hofleben zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern ein lehrhaftes Märchen. In dem Schicksal meiner drei fürstlichen Geschwister, Albrechts, Klaus Heinrichs und Ditlindens, malt sich symbolisch die Krise des Individualismus, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe, die stürmischer und vorbehaltloser in Heinrich Manns fast gleichzeitig erschienener Romandichtung „Die kleine Stadt“ zum Ausdruck gelangt.

Als ich meine Novelle „Tonio Kröger“ veröffentlicht hatte, schickte mir ein Maler ein hübsches, melancholisches Blatt, worauf ein König in spanischem Mantel dargestellt war, der auf der Höhe seines Thrones einsam in die Hände schluchzt. Dieser Künstler hatte schon in jener Novelle den „Hofroman“ vorgebildet gesehen und hatte „Königliche Hoheit“ verstanden, bevor das Buch geschrieben war, während unsre Zunftkritik es nicht einmal verstanden hat, nachdem es so prächtig gedruckt worden. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, wie in aller Welt ich wohl auf diesen entlegenen und spröden Stoff verfallen sein möge, — gerade, als ob ich es je mit einem andern „Stoff“ zu tun gehabt hätte, als mit meinem eigenen Leben. Wer ist ein Dichter? Der, dessen Leben symbolisch ist. In mir lebt der Glaube, daß ich nur von mir zu erzählen brauche, um auch der Zeit, der Allgemeinheit die Zunge zu lösen, und ohne diesen Glauben könnte ich mich der Qualen des Produzierens entschlagen. „Königliche Hoheit“ ist nicht irgendein willkürlich gewählter Stoff, in welchen mein „Virtuosentum“ sich verbiß und auf den meine Unkenntnis kein Anrecht hatte. Es ist autobiographisch in einem für Rezensentenhirne ganz unglaublichen Grade, und indem ich, nach meinen Kräften, an dem Streben einiger Weniger teilnahm, den deutschen Roman als Kunstform zu adeln und zu erhöhen, erzählte ich, auch diesmal, von meinem Leben.

Thomas Mann

Digitized by Google

Die ungewöhnliche Verbreitung, die Manns Buch gefunden hat, rechtfertigt, daß wir dem Für und Wider über seine Behandlung des „Hoheit"-Problems soviel Raum gewidmet haben. Was ich selbst sagen möchte, spricht nicht über Manns Buch, spricht nur gelegentlich seiner. Ich sag es um so ruhigern Bluts, als ich mich in diesem Fall einer Absicht weiß sowohl mit dem „Sänger" und mit dem „Könige", die „auf der Menschheit Höhen" „wohnen" — wie mit den andern, die das außer diesen beiden Herrschaften meines Erachtens auch noch tun. Wir alle wollen der Verständigung zwischen den Volksteilen dienen. Mir insbesondre handelt es sich nicht so sehr um die Psychologie des fürstlichen Bewußtseins, wie um die Stellung des „Fürstenstandes" im heutigen Kulturleben. Denn mir scheint, die Beziehungen der Fürsten zu uns andern sind heute in einer Krise, während es doch nicht den Eindruck macht, als wenn viele Angehörige unsrer regierenden Häuser sich dessen bewußt wären.

Lassen wir dahingestellt, wie oft der heutige Fürst gleich Thomas Manns Großherzog wirklich nur „der Mann im Bahnhof" ist, der das Zeichen zur Abfahrt gibt, wenn die andern alles fertiggemacht haben. Nehmen wir ruhig an, er sei auch seinen Leistungen nach eine viel wichtigere, sei nicht nur eine dekorative, auch nicht nur eine exekutive, sondern eine produktive Macht im Staat. Nehmen wir noch mehr, nehmen wir an, was doch wohl selten zutrifft: er sei tatsächlich des Staates begabtester, fleißigster und uneigennützigster Arbeiter zugleich. Wir wissen alle, daß das soziale Ansehen, dessen er samt seinem ganzen Hause genießt, ungleich größer ist, als es sogar zu solchen Leistungen im Verhältnis stünde. Und wissen auch, warum. Das monarchische Prinzip hebt die Mitglieder der Dynastie einfach als solche, ohne Prüfung ihrer persönlichen Eigenschaften hoch über alle andern Staatsbürger hinauf. Die Monarchisten, die im deutschen Volk noch weitaus die Mehrheit bilden, haben ihre Gründe dafür. Soweit sie noch alter Art sind: die religiösen des Gottesgnadentums. Soweit sie, neuerer Art, Verstandesmonarchisten sind: Zweckmäßigkeitsgründe, weil sie die Monarchie für unentbehrlich halten, aber nicht für gesichert genug, wenn die Person des Monarchen nicht fürs Bewußtsein des Volkes mit einer Art von Übermenschenglanz ausgestattet würde. Im natürlichen Interesse der Dynastie liegt es, diesen Glanz zu erhalten. Aber je mehr der religiöse Glaube an ein Gottesgnadentum sinkt und je mehr die nur verstandesmäßige Anerkennung des monarchischen Prinzips sich verbreitet, je mehr ergibt sich auch für unsre Dynastien die Notwendigkeit, schon ihrer Selbsterhaltung wegen für ein Ausbreiten ihrer Wurzeln im Heute zu sorgen.

Die Stellung des Volks zur Monarchie hat sich ja in der Tat nicht unwesentlich geändert. Die Sozialdemokratie ist an Zahl zur stärksten Partei im Deutschen Reiche gewachsen, und der weiß wenig Bescheid, der sie nur für eine Handarbeiterpartei der Proletarierklasse hält. Republikanische Gesinnung reicht über sie hinaus. Trotzdem: von all diesen Republikanern können wir für unsre kleine Betrachtung heute absehen. Für sie ist viel wichtiger, daß sich innerhalb der (immer noch großen) Mehrheit, die zur Monarchie hält, das Verhältnis zur

Digitized by Google

Monarchie sehr wesentlich geändert, wenn man will: entwickelt hat. Das alte Gemütsverhältnis zum Fürstentum lebt sicherlich noch in großen Kreisen, nicht nur im Adel, zumal im Hofadel, nein, auch im Volk — die Treue der Welfen zu ihrem „angestammten" Haus, der oberbayerischen Bauern zu ihrem vergötterten Ludwig bewiesen für bestimmte Gaue, was sicherlich noch in vielen andern als vererbte Kraft weiterwirkt. Aber gerade sie erinnern an Ereignisse, die nicht vorbeigehen konnten, ohne das Vertrauen ins Gottesgnadentum zu schmälern. Wechsel der Fürsten, Wechsel der Dynastien müssen es mindern. Wo es noch nicht gemindert ist, wird es gemindert werden infolge des modernen Verkehrs. Wie unmerklich und in welchem Verhältnis immer, es findet etwas wie eine „Diffusion der Gase" zwischen Fabrik- und Landbevölkerung statt durch hundert Berührungen, auch, trotz allem, durch den gemeinsamen Dienst im Heer. Wir leben zudem, in Mitteleuropa, von allen Seiten her Einflüssen oder doch Einsickerungen offen. Selbst die Kirche hat sich anderswo, wenn das Gottesgnadentum zerbrach, mit „Thronräubern", ja mit Republiken abgefunden, und allerwärts sieht man die Dynastien um uns mit Beschränkungen ihrer überkommenen Macht paktieren, die gerade dem schlichten Verstande mit der Anerkennung des Gottesgnadentums schwer vereinbar scheinen. Kurz: ob wir selbst unsern Fürsten als eingesetzt von Gott betrachten oder nicht — wir können uns schwerlich der Erkenntnis verschließen, daß *dieser* Gedanke, daß die feste *religiöse* Untermauerung der Throne an Sicherheit verliert.

Aber es ist *nicht* gesagt, daß sich damit die Sicherheit der Dynastien *überhaupt* schwäche. Fürstengeschlechter, die sich mit modernen Ideen verbündeten, sind im Gegenteil da und dort kräftiger geworden, als sie ehedem waren; sie haben für kleinere Verzichte größere Gewinne eingetauscht. Um uns auf deutsche Verhältnisse zu beschränken: Gerade dem Anwachsen der Sozialdemokratie gegenüber schließt sich enger um die Monarchie zusammen, was auf der äußersten Linken „die kompakte reaktionäre Masse" genannt wird. Aber: was hier an Neuem hinzugekommen ist, um Verschiedenartiges zu binden, ist natürlich kein Gefühlsmonarchismus, der im Fürsten die von Gott vor andern emporgehobene und geheiligte Persönlichkeit zur Vollstreckung seines Willens sieht. Der Monarchismus hat so gut wie die Sozialdemokratie seine „Mitläufer": die Menge derer, die aus privaten materiellen Interessen irgendwelcher Art zu der Regierung halten, die eben am Ruder ist; sie sind heute Monarchisten, wie sie nach dem Sturz der Monarchie Republikaner sein würden, wenn ihr Vorteil das mit sich brächte. Lassen wir diese Leute beiseite, so treffen wir auf die Zahl der nicht bloß egoistischen Verstandesmonarchisten aus intellektueller Überzeugtheit. Das sind die Männer und Frauen, die unser Volk seinem Wesen nach nicht geeignet oder seiner Entwicklung nach nicht reif halten zur Selbstregierung in republikanischer Form. Oder denen die Monarchie als der Ballast im Schiffe erscheint, welcher die Schwankungen geringer macht; oder als die stetige Kraft, die andre Kräfte beruhigt und so ein Verreiben von Kraft an Kraft erschwert. Oder: die eine Bürgschaft in ihr sehen, daß nicht materielle Interessenkämpfe allein den Staat regieren, daß geistige, daß auch

Digitized by Google

ideale Güter in ihm intensiver weitergepflegt werden, als sonst. Es sind die Leute, mit einem Wort, die zu Recht oder Unrecht vom Weiterbestehen der monarchistischen Staatsform Vorteile für das Ganze hoffen.

Und nun: nach dem unabänderlichen Gesetze der Trägheit ist es erklärlich, bedenklich aber scheint es gerade vom Standpunkte dynastischer Interessen aus doch: daß unsre deutschen Fürsten im allgemeinen für ihre Daseinsberechtigung so gut wie ausschließlich das Gottesgnadentum heranziehen. Gelegentlich mit ausdrücklich betonendem Wort, viel öfter mit Äußerungen, die ihre letzte Begründung für den Denkenden doch nur im Gottesgnadentum finden können. Von Monarchen, wie Mann sie zeichnet, von Fürsten, die sich regieren lassen, indem sie zu regieren vorgeben, schweigen wir in diesem Zusammenhang billig, denn uns geht hier nicht das Dekorieren und Statistsein an, sondern das Sein. Wenn sich ein Monarch vor Sachverständigen der verschiedensten Gebiete ohne weiteres als zu abweichendem Urteil von ebenso großem, ja von schwererem Gewichte befähigt glaubt und durch sein Handeln bekennt — wie anders läßt sich das begründen? Wie anders, wenn er über die verschiedensten Gegenstände der Museen, der Ausstellungen entscheidende „Urteile" abgibt? Oder über die Arbeit der im Dienst mit all ihrem Denken und Leben aufgehenden Offiziere und Beamten? Was erleuchtet ihn zur höchsten Autorität, wenn nicht das Gottesgnadentum? Wenn er Auszeichnungen nach seiner persönlichen Meinung und trotzdem in dem Bewußtsein verteilt, daß diese Auszeichnungen, die ja Urteile bedeuten, als Urteile der Majestät mehr gelten als die der Fachleute, die er umstößt? Wenn er Ausnahme-Ehrungen und Ausnahme-Rechte für sich persönlich, für den Knaben aus seiner Familie annimmt oder gar fordert, die selbst der Höchstverdiente im Staate nicht erhält? Wenn er seinerseits diesem Höchstverdienten, der zudem vielleicht ein Greis ist, mit der Anrede „lieber X" wohlwollend auf die Schulter klopft, und wohl gar die Anrede mit „Du" gegen ihn als Auszeichnung gebraucht, während er es sehr übel aufnehmen würde, behandelte der also „Ausgezeichnete" ihn ebenso? Woher soll überhaupt eine „Ehrfurcht" kommen, die nicht persönlichen Eigenschaften, sondern der Fürsteneigenschaft gilt, wenn nicht aus dem Gedanken, daß der Fürst etwas Besonderes, etwas von Gott Ausgezeichnetes ist? Wie anders ist der doppelte Maßstab erklärlich, als durch die Voraussetzung, daß der als Fürst Geborene ganz ohne Rücksicht auf seinen Menschenwert eben durch seine Geburt schon ein höheres Wesen sei, als der Nicht-Fürst? Das aber wäre doch nur durch eine besondere Begnadung möglich. Und so beweisen selbst Kleinigkeiten, ganz gleichgültig an sich, doch, daß auch heute noch unser Fürstentum sein Auftreten selber nach dem religiösen Prinzipe des Gottesgnadentums stilisiert.

Vom Standpunkte der dynastischen Interessen aus ist das auch politisch notwendig für die Kreise des Volks, bei denen dieser Gedanke noch religiösen Wert hat. Es ist sicher darüber hinaus von Nutzen oder ohne Schaden, wo man daran durch steten Verkehr von alters gewöhnt ist, wie bei Hofe, in der Armee, in weiten

Digitized by Google

Ringen der Beamtenschaft. Aber die Fiktion von einer höhern Wesensart der Fürsten führt zu Mißständen schon beim persönlichen Umgang. Die — sagen wir: Königliche Hoheit, die vorhin zu uns sprach, wünscht Mann mehr „Gelegenheit“ zum Verkehr mit Fürsten. Schon die Satzungen der „Hoffähigkeit“ nehmen einer Anzahl von Männern diese Gelegenheit einfach deshalb, weil sie sich mit ihrer Selbstachtung nicht vereinigen lassen. Es verträgt sich zum Beispiel mit Vieler Selbstachtung nicht, für ihre Person bei Hofe zu verkehren, während man ihre Gattinnen ausschließt. Es verträgt sich mit ihr auch nicht, das durch die Annahme einer Adelsmatrikel zu ermöglichen, als würde man jetzt nachgerade so viel wert, wie andre von ihrer Geburt ab sind. Meinen unsre Fürsten, es seien die schlechteren Elemente, die in sogenannten Auszeichnungen Demütigungen fühlen, so glaube ich nach meinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, daß gerade diese ihre Ansicht ein Beweis dafür ist, wie manches ihnen durch die Gottesgnadentum-Stilisierung der fürstlichen Gepflogenheiten in Deutschland entgeht. Zwar, nur der demokratische Philister, dem das Denken rostet, wird sich vor Fürsten nach Rabagas-Art benehmen und sich dem Tone des Hofes nicht fügen, in dem er einmal verkehrt, denn der Hof ist des Fürsten Haus, den Ton im Haus hat der Hausherr vorzuschreiben, und eben durch meinen Eintritt dort akzeptiere ich ihn nach Gastespflicht. Frei aber geben kann sich nur, sein Bestes bieten kann allein, wer als Gleicher mit Gleichem in Rede und Gegenrede verkehren darf. Deshalb wird ein Fürst unter den heutigen Verhältnissen die besten Köpfe seines Volks, wenn sie nicht gerade den Hochadel- oder Hofkreisen angehören, im persönlichen Verkehre meist nur von außen kennen lernen. Wir haben ja in Deutschland fürstliche Äußerungen genug gehört, die von der Lebensfremdheit zeugen, die hieraus folgt. Ist uns andern ein besseres Kennen der Fürsten zu wünschen, so wahrlich auch den Fürsten ein besseres Kennen der deutschen Gebildeten außerhalb ihrer Kreise.

Das religiöse Gefühl und der Glaube an ein Gottesgnadentum ist heutzutag nur bei einer Minderheit noch Stütze der Dynastien, die Mehrheit auch der monarchisch Gesinnten bildet sich aus den beiden vorhin kurz umzeichneten Gruppen. Verlangt es das Interesse der Dynastie, sich in unsern drohenden Zeiten fester im Boden zu verankern, so müssen sie aus eignem Interesse den Opportunitäts- wie den edler veranlagten Verstandesmonarchisten neue Beweise zu den alten bringen dafür, daß sie dem Ganzen nützlich sind. Sie müssen nähere, viel nähere Fühlung mit den Führenden suchen, vorurteils- und voraussetzungslos, in der einzigen Art, die uns Menschen einander ins Innere blicken läßt, in einer Verkehrsart nicht zwischen „Hoch“ und „Niedrig“, sondern von gleich und gleich. Und nicht bloß im offiziellen, auch im vertraulichen Verkehr. Es gibt Fürsten, die das auch jetzt verstehn, der Einsender unsrer Zuschrift gehört dazu. Mitunter scheint es jedoch, als verstanden es früher mehrere.

Aber das Verkehren ist nur Vorarbeit, ist nur ein Lernen und Informieren. Dann hätte die Anwendung des so Gelernten zu

Digitized by Google

kommen, das Handeln fürs gemeinsame Wohl, das immer mehr und immer auf neuen Gebieten den Nutzen der Dynastien über das alte Maß hinaus den abflauenden oder geradezu verneinenden Kräften zu erweisen hätte. Die meisten unsrer Fürsten sind reich — was tun sie über eine anständige Verwendung ihrer Zivillisten und Apanagen hinaus aus eignen Mitteln für unser Volk? Wo es galt, die Schönheiten unsrer Heimaten zu erhalten, die alten Parke dem Volke zu öffnen, das Neue dem Ganzen zu Zier und Ehre zu bauen, hörten wir da in Deutschland von unsern Fürsten mehr Rühmens, als von andern Reichen? Immer, versteht sich, von der Verwendung der Zivilliste abgesehn, die das Volk, wenn es sie nicht an die Fürsten zahlte, ja unmittelbar im eignen Vorteil verwenden könnte? Bei welchen großen Aufgaben der Wissenschaft, der Kunst, der sozialen Pflege, der Kultur überhaupt griffen unsre Fürsten über Protektorate und Ordensverleihungen hinaus mit persönlichem Vermögen und persönlicher Arbeit ein, wenn die Landtage knauserten und es sich nicht allein im circulus des Tuns wieder um Verherrlichung der Dynastien handelte? Wohl, wir haben Fürsten unter den deutschen, die auch dem entsprachen, und wenn irgendwer Stützer der Throne ist, so sind es sie. Aber unter den gebildeten Deutschen ist die Meinung verbreitet, daß, abgesehen von Wohltätigkeitsspenden im engern Wortsinn, die Beiträge für Kulturzwecke, die Beiträge an Arbeit, an Geld, ja: an innerer Teilnahme insbesondre für neue Kulturaufgaben aus den Schlössern unsrer Regierenden recht bescheiden kommen. Ich wünschte, daß andre diese Meinung besser widerlegen könnten, als ich. „Adel verpflichtet." In welchem Maße dann der Adel der Dynastien, der mit so unvergleichlichen Vorrechten ausgerüstet ist. Im Streite der Parteien ist das Zurückhalten der Bevorrechteten am Platz. Bei Kulturaufgaben jedoch, die außerhalb der Parteikämpfe stehen, bei Kulturforderungen, über deren Notwendigkeit man auf allen Seiten einig ist, gilt für unsre Fürsten, wenn sie auch den Gebildeten dauernd für unsre Ersten gelten wollen, dringend der Rat: an die Front! A

Zur Lyrik der Gegenwart

Renan spricht einmal davon, wie sich jedes Zeitalter seine besondere Literaturgattung wähle „als seinen Vorwand, alles zu sagen, für die feinsten Gedankenwendungen einen Ausdruck zu finden." — Das Wort ist eine geistreiche Formulierung für die stete Wirksamkeit der Mode, wie sie nach dem Gesetz des Kontrastes auch mit den poetischen Gattungen abwechselt. Sehen wir die Poesie unsrer letzten Jahrzehnte auf solchen Wechsel der Lieblingsgattung an, so scheint es, daß in den siebziger und achtziger Jahren ebenso die Novelle im Vordergrunde des literarischen Interesses stand, wie in den neunziger Jahren das Drama. Und unsre Tage? Von Publikumsmoden sprechen wir ja nicht. Aber vielleicht darf man sagen, daß unsre Dichter jetzt öfter als seit langem den feinsten Regungen der Psyche mit den Formen der Lyrik nachgehen.

Im Vorbeigehen seien naheliegende Fragen wenigstens angedeutet.

Digitized by Google

Wieweit wirkt solche „Mode“ auf die starke und eigenwachsende Persönlichkeit ein? und wird eine solche von ihr in ihrer unmittelbaren Wirkung sei es gefördert, sei es gehemmt? Schiller fuhr fort, Dramen zu schreiben, — und setzte sich mit ihnen auch durch, — als der Wilhelm Meister die Romantiker überzeugt hatte, daß „man“ nur noch im Roman sich aussprechen könne. Mörikes Anfänge fallen mit der Hochflut der ihm gründlich entgegengesetzten politischen Lyrik zusammen, seine späteren Tage liegen in der Zeit, die für den Lyriker den Bellmaus-Typus geschaffen; unter dieser Ungunst hat er dauernd gelitten. — Eine andere Frage: inwiefern entspricht einem Wechsel der Gattungen ein Wandel der Stoffe und eine Änderung in der Lebensstimmung einer Zeit? Naturalismus, wenn er konsequent ist, wird sich z. B. stets im Drama äußern müssen; hier allein kann die Welt des Papiers und der Konvention ganz beseitigt und das Leben, wie es dem Dichter erscheint, fast ohne Abzug wiedergegeben werden. Auch hier immer wieder das Widerspiel der Persönlichkeit mit ihren Fähigkeiten und Mängeln; wenn etwa zur Sturm- und Drangzeit Bürger sich jahrelang mit Dramenplänen plagt und sie schließlich doch in Balladen umsetzt, während andre die Motive und Szenen der eben herüberkommenden englisch-schottischen Balladenwelt (Kindsmord, Verführung, Aufstand des Vasallen, vergessene Liebe u. a.) ins Drama bringen.

Wir lassen diese und andre Fragen, die nur in größeren Zusammenhängen zu erörtern wären, und wenden uns der heutigen Lyrik zu: was will unsere Zeit in ihr zur Sprache bringen? welches sind ihre Probleme und Tendenzen? Soweit sie neu sind, müssen sie offenbar denen der jüngeren Vergangenheit abgewandt und entgegengesetzt sein, denn jenes Gesetz des Kontrastes, das wir eben bei dem kurzen Wechsel der Modegattungen tätig sahen, wirkt auch in größeren Schwingungen und stellt weitere Zeiträume zusammen und gegeneinander. Jene jüngere Vergangenheit läßt sich aber in den Namen der Künstler fassen, die heute die Kreise der Gebildeten in weitem Umfang beherrschen: Keller, Meyer, Mörike, — zuletzt und am stärksten Goethe, in dessen Welt jene alle leben. Goethe vor allem hat noch nie so still und weit in der deutschen Welt regiert wie jetzt in der Gegenwart; wer nicht nur unter Literaten lebt, sondern etwas von den geistig angeregten Kreisen des Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannstandes kennt, weiß das, und im deutschen Buchhandel kann man schon eine kleine Goethomanie wahrnehmen. — Diese Klassiker nun haben das Leben nach bestimmter Richtung ausgeschöpft, sie haben mit dem Blick für das Ganze ausgewählt und gewertet; Symbole und Ideale geprägt, die dem Bleibenden, Gesunden und Fruchtbaren gelten; sie haben die Harmonie der natürlichen und der sittlichen Welt gesehen und gespiegelt. Klassik ist der Sinn für Harmonie der Teile, ist das Auge für Totalität, — beides von der Welt wie vom Kunstwerk gesagt.

Immer tauchen, kaum daß solche klassische Welt gegründet worden ist, die Revolutionäre auf, die sie zertrümmern wollen. Zuweilen Leute mit Augenfehlern, die jede gerade Linie krumm sehen, nicht selten mächtige Talente, wie Heine, — die nur darum frondieren müssen,

Digitized by Google

weil das Genie vor ihnen auf dem Bauplatz war. Jener Blick für das Ganze und für die rechten Verhältnisse der Teile zum Ganzen geht verloren, es wächst der Reiz der Nebendinge, die Freude an der Übertreibung, die Lust an der Verzerrung. Die Karikatur blüht, die einem Goethe verhaßt und letzten Endes unverständlich war. Solche Entwicklungen lassen sich in jeder Kunst verfolgen, sehr schön und rein z. B. in der Architektur. Der Charakter der Poesie als der geistigsten Kunst bringt es mit sich, daß hier die sittlichen Wandlungen deutlicher und lauter werden. Man kann von Goethe sagen, daß in jedem seiner Gedichte der ganze Mann sei, — der eben bei der vorliegenden Veranlassung genau das und nicht mehr sagt, als er verantworten kann, verantworten gegenüber früheren und späteren Gelegenheiten und Situationen, d. h. gegenüber dem Ganzen seines Bewußtseins; er behält stets die Zügel in der Hand, ein Herr des Augenblicks und seiner Verwirrung. Das gleiche zeigen jene andern Dichter, die wir in Goethes Gefolge sahen: auch sie lassen nur das geordnete, geklärte Gefühl in ihrer Dichtung laut werden, auch sie wissen sich jederzeit verantwortlich, nur ihre starken Stunden dürfen reden. Die reden knapp und sicher, und lassen das Unwesentliche, Persönliche, Zufällige ungesagt.

Das geschieht so lange, bis es einer neuen Generation langweilig und altmodisch vorkommt. Nicht nur die Rechtsprechung legt sich, nach dem Worte eines berühmten Juristen, alle 50 Jahre auf die andere Seite. Viel reizvoller, amüsanter, pikanter ist es ja, jenes bisher Verschwiegene einmal hinauszuschreien, jenes Chaos ungesäubert auszubreiten, der Laune, dem Besonderen, Absonderlichen nachzugehn und nachzugeben. Das Triebhafte dringt vor, eine erregtere Sexualität, ein ungeordnetes Phantasieleben. So entsteht ein seltsames Spezialistentum, indem jeder seine eine, oft löcherige, oft verstimmte Pfeife bläst und zur vieltönigen Pansflöte weder Lust noch Geschick zeigt. Im Stofflichen greift man gern zu alten werten Motiven, um sie zu entseelen; im Formalen tritt eine Auflösung ein; die Strophe wird zugunsten der Zeile vernachlässigt, die sinnlichen Reize der Sprache werden nervös übertrieben. Die Vorliebe für den uneigentlichen Ausdruck, für Bilder und Metaphern nimmt ungemessen zu: es ist nämlich ein Irrtum, anzunehmen, der kurze, sachliche und eigentliche Ausdruck sei der leichteste; er ist es erst, wenn er einmal gefunden worden ist; für werdende Gefühle ist das Bild und die Umschreibung bei weitem das Leichtere. (Mit Anschaulichkeit hat das nicht das mindeste zu tun.) Undeutlichkeit und Weitschweifigkeit sind Produkten einer Übergangszeit eigen: jeder neue Gefühlszustand hat zwar sein Zentrum, und das Genie trifft ins Schwarze; aber die Talente vor und nach ihm ziehen weitere oder engere Kreise darum, oft mit viel Grazie, immer mit viel Selbstgefühl. All das war stets so, die Wiederkehr des Gleichen kommt einem in den Sinn, wenn man analoge Bestrebungen im 13. oder im 17. Jahrhundert tätig sieht. Die Spielereien der Binnenreime, die Tüfteleien mit Assonanz und Alliteration, die heute so wichtig genommen werden, haben die Epigonen der mittelhochdeutschen Lyriker und haben zahlreiche Poeten der Opitzischen Zeit beschäftigt. Die

Digitized by Google

Bilderjagd, die Hyperbeln, der preziös gezierte Ausdruck, wir hatten das alles schon wiederholt. Und genau so im Stofflichen. Die Lust am Gräßlichen und Ekelhaften, an der Entstellung menschlicher und heiliger Züge, — im Mittelalter wird sie in neuen Wunder- und Martergeschichten religiös maskiert, in der Zeit des Schwulstes tritt sie selbständig mit ästhetischen Ansprüchen auf. Die Ähnlichkeiten ließen sich bis in Einzelnes hinein mehren.

Aber das Angeführte genügt zu einigen Folgerungen. Erstens: diese Erscheinungen der Entartung sind offenbar notwendig; die heutigen Künstler, die sie zeigen, handeln unter einer Gesetzmäßigkeit, die heute wie in früheren Epochen um so deutlicher ist, als sie in andern Ländern gleichfalls wirkt. Zweitens aber — auf Reaktion folgt Gegenreaktion und auf Niedergang kann Aufgang folgen. Das bedeutet: wir legen vor jener historischen Notwendigkeit mit nichten die Hände ergeben in den Schoß, geschweige denn, daß wir sie vor solchen Taten bewundernd falteten. Sondern wir streben nach Kräftigung und Gesundheit, nach Ganzheit und nach Harmonie nun erst recht. Und wir sagen unsern modernsten und allermodernsten Lyrikern dieses: „Meine Herren, nur der Germanist der Zukunft wird von Ihnen etwas wissen; im übrigen sind Ihre lyrischen Gedichte, lyrischen Dramen, lyrischen Erzählungen und lyrischen Essays Totgeburten und nur Dünger für die Bäume einer späteren Zeit. Wenn's Ihnen also möglich ist, so schreiben und schreien Sie etwas weniger; — aber es wird Ihnen nicht möglich sein." Und drittens sagen wir zu den Mißmutigen und den Verwirrten unter den jungen Künstlern und den Lesern: „Nicht verblüffen und nicht entmutigen lassen! Es ist gewiß ein Unglück, daß wir heute höchstens in der Architektur Größe unsrer eignen Zeit, wahlverwandte, unmittelbar zwingende Größe erleben können. Aber kann unsre Literatur aus Mangel an überragenden Persönlichkeiten heute nicht groß sein, so kann sie wenigstens schlicht und tief, mit einem Worte: e c h t werden. Den Weg zum Herzen haben auch die schlimmsten Wogen der Unnatur nie für jeden Künstler verschlemmen können, und wie aus dem anspruchsvollen Lärm des siebzehnten Jahrhunderts nur ein paar Lieder von Gerhardt und Dach übriggeblieben sind, so wird auch in Zukunft nicht Nerven und Witz, sondern Herzblut einem Gedichte Leben und Dauer geben."

Hans Böhm

Lose Blätter

Aus dem „Demetrios" und den Prosadichtungen von Paul Ernst

[Über die Tragödie, aus welcher wir im folgenden zwei Proben abdrucken, wolle man den Rundschaubeitrag „Weimarer Theater" nachlesen. Ernst hat den vielbearbeiteten Stoff mit sichtlicher Energie durchdacht. Sein Demetrios ist der letzte, freilich illegitime, Sprößling der Herakliden, der rechtmäßigen, von dem Tyrannen Nabis gestürzten Könige Spartas. Seine Mutter, die Sklavin Tritäa, hat ihn vor den Söldnern des Nabis gerettet, und als einen Sklaven namens Pytheas auf-

Digitized by Google

gezogen. Durch ihm drohende Todesgefahr sieht sie sich gezwungen, ihn als Herakliden zu verraten. Eine Volksbewegung spielt ihn als Gegenkönig gegen Nabis aus; auch Dyme, des letzten Herakliden Orestes Weib, erkennt ihn aus Rachelust als ihren — in Wirklichkeit vor ihren eigenen Augen getöteten — Sohn an. Er siegt und gewinnt den Thron. Mit dem Augenblick aber, der ihn zum Herrscher macht, fallen jugendliche Ideale seinem neuen Pflichtbewußtsein zum Opfer. Er vereinsamt an der Seite einer ihm fremden Gattin, Nabis' Tochter Komaetho, welcher seine Geliebte, Kallirhoe, freiwillig gewichen ist. Bald brechen neue Bürgerkämpfe aus; seine Abkunft, die er selbst nicht kennt, wird in Frage gestellt und er selbst wird bis zur letzten Prüfung im Palast gefangengesetzt. Die unerhörte Schmach wird noch überboten dadurch, daß er seine wahre Herkunft endlich erfährt. Im letzten Akt verrät er endlich sich selbst, halb freiwillig, halb gezwungen, und wird ermordet. Was Natur und Umstände notwendig gestalteten, was als Glück und Anfang einer besseren Zeit erschien, das führt so zum Chaos und Untergang. Die wirksame Tragik des „sich selbst setzenden Konfliktes" ist damit fehllos offenbart. Und Ernst hat mit anerkennenswertem Geschick die realistischen Unwahrscheinlichkeiten der Handlung poetisch glaubhaft zu machen, den Charakter der Notwendigkeit herauszuarbeiten versucht. Daß er dabei nahe an eine fatalistische Geisteshaltung, an eine scheinbar naturnotwendige Ergebung in die Machtwirkung des sich selbst setzenden Konfliktes streift, ist nur zu erklärlich. —

Gerade diese Geisteshaltung scheint Paul Ernst aber auch sonst nicht fremd zu sein. Er erzählt als Prosaiker, als welcher er nicht minder bewußt zu Werke geht denn als Dramatiker, seine kleinen Novellen und Erzählungen häufig ohne irgendwie zu den Geschehnissen Stellung zu nehmen. „Wie es denn zu geschehen pflegt . . . .", diese Worte drücken ein Stück von Ernsts Stimmung aus. „Und es geschah, daß . . .", mit diesen gewinnt er nur allzuoft den Fortgang. Gewollte Kindlichkeit aber, die von dem tieferen Sinn der Geschichte gar nichts zu verstehen vorgibt, wirkt auf die Dauer als eine intellektuelle Unaufrichtigkeit. Je eleganter die Diktion, je flüssiger der Stil, um so peinigender wird dieser Eindruck. Nur die gelegentlich entzückende (nicht machtvolle oder untergründigtiefe) Anschaulichkeit der Schilderung wird darüber Herr. Und nur selten (am meisten vielleicht in der Geschichte „Papedöne") zieht der Drang der Ereignisse in seiner scheinbaren Schicksalsnotwendigkeit ganz in seinen Bann. So steht diese Erzählkunst in einem seltsamen Verhältnis zum Leben. Hier offenbart sie eine feine Beobachtergabe, ein weichgestimmtes Gemüt und heitere Beschaulichkeit, dort vergewaltigt eine markloſe Phantasie die Bausteine zu einem übelfundamentierten Gebäude, das in sich selbst nicht stehen könnte: sie kann das Spiel unsrer Vorstellungen, aber kaum unser Menschendasein bereichern.

Ernst hat in seinem „Weg zur Form" eine heftige Abneigung gegen den modernen Psychologismus bekundet. Er versucht, das Seelische aus den Handlungen und ganz sparsamen Andeutungen gleichsam erraten zu lassen und verspricht sich von dieser Methode eine nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes größere Wirkung, als sie „Naturalisten" je üben könnten. Aber mir persönlich scheint durch seine Dichtungen bewiesen, daß selbst unter seinen Voraussetzungen die einfache Folge von Begeben-

Digitized by Google

heiten nicht „wirken“ kann, wenn sie als ein konstruierter Aufbau von offenbaren Unwahrscheinlichkeiten erscheint, oder wenn der ganze Gegenstand menschlich nicht in besonderer Weise anreizt. Ein andermal preist Ernst die „Judenbuche“ der Droste-Hülshoff und Boccaccio, da er aber selbst weder die Stimmungskraft und Einheitlichkeit der Droste noch die graziereiche Spannkraft des Italieners zu eigen hat, so hilft diese theoretische Erkenntnis seiner Produktion nicht viel: in den weniger gelungenen seiner Geschichten ist er für mein Gefühl langweilig, in den mittelguten ohne tiefe Wirkung, und nur die besseren hallen eine Zeitlang nach und beschäftigen den Geist des Lesers.

„Papedöne“ ist der Sammlung „Prinzessin des Ostens“ entnommen, welche siebzehn Novellen und darunter die besten von Ernst enthält. „Sechs Geschichten“ bilden ein anderes Bändchen des Dichters. In ihnen gibt Ernst Grauen, Spuk und Phantastik, aber mit eben jener fatalen Pose wie die Menschlichkeit seiner andern Erzählungen. Gerade hier durften die tiefen, heimlich-erschütternden Klänge nicht fehlen, über denen das bunte Spiel sich bewegt. Von den sechs Geschichten ist eigentlich nur eine (der Schemen) gelungen; sie ist halb humoristisch und kann daher des unterirdischen Akkords am besten entraten.

Ernsts erster Roman* betrachtete den Bildungsgang eines Försterjungen, der in Berlin seine Studienzeit verbringt und nach allerlei Irrfahrten in den Hafen einer ruhig-glücklichen Ehe fährt. Hier kommt das Sittliche teils als traditionell gutbürgerliche Moral, teils als Ergebung in den unergründlichen und keinesfalls zu ergründenden Willen Gottes zum Ausdruck. Technische Seltsamlichkeiten schwellen die Geschichte zu bedeutendem Umfang an (es wird z. B. fast keine Gestalt auf die Bühne gebracht, von der Ernst nicht erst umständlich die Lebensgeschichte bis zu dem betreffenden Punkt erzählt), so daß die feinen Milieuschilderungen und die zarten Darstellungen verhältnismäßig unwichtiger seelischer Erlebnisse nicht recht zur Geltung kommen. Eine wunderliche Scheu zeigt Ernst vor allem wirklich Geistigen. Und doch wirkt natürlich gerade im Bildungsroman ein sittlich und geistig mittelmäßiges Niveau bald abstumpfend. Viel reizvoller gibt sich Ernsts zweiter Roman, der im vorigen Jahre erschien. „Die selige Insel“ nennt er jenes glückliche Eiland, auf dem so viele gehetzte und geplagte Männer unsres nordischen Landes sich ein idyllisches Leben im warmen Süden, fern allem Lärm der Zivilisation erträumen. Ernsts Held, Graf Heinrich, ist nach einsamer Jugend eine Verstandesehe eingegangen. Sie bleibt kinderlos, und er verläßt, von unbestimmter Sehnsucht getrieben, bald seine gütige und kluge Frau. Paul Ernst wagt es nun, den Grafen die selige Insel wirklich in der Adria finden zu lassen; sogar eine leibhaftige Contessina von achtzehn Jahren findet er darauf, mit der er eine Hochzeit unbefangenen Glückes verlebt. Sie gebiert ihm einen Sohn, der Graf holt seine erste Frau, um mit beiden Frauen in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Aber die Contessina bleibt im letzten Augenblick zurück, in Furcht, die Selbstbeherrschung nicht erhalten zu können, welche das Zusammenleben der Drei auferlegt. Erstaunlich, bis zu welchem Grad von Wahrscheinlichkeit hier wohldurchdachte Kunst das Unwahr-

* „Der schmale Weg zum Glück“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart)

Digitized by Google

scheinliche erhoben hat. Dieses zur Wirklichkeit gesteigerte Märchen spannt, erfreut und überrascht fortwährend durch eine Fülle zarter und duftiger Einzelschilderungen. Auch die Verknüpfung mit dem modernen Leben des ersten Teils gelingt überraschend, ohne Bruch, ohne Willkür. Aber freilich: das Psychologische wuchert nun in dieser Dichtung üppig (wir drucken eine betrachtsame Stelle dieser Art ab). Nur die naturalistische Diktion fehlt, sonst hätten wir nahezu ein „modernes" Buch. Daß der moderne Inhalt und Gehalt hie und da mit dem Kindlichkeitston der Erzählung nicht zusammengeht, ist wohl die einzige Störung des ruhigen Genusses, wenn man sich an den unvermeidlichen ethischen Fatalismus Ernsts und an seine Ungeistigkeit gewöhnt hat. —

Überzeitliche Kunst will Ernst schaffen. Und es gelingt ihm, sich vom Erleben so weit zu entfernen, daß es dem Leser schwer wird, überhaupt noch oft an ein Erleben zu glauben. Unabhängig davon aber kann anmutige Phantasie und liebenswürdige Schilderung selbst in Verbindung mit sittlicher Treue und Zucht über Arabesken- und Ornamentwesen nicht hinauskommen; mir will scheinen, daß Ernst davon häufig nicht weit entfernt ist. Im Gestalten liegt seine Stärke nicht, denn als Gestalter wird immer der am größten sein, der dem Leben am nächsten steht, es bezwingt und von diesem Riesengrunde her in Ewigkeithöhen hinaufbaut. Im ganzen aber steht Ernsts Prosa im Zeichen nicht der Weltbejahung, auch nicht leidenschaftlicher Weltverneinung, sondern der Weltflucht. Ezard Nidden

Die hier erwähnten Bücher sind mit Ausnahme des „Schmalen Weges" im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen.]

Aus dem „Demetrios"

Pytheas: Herrin, ich bitte, darf ich zu dir reden?
Kallirhoe: Sprich, guter Pytheas, weshalb doch fragst du?
Hab ich dich denn gekränkt?
Pytheas (leidenschaftlich): Was redest du!
Du kannst nicht kränken!
Kallirhoe: Nun, weshalb so ernst?
Pytheas: Es ist vielleicht nicht ziemlich, was ich sage,
Doch muß ich's sagen.
Kallirhoe: Bin ich dir denn nicht
Wie eine Schwester ihrem ältern Bruder?
Pytheas: Du bist nun nicht mehr Kind, Kallirhoe!
Kallirhoe: Ich muß mich schämen, Pytheas.
Pytheas: Nein, nicht . . .
Es ist so schwer — wir haben doch zusammen
Als Kinder oft gespielt in diesem Hain —
Du mußt nicht denken, daß ich je vergaß,
Daß ich ein Sklave bin — du schmiegtest dich
Mit deinen Armchen an den alten Ölbaum
Und batest: Nymphe, Nymphe, komm heraus,
Die du den Baum bewohnst, mit seidnen Haaren,
Ihm seine silberfarbnen Blätter webst,
Die Blüten bildest mit den zarten Fingern,

Digitized by Google

Die Früchte rundest, wachst du nur im Mondlicht,
Träumst in der Sonne? Bist du ewig jung?
Vielleicht bist mit dem Baume du gealtert?
Bist du ein Mütterchen mit weißen Haaren,
Weißt viele Märchen?

Kallirhoe: Damals glaubt ich fest,
Die Himmlischen erschienen uns noch heute,
Wie unsern Ahnen.

Pytheas: Viel mußt ich erzählen
Von des Spartanervolkes altem Ruhm,
Von seinen Helden und den stolzen Fraun.

Kallirhoe: Das weiß ich noch, und wie ich immer wünschte,
Wenn einst das Vaterland in Not kommt, möcht ich
Dann doch es retten können, mich ihm selber
Zum Opfer bringend oder meine Kinder,
Daß ewger Nachruhm meinem Namen bliebe!

Pytheas: Heut sind die Zeiten anders — liebes Kind,
Du weißt noch nichts, doch besser sag ich's dir;

Kallirhoe: Was ist nur, Pytheas? —

Pytheas: Du weißt gewiß,
Daß Nabis, der Tyrann, um seine Herrschaft
So mehr zu festgen, oft der Reichen Töchter
An Leute aus dem Volke gibt, sichre Männer
Sich derart bei den Mächtigen zu schaffen,
Denn die sind treu ihm, weil bei seinem Sturz
Sie als die ersten ihm nachfolgen würden.
Nun schickt er deinen Vater Demades . . .

Kallirhoe: Nicht weiter, Pytheas!

Pytheas: Das ist nicht alles.
Ich weiß nichts Sichres, was ich sprach, ist Argwohn.
Doch weiter. Deinem Vater wird der gleiche
Gedanke schon gekommen sein, drum lud er
Dir deinen Vetter Theridas, und sicher
Hätt er dich ihm vermählt schon, hätt ihn nicht
Besorgnis abgehalten; Theridas
Ist nicht ein Mensch, dem leichten Herzens mag
Ein Vater seine Tochter übergeben.
Mir zuckte oft die Hand zum Messer schon,
Wenn ich ihn sah; Verachtung hielt mich nur.

Kallirhoe: O Pytheas, du hast ein hartes Herz!
Das hättest du mir nicht erzählen sollen.

Pytheas: Kallirhoe, du mußt nicht schelten!

Kallirhoe: Nein,
Verzeih, mein guter Pytheas, verzeih;
Das ward dir wohl recht schwer, das zu erzählen,
Ich merkt es wohl.

Pytheas: Ich mußt es dir erzählen.
Denn sieh, wie eine Schwester lieb ich dich,
Du Gute, Sanfte. Deshalb sollst du wissen,
Ich dulde nicht, daß dir ein Leid geschieht,

Digitized by Google

Und auch ein Sklave, wenn er sich nicht fürchtet,
Ist nicht so gänzlich ohne alle Macht.

Kallirhoe (weint).

Pytheas: Du weinst?

Kallirhoe: Ich habe keinen ja wie dich!

Pytheas: Du darfst nicht weinen, Kind, du machst dir nur
Vorher das Herz schwer, eh die Not gekommen.
Viel besser ist es, fröhlich sein, so lange
Wir froh sein können.

Kallirhoe (umarmt ihn): Pytheas, ich will
Mit keinem mich vermählen, als mit dir.

Pytheas: Kallirhoe!

Kallirhoe: Nein, du hast recht, ich bin
Kein Kind mehr; was ich sage, ist bedacht.
Wohl weiß ich, daß ich Unerhörtes will,
Doch will ich es.

Pytheas: Ich will dich noch verdienen.
Nicht schämen sollst du dich des Sklaven. Zufall
Ist die Geburt, mein Herz war niemals sklavisch.

Kallirhoe: Das weiß ich, ob ich auch noch jung bin, und
Auch das: Der Mann ist mehr wert wie der Stand.
Und in den schweren ungewissen Zeiten,
Die heute sind, tut einem Weib ein Mann not.

Pytheas (streicht ihr liebkosend über das Gesicht):
Noch wag ich nicht, mich dir zu nahen; neue
Befangenheit hält mich zurück; wir waren
Doch wie Geschwister, war ich auch dein Diener.
Das wußt ich stets; doch nie hat's mich gekränkt.
Noch eben konnt ich küssend dich umarmen,
Um dich zu trösten, dir die Tränen trocknen,
So wie ein Bruder seine Schwester tröstet;
Nun wag ich dich kaum anzusehn; doch wisse,
Nicht Feigheit ist's; ich weiß, ich bin dich wert.
Kallirhoe, wir bilden uns wohl alle
Luftblaue Hoffnung, wenn wir müßig sind;
So hab auch ich mir Hoffnungen gebildet,
Und wußte, daß sie eitel sind, denn niemals
Hätt ich gewagt, an solches Glück zu glauben.

Kallirhoe: Du zitterst ja, und deine Hand ist kalt.

Pytheas: Wenn dies ein Traum nun wäre, niemals träumt ich
Solch einen Traum — : ich darf nicht mehr erwachen,
Ich könnte nicht mehr leben, denn so wirklich
Ist alles, daß es stets mir wirklich schiene
Als ein Besitz, den ich in Wahrheit hatte,
In Wahrheit dann verlor, als ich erwachte.

Kallirhoe: Es ist kein Traum, mein lieber Pytheas.

Pytheas: Es ist kein Traum; nun dank ich dir, du Liebe,
Ich danke dir für dich, noch mehr für mich,
Ich war ein Ding, du machtest mich zum Menschen,
Du gibst mir Götter und ein Vaterland,

Digitized by Google

Hoffnung und Willen — alles wirrt sich noch,
Doch will ich dir erzählen, was ich denke,
Damit du dich erfreust an meiner Freude.
Ich denke an den Bergwald, und der Eichen
Gründunkles, immer lebend Laub, und an
Der Zweige Rauschen, meines Gottes Stimme,
Ich habe einen Gott nun, der mir redet;
Denn gottlos ist ein Sklave, keiner droben
Der Himmlischen bekümmert sich um ihn.
Der Waldquell sprudelt klar, und seine Nymphe
Schaut mich aus dunklem Auge ruhig an;
Dem Sklaven sprudelt nur geistloses Wasser.
Und in der Hand schwing ich den schlanken Jagdspeer,
Den Bogen mit dem Köcher an der Seite;
Verboten ist der Waffenschmuck dem Sklaven.
Und folge meinem Wild durch dichte Sträucher,
Dem Edelhirsch, dem Löwen, ja am liebsten
Dem Löwen, der so stark und mächtig ist,
Daß viele, ihn zu töten, ausziehn; ich
Will ihn allein aufsuchen, denn ein Sklave
Darf die Gefahr nicht suchen, keinen Mut
Beweisen, denn sein Leib gehört nicht ihm.
Dann kehre ich nach Haus mit meiner Beute,
Ich hab ein Haus, daheim erwartet mich
Mein Weib und Kinder, Weib und Kinder hab ich,
Der Sklave hat nicht Haus, nicht Weib und Kind.
Du bist mein Weib — wie ist denn das nur möglich,
Dich lieb ich ja so sehr!

Kallirhoe: Du darfst nicht träumen,
Ist's auch ein Traum: wir müssen Wahrheit schaffen.

Pytheas: Hast du Besorgnis? Mich macht nichts mehr fürchten,
Nichts ist mir nun zu schwer.

Kallirhoe: Doch wie das Nächste?

Pytheas: Das Nächste, daß ich deinem Vater fliehe;
Den Sklaven hält kein Recht, hält die Gewalt,
Und sein Recht, wenn er irgend hat ein Recht,
Ist Flucht. Dann suche ich Kallikrates,
Den Söldnerführer; denn nicht ungewohnt
Bin ich der Waffen; nach der Arbeit abends
Hab ich mich heimlich eingeübt, aus Freude
Am blanken Stahl, und vieles Wilde hoffend.
Er nimmt mich gern, denn ich bin jung und stark,
Und habe Mut und will zur Höhe kommen.
Dann hab ich Schutz, von dem wagt keiner mich
Zurückzufordern, denn Kallikrates
Hat große Macht, so viel wie Nabis selbst fast;
Denn ohne ihn und seine Söldnerschar
Was wäre Nabis? Nur an mir dann liegt es,
Zu werden, was ich will; nicht lange will ich
Ein niedrer Krieger bleiben, sei gewiß;

Digitized by Google

Dann führ ich heim dich, mag dein Vater wollen,
Mag er's nicht wollen: doch so lange, wenge,
Ganz wenge Monde nur, hältst du mir stand.
Ich schütze dich, den Narrn, die um dich freien,
Soll bald die Lust vergehn. Wohl merkt ich mir,
Was Demades hier schwatzte; heute kann
Ein Tüchtiger zu jeder Höhe kommen;
Schon oft schwang sich ein Söldner auf den Thron.

Theridas (tritt auf): Was schwatzt der Sklave? An die Arbeit, rasch!
Und du, Kallirhoe, bist nun zu alt
Zum Märchenhören bei den Sklaven: geh;
Sehr übel tut dein Vater, daß er dir
So viele Freiheit läßt, um müßige
Gedanken in das Köpfchen dir zu setzen.

Kallirhoe: Mein Vater ist der Herr in diesem Hause,
Nicht du, mein Vetter Theridas. (Zu Pytheas) Leb wohl! (Ab)

Theridas: Mehr hast du nicht gepflückt? Der Boden ist
Bedeckt kaum von den Früchten — an die Arbeit,
Was stehst du noch und gaffst?

Pytheas: Ich dachte, Herr.

Theridas: Ich dachte! Denken tut der Tölpel auch!
Bei meinem Ohm ist's wohl bequemes Leben?
Viel Essen, wenig Arbeit? He? — Antworte.

Pytheas: Nun, so!

Theridas: Welch trägen Sinn dies Sklavenvolk hat!
Grad wie vorm Pflug der Stier. Das denkt an nichts
Wie Essen oder Schlafen. Könnten s'e
Nur zählen, daß sie zählten, wieviel sie sind,
Wie viele wir, so wären wir verloren.
Bist du schon in der Stadt gewesen?

Pytheas: Ja.

Theridas: Da ist es schön, was?

Pytheas: Ja.

Theridas: Das glaub ich wohl,
Da wird den ganzen lieben Tag gefaulenzt.

Pytheas: Wär ich ein Herr und du ein Sklave, ich
Vermöchte solche Reden nicht zu führen.

Theridas: Was hör ich? Er erwacht! Er will mich tadeln.
Dich werd ich merken; wenn ich erst dein Herr bin,
Da wirst du nicht bloß hören, sondern fühlen.

Pytheas: Versprach mein Herr dir die Kallirhoe?

Theridas: Was machst du denn für Augen? Bursche, warte,
Was soll das heißen? (Schlägt nach ihm mit einem Stocke)

Pytheas (stürzt auf ihn, ersticht ihn): Das soll's heißen, das!

Theridas: Zu Hilfe! Hilfe!

Pytheas (wirft den Stock weit weg): Schlagen durft er, schlagen!

Demetrios: Schmach, Schmach, des Pöbels Schimpf, und ich muß schweigen;
Bin ich ein Sklav, daß mich die Wut nicht umbringt?

Digitized by Google

Schmach, tiefste Schmach, ich nicht Orestes' Sohn,
Der Dyme Sohn nicht — alles ward beschmutzt mir,
Mir in den Kot gezerrt, nur dies noch nicht,
Mein Recht und meine Ehre; und das Blut
Des Ahnherrn Herakles schlägt mir zum Herzen,
Pocht wütend, daß es mir das Auge dunkelt,
Im Haupte schwindelt, so empört das Blut sich
Ob solcher Schmach, und ich muß ruhig scheinen;
Glückt es Kallikrates, nur eins noch will ich:
Nicht König bin ich mehr, ich will mich rächen. —
Pfui, bin ich so gemein? Noch bin ich König. —
(Zu Tritäa) Du hattest, Sklavin, einen Sohn, wie Dyme;
Lebte er noch, dich müßte Dyme neiden;
Du hast kein Königskind geboren, Sklavin;
Freu, Sklavin, dich, freu deiner Schande dich,
Des Elends und der Schmach, denn deine Schande,
Dein Elend, deine Schmach sind dir vertraut,
Verwandt, versippt; mir sind sie fremd und feindlich,
Doch gehn sie mir zur Seite wie Geschwister.

Tritäa: Kind, gleiches Schwere tragen Sklav und König.

Demetrios: Das ist ein Sklavenwort und Sklavenhochmut.

Tritäa: Vor Hochmut hüte du dich, allzu tief
Wird noch dein Fall. Ich zittre vor dem Fall.

Demetrios: Was meinst du, Weib, kann ich noch tiefer stürzen?

Tritäa: Wie tief wir stürzen, sehn wir erst von unten.

Demetrios: Für dich mag Fall sein, was für mich ein Steigen.
(Während des folgenden steigt die Angst der Tritäa beständig.)

Tritäa: Du kennst das Leben nicht, entfliehe noch;
Ich weiß den Weg, wir retten deine Schätze,
Schleichpfade hat die Sklavin und Vermummung.
Im fremden Land kennt dich kein Mensch. Da lebst du
Als reicher Mann. Du kennst das Leben nicht,
Köstliche Speise nicht und fremde Weine,
Den Neid der Armen, weiches Lager, Freunde,
Die schmeicheln müssen; du verachtest alle,
Quälst deine Sklaven, wie es dir beliebt,
Und freust an ihrer Angst dich; noch nicht weißt du,
Was Wollust ist. Nichts Höhres gibt's für Männer.
Nicht die Hetäre nur, die noch so teure,
Die schönste Sklavin aus dem fernsten Volke,
Hat einer, der so reich ist, auch die Freien,
Die er nur will, und von dem ersten Adel.
Du weißt das alles nicht, du bist so jung noch.
Stets ist das Leben besser, wie der Tod.

Demetrios: Bist du das Weib, das ich einst Mutter nannte?

Tritäa: Nur eine Woche lebe; dann entscheide,
Wenn du das Leben kennst; noch kennst du's nicht.

Demetrios: Die Sklavin rühme, was sie Leben nennt,
Vor ihrem Sohn, nicht vor dem Königskinde.
Nicht ungern stürb ich, denn ich trug zu viel,

Digitized by Google

Und schöner kann der Tod mich niemals treffen,
Wie, da ich jung bin und nur Edles will,
Und auf dem Thron des königlichen Vaters,
Da rings die Welt von Sklavensöhnen voll,
Als der Spartaner letzter echter Herr.

Tritäa: Doch viele glauben deine Abkunft nicht!

Demetrios: Ich glaube sie, und meine Mutter weiß sie.

Tritäa: Auch Dyme weiß nicht, und auch sie muß glauben.

Demetrios: Welch ein Gedanke —

Tritäa: Wenn nun Dyme nicht schwört,
Kein Mitleid, kein Erbarmen hat das Volk!
Vielleicht, sie nehmen nur dein Augenlicht —
Dann hätt ich dich — ach nein, sie töten dich!
Dich zog ich auf, ich habe selbst gehungert;
Sieh, wie ich mager bin, doch du wardst satt.
Du mußt doch dankbar sein! Und wenn du willst,
Kannst in der Fremde du auch anders leben.
Ja, du bist schlecht, du denkst nur stets an dich!

Demetrios: Weib, bin ich dein Sohn, und nicht Dymes Sohn?

Tritäa: Das hab ich nicht gesagt, du hörtest falsch.

Demetrios: Wir sind allein! Hör du, wir sind allein!
Verschweige nichts, die Wahrheit muß ich wissen!

Tritäa: Nicht mein Sohn bist du.

Demetrios: Bin ich Dymes Sohn?

Tritäa: Ich sprach verwirrt, mir bist du Dank nicht schuldig,
Ich tat nur, was die Sklavin muß. Doch lebe,
Ist König sein solch Glück?

Demetrios: Wie zwing ich dich?
Du lügst!

Tritäa: Ja ja, die Zeit verrinnt, nun fliehe!

Demetrios: Wie hast du solche Angst um einen Fremden?

Tritäa: Du denkst noch an Kallirhoe; ich weiß
Ein Mädchen, das ihr gleichsieht, eine Sklavin,
Wie Wassertropfen, keinen Unterschied;
Die kaufst du dir, du siehst das Geld nicht an,
Nur schnell und komm —

Demetrios: Weh, das ist meine Mutter!

Tritäa: Nicht ich, nicht ich, so kannst du ja nicht leben,
Dich tötete die Scham, das weiß ich ja!

Demetrios: Ich muß die Wahrheit wissen! Bin ich dein Sohn,
Dann bin ich doch nicht König, bin Betrüger,
Dann durft ich nicht so vieles Blut vergießen,
Dann bin ich ja ein Hund, dann flieh ich ja.

Tritäa: Dann fliehst du wirklich?

Demetrios: Ja, der Sklav verkriecht sich.

Tritäa: Dann fliehst du? Du bist Pytheas, mein Sohn.

Demetrios: Nein, was du sagst, ist Lüge. Ich versteh dich.
An deinem Busen trank ich, du erzogst mich,
Du liebst mich, wie die Amme liebt das Kind,
Mit unvernünftger Liebe, wie das Tier liebt;

Digitized by Google

Für dich soll ich dies kahle Leben retten.
Ich bin kein Sklavenkind, nicht handl ich sklavisch;
Ich bin ein König und ein Königskind.

Tritäa: So fliehst du nicht?

Demetrios: Ist dies ein Sklavenantlitz?
Seh dir ich ähnlich? Dem Orestes gleich ich.

Tritäa: Doch gleichst du Dyme nicht, der Königin.

Demetrios: Was soll das heißen?

Tritäa (schamvoll): Pytheas, mein Sohn!

Demetrios: Ich trage auf der Brust das Götterbild,
Das nur der Heraklide tragen darf.

Tritäa: Du bist ein Heraklide.

Demetrios: Jetzt versteh ich.
O Schande, Schande! Du bist meine Mutter,
Ehbrecherisch erzeugte mich mein Vater,
Als Jungvermählter schlich er heimlich nachts
Vom Bett der Königin zum Sklavenstall.

Tritäa: Zu deiner Mutter sprichst du.

Demetrios: Du betrogst mich
Als Säugling schon, weshalb hingst du mir um
Das Götterbild, das du dem Toten stahlst?
Warum? Um Trug zu üben und zum Ball
Zu machen mich, mit dem das Schicksal spielt.

Tritäa: Nicht ich hing's um; hohnlachend tat's ein Mörder
Im Übermut; ich hätt es nicht gewagt;
Ich wußte nicht, daß du des Königs Sohn warst,
Erst als das Bild du ohne Schaden trugst,
Erkannt ich das; da hielt ich es für Schickung
Und Willen des Apoll und ließ es dir.

Demetrios: Du wußtest nicht, daß ich des Königs Kind?
So war denn also —

Tritäa: Eine Sklavin war ich,
Wehrlos bei jedem Übermut von Männern.

Demetrios: Tierisch die Sklavin, tierisch auch der König.
So ist des Lebens abgekehrte Seite,
Bis jetzt hab ich die vordre nur gesehn.

Tritäa: Entfliehe, Kind, ich fasse deine Knie!

Demetrios: Entfliehen, meinst du? Ja, das ist das beste,
Was kann der Sklave, dem die Peitsche droht,
Was der Betrüger, der den Thron erlogen,
Wohl Bessres tun, als vor der Strafe fliehn? —
Nein, nicht entflieh ich, stürzt auch alles ein,
Stürzt auch mein Recht, und bin ich ein Betrüger,
Noch bin ich König, und die Krone trag ich.
Nun bin ich frei, nichts hab ich als das Schwert.
Flieh, Furcht, von mir, ich hab ein frohes Herz;
Ich steh allein und bin ein Feind von allen,
Und lachend will ich siegen oder fallen.

Digitized by Google

Papedöne

Ein Bauer hatte einen Knecht — es ereignete sich aber die folgende Geschichte vor vielen hundert Jahren —, welcher sehr ehrgeizig und stolz war. Dieser versorgte fast die ganze Wirtschaft, denn der Bauer war ein unruhiger Mensch, trieb sich auf den Märkten und in der Stadt herum und hatte immer zu kaufen und zu verkaufen. Die Frau mochte den Knecht nicht leiden, weil er einer finstern Gemütsart war und nicht lachte, und sie sagte, er könne niemandem ins Gesicht sehen. Der Bauer aber pries ihn sehr in der Schänke und auf dem Markt, wie er verläßlich sei und treu, lobte ihn auch oftmals, welches dann den Mann sehr freute. Im übrigen gönnte sich dieser keinerlei Zerstreuung und Vergnügen, außer, daß er etwa Sonntags nachmittags mit dem Söhnchen seines Brotherrn spielte und ihm kleine Schiffchen schnitzte und auftakelte; denn es war ihm genug an seinem Stolz und Ruhm, daß er der beste Knecht war in der ganzen Gegend, und mancher sagte, wie der Hof viel besseres Schick hätte, wenn er der Bauer wäre, und so einen Treuen und Ehrlichen gebe es nicht mehr heutzutage.

Nun geschah es, daß der Bauer wieder einmal von einem Handel heimkehrte und auf dem Wege gemerkt hatte, daß er betrogen war, wie er denn nach solcher Leute Art gewöhnlich zusetzte bei seinen Geschäften und Tauschen. Das fraß ihm am Herzen, und er warf die Türen, wetterte und schimpfte auf alle Menschen, daß heute nichts mehr erhört werde in der Welt denn Untreue und Betrügerei; er aber wolle schon allen zeigen, mit wem sie zu tun hätten, denn er habe sich solches schon allzulange gefallen lassen, und nicht nur von fremden Leuten, sondern auch in seinem eigenen Hause, und sein Knecht sei der Schlimmste; aber das solle von jetzt ab anders werden, dem wolle er auf die Finger sehen, der müsse ihm mehr arbeiten und weniger betrügen. Der Knecht rieb im Stall die schweißigen Gäule mit einem Strohwisch und hörte durch das geöffnete Fenster diese Reden. Er ward ganz blaß, ging hinein und fragte den Bauer, was er mit diesen Worten meine; denn wenn er auch nur ein Knecht sei und seinen Lohn kriege, so habe er doch seine Ehre und die lasse er sich nicht nehmen. Da antwortete ihm der Bauer in seinem blinden Zorn, daß er nicht aufbegehren solle, sondern demütig sein, wie es sich für seinen Stand gezieme, und wenn er von Spitzbuben und Tagedieben höre, so werde er wohl wissen, was die Leute mit solchen Worten meinten, weil er doch Deutsch gelernt habe. Hierauf sprach der Knecht nichts weiter und ging aus der Stube. In der Frühe des andern Tages, welcher ein Sonntag war, fuhr der Bauer wieder auf Handelschaft. Der Knecht besorgte das Vieh, zog sich sonntäglich an und ging zur Kirche; er hatte aber einen weiten Weg, weil der Hof allein mitten in der Heide lag, wohl eine Stunde vom Ort. Dann kam er wieder, zog den Rock aus und setzte sich in Hemdärmeln vor seinen Stall, bis die Frau ihn und die Magd zum Essen rief. Nach dem Essen ging die Frau auf ihre Kammer, ein Nachmittagsschläfchen zu halten, die Magd setzte sich in die Stube, ihre Sachen zu flicken, und der kleine Hans schlich sich endlich zu dem Knecht; da dieser aber ihn nicht mochte, so legte er sich unter einen tragenden Apfelbaum, freute sich am Spiel der Sonne zwischen den Zweigen, ward müde und schlief ein.

Digitized by Google

Nach einer geraumen Weile holte der Knecht ein großes Messer, welches er ganz scharf geschliffen hatte, verbarg es in seiner Kleidung und ging zu der Frau hinauf. Er suchte sorgfältig die Stelle aus und durchstach ihr gerade das Herz, also, daß sie nur noch einmal tief aufseufzte und dann verschied, und es in der Kammer ebenso sonntäglich stillblieb wie zuvor. Dann schloß er leise die Tür, ging zur Stube hinunter und fand die Magd über ihrer Arbeit gleichfalls eingenickt. Auch bei dieser prüfte er erst vorsichtig und stach dann wieder mit großer Kraft zu; sie fiel vom Stuhl, schrie einmal kurz auf, und danach verdrehte sie die Augen und blieb tot liegen in einem Klumpen.

Hiernach wendete er sich zu dem kleinen Hans. Vor diesem stand er eine kurze Weile und betrachtete ihn; darüber wachte das Kind auf; und als es das Messer und die mordgierigen Augen erblickte, rief es in seiner Herzensangst:

„Ach lieber Klaus, so laß mich leben,
Will dir auch all meine Schiffchen geben!"

Aber der Knecht verschloß sein Ohr und stieß zu, während dem Kinde die Angsttränen über die Bäckchen liefen.

Darauf trug er sorgfältig Stroh und Heu in das Haus und zündete Haus und Stall an; nur ein Kälbchen, welches vor einigen Tagen geboren war, zog er hervor und pflockte es draußen an, wo es jämmerlich nach seiner brüllenden Mutter schrie. Dann ging er fort, in seinem besten Anzug und sein gespartes Geld in der Tasche; das Knechtszeug ließ er zurück.

Nun war damals das Räuberwesen noch recht gewöhnlich, und ein solcher Mensch wie dieser Klaus entzog sich leicht der Verfolgung, indem er sich in den Wald schlug und sich dort ernährte von dem, was er den durchkommenden Leuten mit Gewalt abnahm.

So lebte der Mann mehrere Jahre. Er hatte sich unter dem Erdboden eine Höhle gegraben, die er notdürftig einrichtete mit einem Streulager, einem Raum für Vorräte und einem Feuerherd, dessen Rauch in einen hohlen Baum geleitet war. Er schonte die Leute aus der Umgegend und vornehmlich die Armen, weil er von diesen am leichtesten aufgespürt werden konnte, schenkte auch wohl einmal einem Holzweiblein eine Kleinigkeit. So geschah es, daß er recht ruhig leben durfte, denn die Leute hingen an ihm, indem sie solche Wohltaten in ihren Erzählungen vervielfachten und sich freuten, wenn einem Fremden Übles geschah. Er wurde aber von ihnen Papedöne genannt, und viele Geschichten erfanden sie über ihn.

So geschah es, daß er einst einen Stadtherrn überfiel, der mit seinem Weibe und zwei Dienern durch den Wald reiste in der Meinung, daß der Räuber (von welchem er wohl gehört hatte) doch nicht wagen würde, drei wohlbewaffnete Männer anzugreifen. Papedöne aber trat ihnen mit einem langen und dicken Baumast entgegen, stieß ein schreckliches Geschrei aus und schlug den einen Diener auf den Kopf, so daß er tot vom Pferde stürzte. Dann wendete er sich zu dem Herrn, welcher sich vergeblich mit seinem Schwert zu wehren versuchte, und erschlug auch ihn. Der andere Diener entfloh, von unüberwindlichem Grausen gepackt, denn die Köpfe der beiden Erschlagenen waren bis auf die Nasenwurzel zermalmt, und das Gehirn floß ihnen in den Bart. Nun ergriff Papedöne das Pferd der Dame, packte dem die Habe der Ermordeten auf und führte

Digitized by Google

es nach seiner Höhle, indem die Dame nebenher gehen mußte. Hier schloß er sie ein — denn er hatte mit der Zeit seinen Bau wohl befestigt durch herausgetragene Erde, Baumstämme und große Steine — und zwang sie, daß sie ihm kochte. Im übrigen behandelte er sie freundlich, sagte ihr auch, wie wohl ihm sei, daß nach so vielen Jahren ihm wieder einmal ein Frauenmensch die Speise bereite.

Mit der Zeit gewöhnte sich die Dame an solches Leben; klagte wohl oft, wie sie es früher besser gehabt und vielen Leuten befohlen, jetzt aber in harter Dienstbarkeit schmachte; war ihm aber doch willig und erfüllte seine Befehle.

So geschah es an einem Sonntagvormittag, daß der Wind aus einem Dorf die Töne der geläuteten Glocken herübertrug; und da Papedöne mit der Frau vor seinem Bau saß, und es war Frühling, und junge Blättchen waren an den Buchen, fing er an heftig zu weinen. Sie befragte ihn um den Grund, und da erwiderte er, es sei darum, daß er so allein sei, weil der Mensch doch jemand haben müsse, der ihn liebhabe. Dies erbarmte die Frau, und sie tröstete ihn mit freundlichen Worten. Und nicht lange darauf, so lebten sie wie Mann und Weib.

Er liebte die Frau aber sehr, wiewohl sie seit dieser Zeit oft böse gegen ihn war und ihn auszankte, auch ihm vorwarf, daß er nur ein Bauernknecht sei, sie aber eine ritterbürtige Dame, und er habe sie vergewaltigt; welches jedoch unrichtig gewesen ist, denn er hatte immer die schuldige Achtung vor ihr gehabt. So fühlte er sich denn oftmals als ein gemeiner Mensch, dem die Ehre solcher Liebe gar nicht zukomme, trachtete dann aber darnach, Schmuck und Kostbarkeiten für sie zu erlangen, damit sie sich putzen könne, kaufte ein sammetnes Kleid und erbeutete eine goldene Halskette mit einer großen Schaumünze. Derart lebten sie lange Jahre zusammen, und sie gebar ihm nach der Reihe sieben Söhne, aber keine Tochter.

Nun begegnete es ihm durch Zufall, daß er an dem Ort rastete, wo er den erschlagenen Mann und Diener der Frau damals verscharrt hatte, und sein großer Fleischerhund, der ihm immer folgte, kratzte an der Stelle. Da sah er nach und fand, daß die Hand des Herrn zum Vorschein gekommen war, mit fast abgefaultem Fleisch und Lumpen der feinen Handschuhe, die er getragen; an dem einen Finger stak noch ein Ring; den zog er ab, wischte an ihm und fand ihn von gutem Golde. Hierüber wurde er froh, putzte ihn völlig und nahm ihn zu sich und gab ihn zu Hause der Frau.

Diese erkannte ihn als ihres Mannes und ward von großer Sehnsucht und Traurigkeit ergriffen, also, daß sie ganze Tage weinte, was ihr sonst nie geschehen war. Papedöne spürte wohl, welches der Grund war, daß sie nämlich Lust hatte, einmal ihre Stadt wiederzusehen und ihr Haus und ihr einziges Töchterchen, welches sie als Wiegenkind dort gelassen und als zarte Jungfrau wiederzusehen gedachte. Und da er wußte, daß sie ihn immerzu bitten würde, so befahl er ihr, die kostbaren Sachen anzuziehen — welche zu ihrem verbrannten Gesicht und ihren schwarzen Händen übel standen, — führte sie vor ein gezimmertes Kreuz, zu welchem er seine Andacht zu verrichten pflegte, und ließ sie hier schwören, sie wolle nach drei Tagen wiederkommen und keinem Menschen ihren Aufenthalt verraten. Darauf entließ er sie, und sie pilgerte zu der Stadt; weil

Digitized by Google

sie aber der Schuhe ungewohnt geworden war, so zog sie ihre kostbaren Saffianstiefelchen aus und ging barfuß, und das sammetne Kleid hatte sie hochgeschürzt nebst dem spitzenbesetzten Unterrock, bis an die Knie, so daß man die bloßen Beine sah. Sie meinte aber, so gekleidet zu sein, daß sie überall Bewunderung und Hochachtung erweckte.

Als sie die Türme der Stadt von weitem erblickte, stieg es ihr auf, daß sie einen bitteren Haß gegen Papedöne bekam. Auf der Landstraße wurde sie übel angeredet von Kärrnern und Wandersleuten, und auch am Tor mußte sie manchen Spott erdulden, den sie doch nicht recht verstand. Sie ging auf geradem Wege zu ihrem Hause und Kinder zogen hinter ihr her, welche über ihren seltsamen Gang und die Bewegungen ihrer Arme staunten und sie für eine Zigeunerin hielten oder eine andere Landstörzerin. In ihrem Hause sammelten sich die Dienstboten in einem Kreise mit Gelächter, nur ein altes Weib unter ihnen erkannte sie auf ihre Rede, schluchzte und sprach zu ihr als Herrin. Als sie hinaufgeführt war und vor ihre Tochter, wollte sie diese umarmen; aber die wich ängstlich zurück und begann zu weinen. Da riß sie die goldene Kette mit beiden Händen vom Halse, daß sie zersprang, schleuderte sie auf die Erde und fluchte auf Papedöne und war von solcher Heftigkeit, daß alle erschraken. Am Ende kamen ihre Verwandten, welche sie tot geglaubt hatten, betrachteten sie und staunten sehr; sie aber gab keiner Frage Antwort, sah nur immer auf das betrübte blasse Töchterlein, welches wie eine zarte Rose im Scherben hinter dem Fenster sorgsam aufgezogen war, und seufzte tief.

Dann aber begab sie sich aus ihrer Wohnung, schritt über den Marktplatz, der voller Menschen war, und kniete auf den Steinen der Kirchentreppe. Hier rief sie mit lauter Stimme, daß alle es hörten, wie sie geschworen habe, keinem Menschen ihren Ort zu verraten. Deshalb rede sie zu den großen Steinen der Kirchentreppe. Und indem das neugierige Volk um sie drang, erzählte sie, zu den Steinen gewendet, wie ihr Mann ermordet sei vor vielen Jahren von Papedöne, und wie der verfluchte Räuber sie mit sich geschleppt und sie gezwungen, ihm zu dienen und seine Kebse zu werden, und wie sie sieben Söhne von ihm habe, und fügte auch hinzu die genaue Beschreibung des Ortes. Dann erhob sie sich, und indem das Volk sich angstvoll und scheu teilte, schritt sie ruhig durch den Haufen und zur Stadt hinaus und zurück zu ihrem Manne.

Der hieß sie freundlich willkommen und sie setzte sich zu ihm. Er war aber groß von Leibesgestalt, hatte einen ganz langen weißen Bart, der ihm bis auf den Gürtel ging, ein verbrannt Gesicht, daraus scharfe Augen blitzten, und ganz langes, weißes Haar, das ihm auf die Schultern reichte. So stand er auf, setzte sich auf die Erde vor sie und gebot ihr, sie solle ihn lausen. Sie gehorchte, holte den Kamm und kämmte. Dabei aber ward ihr das Herz schwer, denn sie hörte von weitem ihre sieben Buben jubeln und schreien im Walde, wie sie sich katzbalgten; und es fielen aus ihren Augen sieben runde Tränen auf den Kopf des Papedöne als heiße Tropfen. Hierdurch merkte dieser, daß sie ihn verraten, sagte aber nichts, sondern blieb ruhig.

Als sich die Frau erhoben hatte und in den Bau gegangen war, pfiff der Räuber seinen Söhnen, und sie kamen, einer nach dem andern, wie die kleinen Ferkel zur Sau. Er aber ergriff sie, wie sie kamen, und wie-

Digitized by Google

wohl sie sich heftig wehrten um ihr Leben, legte er ihnen einen Strang um den Hals und erwürgte sie; und dann kletterte er auf eine große und weitschattende Buche mit glattem Stamm, die vor seinem Bau stand, und knüpfte sie auf, rundherum. Hierauf tanzte er um diesen Baum, die Arme in die Seiten gestemmt, indem er von einem Bein auf das andre sprang, und sein langer weißer Bart flatterte dabei in der Luft, und seine rotgebrannte große Nase leuchtete lächerlich zwischen den blitzenden Augen, und er sang, immer in dem gleichen Tone:

„Papedöne, Papedöne
Aufhängt seine sieben Söhne."

Als das Weib endlich aus dem Bau hervorkam, und wie sie ihre sieben Kinder also hängen sah, fiel sie ohnmächtig um vor Gram.

Darüber kamen Bewaffnete aus der Stadt, welche den Ort aufgefunden hatten nach des Weibes Beschreibung, und nahmen beide gefangen, ohne daß der Räuber Widerstand leistete. Dem Weibe konnten die Gerichte nichts anhaben; es wurde bald freigelassen, starb aber nach kurzer Zeit aus Liebe zu dem Räuber und in Jammer über ihre Tat, und indem sie von allen verachtet wurde wegen ihrer Unzucht mit Papedöne. Der Räuber aber wurde verurteilt, auf dem Markte gerädert zu werden.

Er war vor den Richtern höhnisch und stolz, leugnete nichts, und auf Vorhalten des Priesters, ob er denn keine Reue verspüre, erwiderte er, daß er so gelebt habe, weil es ihm so gefallen; aber an Gott und Gottes Sohn und die Heiligen glaubte er, lästerte auch nicht auf sie, wie das von solchen oft geschieht. So schleppte ihn als Unbußfertigen der Nachrichter auf den Markt und fing an, ihn auf das Rad zu flechten. Aber wie der erste Schlag gegen seine Beine geführt ward, schrie er laut auf und rief: „Lieber Henker, lieber Henker, schlage, schlage! Denn deine Schläge sind wie fallende Rosen gegen den Schmerz, den ich in mir fühle, weil ich an den kleinen Hans denken muß, wie er rief:

»Ach lieber Klaus, so laß mich leben,
Will dir auch all meine Schiffchen geben!«

Und ich habe ihn doch ermordet."

Da gebot ein alter und frommer Priester dem Henker Einhalt, wendete sich zu dem Räuber und sprach von der göttlichen Gnade, die auch ihm zuteil werde, wenn er seine Taten bereue, wie es jetzt den Anschein habe. Aber Papedöne schrie nur lauter:

„Nicht Reue, nicht Reue, ein Feuer ist es, das in mir brennt! Lieber Henker, hilf mir, zerbrich mir die Glieder, das ist mir ein Trost!"

Der alte Priester redete weiter auf ihn ein und sprach, daß das Gottes gnädiges Wirken sei, der ihn noch zu sich ziehen wolle durch solche Pein seiner Seele. Aber Papedöne schrie in einem fort und jammerte, schlug und trat nach dem Priester, auf der Erde liegend, und der Priester mußte ihn lassen, so ungebärdig war er. Und also schreiend verblieb er die ganze Zeit, während der Henker seine Arbeit tat, sagte auch wohl dazwischen das Sprüchlein her:

„Ach lieber Klaus, so laß mich leben,
Will dir auch all meine Schiffchen geben!"

Das Volk aber auf dem Markte ergriff ein Grausen, daß viele fortliefen vor dem Geschrei, und dem Henker war nicht anders, als ergreife ihn jemand bei den Haaren und reiße ihn in die Höhe, und hätte er sich

Digitized by Google

nicht gestärkt, indem er gedachte, daß er der Obrigkeit geschworen, so hätte er seines Amtes nicht walten können.

Aus der „Seligen Insel"

Nun hatte seine besondere Art ihn schon vorher in eine Einsamkeit zwischen den Menschen getrieben, denn es war ihm, als spreche er eine andere Sprache wie die Leute, die um ihn herum waren, weil sie mit den Worten solche Vorstellungen verbanden, die er nicht dachte oder wollte. Nach diesem Erlebnis aber fand er sich noch einsamer, weil er nun dachte, er wolle ganz frei sein; deshalb zog er in die Großstadt und begann hier ein Leben, das vor ihm keiner seines Geschlechtes geführt.

Er brach nämlich alle Verbindung ab, die er mit Menschen gehabt, so, daß er mit niemandem als ein Besonderer zu tun hatte; sondern, indem er sah, daß die Großstädter es verstanden haben, Dienste und Leistungen aller Leute in eine solche Verbindung zu bringen, daß für ihr Leben nur Tätigkeiten und Äußerungen von Menschen nötig sind, nicht aber Menschen selbst, so vermochte er eine Art Insel zu bewohnen, an welche die Wellen ihm täglich alles brachten, dessen er bedurfte, ohne daß er wußte noch fragte, woher das kam, und wie die Beziehung auf ihn gemeint war.

So hatte er einen Diener, welcher für seine Wohnung und Kleidung sorgte; den rief er mit seinem Vornamen, aber seinen Vatersnamen kannte er nicht, noch wußte er von seinem übrigen Leben, ob er Wünsche hatte zu Besserem, oder leichtsinnig lebte, oder eine Liebe hatte und einmal heiraten wollte, oder woher er stammte und wer seine Eltern waren; nur das wußte er, ob er die Kleidung ordnungsmäßig hielt, die Wohnzimmer sauber besorgte, die kleinen Aufträge erfüllte und zu bestimmter Zeit ans Bett kam. Und in dem Gasthause, wo er aß, war ein Kellner, der einen Kellneranzug hatte, wie jener einen Bedientenrock, der brachte ihm die Speisen und die Zeitung, wünschte ihm die Tageszeit und half ihm den Überrock anziehen, und auch von dem wußte er nur den Vornamen, und ob er langsam ging oder schnell. In der Zeitung stand gedruckt, was sich ereignete, aber er wußte nichts von den Leuten, welche ihm die Mitteilungen zukommen ließen. Und weil er begierig war nach weiterm Wissen, und zwar in naturwissenschaftlichen Dingen, so studierte er Bücher, aus denen er immer mehr erfuhr von allem, das unser Weltbild zusammenhält, aber von den Menschen, welche die Dinge entdeckt und beschrieben hatten, wußte er nichts als den Namen und einige gleichgültige Angaben über ihre Stellung, Vaterland und etwa Alter.

Indem er so lebte, geschah es ihm plötzlich, daß er ein Bild von sich bekam, als stehe er ruhig da und sehe vor sich die Welt schweben wie eine kristallene Kugel, in deren Raum unendliche Räder sich bewegten und ineinandergriffen durch Kämme, Zähne und Ketten, und er war ganz gewiß, daß diese Bewegung außerordentlich sicher und ungestört vor sich ging, und überhaupt keinerlei Irrung oder Wirrnis war da möglich; er selbst aber kannte ganz genau Zusammenhang und Ordnung dieses schnurrenden Lebens in der Glaskugel vor ihm, welche in der freien Luft schwebte. Da ergriff ihn ein neues Entsetzen, denn es war ihm, als müsse er sich vor sich selber fürchten, weil er keine Vergangenheit

Digitized by Google

habe und keine Zukunft, und er sei überhaupt kein Wesen, wie er es vorher gedacht, sondern es sei da nichts als sein Gehirn, in dem geschehe etwas, das aber sei ganz tief gleichgültig; denn auch die kristallene Kugel mit dem Räderwerk in ihrem Raume war ganz tief gleichgültig.

Dieses Bild und Gefühle hatte er, wie er an einem Abend auf einer belebten Straße ging; und hingen da große und runde elektrische Lichter in zwei Reihen ganz weit entlang, daß sie sich vereinigten an ihrem Ende, und aus strahlenden Schaufenstern strömte Licht auf die eilenden Menschen, und in den Fenstern war alles zur Schau gestellt, was Menschen erzeugen und gebrauchen, und wartete immer der Verkäufer, daß ein Gebrauchender zu ihm kam; für den war gesorgt, ohne daß er es gewußt hatte, durch Arbeiter in allen Erdteilen, Handelsleute, Schiffer, Staaten, Religionen, Tiere, Pflanzen und unbelebte Steine. Aber ganz eilig drängten sich die Menschen unter den runden elektrischen Kugeln und an den strahlenden Schaufenstern vorbei und sahen nicht nach rechts noch links, sondern nur geradeaus blickten sie; und wie er selber stillstand, da eilten sie an ihm vorbei mit scharfen Gesichtern, welche geradeaus gerichtet waren, und drängten immer einer den andern, als sei für sie ein Ziel am Ende der Straße, wo die elektrischen Lampen sich zu vereinigen schienen; und nebenan auf dem Fahrdamm fuhren die elektrischen Wagen mit heulendem Geräusch, indem Funken oben sprühten am Leitungsdraht; und in dem erleuchteten Innern saßen Menschen dicht nebeneinander gedrängt, die blickten nur vor sich hin und sahen keiner den andern an, so daß zwei Brüder hätten nebeneinander sitzen können und hätten das nicht gewußt, und auch diese Leute schienen nur an das Ziel zu denken am Ende der Straße. Da fiel ihm ein, daß auf der andern Seite der Straße die Menge der Menschen in der entgegengesetzten Richtung strömte, und die Wagen nach der andern Richtung fuhren, und daß die Menschen da ebenso geradeaus sahen nach ihrem Ziel, wie sie hier blickten; und das Ziel, nach dem jene schauten, das war der Anfang dieser, und das Ziel dieser war der Anfang jener.

Wie er das gedacht hatte, kam ihm ein Antlitz näher, und zwei Augen sahen ihn an, und da merkte er, daß die Augen und das Gesicht so auf ihn gerichtet waren, als sähen sie ihn gar nicht; aber sie sahen ihn wohl, nur war er ihnen ganz gleichgültig, und es war das gleiche, ob er selbst dastand, oder ein Eckstein, denn nur an die Wirkung dachte der Mensch, nämlich, daß eine Stelle des Weges beengt war, und nicht daran dachte er, daß da ein Mensch stand. Wie ihm das blitzschnell durch das Gehirn fuhr, da wurde ihm klar, daß er selbst auch ein so gleichgültiges Gesicht und gleichgültige Augen machte, wie er den andern ansah, weil auch er nicht daran dachte, das ist ein Mensch, sondern er dachte, das ist ein Drängendes.

Aber zugleich sah er vor sich sein Gesicht, wie er die ganze Straße entlang ging mit den Schaufenstern voller Dinge, welche ihn anriefen: gebrauche uns! und sprachen: so viel kosten wir, und sagten: wir sind nicht nur für dich, sondern für jeden, der Geld für uns gibt; und er sah, wie er dasselbe Gesicht machte, wenn er studierte und forschte, und wenn er in ein Schauspiel ging oder in einen Saal, wo Bilder hingen. Denn da war ja nur eine Kristallkugel, welche in der Luft schwebte, vor seinen

Digitized by Google

Augen, in deren Raume schnurrten Räder und Ketten, und er wußte, wie die Räder und Ketten zusammengesetzt waren.

Da hatte er plötzlich Sehnsucht nach einem Menschen, und Liebe strömte aus seinen Augen. Und weil diese ganze Reihe der Gedanken und Gefühle einander mit der größten Schnelligkeit gefolgt waren, so war im ganzen noch nicht mehr Zeit vergangen, als nötig ist, wenn sich zweier Menschen Blicke zufällig kreuzen. So traf ein liebender Blick das gleichgültige Gesicht des Fremden, welcher ihn erweckt hatte, und zugleich wurde der Blick dankbar. Der andere aber fühlte im Unbewußten die Regung des Herrn Heinrich, der ihm ein Fremdes und Gleichgültiges war, wie die andern Leute auf der Straße; und sogleich zeigte sein Blick aus der Gleichgültigkeit erst Kälte und dann Haß. In einem Nu geschah das alles, und dem andern kam wohl nichts ins Bewußtsein, und Herrn Heinrich wurde alles erst eine Weile später klar; da ging er gebückten Hauptes und nachdenklich in der Menge, in anderem Schrittmaß, viele ungeduldig machend, welche um ihn herum waren, aber er merkte das nicht, sondern dachte nach.

Da wurde ihm klar, daß er nicht wirklich lebte, sondern eine Art Ersatz für das Leben hatte, wie es heute Ersatz für alle Dinge gibt, welche von den Menschen verfertigt und verkauft werden. Und fiel ihm schwer aufs Herz, daß die Menschen um ihn eigentlich nicht Menschen genannt werden durften, weil sie doch nur Räder waren in dem kristallenen Gehäuse; und allen Zweck, um welchen sie auf der Welt waren, müßten sie eben so erfüllen können, wie jetzt, wenn sie nicht Menschen wären, sondern nur künstlich gebaute Automaten, welche für Herz und Gehirn eine Maschine im Innern tragen, die Bewegungen ihrer Gliedmaßen zu leiten zu ihrer notwendigen Tätigkeit; denn diese Tätigkeit, vermöge deren sie eine Stelle als ein Rad in dem kristallenen Gehäuse hatten, war ja ihre ganze Bedeutsamkeit, und außer der hatten sie nichts.

In solchen Gedanken bog er in eine stille Nebenstraße ein. Da sprach ihn ein geschminktes Mädchen an, und weil er zerstreut war, so verstand er ihre Absichten nicht gleich und sah ihr ohne Nachdenken in das Gesicht, welches ganz leer war und so flach wie eine Pfütze. Das Mädchen lachte über ihn und wollte seinen Arm nehmen, da besann er sich, schüttelte sie ärgerlich ab und ging weiter. Einige Schritte weiter sprach zu ihm bettelnd ein krüppelhafter Mensch mit Zündhölzern; gegen den empfand er solchen Haß, daß er seinen Stock erhob, um ihn zu schlagen, aber da zog der Mensch plötzlich ein Messer aus der Tasche, welches aufschnappte und bedrohte ihn; hierüber empfand er plötzlich eine heftige Angst, wie er bis dahin noch nie gekannt, und ohne weiteres Bedenken wendete er sich mit eiligen Schritten zum Fliehen, indessen der Krüppel mit einer widerlichen Stimme eines Trunkenboldes und Verkommenen ihm abscheuliche Schimpfworte nachrief.

Als Herrn Heinrichs Lebensgeister sich wieder beruhigten, erfaßte ihn ein tiefes Entsetzen über diese letzten Geschichten; denn er begriff nicht, wodurch er diesen plötzlichen Haß empfangen hatte, da ihn doch solche Menschen gar nichts angingen, und war ihm, als sei durch dies Gefühl eine Gleichheit zwischen ihm und dem Strolch hergestellt, so daß er ein ebensolcher Mensch wäre wie der Bettler, und alle Vornehmheit wäre ihm verschwunden wie durch ein übles Leben.

Digitized by Google

Und noch tiefer graute ihn vor der Angst, die sich plötzlich in ihm gezeigt, denn noch mehr deutete ihm dies neue Gefühl an, daß er ein anderer Mensch geworden war, wie er bisher gewesen. Denn seine Vorfahren waren berühmt durch waghalsige Unternehmungen, und daß sie nie gewußt, was Furcht ist; so hing noch in seinem Hause ein altes Schwert, das einem König gehört, den hatte ein Vorfahr, wie er mit andern Grafen in Fehde gegen ihn gelegen, mit eigener Hand gefangen, indem er ganz allein des Nachts zwischen die schlafenden Feinde geritten, den König vom Lager auf sein Roß gezogen und mit dem Messer bedroht, daß er ihn ungefährdet mitten durch die Feinde zu sich gebracht. Er aber, der Nachkomme dieses Mannes, hatte Furcht gehabt und entfloh vor einem lahmen Bettler.

Wie er dieses mit heftig schmerzendem Gram begrübelte, da wurde ihm klar, daß der Grund seiner wunderlichen und neuen Art war, daß er ja auch eigentlich und in Wahrheit nicht mehr ein solcher Mensch war, wie seine Vorfahren gewesen, sondern er schien wirklich zu einem Menschen geworden, wie die andern Leute hier auf der Straße, von denen er sich soeben gesagt, daß sie auch ganz gut Automaten sein könnten, denn alsdann würden sie ihre Aufgabe, um die sie auf der Erde gingen, ebenso erfüllen. Und weil er nicht ein solcher Mensch sein wollte, wie er sich eben erschienen, der sich für gleich hielt mit den Niedrigsten, und der Furcht hatte, so beschloß er, daß er sein Leben ändern müsse.

Nach vielem Nachdenken fand er nur zwei Mittel, welche ihn herausreißen konnten; nämlich, wenn er eine Möglichkeit fand, wo er für einen hohen Zweck schwere Gefahren ausstehen konnte, und wenn er eine starke und große Liebe für einen andern Menschen faßte.

Das aber wurde ihm nur mit dem Verstande klar und kam nicht aus Neigung oder Wollen. Vielmehr, als er sich nun prüfte, da fand er, daß er beide Wege nicht gehen konnte, denn es zeigte sich, daß er im Innern gänzlich leer war; sehr wunderlich schien es ihm, daß er im Innern gänzlich leer war, und er hätte früher nie glauben können, daß solches überhaupt bei einem Menschen möglich wäre.

⧈

So tief lag die kleine Bucht in ihrer grünen Dämmerung verborgen nach außen gegen die See und nach oben gegen den Himmel, daß die beiden nun wohl das Rauschen und Schlagen der See hörten und das Rauschen und Ächzen der Baumkronen, aber hier unten das Wasser wurde bewegt, wie ein kleines Wassertier mit langen Füßen leicht über die Oberfläche huschte. Da war es Herrn Heinrich, als sei er verzaubert, und blieb lange in Träumen sitzen, indessen der Schiffsmann sich ausruhte im Boot. Recht bald legte sich der Sturm, und so beruhigten sich die rauschenden und knarrenden Baumwipfel und standen stumm, und nur klatschte das Meer noch unruhig an Steine.

Ein schmaler Fußpfad mit fast verwachsener Spur und zusammenwachsenden Zweigen führte von der Bucht in die Insel hinein. Herr Heinrich erhob sich und beging ihn. Eine Weile schritt er zwischen dem dichten Grase, dann kam eine Lichtung; da war eine zerstörte Mauer, die einen viereckigen Olivengarten umschloß; trotzdem die an vielen Stellen so niedrig war, daß man sie leicht zu überschreiten vermochte, schien die hölzerne Tür sorgfältig verschlossen und verriegelt. Acht uralte Oliven-

Digitized by Google

bäume standen da; der Kundige mochte erkennen, daß hier einmal ein größerer Hain gewesen war, und die lebenden Stämme wiesen wunderliche Beschädigungen auf, tiefe Wunden von Axthieben, als habe sie einmal jemand fällen wollen, der dann überrascht wurde; der eine Baum lag gänzlich auf der Erde und hing nur noch zu einem geringen Teil mit dem Wurzelstock zusammen; an einige der Bäume schien vor langen Zeiten Feuer gelegt zu sein. Wohl vor mehr wie hundert Jahren mochten rohe Menschen hier gewüstet haben, die Ölbäume aber grünten auch jetzt noch, wie sie als ganz junge Bäumchen gegrünt hatten. Da fiel Herrn Heinrich ein, daß hier Türkenkämpfe gewesen sein mußten; aber aus der blutgetränkten Erde und dem Brandschutt grünte der Ölbaum, der Frieden kündet und ruhigen Fleiß.

An der einen Seite der verfallenen Mauer glitt leise ein kleines Wässerlein dahin, das silbern leuchtete von dem weißen Grunde unter überhängenden Gräsern und Rispen; neben dem führte der schmale Stieg Herrn Heinrich weiter, bis ihn wieder Schatten hoher Eichen empfing und dichtes Gebüsch; und nach einer kleinen Weile hörte er ein helles Rauschen von dem Quell, dessen Abfluß das kleine Wasser war, und zugleich ein leichtes Plätschern wie von einem Menschen im Wasser; und weil er mit lautlosen Sohlen gegangen war auf dem gefügigen Moos, und ein breitstämmiger Baum verdeckte ihn, so konnte er auch zur rechten Zeit sich verbergen unbemerkt, wie er sein Abenteuer erblickte.

Es war da aber ein gerader Felsen, in dem eine Nische gehauen war in uralten Zeiten, vielleicht noch im Altertum, mit einem Becken im Boden davor, das allerhand leuchtende Blumen überhingen und zartgefiedertes Grün; in der Nische Mitten war ein Faunskopf angebracht, der lustig einen klaren Wasserstrahl in das Becken sprudelte, von dem das Wasser dann ablief, dem entlang Herr Heinrich gegangen war; und in einem verirrten Sonnenstrahl, der durch das Dach der großen Blätter brach, schien es im Grund der Nische aufzublitzen wie von Überresten alter Goldmosaik. Aber das Wunder war, inmitten des Beckens in dem Wasser, auf dessen Oberfläche runde Sonnenflecke leuchteten, stand ein badendes Mädchen, ein Kind, das eben zur Jungfrau gereift war, mit des Bellini schwerem, goldblonden Haar und den tiefblauen Augen und Wangen wie Rosenblätter; bis nahe an den Busen ging ihr das Wasser; ganz unbewegt stand sie und sah gerade vor sich auf den Spiegel, als wolle sie sich ihrer Schönheit freuen: so hielt sie sich eine Weile, plötzlich aber griff sie mit einer raschen Bewegung ins Wasser und hielt einen Fisch hervor, den sie mit der Hand gefangen; es war ein breiter Fisch mit silbernen Schuppen, von denen Tropfen abrollten und ins Wasser fielen; der krümmte sich in ihrer Hand und öffnete weit den Mund, und plötzlich war er ihr entglitten, fiel ins Wasser zurück und entschwamm mit raschem Schlage des Schwanzes. Das Mädchen lief hastig hinter ihm her, schnell hier und da greifend, aber der Fisch ließ sich nicht wieder fangen. Und wie sie in ihrem Eifer dem Faunskopf zu nahe gekommen war, spritzte ihr plötzlich der silberne Strahl auf die Schulter und zerstiebte da in leuchtende Perlen, daß sie erschreckt aufschrie; dann lachte sie über sich selbst und hielt, sich umkehrend, des Fauns boshaften Mund mit beiden Händen zu; aber der Strahl teilte sich nun in kleine Fäden, die zwischen den Fingern hervorsprangen nach allen Richtungen,

Digitized by Google

und einer sprudelte ihr unvermutet ins Gesicht, daß sie schnell losließ und sich lachend mit dem Handrücken über die nasse Wange fuhr.

Da stand plötzlich in einem Sonnenstrahl, der schräg durch das Laubdach herabfiel, über dem sonnengefleckten Spiegel des Beckens eine Wasserjungfer, hielt sich in der Luft mit gläsernen Flügeln und starrte in des Mädchens fröhliches Gesicht; die war nun ganz ruhig und unbewegt und betrachtete das zierliche Wesen, wie es sich blitzend und funkelnd in dem sonnigen Strahl hielt, den feine Stäubchen durchtanzten; eine Weile war nun das Rauschen des Quells, und plötzlich vergaß Herr Heinrich das, und schien es ihm ganz still, daß er meinte, er könne das leise Surren der durchscheinenden Flügel hören; mit einem Male aber geschah es, daß sein Herz ganz laut klopfte, wie er noch nie verspürt, und war ihm, als müsse das Mädchen das Klopfen hören; da schämte er sich, daß er gelauscht hatte, und wollte leise fortschleichen; aber sie hörte das Geräusch, blickte nach seiner Stelle hin und sah wohl zwar nichts von ihm, aber in dem Gedanken an einen Lauscher zog eine feine Röte über ihre Stirn, Wangen und Hals, die sich lieblich abzirkelte von dem übrigen Weiß.

Rundschau

Allgemeineres

Zwei Geschichtchen von Kindern — zum Nachdenken

1. Nichts tut's nun einmal nicht!

Eltern, die ihre Kinder außerhalb der kirchlichen Formen erziehen, vertrauen sie während einer Ferienreise der Obhut einer alten strenggläubigen Wärterin Anna. Als die Mutter am Abend nach ihrer Rückkehr ihre beiden Knaben — von sechs und vier Jahren — zu Bette bringt, legt der Kleinere zu ihrer Überraschung die Händchen zusammen, betend:

„Lieber Heiland, mach mich fromm,
Daß ich zu dir in den Himmel
komm!"

Der Erstgeborne bemerkt dazu, überlegen lächelnd: „Aber du, was fällt dir denn ein? Das sagt man doch bloß für die Anna!" Der Kleine aber betet am andern Abend wieder und fordert den Bruder auf, es auch zu tun. „Nein," erwidert der Große, „ich bete nichts mehr, was mir und der Mutter nicht paßt." — Diese fragt ihren Ältesten später allein, warum denn dies Gebet „nicht passe". „Weil ich ja doch gar nicht zum Heiland will, Mutter." — „Nicht zum Heiland, von dem ich dir doch so viel Liebes erzählt habe?" „Aber ich will doch leben. Wer zum Heiland will, muß ja gestorben sein." „Leute, die Annas Gebet sprechen, denken eben voraus, bis ans Ende ihres Lebens." „Ich bin aber am Anfang — und ich will beten von jetzt, lebendig beten will ich. — Mach du mir so ein Gebet!"

Das bettelt er nun jeden Abend, bis der Mutter schließlich in ihrer Not diese Verse zu Sinne kommen:

„Die Nacht mit grauen Schleiern
Deckt sanft das müde Land —
Wir wollen Abend feiern,
Gib, Mutter, mir die Hand!
Des Tages laß uns denken:
Hab ich getan, was recht?
Sahst niemand du mich kränken?
War all mein Wesen echt?

Wie liebe Augen schauen
Die Sterne mild herein.
Euch will ich mich vertrauen,
Euch will ich stille sein.

Digitized by Google

Gießt mir des lieben Lichtes
Die müde Seele voll,
Wenn hellen Angesichtes
Den Tag ich grüßen soll."

Vielleicht veranlassen diese Verse einen Dichter, der sie zu Gesichte bekommt, den Müttern, die es wünschen, schönere dafür zu schenken!

Einstweilen betet der Kleine sie voll Freuden jede Nacht, von der Höhe seines Abendfriedens den vergangenen Tag mit stillen Augen überschauend und richtend. Er zeigt seitdem deutlich in seinem Benehmen mehr Selbstbeherrschung und Rücksicht; die Mutter steht ihm näher und kann mehr auf ihn wirken. Die Viertelstunde stillen Insich- und Beisammenseins mag er um keinen Preis mehr entbehren. Vor kurzem kam er mit der Bitte um ein Morgenlied, das zum Glück nicht gedichtet zu werden brauchte, weil man eines bei Gottfried Keller fand. Mit dem Verstande wird er's freilich kaum schon ganz verstehen, wenn er betet:

„Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn."

Und doch verrät der Ton, in dem er betet, den innigsten Willen, dereinst selber dieser morgenfrohen Fechterschar anzugehören!

Solcher Augenblicke der Andacht, in denen sie sich selber und alles Liebe, Schöne, Große empfinden, das ihnen je nahegekommen, solch erhöhter Augenblicke des Lebens bedarf unsre Jugend. Tausende von Menschen vermochten und vermögen sie aus einer der Religionen zu schöpfen, die in festen Formen verkörpert sind — wo noch der Gehalt in der Form ist, da steht es ja gut. Aber tausend andern Menschen ist dieser Quell versiegt. Sie aber mögen sich hüten, Kelche, denen sie keinen Inhalt mehr zu geben vermögen, mit täuschender Gebärde ihren durstigen Kindern zu bieten! Diese zwar tun meist, als ob man ihnen wirklich zu trinken gäbe. Sie meinen, man müsse so tun — und nehmen dabei Schaden an der Echtheit ihres Wesens. Lieber schaffe man ihnen neue Gefäße nach neuen Bedürfnissen — aber Gehalt, Gehalt der Empfindung muß hinein, wenn wir damit unsre Kinder zum Leben wecken wollen.

Hedwig Bleuler-Waser

2. Der Traum als Spiegel

Was der zwölfjährige Knabe mir erzählte, als er mit heißen Wangen aus dem Bett sprang, in dem er sich in der letzten Minute unruhig hin und her gewälzt hatte, das will ich hier aufschreiben.

Wie Kinder mit dem Religionsunterricht fertig werden, ist sehr verschieden. Zuweilen nehmen sie ihn kritiklos hin, wie alles andre, was man ihnen gibt, zuweilen entzündet sich der Idealismus ihrer Seele daran. Sie wollen die Brücke schlagen zwischen Ideal und Wirklichkeit und zerstoßen ihre jungen Herzen an jener unüberbrückbaren Kluft zwischen beiden, die für den Anhänger der alten, asiatischen Religionen bei uns Europäern so sichtbar ist, daß nur ihr Auswurf sich zum Christentume drängt.

Der Knabe sprach:

„Es war entsetzlich, furchtbar war es! Ich war gestorben und sollte vor Gericht. Plötzlich war ich in einem Korridor mit verschiedenen Türen. Jemand hatte mir aufgemacht, der hatte einen haarigen, nackten Oberkörper und ein breites Gesicht und zwei Augen, die waren ganz voll Gift. Gleich als ich ihn sah, dachte ich: Das ist Judas Ischariot! Aber er sagte, er sei Petrus, der Himmelsdiener, und ich solle nur hereinkommen, der liebe

Digitized by Google

Gott würde es mir gleich zeigen. Und dann stieß es die Tür auf — da saß der liebe Gott. Siehst du, ich wußte gleich, daß es nicht der richtige liebe Gott war. Er hatte einen kahlen Kopf und einen roten Sammetmantel, der war ganz schäbig und abgestoßen, und der Teppich in dem Zimmer war abgetreten, als ob immerzu Menschenfüße darübergegangen wären. Und dann rauchte er Zigaretten, ein kleiner Teufel stand neben ihm und steckte ein Streichholz nach dem andern an, damit er immer Feuer haben könnte. Und als er mich ansah, wußte ich, daß ich in die Hölle käme. — Ich habe solche Angst gehabt, ich kann es dir gar nicht sagen, wie. Ich wußte ganz genau, daß ich nichts Böses getan hatte, aber das würde mir nichts helfen. Judas grinste und gab ihm eine Schiefertafel, und nun fing er an zu rechnen. Auf die eine Seite schrieb er meine Sünden, auf die andre meine guten Taten. Ich konnte jede Zahl sehen, und es waren viel mehr gute Taten, das kannst du mir glauben. Aber als er zusammenzählte, verrechnete er sich. Mit Willen, ich sah es, wenn er mir einen Blick zuwarf. Und als die Summe darunterstand, da waren es viel mehr Sünden, und er sagte zu Judas: In die Hölle mit ihm!

Ach, wie ich mich fürchtete! Er brachte mich auf den Korridor und öffnete eine Tür. Es war ein kahler Raum mit steinernen Fliesen. Da lagen auf der Erde ausgestreckt viele, viele Kinder. Es war ihre Strafe, daß sie auf dem Rücken liegen mußten auf den harten Steinen. Eine alte Frau saß da und hatte die Aufsicht über sie. Das war des Teufels Großmutter. Die splitterte Holzstäbchen und machte Streichhölzchen daraus. Du meinst, das wäre nicht schrecklich? Ich kann dir aber gar nicht sagen, wie furchtbar es aussah. Als ich es sah, riß ich mich von Judas los und stürzte zurück zu dem falschen lieben Gott und wollte ihn bitten, noch einmal nachzurechnen, es könne sicher und sicher nicht stimmen, da —

Da sah ich den Himmel offen. Ein roter Vorhang war zurückgeschoben, und eine Treppe ging in die Höhe, auf der standen die Engel und oben, ganz weit, saß der wirkliche liebe Gott. Der wirkliche Petrus aber stieg die Treppe herab. Er hatte einen großen eisernen Schlüssel in der Hand. Und nun stürzte er sich auf den falschen lieben Gott und schlug mit dem Schlüssel auf ihn los. Ich wollte gerade anfangen zu weinen vor Freude, da riß mich Judas wieder zurück und sagte: Für dich ist es doch zu spät! Da stieß er mich hinab in die Hölle, und dann wachte ich auf.

Aber ich mußte immer an das Zimmer denken, wo der falsche liebe Gott saß und rechnete. Es war alles wie in einer Kirche, aber wenn man genau hinsah, veränderte sich alles. An der Wand hingen fromme Bilder: »Laßt die Kindlein zu mir kommen«, und solche. Aber die Kinder hatten lauter Teufelsfratzen und lange Nägel und gräßliche Gesichter, und der Heiland war gar nicht der Heiland. Oh, es war schrecklich!"

Ein Kindertraum. Der seltsame Traum eines zwölfjährigen Knaben, der in der Religion der Liebe unterrichtet war und das Gute wollte. Sollte er nicht zu denken geben? Agnes Harder

Literatur

Vom Roman der Erfolgreichen

Nicht dem Erfolg nachzulaufen (als welchen man vielleicht selber mit auf dem Gewissen hat), sondern nachprüfend an seinen Er-

Digitized by Google

scheinungen und Nachwirkungen zu lernen: darauf kommt es vornehmlich an, wenn an dieser Stelle vom allgemeinen des Romanerfolgs zu den frischesten Beispielen übergegangen wird.

Die drei erfolgreichsten Einführungen auf dem Gebiete des bessern deutschen Romans wurden während der letzten Jahre wohl durch Frenssens „Jörn Uhl", Bartschs „Zwölf aus der Steiermark" und Willes „Abendburg" erreicht. Bei Bruno Wille konnte sich's nur mehr um die besondere Einführung als Romanverfasser handeln. In den zwei andern Fällen wurden Schriftsteller, die bis dahin unbekannt gewesen, durch das eine Buch jählings weithin bekannt; wiewohl Gustav Frenssen zuvor schon den rüstig fabulierten Roman „Die Sandgräfin" und den bemerkenswerten „Die drei Getreuen" veröffentlicht hatte. Von Bartsch und Frenssen sind nun die jüngsten Werke aus der Zeit nach dem entscheidenden Erfolg, von Wille ist der gekrönte Roman selber zu betrachten, den das Preisgericht des „Universums" unter Beifügung von dreißigtausend Reichsmark als den besten aus einem großen Wettbewerb anerkannte.

Diese Arbeit, „Die Abendburg" (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena), verdient schon darum Beachtung, weil in ihr zum erstenmal seit der Ablösung des Epigonentums durch die Modernen wieder der geschichtliche Roman in den Vordergrund des literarischen Lebens tritt. Ganz verschwand er uns ja nie aus dem Gesichtskreis. Man könnte an Altmeister Wilhelm Raabe, Wilhelm Jensen, Richard Voß erinnern. Nur daß der erste seit Jahren allzu wenig schreibt, Jensen und Voß sich durch zu viel Schreiben schadeten. Ein geschichtlicher Roman aber, der aus der lebendigen, durch den Naturalismus hindurchgeschrittenen Kunst unsrer Gegenwart erwachsen wäre, drang noch nicht durch.

Bruno Willes „Abendburg" bedeutet einen, wiewohl noch nicht „den" Geschichtsroman solcher neuen Art. Um Schule zu machen (vielleicht auch um als Buch einen Riesenerfolg zu erreichen), dazu hat er doch wohl noch zu viel von der alten Weise an sich. Das deutliche Betonen des Erzieherischen, die gewissenhafte (übrigens vortrefflich hineingearbeitete) Vorführung geschichtlicher Berühmtheiten, das abenteuerliche Glück des jungen Helden in allem Pech, die teilweise ernstliche Verwertung abergläubischer Motive, die gelegentlich etwas gewaltsam autorische Verbindung zwischen Äußerlich und Innerlichst: dies alles gibt dem Werk des Modernen, so wie manchem Roman Jensens, größtenteils den Charakter einer vortrefflichen Erzählung für die reifere Jugend.

Zeit und Stil fordern den Vergleich mit einem sehr berühmten Roman der ferneren und einem sehr interessanten der näheren Vergangenheit heraus. „Die Abendburg" spielt im Dreißigjährigen Krieg gleichwie Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus" (wovon prächtige Neuausgaben im Inselverlag und bei Langen erschienen sind) und gleichwie Meinholds „Bernsteinhexe" (vgl. Kw. XXI, 8 und XXIII, 6). Die Sprache des siebzehnten Jahrhunderts ist in einer gemilderten Fassung nachgebildet. Ungeänderte alte Wortformen und Wendungen stehen zwischen einer Mehrzahl von abgeschliffenen; manchmal glaubt man zu merken, wie dem Dichter die

Digitized by Google

Sache zu geläufig modern wird und er rasch, dem abzuhelfen, ein schönes barockes Ungefüge hereinnimmt. So bleibt die Sprache minder altertümlich als im „Simplicius"-Urtext oder im täuschend nachgeahmten Deutsch der „Bernsteinhexe", doch immer noch stark altertümelnd und vor allem uneinheitlich, künstlich.

Der alte Streit um die Sprachmaske und um die Ichform, die auch diesmal den rückblickenden Stil verursachte, soll hier nicht aufs neue ausgetragen werden. In Entwicklungsromanen, wie es dieser ist, hat der Ichvortrag einige Berechtigung, und eine künstliche Sprache kann außer dem bloßphilologischen auch einen gewissen artistischen Reiz bieten. Künstlich bleibt jedoch künstlich, und tot bleibt tot. Ein künstlicher, mit toten Teilen durchsetzter und daher ungleichmäßiger Stil läßt kein völlig lebendiges, kein zeitüberdauerndes Kunstwerk zustande bringen. Gern sei nach dieser grundsätzlichen Einschränkung anerkannt, wieviel Wissen, Ausdauer und Geschmack die Durchführung des altmodischen Scheins durch das umfangreiche Buch hindurch auf jeden Fall voraussetzt.

Um sich im übrigen vor Vergleichen zu schützen, könnte der Verfasser der „Abendburg" mit Recht geltend machen, daß er den Roman eines Goldsuchers oder vielmehr der Goldsucherei geschrieben habe, Grimmelshausen hingegen den eines allseitigen „seltsamen Vaganten" oder vielmehr des damaligen Deutschtums, Meinhold den einer „Hexe" oder vielmehr des Hexenwahns. Immerhin wird „Die Abendburg" der Vergleichung insofern standhalten müssen, als in allen drei Werken doch ein Streben, ein löbliches, nach Totalität wahrzunehmen ist. In dieser Hinsicht erreicht der „Simplicius Simplicissimus" eine Höhe starken Humors und eine unbändige Fülle grausam wahren Lebens, die ihn schlechtweg — unvergleichlich machen. Nach dieser höchstgesteigerten Romanfassung des Themas Dreißigjähriger Krieg wird kaum eine neue möglich sein, die nicht als Abschwächung empfunden wurde, ähnlich wie alle neuen „Fauste" nach dem Goetheschen.

Die gesammelte sachliche Rücksichtslosigkeit in der Schilderung der entsetzlichen Zeiterscheinungen übertrifft auch in der „Bernsteinhexe" manche Schilderung Willes. Allein hier würde diesem leicht wieder Unrecht geschehen, da er offenbar auch aus künstlerischen Gründen auf grausiges Ausmalen verzichtete und auf der andern Seite dort, wo es ihm auf packende Ganzheit ankam, durchaus ohne Zimperlichkeit von dem Schrecklichen berichtet, das unmittelbar und mittelbar im Namen der unterschiedlichen Christentümer an Christenmenschen verübt wurde; beispielmäßig bei der Erzählung (die allerdings nur ein Botenbericht ist) von der habsburgischen Folterung und Hinrichtung des ritterlichen Schaffgotsch zu Regensburg. Die Zerstörung Magdeburgs wird mit Frische, aber doch zu sehr vom Gesichtspunkt privaten Teilerlebens dargestellt. Vom Zeitcharakter ist dabei nur wenig zu spüren.

Mißt man den Roman Bruno Willes nur mit seinem eignen Maße, so muß von vornherein festgestellt werden, daß er seinem Ziele nach in der Tat beträchtlich über dem guten Durchschnittsroman unsrer Tage steht und daß er, auf guten poetischen Wegen, an dieses Ziel auch gelangt. Das

Digitized by Google

Erzieherische, die Symbolik mit ethischer Nutzanwendung, diese überzeugungsstarken Niederschläge aus dem Denken und Wirken eines freigemeindlichen Predigers waren ganz in der Absicht des Dichters. Sie hemmen nur selten ein sehr anschauliches, erfindungsreiches Erzählertum.

Mit nicht geringem Anteil müssen wir dem jungen Helden, dem Magdeburger Prädikantensohn Johannes Tielsch-Tilesius, durch seine Lehr- und Wanderjahre folgen: nach Hirschberg, nach Prag, zu falschen und echten Gelehrten, in die Gefangenschaft von Slavata und Genossen, zu Wallenstein und Seno, in die Liebe- und Soldatenzeit, die mit der Magdeburger Bluthochzeit endet, und zurück in die schlesischen Berge, wo Johannes beim Felsengewände, das nach einem sagenhaften Vorzeitbau „Die Abendburg" genannt ist, als Einsiedler haust, Schatzfinder und Führer der Lichtgläubigen wird und endlich durch äußeres Ungemach zur dauernden Verinnerlichung gelenkt wird.

Gute Gegenständlichkeit, die vieles Wesentliche der Zeit erfaßt, verbindet sich mit einem schönen Idealismus zu einer Einheit, die organisch erscheint, da sie sich mit der Anlage einer reichen Persönlichkeit deckt. Mit der besondern Tendenz des Idealischen braucht man darum noch nicht einverstanden zu sein. Daß es gegen die verruchte Gier nach dem Golde geht, wird man in unsern kapitalistischen Zeiten begreifen und sogar loben. Daß aber darum das materielle Gold selber verscharrt werden soll, statt dem Guten nutzbar gemacht zu werden, daß das weltabgewandte Leben statt des weltbefruchtenden Strebens empfohlen wird, das gehört zu einer nutzlosen, veralteten Prophetenweisheit. Aus solcher Gesinnung erwuchs auch der entsagungsreiche Schluß der Geschichte, darin Johannes die einst ihm entrissene Eheliebste wiederfindet und doch nicht wiedergewinnen darf. Ein Stück Künstelei kann auch hier nicht verkannt werden; doch ward die eingehende Erzählung des Verzichtens so außerordentlich fein und zart motiviert, daß man sie fast als eine Notwendigkeit annimmt.

Bruno Willes Geschichtsroman — oder dessen Erfolg — wird sicher eine Schar Nachempfinder hinter sich her locken. Fraglich bleibt es vorläufig, ob andre begabte Dichter, die gleich Wille in dem ewigen Durchstöbern des gegenwärtigen Alltags keinen rechten Reiz mehr sehen, sich nun eher entschließen mögen, den geschichtlichen Roman zu pflegen. Zu wünschen wäre es — nicht damit wieder eine andere Mode angestiftet werde, sondern weil mit einer wirklichen Neubelebung dieser Untergattung mehr Mannigfaltigkeit geschaffen würde und weitere Möglichkeit, den Roman von der platten Wirklichkeitsmalerei zur Darstellung größer geschauten Lebens zu steigern. Wobei natürlich vorauszusetzen wäre, daß nicht einfach die platte Malerei auf eine vergangene Wirklichkeit, also auf eine obendrein unsichere, übertragen werde. Auch für den geschichtlichen Roman gilt nämlich, daß er um so länger dauernden Wert haben wird, je zeitloser er im Kerne ist, während er in allem Außenwerk das wirklich Wesentliche der Epoche geläutert wiedergeben soll.

Die beiden Erfolgreichen vom südlichen und vom nördlichen Ende des deutschen Sprachreichs, Rudolf Hans Bartsch und Gustav

Digitized by Google

Frenssen, bleiben in ihren jüngsten Werken bei der Gegenwart, streben indessen über die bloße Abschilderung hinaus. Der Steirer Bartsch hält sich im Stoff dem Alltag etwas ferner als der Holsteiner. Er gibt in „Elisabeth Kött“ (L. Staackmann, Leipzig) das Ausnahmeschicksal einer großen Schauspielerin, Frenssen in „Klaus Hinrich Baas“ (Grote, Berlin) den langsam ansteigenden Lebensgang eines armen holsteinischen Jungen, der es bis zum Hamburger Kaufherrn bringt. Am Ende aber ist dieser Weg nicht minder unalltäglich als jener. Bühnengröße und Großkaufmann gehören beide zu den Eroberertypen unsrer Zeit; nur das Tempo des Eroberns macht einen Unterschied.

Wenn wir den beiden Dichtern absehen wollen, was heute im deutschen Roman den großen Erfolg mehr oder minder literarischen und zugleich entschieden buchhändlerischen Gepräges hervorzaubert, so finden wir als Ursachen: gute Beobachtung vertrauten Lebens verbunden mit reichlicher Lyrik, die in der südlichen Sphäre als schwärmerische Lebenslust, in der nordischen als verhaltene Lebensandacht auftritt; Stimmung und zwar eine übersinnlich-sinnliche Stimmung darf keinesfalls fehlen, und in der Verfasser Seele wohl ebensowenig die Überzeugung, etwas von einem volkführenden Orakel in sich zu tragen.

Im Verhältnis zur Stimmungswärme der Erfolgswerke, die für beide den Ausschlag gaben, scheinen die zwei neuen Bücher ein wenig minder gefühlsmäßig hingegeben, dafür ein wenig orakelbewußter, bei ungefähr gleichgebliebener Sinnlichkeit. Beide bedeuten interessante Erscheinungen, die bloß bei jedem der beiden Verfasser gegen das gelobte und überlobte Sonnenaufgangsbuch insofern zurückstehen, als der Anreiz der Neuheit geringer ward; denn beide Persönlichkeiten zeigen sich in der neuen Arbeit nur von bekannten Seiten. Was an Wärme verloren ging, ward an Formfestigkeit ungefähr wieder eingebracht.

Bei so mancher Übereinstimmung in den Grundlagen gibt es zwischen Bartsch und Frenssen im einzelnen genug des Trennenden, das zum guten Teil mit der landsmannschaftlichen Verschiedenheit zusammenfällt. Nebenbei: läßt solch überragende Gewalt der engern Stammeszugehörigkeit nicht ahnen, daß die gestaltende Persönlichkeit nicht überragend mächtig genug sei, um den Erzähler zum überragend großen Dichter, zum wahrhaften Volksorakel zu erheben?

In „Elisabeth Kött“ hat Rudolf Hans Bartsch zum erstenmal eine Einzelgestalt, eine aus der Steiermark, zum Mittelpunkt eines Romans gewählt. Die Kött ist armer Leute Kind in Graz und schmachtet in der Statisterie des Stadttheaters. Die selbstlose Vermittlung des Träumerphilosophen aus dem Erstlingsroman verhilft ihr zum Eintritt in die Laufbahn der Tragödin. Sie setzt sich bald durch und findet nach den überheroischen Anfängen, nach den unvermeidlichen Rückschlägen und nach ausgiebigem Weibesleben ihren Stil, den Stil der Nerventragik. Glänzend steigt sie empor, wird in Wien als Künstlerin wie als Frau über die Maßen gefeiert, verschuldet den Selbstmord eines jungen Dichters aus dem Handwerkerstand, nimmt einen Grafen zum Mann, reißt sich jedoch urplötzlich aus dieser Ehe wie aus allem Zwange los, unternimmt weite Gastspielreisen und stirbt als Pionierin deutscher

Digitized by Google

Sprache, deutscher Kunst weit im Slawonischen drunten, an einem Trunk verseuchten Wassers oder vielmehr an ihrer eignen selbstverzehrenden Glut.

Das unsentimentale, im Grund auch unerotische Wesen einer nervösen, ehrgeizigen Bühnenfrau von heute ist in dieser Heldin fein angelegt und sicher festgehalten. Nur hätte sie, um wirkliche Heldin zu sein, um eine über den Alltag hinauswachsende Dichtung zu verdienen, ein bißchen mehr kämpfen müssen gegen das allzu Frauliche, allzu Theaterliche in sich. Was nicht etwa um eines moralischen Ergebnisses willen gesagt wird, sondern wegen des ethischen Gewichtes, das im bloßen Kämpfen steckt. Und ein bißchen hätte sie auch gegen das allzu Weiche, Fließende, Schillernde, gegen das allzu unmittelbare Geisteln und Stimmungmachen, das allzu Österreichische im Stil ihres Urhebers opponieren dürfen.

Viele fesselnde Mannestypen aus Theaterwelt, Bohême und Gesellschaft von Wien und Graz geben im Umkreis der Kött impressionistisch einen Begriff vom heutigen Österreich, wie es sich im Geist eines ästhetischen Österreichers spiegelt, dem anscheinend Meister Bahr nicht umsonst voranlebt und -dichtet. Die besondere Ähnlichkeit der Kött mit der Rahl Hermann Bahrs soll dabei nicht einmal als wesentlich hingestellt sein; es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, daß Bartsch den etwa zwei Jahre früher erschienenen Wiener Roman „Die Rahl“ vorm Beginn seiner „Elisabeth Kött“ gekannt habe. Das viele kluge Reden ist jedenfalls der Bahrschen Manier nahe verwandt, doch spricht aus der Bartschschen fürs erste bestechender ein jugendlich stürmisches Temperament. Im übrigen verfügt der Steirer zwischendurch über eine knappere, aktivere Technik. Er scheint auch das Zeug zu einem österreichischen Sudermann zu haben. Die Synthese Bahr-Sudermann plus Jugend: das muß wohl jeden empfänglichen Sinn umstricken.

Die Arbeit in „Klaus Hinrich Baas“ hat etwas so Gediegenes und die Grundstimmung etwas so Dumpfes, trotz freundlichen Obertönen so von kühler Zähigkeit Beherrschtes, daß es dem eindringenden Blick außergewöhnlich erschwert wird, die verborgenen Vorzüge und Schwächen zu sondern. Biedere Heimatkunst und höchst routinierte Unterhalterkunst vermischen sich da auf seltsame Weise. Das volkstümliche, mitunter leis pathetische Häufen des Bindemittels „und“ im Erzählerstil, anderseits die kluge Einteilung in schmackhaft kurze Absätze und Kapitel nebst der gelegentlichen Einfügung literarisch geprägter Denkworte: das kündet die Doppelnatur schon äußerlich an. Charakteristisch kann auch der Kompromiß im Motiv Jugendfreundin sein: statt des Mädchens, von dem man es nach den Kindheitszenen voraussieht, wird schließlich dessen jüngere Schwester die Frau des Helden. Gegen den Österreicher hat der Holsteiner mehr Ruhe (die nur zum Teil auf die größere Altersreife zurückzuführen ist), mehr Sinn für Arbeit an sich, Nüchternheit, Nationalökonomie. Salongeistreichigkeit und Kunstpsychologie wird bei ihm nicht getrieben; dafür gibt er Handelsschilderung, Kinder- und Schiffergeschichten, Philosophie der Tüchtigkeit; dies alles mit mehr Weltkindwesen als in „Jörn Uhl“ zu ahnen war.

In Klaus Hinrich Baas ward Jörn Uhl wiedergeboren, doch mit

Digitized by Google

der Weisung, diesmal die Fahrt frühe nach Hamburg zu nehmen. Es sollte zwar, scheint es, kein Roman von Hamburg werden, und es ist auch keiner geworden. Jörn-Klaus bleibt das Thema, die Hansastadt bedeutet nur die Wiege seines Kaufmannstums. Das Träumerische, das im ganz jungen Jörn-Klaus wiederkehrt, wird nach der Übersiedlung der armen Landfamilie Baas in die Großstadt durch herbe Not rechtzeitig entfernt; darnach wächst aus der gemeinsamen Wurzel ein praktischer Klaus auf, auch er aber im Grund ein Musterknabe.

Sein einziger Fehler besteht (Baas gleich: „Herr") in einem erblichen herrenmäßigen Hochmut, der jedoch weit deutlicher durch unmittelbare Hinweise des Erzählers, als durch den Gang der Erzählung erkennbar wird. Kurz vorm Ende der Geschichte veranlaßt denn auch der Verfasser seinen Helden, den „Hochmut" abzutun. Allein uns will es bedünken, daß es sich hier mehr um eine Spielart von Selbstbewußtsein handelt, die zumeist ganz berechtigt und im übrigen für das Hochkommen des Mannes unentbehrlich ist. Zu tadeln, zu büßen wäre eher die Liebloſigkeit, die sich unter der fortschreitenden Lebensarbeit in Klaus Hinrich entwickelt und mit dem grundlegenden Zug liebenswürdiger Güte nicht in den rechten Einklang kommt. Dazu stimmt es, daß die Entwicklung des Helden, soweit sie etwas wie eine Idee darstellen soll, im ganzen zu viel von außen bewerkstelligt wird.

Die Stärke von Frenssens neuem Roman liegt in der Einzelschilderung, in der guten Gegenständlichkeit der zahlreichen Bildchen aus dem bürgerlichen Leben. Wie Klaus Hinrich in der Großstadt aufwächst, wie er als Halbwüchsiger das liebe Schwesterchen und den Vater verliert, tapfer sofort ans Geldverdienen geht, wie er den Handel erlernt, in Indien lebt und arbeitet, darauf aus Liebe in eine Philisterfamilie einheiratet, wieder frei wird, eine prächtige Hamburgerin und einen ehrenvollen Platz in der Großkaufmannschaft erringt: von alledem wird man vieles mit Interesse lesen, wenn auch nicht mit gleichmäßigem oder gar steigendem.

Mit Mißbehagen werden wohl allgemein die merkwürdigen Stellen aufgenommen werden, die auf recht ungesunde Weise für eine gesunde Sinnlichkeit eintreten wollen. Wenn ein harmlos sein sollendes junges Mädchen zum Beweise häuslichen Fleißes dem Geliebten das rauhe Knie weist, wenn des öfteren nachdrücklich die Notwendigkeit sexuellen Sich-Auslebens betont wird und sexuelle Vorgänge, die in der Schilderung (falls sie überhaupt unvermeidlich) nur durch den Affekt erträglich gemacht werden können, mit salbungsvollem Behagen umständlich vorbereitet oder nachher als welterleuchtendes Wunder gepriesen werden, so enthüllt all solche vermeintliche Mannhaftigkeit doch nur die gespornte Erotik einer Philisterseele, die ihr Philistertum überlaut verleugnen will. Bei Bartsch und bei Frenssen mag man ein gleiches Maß von Sinnlichkeit finden; bei jenem wirkt es wie gemilderte, bei diesem wie aufgereizte Kraft.

Der organischen Gebrechen ungeachtet, gewinnt der Roman gewiß manchen unbefangenen Leser durch die verbleibenden Vorzüge, die bei flüchtigerer Bekanntschaft im Vordergrund stehen: das un-

Digitized by Google

verkennbare Talent für die Alltagsschilderung und für episodische Charakterzeichnung, stellenweise auch durch erzieherisch bestrebte Gefühlsweise. Wo die Charakteristik eines längeren Atems bedarf, macht sich allerdings übertreibende Vereinfachung der Hauptzüge oder einige Inkonsequenz bemerkbar. Doch dergleichen wird über den hübschen, zuweilen echt ergreifenden Einzelheiten meist gern übersehen oder vergeben. In dem Punkt, auf den es dem Erzähler auch bei einigem literarischen Ehrgeiz immer stark ankommen muß, im unterhaltenden Berichten, in dem Punkt hat Frenssen durchaus den erforderlichen langen Atem. Er ist gewiß, nehmt alles nur in allem, ein geborener Romanerzähler. Das mißfällt gewißlich keinem. Wen freilich die eine Eigenschaft allein schon ganz gefangennehmen soll, der muß wohl — ein geborener Romanleser sein. Willy Rath

Theater

Berliner Theater

Aus dem dramatischen „Durchschnitt" sollte ich diesen Bericht überschreiben, um ihn von den sonstigen dieser Stelle gleich nach Gebühr zu scheiden. Denn die literarische Haltung und die neuerdings geforderte Vielseitigkeit des Kunstwarts machen es stillschweigend zur Pflicht, hier für gewöhnlich nur von hervorragenden dramatischen Erscheinungen zu sprechen. „Hervorragend" heißt nicht immer bedeutend, heißt noch weniger immer wertvoll und erfolgreich; entscheidend für die Auswahl sind vielmehr meistens die literarischen Ansprüche des Verfassers, die Höhe seines Zielpunktes, ab und an auch wohl allein das von berufener oder unberufener Hand ergriffene Problem und seine geistige Tragweite für unsre Zeit. Nach dem kritischen Fazit darf man diese Auswahl beileibe nicht aburteilen. Je höher der Wurf, desto tiefer, wenn er sein Ziel verfehlt, der Fall. Der Ehrgeiz, das Wollen, die hinter dem Werke verborgene, oft bis zur Unkenntlichkeit verhüllte dichterische Persönlichkeit ist es, die wir suchen, die wir grüßen und beglückwünschen, überall da, wo sie mit ehrlichen Mitteln einen ehrlichen Erfolg erringt, die wir respektieren auch dann noch, wenn sie strauchelt und fehlgreift, der zuliebe wir aber auch mit desto grimmigerem Ernste all die leichtfertigen Macher und durchtriebenen Erfolgjäger abtun, die sich mit zwei- und dreihundert Aufführungen spreizen, wo der „erfolgreichste" der andern sich im günstigsten Fall an einem Dutzend sonnt. All das, dies Extreme im Guten oder Schlechten wollen wir heute einmal beiseitelassen. Nach dem Durchschnitt wollen wir uns umsehen, nach dem „täglichen Brot" der Bühnen oder doch nach dem, wovon sie es zu essen hoffen. Vielleicht, daß so ein Intermezzo-Bericht dazu hilft, den geläufigen den Hintergrund zu liefern, von dem sie erst ihre richtigen, ihre wahren Maßstäbe empfangen. Also auf gut Glück und so kurz wie möglich!

„Taifun" im Berliner Theater, von dem Ungarn Lengyel. Spielt in der japanischen Kolonie von Paris. Einer, der begabteste, ist der Träger einer für das Vaterland ungemein wichtigen wissenschaftlichen Mission. Drum stehen die andern alle wie eine Schutzmauer um ihn, und als er sich hat fortreißen lassen, seine weiße Geliebte, die seine Rasse verhöhnte, zu erwürgen, wird dem Gerichte

Digitized by Google

flugs ein andrer als der Schuldige untergeschoben, an dessen Sein oder Nichtsein dem Vaterlande weniger gelegen ist. Dritter Akt: Gerichtsverhandlung. Spannendes Duell zwischen dem Wahrheitsdrang des sich regenden Gewissens und dem Aufopferungsmut des Stellvertreters. Der patriotische Trug siegt; der wider sich selber Gerettete hat Zeit, seine Arbeit zu Nippons Ruhm und Ehre zu vollenden. Dann stirbt er, am Skeptizismus, am Individualismus oder wie man die in Europa von Europäern erworbene Krankheit sonst nennen will ... Ein Jongleurstück, das billig von den Kontrasten der weißen und gelben Rasse zehrt, spannt, ohne zu ermüden, anregt, ohne anzustrengen — kurz, ein asiatisch gefärbtes Boulevard- und Salonstück, dem kein wohlerzogener Europäer ein böses Gesicht zu zeigen wagen darf.

„Der Herr Verteidiger", Schwank im Neuen Schauspielhause. Gleichfalls von einem Ungarn. Von demselben Franz Molnár, dessen „Teufel" vor einigen Jahren im Lessingtheater hinter ein paar bestechenden Rollen symbolische Tiefen vortäuschte. Jetzt tut er's billiger: wozu noch den Tiefsinnigen spielen, wenn man so wie er die handfeste Clownerie, die Technik der Überraschung und Verblüffung und die Mechanik der Rührung beherrscht. Gemach, ihr Detektive, Hätschelkinder der Dramatiker von jenseits des Ozeans, die Herren Diebe sind auch noch da! Es gilt nur ihre Ritterlichkeit, ihre Großherzigkeit und ihren Humor ins rechte Licht zu setzen und dabei doch seine Überlegenheit zu behaupten. Man ist erstaunt, zu vernehmen, daß es bereits eine völlig ausgebaute Diebsphilosophie gibt — drüben, wohlverstanden, nicht bei uns! —, hört sie sich aber geduldig schmunzelnd an und ertappt sich manchmal sogar darüber, daß man bei den langen Nasen, die die Brüder Langfinger ihren Verfolgern drehen, wacker mithilft.

„Die goldne Ritterzeit", Burleske von Charles Marlowe. Ein ulkiges Turnier zwischen Frack und Harnisch. Der Frack lacht zuletzt, der Harnisch kriecht wie ein beschämter Pudel hinter den Ofen. Ein gänzlich unheroischer Graf wird von Traumes Gnaden in eisenklirrende Rüstung gesteckt. Wir lachen über seine drolligen Kapriolen, als wären wir bei Schumann oder Busch. Es ist aber das Neue Theater, das uns eingeladen hat. Hätte man nicht wenigstens den Wahlspruch des Hauses, so über der Bühne prangt, schamhaft verhüllen sollen? „Kunst und Natur sei eines nur" — so hat es Lessing doch nicht gemeint.

„Neue Jugend", Schauspiel von Tor Hedberg, einem bei uns noch wenig bekannten Schweden. Ein Schauspiel, das seinen Stoff aus der jüngsten revolutionären Vergangenheit Finnlands schöpft (Schaumanns Attentat auf Bobrykow), dies moderne Wirklichkeitsmotiv aber zu einem Konflikt und Problem von allgemeinmenschlicher Bedeutung zu erweitern und zu vertiefen sucht. Der Vater, ein halbgebrochener, vom Leben enttäuschter, nur noch mit ein paar abgestandenen Eitelkeiten und Schmeicheleien genährter Mann, erlebt auf seine alten Tage, wie die neue Jugend sich an seinen glühenden Freiheitsgedichten von einst begeistert, während er um des lieben Friedens und Brotes willen längst seinen Pakt mit den fremden Gewalthabern geschlossen

Digitized by Google

hat. Sein Sohn, ein Neunzehnjähriger, ist von den Verschwörern bestimmt, das Attentat auszuführen, und die Freudigkeit, mit der er trotz ersten jungen Liebesglückes dazu bereit, enthüllt dem Vater seine eigne Feigheit und unnütze Erbärmlichkeit im grellsten Lichte. Doch mit der Erkenntnis dämmert zugleich der Entschluß zur Sühne in ihm auf. Was der Junge tun wollte, tut der Alte, nun wieder einig mit der Jugend, deren Ideale einst die seinen waren, ehe das bittere Leben sie ihm hinterlistig entwand ... Ein Stück voller wirkungssicherer Theatralik, die am Ende leider allein triumphiert; aber ein Stück auch reich an dichterischen Feinheiten, wie sie aus der Stimmung eines Landes wachsen, das seelische Intimität mit gesunder Lebenstreue und wirklichkeitsfroher Kleinmalerei zu versöhnen gelernt hat.

„Streber", Schauspiel von Anton Ohorn, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Ein weltlicher Bruder des „Abts von St. Bernhard". Sich selbst getreu bis in den Tod, fällt der Vater, ein pflichttreuer, gewissenhafter Beamter, als Opfer seiner Kinder, des Sohns und des Schwiegersohns, die beide sich als ausgemachte Streber entpuppen, der eine nach oben, der andre — um des Kontrastes und der lieben Gerechtigkeit willen — nach unten. Ein Stück, so recht um die Faust zu ballen und mit den Zähnen zu knirschen. Ein Musterbeispiel derer „aus dem Durchschnitt". Friedrich Düsel

Weimarer Theater

Das Hoftheater in Weimar hat sich das Verdienst erworben, als erstes eine Tragödie von Paul Ernst auf die Bühne zu bringen. Seit mehreren Jahren fordert Ernst — und nicht er allein — eine neue dramatische Kunst, die von allem heute Üblichen und Geltenden sich bewußt fernhält, um statt dessen die Überlieferung der großen Tragiker von der Antike bis zu Hebbel aufzunehmen und fortzubilden. Ernst verwirft das meiste, was heute die Bühne beherrscht, und geht nicht nur als Kritiker negativ, sondern auch positiv, als Schaffender dem Ziele der „Neuklassik" entgegen. Aber von dem Dutzend Dramen, die er bis heute herausgegeben hat, vermochte noch keins den spekulativen Sinn eines Theaterleiters zu betören, und so konnte man in Weimar die vor fünf Jahren erschienene Demetrios-Tragödie noch „uraufführen". Gestehen wir's: das Verdienst war zugleich ein Wagnis. Denn obwohl von manchem kunstbegeisterten Feuilletonisten — unter anderm vor wenigen Wochen von Karl Scheffler im „Tag", der in lärmender Begeisterung das deutsche Volk schmachvoller Vernachlässigung seines größten Tragödienschreibers anklagte — gefordert worden war, man müsse dem Neuklassiker endlich Gelegenheit geben, im Feuer der Inszenierung und Regie für das große Publikum seine neuen Waffen zu erproben, so war dennoch für den Praktiker vorauszusehen, daß die Begeisterung der Masse den Ruhm dieser bislang sehr esoterischen Kunst nicht alsbald an Alldeutschland verkünden werde. Es kam auch in der Tat nur zu einem annehmbaren Achtungserfolg.

Soweit das Verdienst — geschmälert ward es leider von der Bühnenleitung selbst durch teilweise recht grobe Kürzungen am Worte des Dichters, von denen nur wenige innerlich berechtigt waren; man hatte wahrlich von

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einem friedlichen Weimarer Abonnementpublikum ebensowenig wie von den wenigen auswärtigen Kunstfreunden gröblichen Hausfriedensbruch zu fürchten, wenn man bei dieser Feuerprobe den Willen des Dichters rein zur Wirkung gebracht hätte. Auch im übrigen ermangelte die Aufführung nicht nur der schauspielerischen Bedeutung, wofür die Regie nicht stehen kann, sondern auch einigermaßen der sorgfältigen Durcharbeitung. So wird man sagen müssen, daß dem Werk noch reinere, tiefere Wirkungen beschieden sein können, als in Weimar davon ausgingen.

Dennoch dürfte über die wesentlichen Lebensfragen dieser neuklassischen Dichtung auch schon diese Aufführung Klärung gebracht haben. Die unerhörten Ansprüche, welche mit dem Namen allein ausgesprochen sind, sind auf bescheidenes Maß zurückgeführt; unvoreingenommene Kritiker haben an vielgelesenen Stellen inzwischen ruhige und sachliche Worte gesprochen. Was will es denn eigentlich heißen, dieses Wort von der neuen Klassik? Daß unsre Zeit die Geisteshaltung und die Lebensanschauungen der Zeit Goethes und Schillers nicht betätigt, daß wir, ob höher oder niedriger, jedenfalls auf einem andern Boden stehen als jene, das leuchtet ohne weiteres ein. Soll die neue klassische Kunst also aus dem Nährboden unsres zeitlich bedingten Lebens aufsprießen, so wird sie von einem Lebensblut erwärmt sein, das sie der älteren Schwester unähnlich macht, mögen die Züge ihr noch so ähnlich sein. Paul Ernst übernimmt nicht nur die Form der streng gebauten fünfaktigen Tragödie, den fünffüßigen Jambus,* den allem Naturalismus fernen Sprechton philosophisch-betrachtender oder lyrisch-abgekürzter Rede; er hält sich gänzlich fern von allem Modernen, — wobei man unter Modernität für diesmal auch die notwendige Intensität des Erlebens mitbegreifen wolle. Sein Fühlen spricht nicht aus kühlen, aber aus kargen Worten; sein Denken ist wohl logisch einwandfrei, aber es enthält billige Wahrheiten, welche noch dazu durch Maßlosigkeiten im Folgern und häufiges Betonen den Eindruck der Enge und Lebensfremdheit machen; seine Szenen sind stark, aber künstlich bewegt. Etwas überdeutlich gesagt: der Anblick dieser Tragödie wäre — von wenigen Szenen abgesehen — langweilig gewesen, wenn nicht das seit Jahren angespornte literarische Interesse die Aufmerksamkeit wachgehalten hätte.

Freilich, was man immer gegen Ernsts Dichtung einwenden mag, der Dichter, der auch als Theoretiker hervortrat, wird immer versucht sein, dem Kritiker Unverständnis, Oberflächlichkeit, falsche Gewöhnung zuzumuten. Wie denn auch Stefan George auf den Vorwurf, daß seine Verse kalt seien, antwortete, daß manchmal hinter streng geformten und scheinbar kühlen Zeilen heißere Leidenschaft stehe, als hinter pathetischem Lyrismus. Aber in der Kunst, am meisten in der dramatischen, heißt es: hic salta. Was des Dichters Brust in unerschlossener Verborgenheit bewegt, ist für den Hörer so verloren wie seine kritischen Argumente für die Vorzüge seines Werkes. Ernsts Theorie

* Dabei droht die ernstliche Gefahr, daß auf der Bühne wieder das Jambenpathos ausbreche, das die „Moderne“ mühsam überwand. Ernst verführt mehr noch dazu als nötig, da seine Sprache wenig gelenk gebildet ist.

Digitized by Google

nennt das Dichten eine vorzugsweise verstandesmäßige Arbeit. Und ich glaube, was er auf seinem Wege erreichen kann, hat er erreicht.* Mir bleibt unzweifelhaft, daß er ein Volk, ja auch nur weite Kreise stark fühlender Gebildeter für diese Kunst nicht gewinnen wird.

Ezard Nidden

Hamburger Theater

Man braucht, um die Leerheit von Viktor Hahns „Cesar Borgia", „Die Tragödie der Renaissance" zubenannt, darzutun, nicht gleich an Gobineau zu erinnern — schon der Hinweis auf einen jungen Dichter unsrer Tage — Emil Ludwig — genügt. Emil Ludwig hat in seinem Schauspiel „Die Borgia" (bei Bruno Cassirer, Berlin 1907) in allzu starker Abhängigkeit von Shakespere, aber doch mit unverkennbarer dichterischer Kraft um die Gestaltung der Tragödie, die sich an den Namen Borgia knüpft, gerungen. Mit einer Stärke bezeugenden Objektivität zeichnet er das blutdurchdünstete Geschick des ruchlosesten aller Papstsprößlinge nach. Als williger Diener des Geschehenen, trägt er nicht nach Art der Kleinen bedeutungslose Eigenempfindungen in die Menschen ferner Zeiten hinein, um uns das übliche arg verzeichnete Renaissancedrama zu geben. Er hat den Mut zu dem durch nichts beirrbaren: So war's! Mord, Blutschande, Gift, Verrat, Lug, Trug, Liebe in allen Formen, Krämertum, Waffenlärm zeichnet er, wie es die Menschen, die er uns sehen lassen will, erfordern, mit nichts wegtäuschendem Striche. Da Ludwig anderseits aber nicht Kraft genug hat, das Vergangene nach der Weise der Großen zu deuten, oder besser: den ihm innewohnenden tiefen Sinn sichtbar zu machen, Geschehenes dadurch in Zweckmäßigkeit wandelnd, so kommt eine lebenstrotzende, farbenechte, dramatisierte Historie zustande, die uns durch ihre Einzelschönheiten, wenn auch nicht in ihrer Ganzheit das Herz bezwingt.

Statt uns das Werk eines Dichters sehen zu lassen, hat das Deutsche Schauspielhaus einen großen Aufwand an Viktor Hahns Kostümstück „Cesar Borgia" schmählich vertan. Schon im ersten Akte, als der Autor Michelangelo, um den Glanz der Renaissance anzudeuten, eine klägliche Statistenrolle spielen* und den Grafen vom Rhein eine fulminante Rede gegen das Papsttum halten läßt, nicht etwa zu Gleichgesinnten, sondern im Angesicht seiner Heiligkeit, der Kardinäle und des ganzen päpstlichen Hofes — schon bei diesen Naivitäten des Eingangs wird klar, daß es Viktor Hahn nicht auf zwingende Menschengestaltung, sondern auf ein Bereden der Vergangenheit ankommt. Im Verlaufe bringt der Verfasser es fertig, diese fragwürdigen „Kühnheiten" des Eingangs noch zu überbieten. Daß sich Hahn auf die Seite der „Retter" Lucrezias stellt, beanstanden wir nicht, wohl aber, daß er sie, statt sie uns in reiner Menschlichkeit erstehen zu lassen, zu einer des Guten wie der Sünde gleich

* Wir begnügen uns hier mit diesen allgemeinen Bemerkungen, da wir auf die „Neuklassik" bald ausführlicher einzugehen gedenken. Über die Demetrios-Tragödie unterrichten die Losen Blätter dieses Heftes genauer. Kw.-L.

* Später wird auch noch Lionardo da Vinci in seiner doppelten Eigenschaft als Festungsverteidiger und Künstler im wahrsten Sinne des Wortes: herangezogen.

Digitized by Google

entrückten Theatermadonna macht. An die Stelle des stummberedten Kusses, von dem uns die Geschichte beim Zusammentreffen des Brudermörders mit dem Vater erzählt, tritt eine hohle Theaterszene, in der der Sohn den entsetzten Vater zwingt, ihm Absolution zu erteilen. Eine öde Eifersüchtelei wird zur Motivierung des Giftmords erfunden, der tiefbezeichnende Ausgang des Lebens in Spanien wird unterschlagen. Statt der sprechenden Geschichte wieder leere Erfindung. Cesar stirbt vor Ferrara, kurz bevor seine von ihm mißhandelte Schwester kommt, ihn in die Stadt zu holen. Nicht bevor er (man denkt an die ihr Sterben in einer viertelstündigen Arie aussingende Operndiva) endlose Reden über sein Leben gehalten hat. Dem Selberreden folgt ein nicht minder sinnloses Beredetwerden durch Machiavelli und — Martin Luther, der auf dem Wege von Rom nach Deutschland gerade rechtzeitig vorbeikommt, um einige wirksame „Euch die Schuld!“ anzubringen.

Diese Theaterei Viktor Hahns zog man Emil Ludwigs dramatischer Historie vor, wie man im vorigen Jahre seinen eklektischen „Moses“ der Dichtung Carl Hauptmanns vorgezogen hat. Macht man's schon verkehrt, so darf man doch sagen: Es liegt System darin.

Hans Franck

Des württembergischen Hoftheaters

wechselvolle Geschichte hat Rudolf Krauß aus den Quellen zu einem stattlichen Bande gefügt („Stuttgarter Hoftheater“; Stuttgart 1908, bei J. B. Metzler), der nun auf lange Jahre hinaus als selbständige Quelle gelten wird und darf. Die Lebensläufe der deutschen Theater leiden meist an der Oberflächlichkeit der Biographen, obschon eine sorgfältige Behandlung im allgemeinen weniger Mühe macht als im vorliegenden Falle. Mit rückhaltloser Anerkennung sei deshalb ausgesprochen, daß Krauß den unsäglich widerstrebenden Stoff zu einer schönen Form gebändigt hat, ohne je der genauesten Wahrheit ein Schnippchen zu schlagen. Blüte und Verfall einer Hofbühne kann man auch andern Orts kennen lernen, aber an der württembergischen geht's besonders kunterbunt auf und ab. Fast immer ist das Geld die Ursache so bedenklicher Schaukelbewegungen, ob man es auch den unmöglichsten Kassen entpreßt. Sogar der hohe Kirchenrat ist eine geraume Weile verpflichtet gewesen, die Gagen zu zahlen.

Krauß muß gar früh mit seiner Erzählung beginnen, denn schon im 15. Jahrhundert gibt's eine Hofkapelle, und sie ist ja an den Höfen allerwärts der Anfang der Oper gewesen, deren eigentliches Geburtsjahr erst ans Ende des 16. Jahrhunderts fällt („Daphne“ in Florenz). Welche Zeit und wie viele Schicksale in der Leitung Krauß durchzuarbeiten hat, ehe er bei der rührigen und künstlerisch so bedeutsamen Intendanz des jüngeren Putlitz anlangt, ist leicht zu berechnen, und wer sich's so sauer werden läßt wie er, verdient, daß man ihm die vielleicht verwirrende Fülle von Namen und Titeln nicht zum Vorwurfe gereichen läßt. Das Buch ist ja für Historiker geschrieben und für solche Laien, die eben am Stuttgarter Theaterwesen ein ganz persönliches Interesse haben. Ihnen klingt mancher Künstlername, mancher Operntitel noch vertraut, der an meinem Ohre vorübergeht. Und gerade die mit fremdem Klange

Digitized by Google

kennzeichnen ja das Buch als ein württembergisches; was ich davon gewußt habe, hat sich gewissermaßen auf der allgemeinen Bühne Deutschlands abgespielt. Die Komponisten, Sänger und Schauspieler, die sich unter Herzog Karl Eugen, unter den Königen Friedrich, Wilhelm I., Karl und Wilhelm II. ihre Sporen verdient haben, tauchen später in Berlin, Dresden, Wien auf, wo ich ihnen auf literarischem oder realem Wege begegnet bin. Nun ist es ungemein unterhaltend, diesen Künstlern bis zur Wiege ihres Ruhmes nachzugehen. Kein Name von Bedeutung, der nicht ein paar Jahre oder ein paar Gastspieltage lang in Stuttgart auf dem Theaterzettel gestanden, und kein Streitobjekt zwischen Leitern und Geleiteten, das dort nicht in komischem oder ernstem Sinne ausgestrahlt hätte. Auch an Theaterbränden fehlt es nicht, und vielleicht hat Württemberg sogar die zahlreichsten zu beklagen. Mit wohltuender Sachlichkeit spricht Krauß seine Urteile aus, aus denen ich als Beispiel die Charakteristik Seydelmanns anführe. Dieser feine, der realistischen Darstellung zuneigende Künstler verliert durch die sonstige Geschichtschreibung an Nachruhm, indem man ihm die geistige Durchdringung der Rollen als Temperamentlosigkeit auslegt und ihn zu den arg verachteten „denkenden" Schauspielern rechnet. Man vergißt, daß von der Bühne herab noch nie der Geist allein zur Begeisterung hingerissen hat, daß also auch Seydelmann starke Gaben des Gefühls und Gemüts gehabt haben muß.

Gegen den Schluß hin fällt wohl eine Weitherzigkeit des Historikers auf, der in Wort und Bild auch sehr bescheidene Talente verewigt, aber er enthält sich dabei nicht nur des übertriebenen Lobes und der unkontrollierbaren Prophezeiung, sondern er urteilt überhaupt nicht, er begnügt sich mit der Methode des Almanachs. Möge im Bereiche der deutschen Theatergeschichte, die noch wenig Taten aufzuweisen und viele vor sich hat, das wissenschaftliche Beispiel des Kraußschen Werkes Nachfolge haben! Ferdinand Gregori

Musik

Karl Reinecke †

Über die kunstgeschichtliche Bedeutung eines Mannes, der fast sechsundachtzig Jahre alt geworden ist, soll man nicht urteilen, indem man seine letzten zwanzig Lebensjahre zugrunde legt.

Die Bedeutung vieler Menschen beruht nicht so sehr in ihren Werken als in ihrem Wirken, in der persönlichen Anregung, die sie Zeitgenossen, Schülern gaben.

Die fünfziger, sechziger, siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Hauptzeit der Wirksamkeit Karl Reineckes, müssen wir in weniger einseitiger Beleuchtung zu sehen uns gewöhnen. Es muß anerkannt werden, daß in diesen Jahren auch außerhalb des Wagner-Liszt'schen Kreises künstlerische Arbeit geleistet worden ist. Und es muß betont werden, daß es neben der sogenannten öffentlichen Musikpflege auch eine häusliche gab und gibt.

Welche für die Hunderttausende von kunstbedürftigen Menschen die wertvollere ist, aus welcher die deutsche Musik immer wieder ihre besten Kräfte gesogen, welche ihr den gesündesten Künstlernachwuchs geliefert hat: das überlege man sich öfter in stillen Stunden.

Eine Statistik darüber, was Reinecke in der öffentlichen Musikpflege in den letzten zwanzig Jah-

Digitized by Google

ren noch war, ist leicht zu machen. Ihr wenig bedeutsames Ergebnis würde aber völlig umgestoßen, wenn eine Statistik der Musikpflege des deutschen Hauses in dieser Zeit möglich wäre.

Es gibt manche deutsche Musiker, die Reinecke als Könner nicht das Wasser reichen, die innerlich nicht eine Spur mehr geistige Freiheit und Beweglichkeit haben, im Grunde die schlimmsten Philister sind und doch nacheinander Liszianer, Wagnerianer, Straußianer und Regerianer geworden sind und noch vielerlei „aner" zu werden versprechen, als Herdentiere, aus Mode, weil's das Geschäft verlangt. Ist da nicht ein ehrlicher Mensch wie Reinecke, der in seiner Haut blieb und seiner Überzeugung vieles opferte, sozusagen was Anständigeres?

Apostel Mozarts und Mendelssohns zu bleiben, dazu zwang ihn innere tiefe Sympathie. Starke Sympathien ergeben notwendigerweise starke Antipathien. Zu beiden aber sind nur wirkliche Persönlichkeiten fähig. Die andern geben sich molluskenhaft bald so, bald so.

Von den Werken Reineckes sind die kleiner Form langen Lebens sicher. Ihm war Musizieren Herzensbedürfnis, und die Stücke, die diesem inneren Drange entstammen, sind voll poetischer Einfälle, voll melodischer Erfindung und meisterhaft in der Form. Nicht gemacht, um im Konzert damit zu glänzen, sondern im Haus zu erfreuen. Für die musikalische Erziehung weitester Volkskreise ist hier reiches Material aufgespeichert.

Aber seine Kinderlieder hat das Volk selbst entschieden. Eine Menge Erwachsener und Kinder singen sie schon, ohne zu wissen, wer sie komponiert hat. Wie Volkslieder. Der Mann, dem solche Gaben zu danken sind, wird in der deutschen Musikgeschichte, so lange man sie als Geschichte der Kunst und der künstlerischen Kultur auffaßt, nicht vergessen werden. **Georg Göhler**

Hugo Wolf zum Gedenken

Es ist nun über zwanzig Jahre her, der Kunstwart stand in seinen ersten Kinderschuhen, abseits von den Moden, abseits von den Erfolgen, und schaute nach allen vier Windrichtungen aus, woher Kunde von Werdendem kommen mochte. Da hörte er von einem jungen Brausekopf, der sich drüben in Österreich mit den im Besitze Sichern herumschlug, und bald kam ein ganz wundersam feines Klingen von der Donau herüber. Ich danke noch heute dem trefflichen Joseph Schalk, daß er mich so warmen Herzens auf Hugo Wolf hinwies. Sein Aufsatz, verabredeten wir, sollte dem Kämpfenden zu seinem dreißigsten Geburtstag als erster über ihn in einer reichsdeutschen Zeitschrift die Freude bringen, daß er schon herzliche Freunde auch draußen im Reich hätte. Welch ein Jubel war das, als wir die Mörike-Lieder kennen lernten! Aber schon, als der Kunstwart seine Notenbeilagen einführte — die ersten, die er überhaupt brachte, galten Hugo Wolf —, war die Hoffnung auf dieses Geistes Weiterschaffen erloschen. Und die Feier des Tages, der für den Mann die Mitte rüstigster Schaffenszeit zu bedeuten pflegt, die Feier seines fünfzigsten Geburtstages, ist nun für uns alle eine Trauerfeier tief wehmütiger Erinnerung gewesen.

Was uns der Mann Hugo Wolf noch hätte geben können, wissen wir nicht, wir wissen nur, was uns der Jüngling gab. Darüber läßt uns die Gewohnheit gesicherten

Digitized by Google

Eigentums heut ruhiger denken, als ehedem, und wie die Freude gelassener geworden ist, so hört sie auch gelassener auf die Einwände gegen dies oder das. Die Erscheinung Hugo Wolfs, des Künstlers, ward aus einer Wolke herrlich leuchtenden Lichts nach und nach durch Begrenzung eine Gestalt. Kaum, daß man in ihm auf die Dauer mit solcher Ausschließlichkeit den Schöpfer des modernen musikalischen Liedes bewundern wird. Der diese Zeilen schreibt, ist nicht befähigt, über das rein Musikalische in Wolfs Kunst irgendwie mit Kenneransprüchen zu urteilen. Aber das weiß ich, daß ich nie wieder neue Lieder gehört habe, die sich aus so innigem Weitererleben des vom Dichter Erlebten zu einer Gesamtkunst von so steigernder Kraft erhoben, wie die besten Wolfs. Jede Phantasiesprache verstummt einmal, aber bei Wolfschen Kompositionen wie der von Mörikes „Um Mitternacht" ist es, als wandle ein und dieselbe Schöpferkraft nur ihre Mittel vom Wort zum Ton und verdopple sich dann im Zusammenwachsen beider. Wolf hat Dichtungen, die man als Schulbeispiele des Unkomponierbaren betrachtete, weil ihre Wirkung für ausschließlich dichterisch galt, durch seine Töne nicht nur in ihrer Eindringlichkeit erhöht, er hat vielen Menschen durch seine Töne auch erst gelehrt, ihre scheinbar rein dichterischen Wirkungen zu erfassen. Sie waren eben nicht „dichterisch", sie waren „poetisch", schöpferisch heißt das ganz allgemein, wie wir mit dem Worte „poetisch" ja bei aller Kunst, ob sie rede oder töne, male, meißele oder baue, die höchsten und tiefsten Wirkungen bezeichnen. Poet in diesem großen Sinne war auch Wolf. A

Das Ende vom Lied

In Ostwalds Annalen der Naturphilosophie hat Heinrich Löwy unter dem obigen Titel eine Studie veröffentlicht, deren Ergebnis wenig trostvoll lautet. Er berechnet nämlich, daß die Anzahl aller Melodien endlich, der Hauptfond an möglichen Melodien bereits erschöpft sei. Schon heute gelinge es nur selten, Melodien im engeren Sinne zu erfinden, das heißt Melodien mit vorwiegend diatonischen, kleinen Intervallen. Bei Wagner begegnen nur ab und zu Melodien, die sich aus großen Intervallen zusammensetzen, während sie bei Richard Strauß in der Überzahl seien. Da nun aber die Psychologie lehrt, daß wir uns nur an solche Melodien erinnern, die wir auch singen können, so treten wir zu den alten, kantabeln Melodien in ein viel näheres persönliches Verhältnis als zu den neuen, die man sich der großen, unsangbaren Tonschritte wegen nur schwer oder gar nicht merken kann. Hier liege die Ursache der stärkeren Gemütswirkung der älteren Musik.

Diese ungünstigen Aussichten, die da der Tonkunst eröffnet werden, liegen aber doch wohl ferner, als Löwy ausgerechnet hat. Er hat in sein Kalkul kaum die Tatsache eingestellt, daß die bloße Tonfolge in der Musik nicht alles entscheidet, und daß nicht nur rhythmische Momente den Charakter einer Melodie vollständig verändern können, sondern auch die Unterschiede der Dynamik, ja des durch Noten kaum fixierbaren Vortrags sehr viel ausmachen. Im Liede besonders werden manche Melodien erst durch die Worte, auf die sie zu singen sind, determiniert. Die Erschöpfbarkeit der Melodiebildung hat übrigens schon

Digitized by Google

Richard Wagner behauptet, aber jedes Zeitalter schafft sich deshalb neue Bildungsarten für den musikalischen Stoff und gelangt damit zu neuen Melodien. Gewiß läßt sich die Unzahl der Melodien auf wenige Schemen zurückführen, aber was wirkt, ist eben nicht das Schema, sondern dessen individuelle Ausprägung. Mit demselben Recht und Unrecht könnte jemand die Endlichkeit des Liederdichtens herausdividieren, da auch die Zahl der Worte und gar deren reimende Verbindung ohne Zweifel ihre Grenzen hat, so daß die Dichter immer mehr zu neuen Wortbildungen ihre Zuflucht nehmen müßten. So wie der echte Dichter den überkommenen Wortschatz dadurch erneut, daß er ihn mit völliger Ursprünglichkeit anwendet, so gibt in der Musik nicht die Tatsache den Ausschlag, ob sich ein andrer schon der nämlichen Tonfolgen bedient hat, sondern nur die Unmittelbarkeit des Ausdrucksbedürfnisses, das sich darin kundgibt. Endlich noch ein wichtiger Umstand. So wie gewisse, allzu billige Kombinationen von Tonschritten ausschalten, ebenso mehrt sich der Intervallbesitz der Menschen dadurch, daß auch schwerer merkbare Tonschritte durch häufigen Gebrauch vom Ohre aufgenommen und behalten werden. Man braucht also die Zukunft auch in dieser Beziehung nicht gar zu schwarz zu sehn.

Richard Batka

„Der Schleier der Pierette"

Die neueste Opernmode, Gräßliches und Grausiges, Gräßlichstes und Grausigstes auf die Bühne zu bringen, ist nunmehr bis zum Ballett vorgedrungen. Früher sprach die tragische Oper, die Musik überhaupt, zum Herzen, heute geht sie auf die Nerven. Im Ballett war man vordem meist spielerisch unterhaltsam, zuweilen pädagogisch und sogar ernst künstlerisch. Die Uraufführung der Pantomime „Der Schleier der Pierette", von Artur Schnitzler nach einem eignen Schauspiele zurechtgemacht, und von Ernst von Dohnanyi komponiert, peitscht die Nerven noch weit mehr, als es die gräßlichsten Begebnisse einer Oper vermögen. Menschen leiden, ja im Innersten gemartert zu sehen, nur als Stumme zu sehen, nicht mit einem Laute sich befreien zu hören, noch dazu in einem keineswegs tragischen, sondern einzig grausigen Vorgange, das ist peinigend im höchsten Grade. Dohnanyis Musik ist sehr geschickt und bühnenwirksam, auch rassig und theatralisch drastisch, aber zunächst ohne Eigenart. Läge der Stoff nicht weltenweit entfernt, müßte man geneigt sein, mehrere, besonders auffallende Stellen für Zitate aus dem Nibelungenring und aus Tristan zu halten. So wenig ich den Ernst der Pantomime verkenne, mir wollte doch öfter der musikalisch gezeichnete Pierrot wie ein Hohn auf den Wälsung vorkommen. Die Aufführung unter Herrn v. Schuchs Leitung (ich sah die zweite) war glänzend, wie alle Uraufführungen der Dresdner Hofoper.

Friedrich Brandes

Bildende Kunst

Heinrich Kley,

von dem jüngst ein „Skizzenbuch" mit hundert Federzeichnungen bei A. Langen in München erschienen ist, hat einen „neuen" Namen, aber einen, den sich der Kunstfreund merken sollte. Wir haben nicht viele Zeichner, auf die man das Wort vom flotten Strich mit so besonderm Recht anwenden kann; was ihn in seinen besten, wie den hier vereinigten Sachen so erquick-

Digitized by Google

lich macht, das ist: ihm kommt diese Flottheit seines Strichs durchaus nicht nur aus dem Handgelenk, sie ist bei ihm nicht etwa bloß virtuose Manier —, sie wirkt wie der natürliche Ausfluß einer unbändigen Kreuzvergnügtheit. Freilich, Kleys „Stoffe“ tun auch viel zur allgemeinen Fidelität seiner Kunst; es geht einem mit ihnen wie dem berühmt gewordenen Burschen vom Lande im Zoologischen: auch die Tiere, die in diesem Garten hier sind, die gibt es ja gar nicht. Nämlich: seine Stoffe sind eigentlich keine. Es ist alles Luft, Einfall, Jux. Aber Einfall und Jux sind bei Kley fast ausnahmelos aus einer drolligen Anschauung geboren — die war das Primäre, nicht der Witz. Es gibt Leute, die Kley unanständig finden — wem irgend etwas Menschliches fremd ist, der bleibe auch ja diesem Skizzenbuche fern: er wirtschaftet insbesondre mit dem Nackten so unbekümmert, wie einer nur unbekümmert sein kann. Unbekümmert, sag ich — nicht frivol; von einer Spekulation auf Lüsternheit usw. habe ich bei Kley nicht die kleinste Spur gefunden, ihm ist das Vergnügen am Nackten das Natürlichste von der Welt, es ist ihm nichts Besonderes, er lebt mit ihm auf Du und Du. Deshalb wird, wer als Künstler oder sonstwie mit dem Nackten vertraut ist, bei Kleys derber Lust am Menschen- und Tierleib nirgendwo durch Unkünstlerisches und Unsittliches in diesem Skizzenbuch verletzt werden. Kley ist noch jung — hält er, was er verspricht, so werden sehr viele Grund haben, darüber so fidel zu sein, wie er's als Zeichner schon jetzt ist. Wir haben nach Buschs, Engels, Reznicek's, R. Wilkes Tode und Bruno Pauls Übergang zu den Möbelmännern nur sehr wenige Zeichner-Humoristen von gleich gesundem und sprudelndem Talent an der Arbeit. A

Jurylose Ausstellungen

Eine neue Künstlervereinigung, die sich in München gebildet hat, will unser Ausstellungswesen reformieren. „Wir ziehen zu Feld gegen die Jury, eine Institution, die sich überlebt hat, die die Kunst in Schablonen zwängt, das Urteil der Öffentlichkeit fälscht und in dem Fortschreiten zur geistigen Freiheit ebenso sicher verschwinden wird, wie die gewerblichen Zwangs- und Bannrechte und die zunftmäßige Beschränkung von Industrie und Handwerk.“ So heißt es in einer Erklärung des „Deutschen Künstlerverbandes“, und es wird hinzugefügt, daß eine notwendige Folge ihres Prinzips der Verzicht auf den dekorativen Charakter der Ausstellungen sei. Die Bilder müßten aus praktischen Gründen enger gehängt werden, und sie müßten mit Rücksicht auf ihre geistigen Beziehungen angeordnet werden. „Vor dem geistigen Moment der Kunst muß das rein dekorative zurücktreten.“

Unter Befolgung dieser Grundsätze hat der Verband seine erste Ausstellung in den Räumen des Münchner Kunstvereins abgehalten. Sie war interessant, denn man sah in der Tat manches, was man auf offiziellen Ausstellungen nicht zu sehen bekommen hätte. Sah, wie es unter der Oberfläche gärt! Aber ich glaube, daß diese Veranstaltung interessanter für den kritischen Beobachter war als für das genießende Publikum. Denn vielen der Bilder fehlte die Schönheit der Reife, und auch die bekannteren Künstler, wie Trübner, Palmié, Püttner, Feldbauer, Frobenius, Schlittgen waren nicht mit ihren besten Arbeiten vertreten.

Digitized by Google

Immerhin, trotz des fragwürdigen Erfolgs dieser ersten Ausstellung verdient das Unternehmen des Deutschen Künstlerverbandes doch Beachtung. Er bekämpft die rein dekorative Richtung im Ausstellungswesen, und so kann diese reaktionäre Bewegung dazu dienen, manche Übertreibungen der Raum-

Aus Heinrich Kleys Skizzenbuch (Verlag von A. Langen, München)

künstler auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Er bekämpft ferner die Einrichtung der Jurys. Er tritt für „freie Ausstellungen" ein. „Denn", sagt der Prospekt, „wir wollen uneingeschränkte Entwicklung jedes einzelnen." Und an anderer Stelle: Jedem einzelnen soll das Recht gewahrt bleiben, „unbevormundet zum Schutze, sowie zur Förderung seiner Existenz, die Summe seiner Arbeit — ob hoch oder gering — vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen".

Hat nicht auch die Öffentlichkeit gewisse Rechte? Die überwiegende Mehrzahl der Ausstellungsbesucher hat nur ein geringes Interesse an den Arbeiten von Schülern und Dilettanten. Das Publikum fordert für sich das Recht, mit unreifen Erzeugnissen verschont zu werden, und es hat die Macht, dieses Verlangen durchzusetzen. Es kann schlechte Ausstellungen unbeachtet lassen. Wohin kämen wir, wenn auch auf den andern Kulturgebieten die Lernarbeiten als wichtig genug für öffentliche Ausstellungen betrachtet würden?

Digitized by Google

Aus Heinrich Kleys Skizzenbuch (Verlag von A. Langen, München)

Digitized by Google

Aus Heinrich Kleys Skizzenbuch (Verlag von A. Langen, München)

Digitized by Google

Das Recht des einzelnen Künſtlers, vor dem Forum der Öffentlichkeit zu erſcheinen, iſt nur dann begründet, wenn es ſich auf ein ſicheres, reifes Können ſtützt. Im andern Falle iſt es nur angemaßt. Der Deutſche Künſtlerverband erklärt ſtolz, daß er in ſeinen öffentlichen Werbeverſammlungen alle Künſtler ohne jeden Befähigungsnachweis zum Beitritt aufgefordert hat. Damit öffnet er dem Dilettantismus ſeine Tore. Welches „Recht“ aber haben Dilettanten, vor dem Forum der Öffentlichkeit zu erſcheinen?

Die Angſt vor dem Befähigungsnachweis greift in unſerm nervöſen Zeitalter mehr als gut iſt um ſich. Man rechtfertigt ſich immer mit dem Hinweis auf einige geniale Künſtler, die weder Akademien beſucht haben noch die Gnade der Jurys fanden. Die großen Künſtler des 14., 15. und 16. Jahrhunderts haben aber den Befähigungsnachweis nicht als eine drückende, genietötende Maßregel empfunden. Damals galt es als ſelbſtverſtändlich, daß ein Künſtler, der ſich an große, ernſte Aufgaben heranwagte, vorher den Beweis zu erbringen

Aus Heinrich Kleys Skizzenbuch (Verlag von A. Langen, München)

Digitized by Google

hatte, daß er die Ausdrucksmittel seiner Kunst vollständig beherrschte. Auch in unsern Tagen wird, glaube ich, kein Genie an solcher Zumutung scheitern.

Es liegt im Interesse des Publikums und ebenso der Künstler selbst, daß nach Möglichkeit eine klare Linie zwischen Künstlern und Dilettanten gezogen wird. Diese geforderte Unterscheidung hat aber nur dann eine praktische Bedeutung, wenn ein Befähigungsnachweis verlangt wird. Hierbei darf es sich freilich nur darum handeln, ob der Bewerber die Technik und die Ausdrucksmittel seiner Kunst sicher und mühelos anzuwenden versteht.

Jene Künstler, die auf Grund ihres Könnens Anspruch erheben dürfen auf den Rang und Titel eines Meisters, haben allerdings ein moralisches Recht auf Schutz und Förderung ihres Schaffens. Für diese Männer sind Jurys sinnlos und gefährlich. Soweit es sich um Meister handelt — ich fasse den Begriff nicht so eng, wie er heute meist umgrenzt wird —, scheinen mir die programmatischen Ausführungen des Deutschen Künstlerverbandes sehr wertvoll. Der Künstler soll selbst bestimmen dürfen, welche Bilder ausgestellt werden.

Unser Ausstellungswesen ist in der Tat sehr reformbedürftig. Die Losung laute: Äußerste Strenge gegen Pfuscher und Dilettanten, größte Freiheit für wirkliche Künstler! Ich sage voraus: Für Ausstellungen auf dieser Grundlage wird das vielgeschmähte Publikum bald eine starke und fruchtbare Teilnahme zeigen.

Georg Martin Richter

Die Münchner „Anatomie"

In der räumlichen Ausgestaltung des Erweiterungsbaues der Münchner Universität (vgl. Kw. XXIII, 4) tritt deutlich das Bestreben zutage, durch die Architektur eine glänzende Repräsentation der Universität darzustellen. Dieses Streben nach monumentaler Repräsentation führte zwar nicht zur „Stilarchitektur", aber doch zur künstlerischen Verwendung antiker Bauformen. Der Architekt als ein vorzüglicher Raumdisponent hat die Elemente antiker Formensprache klug benutzt und eine sehr geschmackvolle Verbindung mit modernen Konstruktionsformen bewirkt. Dabei zeigte sich wieder die große Anpassungsfähigkeit des Eisenbetonbaues, wie sie sich bereits bei einer stattlichen Anzahl von Kirchen, Domen, Theatern erwiesen hat. Die besondre Stellung aber, die der Eisenbetonbau in der modernen Raumkunst einnimmt, tritt noch stärker hervor an einem andern Münchner Universitätsbau, der Anatomie, der schon drei Jahre vorher 1905—1907 entstanden ist. Hier wurde nicht nur Eisenbetonbaues, wie sie sich bereits als Baumaterial angewandt, sondern es erhielt das Bauwerk den ausgesprochenen Charakter eines Eisenbetonbaues auch dadurch, daß die Fassaden in unverkleidetem Eisenbeton hergestellt wurden. Die Decken der Innenräume, bei denen man ähnlich wie bei der Zentralhalle der Universität häufig das antike Motiv der Kassettendecke verwandte, ferner die Dachkonstruktion, vor allem aber die Vollkuppel über der mittleren Gruppe des Baues sind in Eisenbeton ausgeführt. Dieser moderne Baustoff erweist sich auch da, wo es sich nicht nur um die exakte Durchführung eines Baues handelt, der „billig" sein

Digitized by Google

soll, als die zweckmäßigste Bauweise.

Der entwerfende Architekt, Prof. Littmann, hatte in dem Vorstande des anatomischen Institutes Prof. Rückert einen vortrefflichen Berater zur Seite. Langjährige Tätigkeit und Erfahrung im Lehramte ließen ihn die Bedürfnisse und Anforderungen, die man an die räumliche Ausstattung und Einrichtung einer anatomischen Anstalt stellen konnte, genau erkennen. Von ihm stammt die Idee der fächerartigen Anlage des Präpariersaals, die bei der weitern Entwicklung zu der charakteristischen Form des apsidenartig gestalteten Mittelbaues führte. Man denkt dabei an den Satz Michelangelos: „Nur wer die Anatomie kennt, ist imstande, sich einen Begriff von der innern Notwendigkeit eines architektonischen Planes zu machen.“ Aus den beigegebenen Grundrissen und Schnitten kann man leicht herauslesen, daß die Raumverteilung durch die besondern Erfordernisse eines spezialisierten wissenschaftlichen Betriebes bestimmt wurde. Daher auch die klare Gliederung des Gebäudes in Verkehrs-, Arbeits- und Studienräume. Der gegen Norden stehende Mittelbau umfaßt die großen Lehr- und Übungssäle; im westlich gelegenen Flügelbau liegen die Eingangshalle, Pförtnerwohnung und Treppenhaus; der östlich gerichtete Flügel beherbergt die Räume für die wissenschaftliche Studienarbeit. Der Verkehr wird durch die große Treppenhalle geleitet, zu ebener Erde gelangen die Besucher in die Sammlungen, auf der Treppe zum ersten Obergeschoß in die Unterrichts- und Übungsräume der Anatomie, im zweiten Obergeschoß zum Mikroskopiersaal und in das histologische Institut.

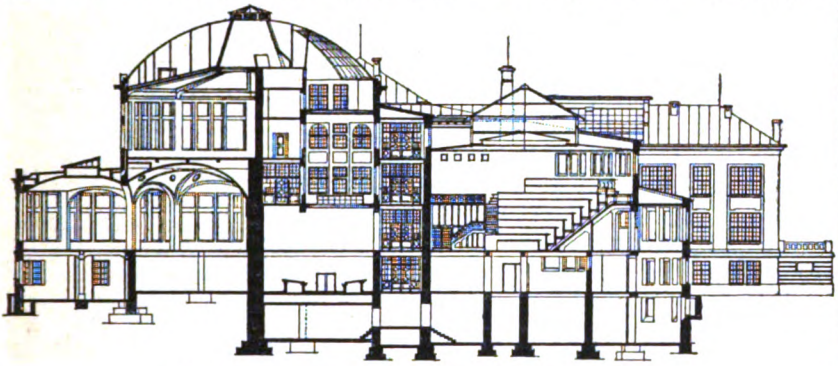
Für die eigenartige Anlage des Mittelbaues waren in erster Linie die Bedürfnisse des größten Unterrichtsraumes, des Präpariersaales, maßgebend. Die Schwierigkeit, Hunderte von Studierenden in einem Raume bei ihren Arbeiten zu überwachen, führte an einzelnen Anstalten auf getrennte und in verschiedenen Stockwerken verteilte Präpariersäle, eine Einrichtung, die aber den wissenschaftlichen Betrieb zersplittert. Nach Maßgabe der Bedürfnisse der Münchner Anatomie erschien eine Kombination von beiden Formen als das beste: „Einen einzigen großen, in mehrere Unterabteilungen gegliederten Saal, der, um möglichst viel Licht aufzunehmen, als Rotunde über die Front des Hauses hervorragt und von einem gemeinsamen Zentrum aus sich gegen die Peripherie radiär in einer Anzahl chorartig vorspringender Abschnitte gliedert.“ Diese sinnreiche Raumeinteilung ermöglicht eine praktische Arbeitsteilung und bietet zugleich den Vorteil einer Zentralisation des gesamten Betriebes. Auch für den über dem Präpariersaal gelegenen Mikroskopiersaal erwies sich die halbkreisförmige Gestalt als zweckmäßig. Wie sehr der Architekt verstanden hat, den Raum den besonderen Zwecken anzupassen, das zeigt der große Hörsaal, der als Theatrum anatomicum ausgestaltet ist und darauf Rücksicht nimmt, daß die Studierenden der Anatomie zugleich Hörer und Zuschauer sind. Über die besondern wissenschaftlichen Einrichtungen zu sprechen, ist hier nicht der Ort.

Die Münchner Anatomie darf ihrer inneren und äußeren Ausstattung nach wohl als Musterbau eines modernen naturwissenschaftlichen Instituts gelten. Was sich

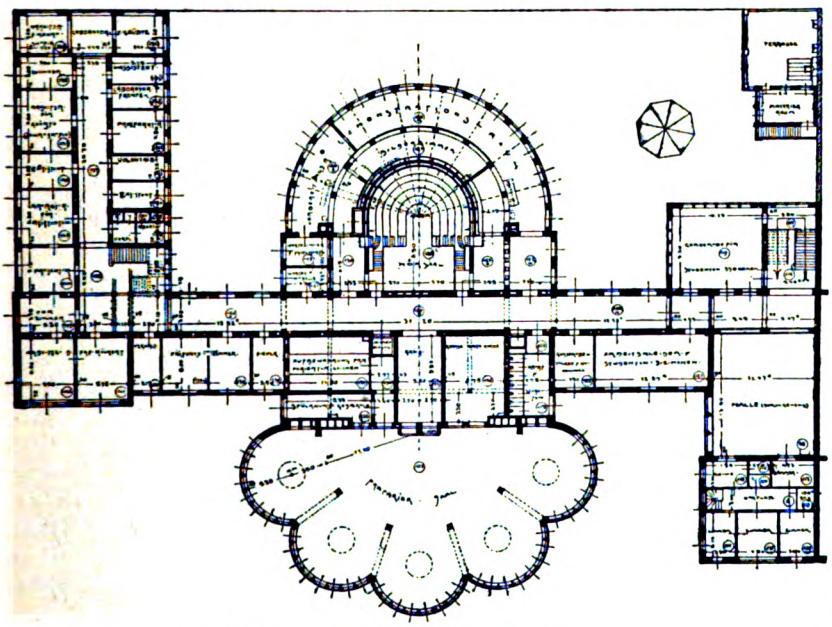
Digitized by Google

aus dem Bauplane an architektonischer Form herauskristallisiert hat, zeigt die Verkörperung sinnvollster Zweckmäßigkeit in organischer Verbindung mit tektonischer

den Eintretenden in der Treppenhalle, in dem Strom des Lichtes, das durch die großen farbigen Fenster in die Halle flutet, und in dem Schmuck der plastischen



Die Münchner Anatomie: Querschnitt durch den Mittelbau



Die Münchner Anatomie: II. Obergeschoß

Schönheit. Die gewaltige steinerne Rosette des kuppelgekrönten Rundbaues verleiht dem Hause ein in gewissem Sinne sakrales Aussehen. Durch Kunst geadelte Form und lebendige Schönheit berühren

Bildwerke mit ihrer tiefsinnigen Symbolik.

In ganz hervorragender Weise trägt aber auch der Neubau der Münchner Anatomie durch seine monumentale architektonische Er-

Digitized by Google

scheinung dazu bei, das Stadtbild zu verschönern und zu bereichern. Alexander Heilmeyer

Heimatpflege

Vom ungenehmigten Grün

Wohnst du in einer saubern Gemeinde, Leser, und zwar in Norddeutschland und etwa gar in Sachsen, so wirst du erleben, daß in gemessenen Zeiträumen Berufene anziehen, um auf alles Grün zu fahnden, das in den Straßen ohne Genehmigung wächst. Tun sie das, wo es wirklich stört, mitten auf den Fußwegen zum Beispiel, so hast auch du nichts dagegen. Aber das sei ferne von ihnen, daß sie sich darauf beschränkten! Angenommen: Du hausest in einer stillen Vorortstraße, und du freust dich nun darüber, wie zwischen den Grundsteinen der Gartengeländer Gras und Glockenblumen sprießen, ganz dicht am Gitter, wo kein Fuß je hintritt, freust dich, wie zwischen den gestrichenen Latten der Efeu aus den Gärten hervorguckt und auch auf der Straßenseite zierlich am Zaune entlang fingert, freust dich, wie dein Birnbaum droben über den Zaun hinübergucken. Wie vermittelt sieht nun das Getrennte, wie malerisch nun das Nüchterne aus! Leichtfertiger Leser, du denkst nicht an Piepenbrinks. Piepenbrinks sitzen im Gemeinderate, und einer von ihrer Familie ist Ortsgärtner. Heute kommt ein Mann mit der Harke und jätet mit gewissenhafter Gediegenheit jedes Hälmchen aus, das zu grünen wagt, wo es doch gar nicht erlaubt ist. Morgen kommt der Fachmann mit der Schere und schneidet alle Triebe ab, die durch den Gartenzaun herausgrünen. Und übermorgen erhältst du einen Brief mit dem gemessenen Ersuchen, die Zweige deines Birnbaumes, die etwa, zwei Meter über dem Boden, den Zaun übergucken, abzuschneiden, dieweil sie damit Luftraum beanspruchen, der ihnen gar nicht gehört. Man ist nicht überall gleich streng. Möglich, daß Piepenbrinks den Birnbaum noch dulden, Gras, Glockenblumen, Efeu und Rosen aber müssen an vielen Orten baranglauben, wenn sie sich etwa auf ein Zwanzigstel des zwei Meter breiten Bürgersteigs wagen, auf dem aller halben Stunden ein Mensch nicht über sie, sondern an ihnen vorbeigehn würde.

Es ist wieder einmal das traurig-lächerliche Kapitel von der „Reinlichkeit", auf das wir kommen. „Reinlichkeit" ist etwas andres als Reinlichkeit. Für Reinlichkeit, welche die Straßen sauber hält, kann überhaupt nicht zu viel geschehn. Aber was Piepenbrinks unter „Reinlichkeit" verstehn, bekämpft nicht den Schmutz, sondern das Leben. Alles grüne Leben, das Piepenbrinks nicht gepflanzt haben, nennen sie „Unkraut", während man doch mit Vernunft Unkraut nur nennen könnte, was gepflanztes Leben stört. Piepenbrink hat kein höheres Ideal, als daß alles „neu" aussehen soll, ungebraucht, geschont, wie die gute Stube, wenn man Sonntagnachmittags, bevor Obersteuereinnehmers zum Kaffee kommen, die Bezüge vom Sofa zieht. Und ebenso „ordentlich" muß alles aussehn, richtiger: ebenso aufgeräumt. Im körperlichen Sinne, versteht sich, im geistigen Sinne „aufgeräumt", das wäre ja wieder was andres.

Wird man nie unterscheiden zwischen Unordentlichkeiten, die Folge von Liederlichkeit, und „Unordentlichkeiten", die Folge von freundlichem Leben sind? Die eigene bescheidene Schönheit und auch jenes Vermitteln des Getrennten, jenes Malerisch-machen des Nüch-

Digitized by Google

ternen, an das wir eben dachten, ist ja durchaus nicht das einzige, was dem Feinerfühligen die kleinen Eigenmächtigkeiten des Grüns erfreulich macht. Wir empfinden sie, ob bewußt, ob unbewußt, in unsrer Überzivilisation als Zeichen des Eigenwirkens der Natur: sie bildet immer noch nicht bloß auf unsre Befehle und gleichsam an unsern Staketen, sie bietet immer auch von sich aus etwas. Nicht wie schulmeisterliche Tyrannen, sondern wie Freunde sollten wir dem gegenüberstehn, nicht, indem wir dergleichen ohne weiteres drücken und ducken, wo es nur auftaucht, sondern indem wir ihm eine bescheidene Geltung belassen, die uns der Brüderschaft auf Wald und Flur bewußt läßt. Es sind hier im Kleinen ähnliche Fragen, wie im Größeren bei dem Begradigen und Nivellieren auch ohne Not, zum Beispiel wo, wie vielerorts, das Belassen oder Aufheben der natürlichen Flußufer in einer Stadt in Rede steht. Ist doch Kultur erst die innerliche Vereinigung von Zivilisation und Leben. A

Kapitalismus und technische Arbeit

Die Pyramiden Ägyptens und die gotischen Dome des Mittelalters, beide sind wunderbare Werke der Technik, aber in wie ganz verschiedener Weise sind sie entstanden. Die einen durch das von einem gewaltigen Herrscherwillen erzwungene Zusammenwirken vieler Tausende von Sklaven, die andern auf der Grundlage freier Arbeitsgemeinschaften von Meistern und Gesellen, in denen Hunderte und Tausende von Kräften und Talenten, individuell und bis zu einem gewissen Grade selbständig, mitdenkend und mitschaffend, froh und frei sich regten. Es ist klar, daß auf der Grundlage der ersteren Organisation der technischen Arbeit ein weiteres triebkräftiges Leben nicht erblühen konnte. Dagegen hat das freie und selbständige Zusammenwirken in der gotischen Zeit ein Geschlecht von Bauleuten erzogen, dessen kulturfördernde Arbeit voll inneren Lebens durch die Jahrhunderte gedauert hat. Darüber, welchem System der Organisation der technischen Arbeit die Palme gebührt und welchem auch wir uns zuwenden müssen, kann kein Zweifel sein. Geht aber unsre tatsächliche Entwicklung auch wirklich den richtigen, den verheißungsvollen Weg?

Der Schriftsteller, dem wir diesen Gedankengang entnehmen, gibt eine ziemlich pessimistisch stimmende Antwort. Hermann Hecker, Dr. ing. und Architekt des Rheinischen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens in Düsseldorf, ein mitten im Leben und in praktischer Tätigkeit stehender Mann, hat vor kurzem ein Buch „Die Wohnungsfrage und das Problem architektonischen Gestaltens“ veröffentlicht (Aachen, Schurp & Schumacher, 4 Mark). Die in seinem Titel angegebene große Grundfrage, der das Buch eigentlich gewidmet ist, behandelt es zwar nur sehr ungenügend, aber es enthält wenigstens eine ganze Reihe wertvoller Einzelheiten und darunter vor allem auf Seite 29—51 Betrachtungen über das Wesen und die gegenwärtige Wertung technischer Arbeit, die in der Tat von hervorragendem Werte sind. Hecker verlangt, daß man die technische Arbeit nicht auf die Stufe einer seelenlosen, von allem eigentlichen Mitdenken und Mitschaffen ausgeschlossenen, ausführenden Tätig-

Handel und Gewerbe

Digitized by Google

keit herabwürdige. „Töten wir in den werktätigen einzelnen Kräften den mitfühlenden und mitschaffenden Geist, indem wir ihnen jede dispositive Tätigkeit unterbinden, dann ist die Entwicklung der technischen Arbeit einem absterbenden Baume vergleichbar, der zurzeit wohl noch kräftig und stark aussehen mag, der aber sicherlich mit der Zeit eingeht und grüne Reiser nicht mehr treiben kann.“ Im Gegenteil, meint Hecker, es müsse die technische Arbeit unter die leitende große Kulturidee gestellt werden, daß auf Grund der ungeheuren Entlastung der Menschheit durch den technischen Fortschritt die technische Arbeit selbst mit dem Ziel des sozialen Fortschrittes immer mehr durchgeistigt und künstlerisch lebensvoll gestaltet werde. In Wirklichkeit ist aber bei uns nach Hecker eine verhängnisvolle Herabdrückung der technischen Arbeit durch das Überwuchern der juristisch-behördlichen, vor allem aber der kaufmännisch-kapitalistischen Tendenzen bereits in hohem Grade eingetreten. „Ein fremder Geist ist eingedrungen. Er sucht eine Entmündigung der technischen Arbeit durchzuführen. So darf der Fabriktischler nicht mehr über seine Arbeit nachdenken und nach ihrer Durchgeistigung streben. Er muß vielmehr Jahr für Jahr nach der Zufallszeichnung eines geistig untergeordneten, schlechtgelohnten Technikers ein und denselben Typ zusammensetzen. In andern technischen Betrieben ist es vielfach nicht besser. Der Fabrikschlosser weiß kaum mehr ein Schloß zu machen, ihn interessiert seine Arbeit als solche nicht mehr. Er bekommt seinen Lohn und weiter hat er nicht zu sorgen... Selbst die Arbeiten desjenigen, der die Entwürfe für die Bauten macht — der also die Ideen, nach denen gebaut und künstlerisch ausgestaltet wird, festlegt —, sieht man vielfach als rein manuelle, untergeordnete an. Ein fremder Geist sucht eine äußere Scheidung durchzuführen zwischen geistig disponierender, wirtschaftlich entscheidender Arbeit und anderseits einem exekutiven, mechanisch wirksamen, geistlosen »technischen« Momente.“ „Denkt man doch bei der technisch-gewerblichen Produktion meist nur an den kaufmännischen Erfolg. Der privatwirtschaftliche Erfolg wird immer mehr zum Selbstzweck.“ „Jedes menschliche Empfinden wird zum Schweigen verdammt, wenn ein Profit dadurch zu erzielen ist.“

Hecker erblickt in dieser Entwicklung eine außerordentliche Gefahr: „Nicht der technische Fortschritt als solcher ist der Zerstörer unsrer geistigen Kultur, sondern das Prinzip, welches jeder Durchgeistigung technischen Fortschrittes sich in den Weg stellt. Roh schreitet die Entwicklung über das Ringen der Technik nach Verständnis und Durchgeistigung hinweg. Mit der immer fortschreitenden Ausschaltung des empfindenden und fühlenden Menschen kommt die technische Arbeit immer mehr an eine Stelle, wo sie schließlich nur von einer starren, gefühllos rohen Gewalt regiert ist, wo alles Menschentum, alle organische Entwicklung bedroht ist und unsre Kultur den Todeskeim in sich aufnimmt.“

Kein Verständiger kann leugnen, daß in diesen Worten sehr viel Wahres liegt und daß energischste Abwehr in der Tat dringend notwendig ist. Die Techniker selbst müssen sich immer mehr mit dem Bewußtsein ihrer hohen Kulturmission erfüllen und bereit sein, dafür nötigenfalls auch Opfer zu

Digitized by Google

bringen. Auf der andern Seite aber müssen wir alle, insbesondre aber die Beamten, uns wieder an eine viel höhere Wertung der technischen Arbeit gewöhnen, und nicht befehlen wollen, wo wir nichts verstehen. „Leute, die kaum befähigt sind," sagt Hecker, „einen Plan zu lesen, geschweige denn zu verstehen, entscheiden als Dezernenten oft über die größten »technischen« Probleme ausschließlich und endgültig. Ihre Verständnislosigkeit hat es zum größten Teil verschuldet, daß die bauliche Entwicklung sich von aller Durchgeistigung emanzipiert. Das sei einmal mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, denn darin gilt es Wandel zu schaffen."

Karl von Mangoldt

Zum Kapitel „Mode"

Paris begeistert sich an Rostands Federvieh. „Chantecler" ist die Losung des Tages. Und schon nicht mehr nur im Theater. Nicht lange nach der Erstaufführung tauchte der Chanteclerhut auf. Woher kam er? Irgendeine der großen Mondänen hatte die Kopfzier des weiblichen Hühnervolks auf der Bühne übernommen. Die Welt, in der man auffallen will, ist um eine neue Sensation reicher. Spott, Neid, Begeisterung, einen Augenblick quirlt alles durcheinander. Und dann, ehe noch eine „Meinung" da ist, erscheint der Chanteclerhut auf dem Markte — und wird gekauft. Die neue Mode ist da.

Und dieser ersten Phase folgt bald die zweite. In den Läden verkauft man Chanteclerschleier, Chanteclerschirme, vielleicht noch einiges andere, alles bedruckt und durchwebt mit Abbildern jenes nützlichen Geflügels.

Warum ich hier davon erzähle? Nicht, um Entrüstung zu predigen. Die Mode ist so absurd, daß wir uns kaum über sie zu ärgern brauchen; ein paar Wochen, dann hat sie sich selber umgebracht. Mir geht es auch nicht um das ästhetische Phänomen, sondern um das wirtschaftliche Problem, das drin steckt. Da erlaubt gerade der Ausnahmecharakter der Erscheinung ein paar Beobachtungen. Denn extreme Fälle sind deshalb immer besonders wertvoll, weil in ihnen die wirkenden Faktoren am reinsten zum Ausdruck kommen. Im normalen, durchschnittlichen Typus mischen sie sich zu sehr, als daß man sie einzeln herauslösen könnte.

An dem ökonomischen Problem „Mode" hat mich immer am meisten die Frage beschäftigt, welchen Anteil Angebot und Nachfrage an dem Faktum des Modewechsels überhaupt und am Zustandekommen einer bestimmten Modespielart haben. Gerade hier verfitzen sich die Fäden aber in der Regel so sehr, daß meines Wissens restlos noch niemand den Knäuel zu entwirren vermocht hat. Der Fall „Chantecler" kann vielleicht ein wenig dazu verhelfen. Ich möchte ganz kurz, sozusagen in Stichworten, den wirtschaftlichen Verlauf andeuten.

Zunächst die Premiere des Rostandschen Theaterstücks. Also ein gesellschaftliches Ereignis von außergewöhnlicher Art, gar nichts Ökonomisches. Auch die Wirkung im Hinblick auf unser Modeproblem bleibt vorerst in der Sphäre des Gesellschaftlichen — mit einer kaum merklichen wirtschaftlichen Nebenwirkung: der erste Chanteclerhut wird bestellt und zur Schau getragen. Vielleicht wurde schon der Gedanke nicht ohne Hilfe einer Modistin geboren. Hier an den Anfängen brauen Urnebel des

Digitized by Google

Werdens. Die Kreise der Konsumenten und die der Produzenten durchschneiden einander; wer kann sagen, wem das zugehört, was am Schnittpunkt entsteht! Immerhin, vieles spricht dafür, die kräftigeren Wurzeln im Bereich der Nachfrage, der Konsumtion zu suchen. Das Bedürfnis nach dem Neuen, Unerhörten schuf das Neue. Und fast zugleich entsteht damit die Nachfrage auf breiterer Grundlage, entsteht auch die Produktion in größerem Umfange.

Doch nun: Chanteclerschleier, Chanteclerschirme. Niemand hatte darnach gefragt. Aber ein findiger Fabrikant sah den Erfolg der Hüte und — machte nun eben auch „in Chantecler", um die Konjunktur auszunützen. Das Publikum, meint er, wird in dem allgemeinen Taumel dafür zu gewinnen sein. Es ist gleichsam, als wenn man in eine gesättigte Salzlösung Fäden hineinhängt und nun die Kristalle von allen Seiten dahin zusammenschießen. So ist's auch mit der ewig nach dem Neuen verlangenden, nach Sensationen lüsternen Menge. Sie braucht nur ein paar Zielpunkte, ein paar Fäden, um all ihre Sucht an ihnen abzulagern. Der Fabrikant tut kaum mehr, als daß er diese Fäden aufhängt. Johannes Buschmann

Gesellschaft

Akademischer Ehrenschutz

Man hat kürzlich wieder einmal in einer von auswärts beschickten Versammlung über den akademischen Ehrenschutz beraten. Die praktischen Ergebnisse solcher Beratungen, wo keiner den andern zu bekehren pflegt, sind gewöhnlich gering; sie sollen uns hier nicht kümmern. Wohl aber möchte ich die alte Frage noch einmal aufwerfen, wieviel Lebensrecht dem akademischen Ehrenschutz überhaupt vernünftigerweise zukommt. Ein Büchlein, das unter dem Titel „Die freistudentische Bewegung an den Hochschulen Deutschlands" für diese wirbt* enthält darüber folgende Worte: „Eine der wichtigsten Fragen des akademischen Lebens ist die Frage des Ehrenschutzes. Es ist vollkommen berechtigt, daß der Akademiker von altersher aufs eifrigste bestrebt war, sein Ehrenschild tadellos rein zu erhalten." Ich bedaure, daß so hohe Worte in eine Programmschrift aufgenommen wurden, denn gerade diese Frage scheint recht vielen nachdenklichen Männern nicht eine der wichtigsten zu sein. Richtig ist zwar, daß die Akademiker sie lange Zeit als eine Lebensfrage behandelt haben, aber ob das für unsere und zukünftige Tage so bleiben muß, ist doch zum mindesten zweifelhaft. Ganz gleichgültig, wie man über die Notwendigkeit des Ehrenschutzes in ernsten Fällen denken mag — anders als subjektiv darüber entscheiden zu wollen, wird sich dem Einsichtigen kaum empfehlen — unzweifelhaft ist das Gewicht, womit die Frage noch immer behandelt wird, nur mehr historisch und nicht mehr sachlich zu erklären. England, Amerika, Schweden kennen keinen akademischen Ehrenschutz — es geht also offenbar auch ohne ihn. Daß in ernsten Fällen die Gerichte wie für andre Staatsbürger so auch für die jüngsten unter ihnen ausreichen, kann aber wohl nur bestreiten, wem jene historische Tatsache bei uns in Deutschland ohne weiteres als Notwendigkeit auch für die Zukunft er-

* Der Verfasser ist A. Zöllner. Man hat es mir auf meinen kritischen Artikel über die freie Studentenschaft geschickt, aber es hat meine Bedenken eher befestigen als zerstreuen helfen.

Digitized by Google

scheint. In Wirklichkeit halten eben die meisten akademischen Ehrenhändel der Prüfung sachlich denkender (um nicht zu sagen: reifer) Männer einfach nicht stand, — ein deutscher Gerichtshof würde sie abweisen, lächelnd oder entrüstet, je nachdem. Und diese „Ehrenhändel" mit toternster Miene zu behandeln, soll eine der wichtigsten Aufgaben des akademischen Lebens sein.

Die freie Studentenschaft, so wirft man mir ein, muß aber Ehrenfragen behandeln, wenn sie ihren Angehörigen das bieten will, was Korporationen den ihrigen bereitwillig anbieten. Muß sie sie auch in den Vordergrund stellen, betonen, jedem jungen Kommilitonen zurufen? Ich glaube nicht. Man will an der Lösung des Bildungsproblems mitarbeiten, so wird versichert und so glauben wir's, versäumt man nicht in diesem Punkt eine gute Gelegenheit dazu? In praxi könnte man ja, so lange die Tradition hier noch wirkt, das Toleranzprinzip oder irgendein andres Prinzip aufrechthalten. Mit Wort und Beispiel sollte man, so meine ich, den Bekömmlingen auf der Hochschule etwa dieses sagen:

Leider gibt es immer noch Studenten, die glauben, sie müßten ihre Körperkraft derjenigen anderer als überlegen erweisen, und noch immer welche, die so wenig Zucht nach innen und außen haben, daß sie grundlos zu verletzenden Worten oder zu törichtem Benehmen sich hinreißen lassen. Es glauben ferner noch immer viele, daß nur ihre eigenen Sitten vorbildlich seien, diese aber in einem Maße, daß jedes Andersein einen Affront bedeute. Noch immer hat, weiter, das Vorurteil Anhänger, daß die Ehre nicht persönliches, sondern Standesgut sei; noch immer spricht man daher von „akademischem Ehrenschutz"; es gibt sogar noch immer Akademiker, welche die Frage für „eine der wichtigsten" halten. Wir unserseits bedauern das. Wir versuchen durch Wort und Schrift dahin zu wirken, daß die Gesinnung, aus der die meisten sogenannten Ehrenhändel der Studenten hervorgehn, auch unter uns Deutschen allgemeiner als nicht eben ehrenwert und nicht eben ausgereift erkannt werde, und daß im akademischen Leben Wichtiges von Wichtigtuerei schon mehr als bisher unterschieden werde. Aus praktischen Rücksichten haben wir aber noch immer Ehrenschutzämter, die in unserem Sinne und nur notfalls durch die Tat zu wirken berufen sind. Über ihre Einrichtung unterrichten wir selbst auf Wunsch.

Mich will bedünken, mit solchen Worten täte man der Sache der Bildung, der man vorzugsweise dienen will, einen guten Dienst.

Hans Herter

Männertracht-Reform?

In den Briefen auf meinen Aufsatz hin „Wann geht's an die Herrentracht?" steht einiges, das öffentliche Wiedergabe verlangt. Zunächst, was uns ein gebildeter kaufmännischer Fachmann schreibt:

Ebenso leicht wie jeder, der sich für die Zeit einer ruhigen Überlegung aus den starken Banden jahrzehntelanger Gewohnheiten herauszureißen vermag, schließlich dazukommt, unsere Herrenmode als herdenmäßig, verunstaltend, häßlich und lächerlich zu empfinden, ebenso schwer wird es ihm werden, praktische Besserungsvorschläge zu machen. Denn die seit langem im allgemeinen äußerst konservative Herrenmode hat unsere Neigung zu kräftigen Neuerungen sehr gemindert, und unser Urteil mißtrauisch gemacht. Abgesehen von den „Saison"-Farben und -Formen,

Digitized by Google

die Produktion und Handel bringen müssen, macht die Herrentracht im ganzen nur schrittweis langsame Veränderungen durch. Für die Hilflosigkeit und den Tiefstand unsres Geschmacks ist ja wohl nichts so bezeichnend, wie die Farbe und die Formen unsrer obligatorischen „Gesellschafts"- und Festkleidung. Und doch müssen wir Avenarius zustimmen, wenn er abrät, gerade hier mit Reformversuchen anzusetzen; die Alltags- und hauptsächlich die Sporttracht sind die besten Ausgangspunkte. In der Werktagskleidung ist allerdings im Vergleich zu vergangenen Zeiten eine solch ungeheure Nivellierung erfolgt, daß weder Stadt und Land, reich und arm, noch Stand und Beruf sich wesentlich voneinander unterscheiden. Aus diesem Grunde wäre es auch unsrer Überzeugung nach unmöglich, dieser alle sozialen Gegensätze wohltuend mildernden Gleichheit entgegenzustreben durch den Versuch, die alte Einteilung der Trachten nach Profession, Zunft und Gilde in anderer Form neu zu beleben. Der einzige, gegenwärtig gangbare Weg wird der sein, unsere Sportkleidung so vernunftgemäß, gesundheitlich, kleidsam und schön auszubauen wie möglich. Ist dann der großen Menge bei Spiel und Sport, Wandern und Turnen die Bequemlichkeit und Schönheit dieser Kleidung klar geworden, so wird schließlich jeder junge Mann mit hohem Stehkragen, steifer Hemdbrust, langen Hosen, flatternden Rockschößen und lässig gebeugter Haltung dem erwachten gesunden Empfinden als traurige Karikatur gelten. Dann ist die Zeit da, dieser im wahren Sinn „männlichen" Tracht den Weg in den Alltag, die Werkstätten, Schulen, Universitäten zu bahnen. Und dann ist's nicht mehr weit zur Schaffung einer neuen Fest- und Feierlichkeitskleidung. Darum: „Freiwillige vor!" zu gemeinsamer, vorbereitender Arbeit für die Reform der Herrentracht!

Ein Beispiel nur für die Stellen, wo unseres Ermessens die Hebel zuerst anzusetzen wären: der alte, gute Brauch, unsern vierzehnjährigen Jungen bei der Konfirmation einen schwarzen Anzug mit den obligaten „ersten langen Hosen" anfertigen zu lassen. Wer hat nicht schon die Knirpse mit schlotterndstolzem Gang belustigt mit den Augen verfolgt? Das Groteskkomische dieser „Männer"gestalten haben schon viele belacht, aber nur wenige den Mut zur Reformation gehabt. Arndt-Beyer

Dann dienen vielleicht die folgenden Angaben und Anregungen solchen Herren, die zu einer gemeinsamen Propagierung einer bessern Männertracht Gesinnungsgenossen suchen. Es wird uns nämlich mitgeteilt, daß in Berlin schon seit einigen Monaten Bestrebungen in dieser Richtung im Gange sind, die vielleicht zur Gründung einer Organisation führen. Aus diesen Kreisen bittet man uns, die folgenden Leitsätze vorzuschlagen:

1. Die Kleidung soll, an Stelle der heutigen übertriebenen Kompliziertheit ihrer Zusammensetzung, möglichst einfach sein, d. h. aus möglichst wenig Stücken bestehen.

2. Die Kleidung soll sich auf diejenigen Stücke beschränken, die zur Erreichung des eigentlichen Zweckes, also des Schutzes gegen die Unbill der Witterung der verschiedenen Jahreszeiten, unerläßlich sind.

3. Die Kleidungsstücke sollen so gestaltet sein, daß sie eine möglichst geringe Hinderung (der Bewegung, Atmung, Hautaus-

Digitized by Google

dünstung) mit sich bringen und alle störenden Nebenwirkungen (wie z. B. Hängenbleiben, Schmutzfangen, Druck und Reibung) ausschließen.

4. Die Kleidung soll möglichst in allen ihren Teilen waschbar sein.

5. Die Kleidung soll so eingerichtet sein, daß das An- und Auskleiden mit möglichst wenig Handgriffen und in möglichst kurzer Zeit angängig ist (lange Reihen Knöpfe!).

6. Die Kleidung soll möglichst wenig Schneiderarbeit enthalten, demgemäß in höherem Grade selbst herstellbar bzw. abänderbar sein.

7. Die Kleidung soll eine möglichst individuelle Nuancierung in allen Teilen erlauben, entsprechend den Verschiedenheiten der Gestalt, des Teints, der Gesundheit, der Beschäftigung.

8. Die Kleidung soll, den vorhergehenden Forderungen entsprechend, auch billiger herstellbar sein als gegenwärtig.

9. Die Kleidung soll den Anforderungen der Ästhetik in Form und Farbe in höherem Grade entsprechen.

10. In jeder Hinsicht sollen auf die Kleidung dieselben Grundsätze Anerkennung und Anwendung finden, die im (antiken, wie modernsten) Kunstgewerbe zum Ausdruck kommen: daß nämlich wahre Schönheit nicht anders als in Verbindung mit wahrer Zweckmäßigkeit möglich ist.

Man fügt hinzu: „Wie Sie richtig betonen, erscheint es nicht möglich, und sogar unzweckmäßig (weil nur die Reaktion erweckend), allzu radikale Umformungen der üblichen Kleidung sofort in die Praxis einzuführen. Dagegen ist eine jede, auch kleinste Emanzipation von den überkommenen Unzweckmäßigkeiten unserer Kleidung zu begrüßen, sofern sie die Macht der Tradition brechen und für Reformbestrebungen an sich Stimmung machen hilft, und dem einzelnen Mut und Anregungen gibt, sich ebenfalls durch kleine Reformen der allgemeinen Uniformierung zu entziehen.

Zunächst bedeutete es, wie Sie gleichfalls betonen, schon einen wichtigen Schritt vorwärts, wenn alle Sporttreibenden sich entschlössen, ihre Sportkleidung auch außerhalb der Sportbetätigung im täglichen Leben zu tragen.

Zum Schluß möchten wir nicht unterlassen, auf die im Jahre 1911 stattfindende »Internationale Hygiene-Ausstellung« zu Dresden aufmerksam zu machen, welche als besondere (vierte) Gruppe ihres Programms die menschliche Kleidung aufgenommen hat, und zwar mit folgenden Unterabteilungen: »Geschichte und Entwicklung der Kleidung, Bedeutung und Wirkungsweise der Kleidung, Herstellung und Eigenschaften der Kleidungsstoffe, Prüfungsmethoden der Kleidung, Grundlagen für die rationelle Bekleidung, Reinigung und sonstige zweckmäßige Behandlung der Kleidung, schädliche Wirkungen der Kleidung.« Es wäre zu wünschen, daß auf dieser Ausstellung vielleicht Proben von reformierter Männerkleidung dem Publikum vorgeführt würden. Es existieren heute bereits mehr Personen als man annimmt, die wenigstens innerhalb ihrer Behausung (zum Teil ja auch in der Öffentlichkeit) in einer von der herrschenden Mode abweichenden Kleidung gehen, und es würde die Reformbestrebungen wesentlich fördern, wenn man Beispiele derartiger Kleidung oder Photographien davon in der genannten Ausstellungs-

Digitized by Google

gruppe unterbrächte. 1. und 2. Vorsitzender der Gruppe für Kleidung und Körperpflege sind die Herren Professor Dr. Pfeiffer-Rostock, Direktor des Hygienischen Instituts der Universität, und Professor Dr. Jäger, Koblenz, Generaloberarzt a. D."

Wer sich mit den Berliner Herren in Verbindung setzen möchte, dem teilen wir hier zwei Adressen mit: Felix Guerlin, Gr.-Lichterfelde-Ost, Bismarckstraße 25, und Walter Borgius, Gr.-Lichterfelde-West, Einküchenhaus.

Vom Recht

Laienrichter und Strafrechtspflege

Es scheint, als ob der Teil des deutschen Volkes, der überhaupt für Gerichtsverfassungsfragen Sinn hat, die Laienbeteiligung an der Strafrechtsprechung erweitert wünscht. Demgegenüber steht fest, daß die deutschen Richter in ihrer großen Mehrheit gegen eine solche Erweiterung, überhaupt gegen jede Laienbeteiligung sind. Dieser Tatbestand macht es wahrscheinlich, daß jede Partei teils recht, teils unrecht hat, und es will mir scheinen, als ob der unparteiische Beurteiler in den Negativen ihren Forderungen zustimmen kann, während ihre Positiven zu Bedenken Anlaß geben.

Die Negative der Volksforderung ist: Befreiung der Strafrechtsprechung vom lebensfremden Formaljuristentum. Die Negative der Richterforderung: Reinhaltung der Strafrechtsprechung von gut- (auch bös-) gemeinter Pfuscherei.

Über die Berechtigung der ersten Forderung wird kein Zweifel sein. Die Berechtigung der zweiten sei durch zwei Beispiele dargetan, die anschaulich zwei Hauptmängel vieler Laienrichter zeigen.

Der Amtsrichter hielt den Angeklagten der Unterschlagung für schuldig, der eine Schöffe war von seiner Nichtschuld überzeugt. Beide setzten ihre Gründe dem andern Schöffen sorgfältig auseinander. Der wußte nicht aus noch ein; schließlich entschlüpfte er so: „Es ist schon richtig, Herr Amtsrichter, unterschlagen hat der Kerl nicht; aber, Herr Müller, eine kleine Strafe hat er wohl verdient." Der Angeklagte bekam als billiges Mittel zwischen einer Woche Gefängnis und Freisprechung zwanzig Mark Geldstrafe. — Verständnislosigkeit für seine Stellung als Strafrichter überhaupt ist der eine häufige Mangel des Laienrichters, und seine Wirkung ist regelmäßig Einflußlosigkeit bei der Urteilsfindung.

Ein anderer Angeklagter hatte ohne polizeiliche Erlaubnis einen schwunghaften Flaschenbierhandel getrieben. Das ist klipp und klar Übertretung der Gewerbeordnung. Die Schöffen aber waren ein Bierwirt und ein bei ihm verkehrender Bartputzer. Diese Leute sahen in dieser Übertretung nichts Schlimmes. Es kam zur Freisprechung. — Einseitige Beurteilung des Falls aus der eigenen begrenzten Lebensstellung ist der andre häufige Mangel des Laienrichters, und seine Wirkung ist schlechter Einfluß auf die Urteilsfindung.

Natürlich gibt es auch gute Laienrichter, aber es wird ja wohl nicht bestritten, daß es auch gute Berufsrichter gibt.

Die Positive der Richterforderung ist: reine Berufsgerichte. Sie sind so gedacht, daß sie ausschließlich von ständigen richterlichen Staatsbeamten besetzt sind. Was an dieser Forderung bedenklich ist, läßt sich besser im Anschluß an die Positive der Volksforderung sagen. Diese ist: gemischte Gerichte, seien es nun Schöffen- oder Geschworenengerichte.

Digitized by Google

Sie sind so gedacht, daß zu ständigen richterlichen Staatsbeamten wechselnde Laienrichter hinzutreten, und zwar möglichst in allen Instanzen. Weil indes von der Gesetzgebung eine Erweiterung der Geschworenengerichte nicht geplant ist, ist hier nur von den Schöffengerichten die Rede.

Gegen die Schöffengerichte mit wechselnder Laienbeteiligung erheben sich folgende Bedenken. Sie verbürgen keinen Schutz gegen Formaljurisprudenz. Das beweisen die amtsgerichtlichen Schöffengerichte, die wir jetzt haben. Dem jahrelang in derselben Stellung stehenden, das Straf- und Prozeßrecht sowie die Akten des Einzelfalles beherrschenden Amtsrichter ist es meist ein leichtes, die jede dritte bis fünfte Sitzung wechselnden Schöffen, die vom Recht wenig und vom Fall noch gar nichts wissen, nach seinem Ermessen zu lenken.

Weiter schützt die wechselnde Laienbeteiligung nicht vor Lebensfremdheit der Entscheidungen. Die Lebensfremdheit vieler Juristen beruht ja doch nicht darauf, daß sie Juristen sind, sondern darauf, daß ihre Gedanken sich gewöhnt haben, in einer abgeschiedenen Bucht herumzuplätschern, in die das Meer der Zeit nur selten eine belebende Woge rollt. Aber geht es nicht bei den meisten in ihrem Sonderberuf aufgehenden Laien, die man zuziehen will, ebenso, ist es bei ihnen nicht noch leichter der Fall? Denn jedenfalls wird nicht bestritten werden können, daß der Jurist durch seine alle Lebensverhältnisse umspannende Rechtswissenschaft und durch seine die verschiedensten Lebensfälle ihm nahebringende Rechtsprechung mehr als andere Berufsmenschen zur Bekanntschaft mit dem Leben erzogen wird.

Zum Glück kommt es natürlich auch vor — aber das Gegenteil ereignet sich weit öfter —, daß guter Schöffengeist formale Richterlogik überwindet. Dieser schätzenswerte Vorzug gemischter Gerichte beweist aber schlagend, daß es ein grober Fehler ist, den Laienrichter oft wechseln zu lassen. Gemischte Gerichte haben erst dann Wert, wenn es gelingt, die außerhalb der richterlichen Staatsbeamten vorhandenen strafrichterlichen Talente als *ständige* Richter der Strafrechtspflege einzuordnen.

Dies System ist an sich gar nicht neu; es hat sich anderwärts bereits leidlich bewährt, z. B. bei den landgerichtlichen Kammern für Handelssachen. Es fragt sich nur, ob es für Strafsachen ebenso leicht durchzuführen ist. *Handels*kundige Laien sind rasch zu finden; aber wie steht es mit *straf*enskundigen Laien?

Dieses Bedenken führt in den Kern der ganzen Frage.

Der noch herrschenden Lebensanschauung, einem gleichmacherischen Individualismus ist Strafen etwas Fremdes. Strafen setzt Übermacht voraus beim Strafenden, Unterworfenheit unter diese Übermacht beim Bestraften. So liegt's bei Vater und Kind. In solchem Verhältnis können sich auch heute noch strafenskundige Talente ausbilden, die getrieben, aber nicht mißleitet von der Erregung über die Untat in freier Anwendung und Erfindung von Strafmitteln die angemessenste Sühne zu finden wissen. Das köstlichste Beispiel eines solchen Richters über Erwachsene ist Gottfried Kellers Landvogt von Greifensee.

Nun gibt es natürlich noch heute auch außerhalb des Familienlebens viel persönliche Übermacht des einzelnen über einzelne, aber die gleichmacherische Gefühls- und Gedanken-

Digitized by Google

welt unserer Tage erkennt diesen Tatbestand nicht an. Trotzdem straft man nach wie vor, hat aber die Strafgewalt, die früher einzelnen aus eigenem Rechte zustand, diesen physischen Personen abgenommen und auf die juristische Person des Staates übertragen. Diese Übertragung indes, in Wahrheit eine der tiefsten und geistreichsten Erfindungen einer sozialen Lebensanschauung, kann für die Gegenwart kaum mehr als ein Taschenspielerkunststück erdverlorener Gedankenturnerei bedeuten. Denn für den Durchschnittsindividualisten von heute sind es immer noch physische Personen, die die Strafgewalt ausüben. Der Strafrichter ist ihm persönlicher, übermächtiger Gegner, nicht ein Organ der Gesamtheit, und daß er nicht mehr durch Erbfolge oder Standeszugehörigkeit, sondern durch Kenntnisse und Anstellung berufen wird, kann jenes Mißgefühl wohl mildern, aber nicht beseitigen.

Diese selben Umstände verhindern auch die Ausbildung natürlicher Straftalente. Mit der Anerkennung der Strafbefugnis des einzelnen verschwindet auch der Strafwille in ihm. Auch steht heute der Herrschende den ihm Untertänigen sehr viel fremder gegenüber. Der alte Grundherr war mit seinen eigenen Leuten von der Geburt bis zum Tode verbunden, der von heute ist es nur, so lange sein Vertrag mit dem einzelnen dauert, und noch viel fremder steht etwa der Fabrikant dem Arbeiter gegenüber, von dem er in der Regel nicht mehr kennen kann, als seine acht- bis neunstündige Arbeitsleistung.

Endlich hat es aber auch die Entwicklung dahin gebracht, daß wir natürliche Straftalente gar nicht mehr gebrauchen können. Wie das Beispiel von Vater und Kind zeigt, ist ihr Lebenselement das freie Ermessen. Sie müssen aus sich heraus entscheiden können, wann und wie gestraft oder nicht gestraft werden soll. Für ein solches Verfahren ist heute kaum mehr Raum. Was das „Wie“ der Strafe betrifft, so neigt man freilich, wie dies auch der neue Entwurf zeigt, schon wieder zur Gewährung einer größeren Freiheit, man stellt dem Richter für jede Straftat mehrere Strafmittel zur Verfügung und überläßt die Wahl unter ihnen seinem Ermessen.

Anders steht es mit dem „Wann“ der Straftat. Strenger als auf irgendeinem andern Rechtsgebiet ist im Strafrecht der Richter an den gesetzlichen Tatbestand gebunden: nulla poena sine lege; strafbar sind nur diejenigen Handlungen, die die sämtlichen Tatbestandsmerkmale eines Strafparagraphen erfüllen; erfüllen sie ihn aber, so muß auch gestraft werden. Auch hier plant der Strafrechtsentwurf einige freier stellende Änderungen, aber daran wird doch grundsätzlich nichts geändert, daß die Frage, ob eine Straftat vorliegt oder nicht, lediglich im Wege logischer Unterordnung unter das Strafgesetz zu entscheiden ist.

Da nun aus Gründen, die hier in Kürze nicht erörtert werden können, an diesem Wesen des Strafrechts nichts geändert werden kann, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß wir nicht straf e n s kundige, sondern nur straf r e ch t s kundige Laien brauchen. Aber das wären ja gar keine Laien mehr, sondern schon wieder Juristen? Da wird es denn wohl so sein, daß es nicht ohne diese „Greuels“ geht. Und wie sollte es auch? Läßt man denn sonst irgendwo ein Fach anders als von Fachleuten ausüben? Es geht eben nirgend ohne „Greuels“. Halt, nun wirft mir der moderne Baumeister ein, es gehe doch; er zum Beispiel

Digitized by Google

übertrage die Gartenanlage zu seinen Bauten keinen Gärtnern, sondern entwerfe sie selber.

Aber das geschieht doch nur wegen der unvollkommenen Ausbildung des Gärtners von heute, und der Baumeister, der etwas wirklich Vollendetes schaffen will, muß selber genug von der Gärtnerei verstehen, also selber Fachmann sein. Findet er dann Gärtner, die ihre Anlagen seinem Bau anzupassen verstehen, so wird er sich durch sie soviel wie möglich entlasten. Das Bedürfnis nach solcher Entlastung hat ja auch schon Gärtner entwickelt, die er gebrauchen kann.

Ebenso scheint mir auch die Zuziehung ständiger Laienstrafrichter mit juristischer Ausbildung nicht das Ideal unsrer nicht ohne Grund auch hier spezialisierenden Zeit. Dieses liegt vielmehr nach wie vor im Berufsrichtertum, aber nur in einem besser vorgebildeten und geschickter ausgewählten. Die preußische Referendarausbildung bedeutet tatsächlich einen recht mangelhaften Vorbildungsweg. Wenn unsere Justizverwaltung sich, oder wenn das Volk ihr die Lösung dieser Aufgabe nicht zutraut, so bleibt freilich nichts übrig, als die Laienbeteiligung zu erweitern. Aber dann durch Zuziehung ständiger Laienrichter, die ausreichend vorgebildet und wohl auch besoldet werden müßten.

Wenn ich recht sehe, so liegt indes die Hauptursache unsrer modernen Beschwerden über die Strafrechtspflege nicht in einer mehr oder weniger mangelhaften Gerichtsbesetzung. Die Masse der Durchschnittsindividualisten leidet weniger an diesem oder jenem verkehrten Strafurteil, als an dem Bedrohtsein durch Strafurteile überhaupt. Daran wird auch die idealste Gerichtsbesetzung nichts ändern. Die sozial empfindenden Vorläufer der Zukunft aber sehen den eigentlichen Beschwerdegrund in der Rückständigkeit unsrer Strafauffassung und unsrer Strafmittel. Unser Strafrecht, auch das des Entwurfs, schützt nur unvollkommen vor unsozialer Ausschreitung, bessert die Ausschreitenden nicht, schreckt bestenfalls ab und ist mehr zornig zerstörende Reaktion als überlegt aufbauende Aktion.

Benedikt Feuerbach

Eine österreichische Laufbahn

In den Tagesereignissen

In Österreich, wie es sich in den letzten fünfzig Jahren entwickelt hat, kann ein politisch bedeutender, für das öffentliche Wirken begabter Mann je nach seinen spezifischen Anlagen zwei Wege einschlagen: entweder er bekämpft die zunehmende politische Zerrüttung oder er nützt sie aus. Im ersten Falle wird er im engen Kreise Wertvolles wirken, wird, wenn er widerstandsfähig genug ist, mitten im Chaos tröstliche, gesinnungstreue Arbeit leisten, schließlich aber in den meisten Fällen von den Wogen, gegen die er ankämpft, überflutet und zur Resignation gezwungen werden. Solcher Persönlichkeiten hat Österreich eine Überfülle. Im zweiten Falle entgeht er der österreichischen Resignation durch Zynismus und nimmt als ein politischer Abenteurer seinen Weg. Wenn er ein größeres Ziel dabei hat, als das der eigenen Selbstverherrlichung, schreitet er vom politischen Abenteurer, sobald er sich eine Machtstellung errungen hat, zum wohlmeinenden, positiv arbeitenden und aufbauenden Organisator fort. Aber die Vergangenheit rächt sich an ihm und läßt ihn nicht zur völlig

Digitized by Google

reinen, sichern und im höchsten Sinne überlegenen Wirksamkeit kommen. Seine glänzendsten äußeren Erfolge, seine oft forcierten Leistungen können nie ganz die innere Tragik seines Schaffens verdecken. Die er rief, die Geister, wird er nicht mehr los.

Luegers Persönlichkeit trug alle Merkmale des großen organisatorischen Genies, bis zum mystischen Glauben an sich selbst und bis zum Fanatismus und zur Selbstverzehrung für die gesetzte Aufgabe. Er entdeckte einen Beruf da, wo man sonst nur ein Amt sieht. In dem Wirken eines Bürgermeisters, wie er es verstand, lagen gewaltige Entwicklungsmöglichkeiten. Er hätte bei seiner unvergleichlichen Volkstümlichkeit, bei seinen Machtmitteln und Fähigkeiten ein entscheidender Organisator und Vereiniger aller positiven Kräfte im Vaterlande werden können, für die er als Kommunalpolitiker so vielfach lebendiges Gefühl und offenen Blick bewiesen hat — mitten in einem Staate, der sich in unfruchtbaren, rein negativen Gegensätzen aufreibt. Er hätte können der rechte Anwalt des Volkes werden, das nun schon fast fünfzig Jahre nicht mit den Regierungen, sondern gegen sie den Staat erhält, — wie man den Zustand mit nicht mehr Paradoxie, als tatsächlich in den Verhältnissen liegt, einmal bezeichnet hat. Der Anwalt nach positiver Arbeit, nach gesundem Fortschritt verlangenden Volkes gegenüber einem primitiven Parlamentarismus und haltlosen Regierungen. Aber er war diesen chaotischen Mächten allzusehr verpflichtet. So ward er statt alles dessen der Vertreter einer korrumpierten Partei und einer Abart des Wienertums, die — Gott sei Dank — noch lange nicht Österreich bedeutet, und kam trotz allen seinen positiven Kulturleistungen nicht über die österreichischen Widersprüche hinaus, die zu feindlich sind, um fruchtbar zu werden.

Um sein geliebtes Wien dem wirtschaftlichen Fortschritte zu erschließen, ward er Reaktionär. Um wahrhaft schöpferische Kulturarbeit zu leisten, erregte er die wüstesten Parteileidenschaften. Derselbe Mann, der in seinen großzügigen Anschauungen von den Aufgaben der Gemeinde der reichsdeutschen Entwicklung so vielfach vorausgeschritten ist, huldigte gelegentlich ausgesprochen bildungsfeindlichen Tendenzen. Eben die Korruption, die er am Anfang seiner Laufbahn so erfolgreich bekämpfte, ließ er auf der Höhe seiner Macht mit Gleichmut gewähren. Der Natur dieses seltsamen Staates entsprechend, der sich so zögernd und widerwillig der allgemeinen Entwicklung fügt, hat er jede kulturfördernde Tat mit einer kulturzerstörenden bezahlen müssen.

Über seinen letzten, schon von Krankheit schwer belasteten Jahren liegt ein Schimmer versöhnender Größe und gewinnender Überlegenheit. Daß er das Zeug dazu gehabt hätte, sich zu den großen Repräsentanten unsrer deutschen Kultur zu gesellen und jenen Kulturadel zu erreichen, der über alle Parteien erhebt: das fühlt man aus seiner Behandlung ästhetisch-kultureller Fragen heraus. Nirgend erwies er sich freier von allem Bureaukratismus als den Künstlern gegenüber, die sein Wien zu verschönern hatten, und kaum einen seiner vielen Pläne hat er mit größerer Liebe aufgenommen, als den des Wald- und Wiesengürtels, dessen Durchführung er gesichert hat.

Digitized by Google

Daß es ihm nicht gelungen ist, über die Parteien emporzuwachsen, beweist die Disharmonie nicht nur der österreichischen, auch der reichsdeutschen Zeitungsstimmen. Daß es einem Manne mit soviel Sinn für die positiven Kräfte seines Vaterlandes, mit soviel Hingabe an die wirklich kulturschöpferischen Aufgaben seiner Zeit nicht gelang — darnach kann man den Zustand des politischen Lebens in Österreich beurteilen. Zugleich aber auch in weiterer Folgerung die Fülle von gesunder Volkskraft ermessen, die in solchen staatlichen Verhältnissen noch kulturelle Arbeit zu leisten vermag. Wir wissen nicht, was Lueger in einem weitern Jahrzehnt vollkräftiger Arbeit noch erreicht hätte. Aber wir wissen, daß wir in Österreich „trotz alledem" noch nicht zu verzweifeln brauchen. Hermann Ullmann

Die Tragik des Großstadtmädchens

Mann und Weib

„Einen Arbeiter willst du nicht, und ein andrer heiratet dich nicht", sagt ein Vetter zu Grete Lenz, der Heldin von Sohnreys gleichnamigem Roman. Dieses Wort könnte man als Motto vor das Lebensschicksal unzähliger Großstadtmädchen setzen; es enthält nicht nur eine große Wahrheit, sondern auch eine tiefe Tragik, an der unzählige Mädchen Schiffbruch leiden. Dank der leichten Anpassungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, dank seiner Empfänglichkeit für alles Hübsche, Gefällige, Elegante erhebt sich das Großstadtmädchen aus dem Arbeiterstande leicht über die Kulturebene seines Standes. Schon als Schulmädchen streben die bessern, intelligentern und gewitzigten Elemente darnach, aus ihrer Umwelt herauszukommen: sie wollen etwas „Besseres" werden. Sie sehen das Martyrium einer „Arbeiterfrau" an ihrer eigenen Mutter täglich vor Augen, und es graut ihnen davor, ein gleiches Schicksal zu teilen. Infolge der geringen Vorkenntnisse, die verlangt werden, gelingt es dann auch den meisten, das Ziel ihres Ehrgeizes zu erreichen: sie werden Verkäuferin, Konfektioneuse, „Fräulein" in einer Konditorei oder etwas Ähnliches. Sie wissen, daß ein gefälliges Äußere, adrette Kleidung, nette Manieren die beste Empfehlung für diese Berufe sind — darum richtet sich von früh an ihr ganzes Streben auf Putz und Tand, auf die Pflege ihrer Erscheinung. Ist nun das junge Mädchen in den ersehnten „Hafen" eingelaufen, das heißt: hat es einen der Berufe ergriffen, die ihm als „Ideal" vorschwebten, so kommt es fast lediglich mit Bessergestellten in Berührung. Seine Lebensgewohnheiten verfeinern sich, seine Lebensansprüche steigern sich. Es fühlt sich als „junge Dame" und blickt auf die Gefährten ihrer Kindheit meist mit Verachtung herab. Der einstige Spielkamerad, der jetzt vielleicht in einer Schlosserwerkstatt oder Maschinenfabrik arbeitet, ist ihr nicht gut genug zum „Schatz"; sie kann Sonntags keinen Staat mit ihm machen; seine Unbeholfenheit, seine schlechten Manieren, sein ungepflegtes Äußere stoßen sie ab, denn ihr Beruf führt sie täglich mit Männern aus höheren Kreisen zusammen, deren elegante Erscheinung und liebenswürdiges Wesen ihr Herz und Sinne bestechen. Solche Mädchen verfallen dann nur zu leicht der Tragik des Schicksals: „Einen Arbeiter willst du nicht und ein andrer heiratet dich nicht." Die Männer aber, die sie *nicht* heiraten, umschmeicheln sie, versprechen ihr Lie-

Digitized by Google

beglück und sorglose Tage und umgarnen sie mit allen Reizen und Lockungen einer verfeinerten Kultur, für die ein Mädchenherz so überaus empfänglich ist. Der Monatsgehalt von 60 Mark, der dem eben schulentlassenen Mädchen wie eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums erschien, reicht kaum zur Deckung der allerbescheidensten Lebensbedürfnisse; für ein bißchen Putz und Lebensfreude bleibt nichts übrig. Dazu kommt die Vereinsamung des seinem früheren Umgangskreise entfremdeten Mädchens, das schlechte Beispiel der Kolleginnen, die sich jeden Abend von „ihrem Herrn" in ein Vergnügungslokal führen lassen, die vergiftende Romanlektüre, in der zum Schluß der rettende Prinz erscheint, der das arme Mädchen heimführt. Kein Wunder, daß Tausende von Mädchen an diesen Klippen scheitern! Wer mit sehenden Augen das Großstadttreiben beobachtet, dem graut es bei dem Gedanken, wieviel Mädchenblüten alljährlich dem Moloch der sogenannten Großstadtfreuden geopfert werden.

Es gilt in den Mädchen einen größeren Berufsernst zu pflegen, indem man ihnen Berufe zugänglich macht, in denen auch für sie ein Emporsteigen in besser bezahlte und in leitende Stellen möglich ist. Zu diesem Zweck hat sich im Herbst in Berlin ein „Verein zur handwerksmäßigen Ausbildung der Frau" gebildet, an dessen Spitze Männer und Frauen stehen, die, teils im praktischen Leben, teils als Sozialpolitiker tätig, über eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete verfügen. Gesetzlich steht der Verwirklichung ihres Planes nichts im Wege, denn die Reichsgewerbeordnung macht in der Hinsicht keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern; auch die meisten Handwerkskammern stehen ihm durchaus wohlwollend gegenüber. Die Einsichtigen unter den Männern erkennen immer mehr und mehr, daß sie nicht den Wettbewerb der Frau an sich zu fürchten haben, sondern nur das Unterbieten durch ungelernte Frauenarbeit. Wir haben in Deutschland bereits eine Anzahl von Handwerkerinnen, die ihre Gesellenprüfung bestanden, sogar ihr Meisterexamen abgelegt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß eine ganze Reihe von Handwerken, in denen es mehr auf Geschicklichkeit als auf Kraft ankommt, sich für Frauen eignen, zum Beispiel die der Buchbinder, Uhrmacher, Juweliere, Friseure usw. Bei ihnen allen waren die Frauen bisher lediglich ungelernte, schlecht entlohnte Arbeiterinnen; sie hatten nicht die fachgewerbliche Ausbildung ihres männlichen Kollegen genossen, sie konnten sich nie aus der eintönigen Tretmühle der seelenlosen, mechanischen Teilarbeit emporarbeiten; sie lernten keinen Berufsernst und keinen Berufsstolz kennen; das Gefühl ihrer persönlichen Würde wurde durch diese Arbeit nicht entwickelt. Darum strebten sie in jene Berufe hinein, die ihnen scheinbar ein größeres Ansehen verleihen, aber die oft zu einer gefährlichen Klippe für ihr Leben werden. Durch die fachgewerbliche Ausbildung der Frau würde ihr aber nicht nur eine gesicherte Lebensstellung verbürgt, sondern sie würde ihrem eigenen Lebenskreise erhalten bleiben. Die jungen Mädchen würden in der gemeinsamen Lehr- und Arbeitszeit mit ihren männlichen Fachgenossen vielfach Heiratsgelegenheit finden. Nicht ein kurzer Glücksrausch, der in Elend und Schande

Digitized by Google

endet, sondern eine Lebensgemeinschaft mit einem gleichstrebenden Manne würde das Ziel ihres Herzenswunsches sein. Als Frauen von Handwerkern könnten sie die gewonnenen Kenntnisse verwerten und damit zur Bestreitung des Haushaltes beitragen.

Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein; auch sein Geist, seine Seele verlangt nach Nahrung. Die „Vergnügungssucht" der arbeitenden Klassen, über die die Besitzenden oft mit so billigen und so liebloſen Worten aburteilen, bedeutet vielfach nichts andres als geistigen Hunger. Gibt man diesem keine gedeihliche Nahrung, so greift er eben nach Surrogaten. Auch hier heißt es, durch gesunde Reformen dem Bildungsbedürfnis des Volkes entgegenzukommen. Für den männlichen Arbeiter wird in dieser Hinsicht bereits manches getan; auch bieten ihm seine Berufsorganisationen, das politische Leben, seine Soldatenzeit eine Fülle von Anregungen und Gelegenheiten, sich fortzubilden. Für die Arbeiterin ist bisher noch blutwenig geschehen, aber der Erfolg der wenigen Arbeiterinnenheime, die es bis jetzt gibt, zeigt uns, daß der rechte Weg gefunden ist. Es gilt nur, allen das zu geben, was bisher nur einige wenige genießen. Die Arbeiterinnenheime, die keine konfessionelle oder moralisierende Tendenz verfolgen, erfreuen sich großer Beliebtheit und wirken durch indirekte Mittel mehr auf die sittliche Hebung des weiblichen Geschlechtes, als alle bewußte und gewollte Vereinstätigkeit zur Hebung der Sittlichkeit. In diesen Heimen finden die Mädchen nicht nur einen ihren Mitteln entsprechenden Mittags- und Abendtisch, sondern auch Gelegenheit zu Schneider-, Koch-, Gesang-, Turn- und Sprachunterricht. Büchereien und Spiele sorgen für Unterhaltung in den Erholungsstunden; an den Festtagen findet ein zwangloses Zusammensein zwischen den Leiterinnen der Heime und den Arbeiterinnen statt; Chorgesang, Theatervorstellungen und Tanz erfreuen die Jugend.

Der Gedanke, daß man der Jugend auf solche Weise Frohsinn und Vergnügen bieten soll, ist aus England zu uns gekommen. Es hat langer Zeit bedurft, um bei uns das Vorurteil der Arbeiterinnen gegen die „Heime" zu besiegen. Sie fürchteten ein bevormundendes Patronagesystem, wie es früher in derartigen Anstalten gehandhabt wurde. Jetzt kann man wohl sagen, daß der Bann gebrochen ist, daß die Arbeiterinnenheime sich einzubürgern beginnen.

Ein sozialer und sittlicher Notzustand kann natürlich nicht mit einem Schlage aus der Welt geschafft werden. Die Tragik des Großstadtmädchens wird noch viele Opfer fordern. Um so dringender aber ruft uns die Pflicht, ihr zu steuern. Zwei Reformen erscheinen uns in erster Reihe zweckmäßig: die bessere berufliche Ausbildung der weiblichen Jugend und die Möglichkeit und Gelegenheit zu anständiger Erholung und Erfrischung nach des Tages Arbeit.

Die gebildete Frauenwelt sollte hier führend und tatkräftig wirkend vorangehen. Anna Pappritz

Schülervertretungen

Bildung und Schule

In einem Vortrag über staatsbürgerliche Erziehung setzte sich F. W. Förster nachdrücklich für das Prinzip der Selbstregierung in der Schule ein. Die Einrichtung von Schulstaaten, in denen von den Schülern gewählte Vertreter unter der obersten Leitung

Digitized by Google

des Lehrers für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Bestrafung der „unsozialen Elemente“ sorgen, hat in Amerika sehr befriedigende Ergebnisse gezeitigt. Förster sieht mehr als einen Vorteil mit dieser Einrichtung verbunden. Er macht darauf aufmerksam, daß sich gerade in dem Alter unsrer Mittelschüler ein ausgesprochener Sinn für Organisation, für soziale Über- und Unterordnung, für Zusammenschluß und gesellschaftliche Disziplin entwickelt — wird er von der Schule nicht gepflegt oder gar unterdrückt, so sucht er leicht in Banden- und Verbindungswesen Ausfluß. Die Führernaturen, die ja in regsamen Klassen mit gutem Material nie fehlen, werden dann, da sie nicht innerhalb der Schulorganisation Gelegenheit zur Betätigung ihrer Talente finden, zu Feinden der Ordnung und der Schule. Der Einfluß, den sie in diesem übeln Sinne oft genug ausüben, könnte durch zweckmäßige Verwendung und taktvolle Leitung ihrer Anlagen recht wohl zugunsten der Schule dienstbar gemacht werden. O. Kaemmel hat das kürzlich hier im Kunstwart angedeutet, wie ein taktvoller Lehrer seine Vorzugsschüler nicht so sehr zu seinen servilen Werkzeugen, als vielmehr zu Vermittlern zwischen ihm und der Klasse heranbildet, also in gewissem Sinne auch zu Vertretern der Schüler. Förster weist darauf hin, wie wenig das fast überall in der Schule herrschende Verhältnis der Schüler zum Lehrer und zur Schulordnung dem Zuschnitt des heutigen Lebens entspricht. Meist herrscht in der Schule der Zustand bedingungsloser und daher nicht selten nur äußerlicher Unterordnung, ein Zustand, der dann, wenn die Schüler ins Leben hinaustreten, außerhalb der Schule selten eine Fortsetzung findet. Wer aber nicht vernünftig gehorchen gelernt hat, versteht auch nicht richtig zu befehlen: für die despotische Gebundenheit in der Schule rächt sich der entlassene Schüler oft genug durch tyrannisches Gebaren in der Praxis, wo er nur Gelegenheit findet. Es wird ihm auf keine Weise jene sichere und in sich selbst gegründete Haltung anerzogen, die er doch im wirtschaftlichen und sozialen Leben so notwendig braucht und die seine erste staatsbürgerliche Tugend bedeuten sollte: jene Haltung, die persönliche Freiheit und soziale Gebundenheit an der rechten Stelle und zur rechten Gelegenheit betont und harmonisch vereint. Und die letzten Endes doch immer nur aus dem lebendigen Gefühl der Selbstverantwortlichkeit herauswächst.

Um solche Gesinnung zu pflegen, kann schon der einzelne Lehrer viel erreichen, wenn er innerhalb seines persönlichen Wirkungskreises taktvoll und mit Vermeidung der Gefahren, mit sicherer Kenntnis seines Materials das Verhältnis der Schüler zur Schule nicht absolut, sondern bis zu einem gewissen Grade konstitutionell gestaltet. Aber der Geist der ganzen Schule sollte ihn unterstützen. Die Organisation von Schülervertretungen hat sich in einigen rheinischen Gymnasien, die Förster zum Beweise anführt, sehr günstig bewährt. Jedenfalls verdient die Frage eine allgemeinere Beachtung von seiten der praktischen Pädagogik. Und zwar vor allem im Interesse der staatsbürgerlichen Erziehung, die ja, im Sinne Kerschensteiners und auch Försters aufgefaßt, sich mit der Erziehung zur Persönlichkeit deckt. U

Digitized by Google

Von der rechten Rede

Eine rechte Rede ist wie eine Schlacht, eine Hunnenschlacht, in der die Geister noch fortkämpfen, wenn bereits die Leiber erschlagen worden. Die am Boden liegenden Leichname sind die toten, die kämpfenden Geister sind die lebendigen Worte; die Feldherren sind der Genius der Sprache und der Genius des Sprechenden. Der lebendige Sinn und Geist des Redners ringt mit dem fertigen, gerüsteten Formenverstande der Sprache auf Leben und Tod; und wenn sich erst die eitlen Redensarten totgeschlagen haben, kämpft jegliches Wort im Geiste mit allen andern Worten, bis der Genius des Redners und Schriftstellers, wiedergeboren in dem der Sprache, als lichter Sieger dasteht.

Bogumil Goltz

Unsre Bilder und Noten

Die Dogge, die Wilhelm Trübner vor unser Heft gesetzt hat, hält dort in all ihrer Bedeutendheit nicht nur des guten Humores wegen Posto; wer aber sagen wollte, ihr hingen die Würste allein des schönen Kolorits wegen über die Nase, erklärte damit ihren Meister und Bändiger sicherlich zu Unrecht bloß für einen Ästheten und Augenmann. Den gespannten Geist einer bei äußerer Ruhe innerlich durchaus beteiligten und bewegten Hundepersönlichkeit bringt nicht so „monumental" zum Ausdruck, wer allein auf das achtet, was das Prisma zerlegt und der Pinsel wieder zusammenholt. Trübners Doggenbild ist kein Späßchen von wegen des Aufwartens, bevor er die Würste kriegt (wofür zwanzig schnelle Federstriche genügen würden), ist ebensowenig nichts als koloristische Studie, es ist ein mit Humor sowohl wie mit Liebe zum Tier von feinstem Malerauge gestaltetes Tierporträt. Von feinstem Malerauge! Denn freilich: auch rein als Farbengebilde, rein als Malerei ist es entzückend. Und da uns auch unser Steindruck so schön gelungen scheint, daß man die Augen auf ihm wohl schmausen lassen kann, so haben wir ihn in guter Ausstattung auch als Vorzugsdruck des Kunstwarts herausgegeben.

Die beiden Landschaften nach Trübner, das Dörfchen im flachen Tal und der Hof eines alten Gebäudes, verraten sich dem Kenner schnell als Gebilde desselben Meisters, wenn auch nicht aus seinen letzten Jahren. Wir möchten auch vor ihnen den Rat wiederholen, den wir schon so oft wiederholt haben, weil er gar nicht oft genug wiederholt werden kann: man sehe nicht schnell über die Drucke hin, man lasse sie gemächlich und geraume Zeit auf sich wirken. Dann werden selbst in diesen einfarbigen Wiedergaben vornehm-zarte Werte zu leuchten beginnen gerade da, wo man mit den ersten Blicken vielleicht nur ziemlich grobe Wirkungen, wenn nicht gar allein die berufenen „Kleze" sah. Man wird mit Erstaunen gewahr werden, daß die Trübnerschen „Kleze" sich hier überall ordnen zu höchst lebendig gefühlter Form, — ausnahmelos überall. Das Dörfchen in seinen Felderhügeln, der Hof mit den schier bewegten Schatten des Baumgezweigs an der rechten Gemäuerwand und der Spiegelung im dunkeln Tümpel vorn — das alles wird dann mit reizvollem Flimmerlicht und samtigen Tiefen zu kleinen Tummelplätzen malerischen Lebens.

Digitized by Google

Unsre Illustrationsbeilage ist diesmal dem neuen Anatomiegebäude der Münchner Universität gewidmet, über das Heilmeyer in der Rundschau spricht.

Ebenso illustrieren die Textblätter von Heinrich Kley einen Hinweis auf diesen neuen fröhlichen Mann an der gleichen Stelle. A

Unsre Notenbeilage bringt als musikalischen Frühlingsgruß Martin Greifs Lied „Die schöne Blumenverkäuferin“ in der Komposition von Friedrich Mayer, dem Greifspezialisten unter den jüngeren Tondichtern. So einfach, volkstümlich die Melodie klingt, so fein und kunstvoll ist der begleitende zweistimmige Klavierpart. In der Singweise ist die Lieblichkeit der Linie und die pointierte Ausprägung des Details, zum Beispiel die Synkope bei „Ecke“ oder die süße Wendung bei „Rosen“ beachtenswert. Das Klavier führt eine „blumige“ Gegenmelodie bald imitierend bald illustrierend durch. Man höre, wie bei „Maienglöcklein“ ein leises, helles Klingen angeht, achte auf die feine Stimmführung des nach A-Moll modulierenden Zwischenspiels und dessen bezaubernde Rückwendung zur Grundtonart und wie das Nachspiel den Schluß des Gesangsparts aufnimmt und neckisch beschließt. Wie denn das Lied, von dem eine Ausgabe für hohe Stimme in der Hausmusik des Kunstwarts erschienen ist, mir zu jenen zu gehören scheint, die, ohne dem Verständnis auf den ersten Horch Schwierigkeiten zu bereiten, doch bei näherer Vertrautheit gewinnen. — Unsern Geigern sei das kleine Stück von Abel, dem Schüler J. S. Bachs in Leipzig, der später als Konzertmeister in London berühmt wurde, als Ostergabe zugebracht. Und den Beschluß machen zwei geistliche Oden von Hofmannswaldau aus den neuerdings entdeckten und Johann Sebastian Bach zugeschriebenen Gesängen in der Bearbeitung durch Dr. Richard Stöhr. Das Original hat bloß die Melodie mit bezifferten Baß. Die Frage der Echtheit tritt für uns zurück gegen die Frage nach ihrem künstlerischen Ausdruckswert und da darf wohl gesagt werden, daß diese Oden des Namens ihres angeblichen Komponisten jedenfalls nicht unwürdig sind. Über das andre lassen wir einstweilen nach Goethes kophtischer Weisheit „Gelehrte sich zanken und streiten“. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

WILHELM TRÜBNER

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

WILHELM TRÜBNER

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

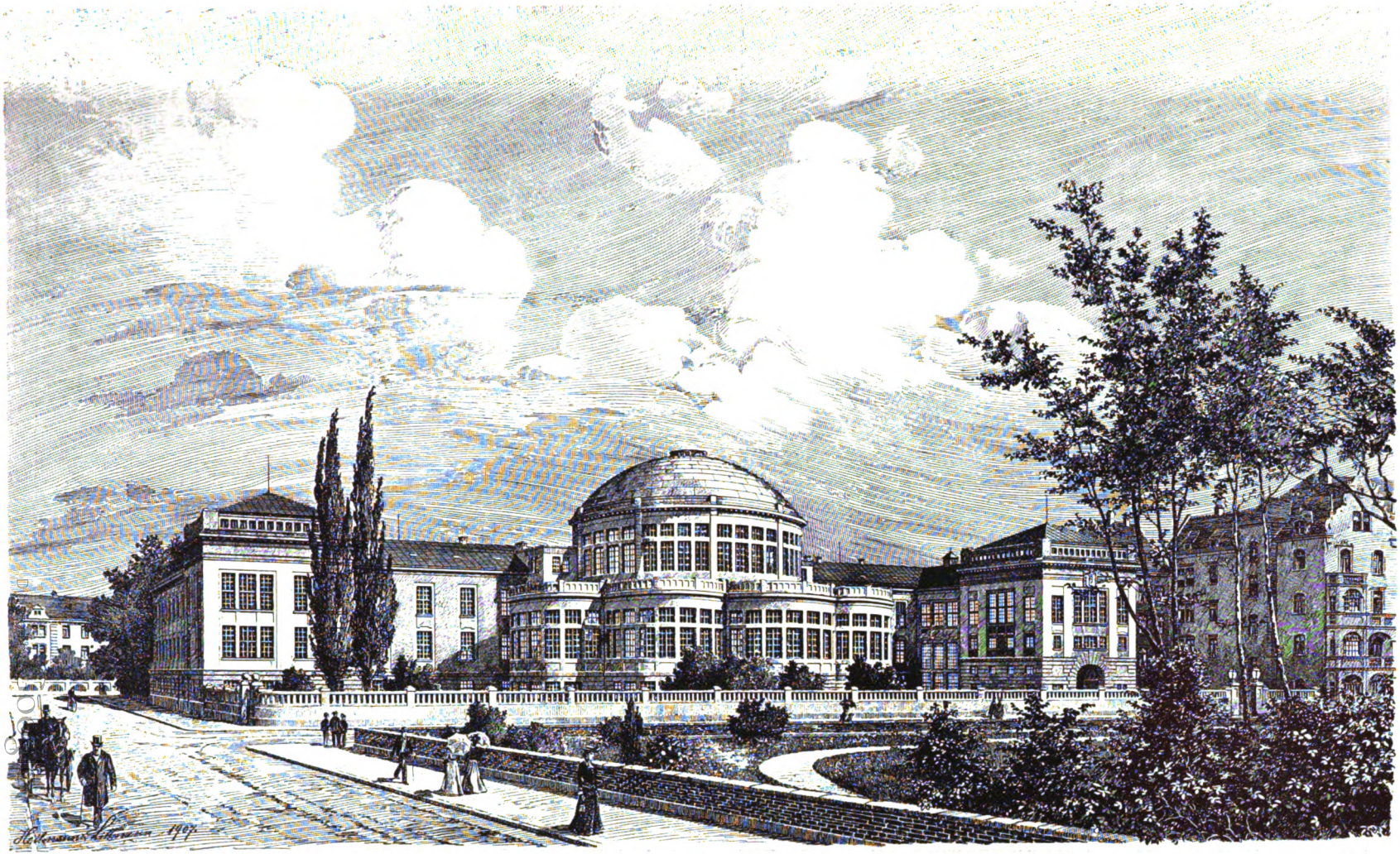
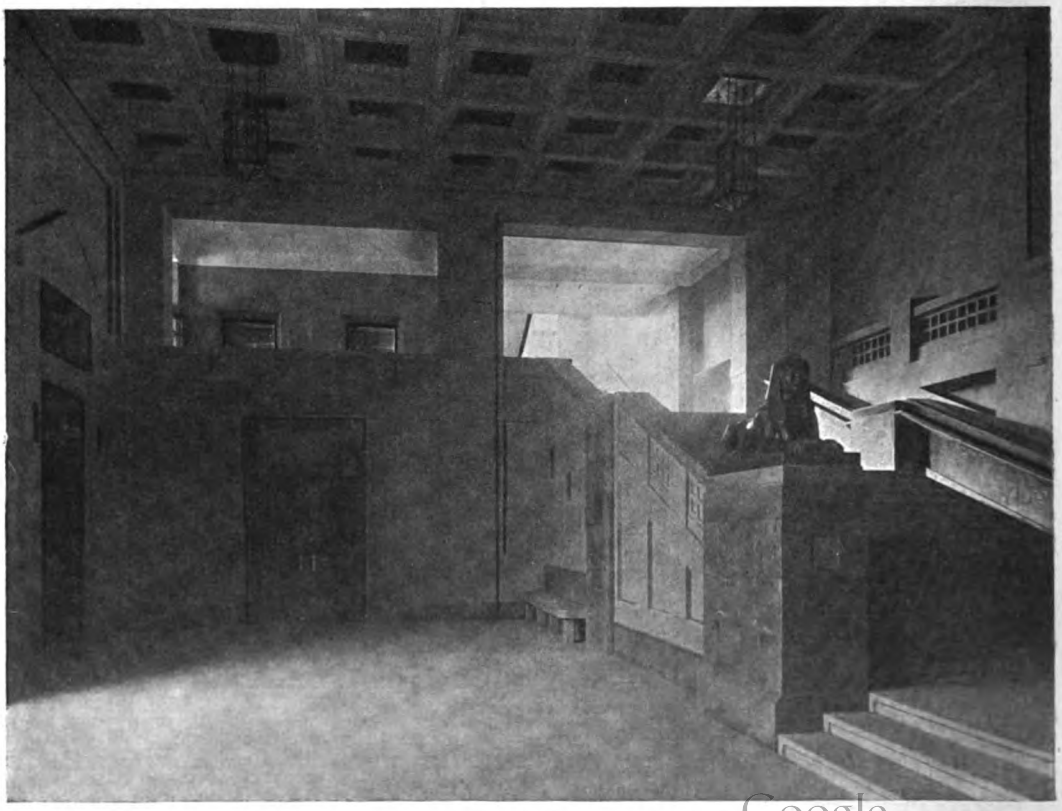


ABB. 1: GESAMTBILD DER ANATOMIE (ARCH. HEILMANN & LITTMANN)



Digitized by Google

ABB. 2 u. 3: HALLE UND TREPPENHAUS

ZU DEM BEITRAG: MÜNCHNER UNIVERSITÄTSBAUTEN

Digitized by Google

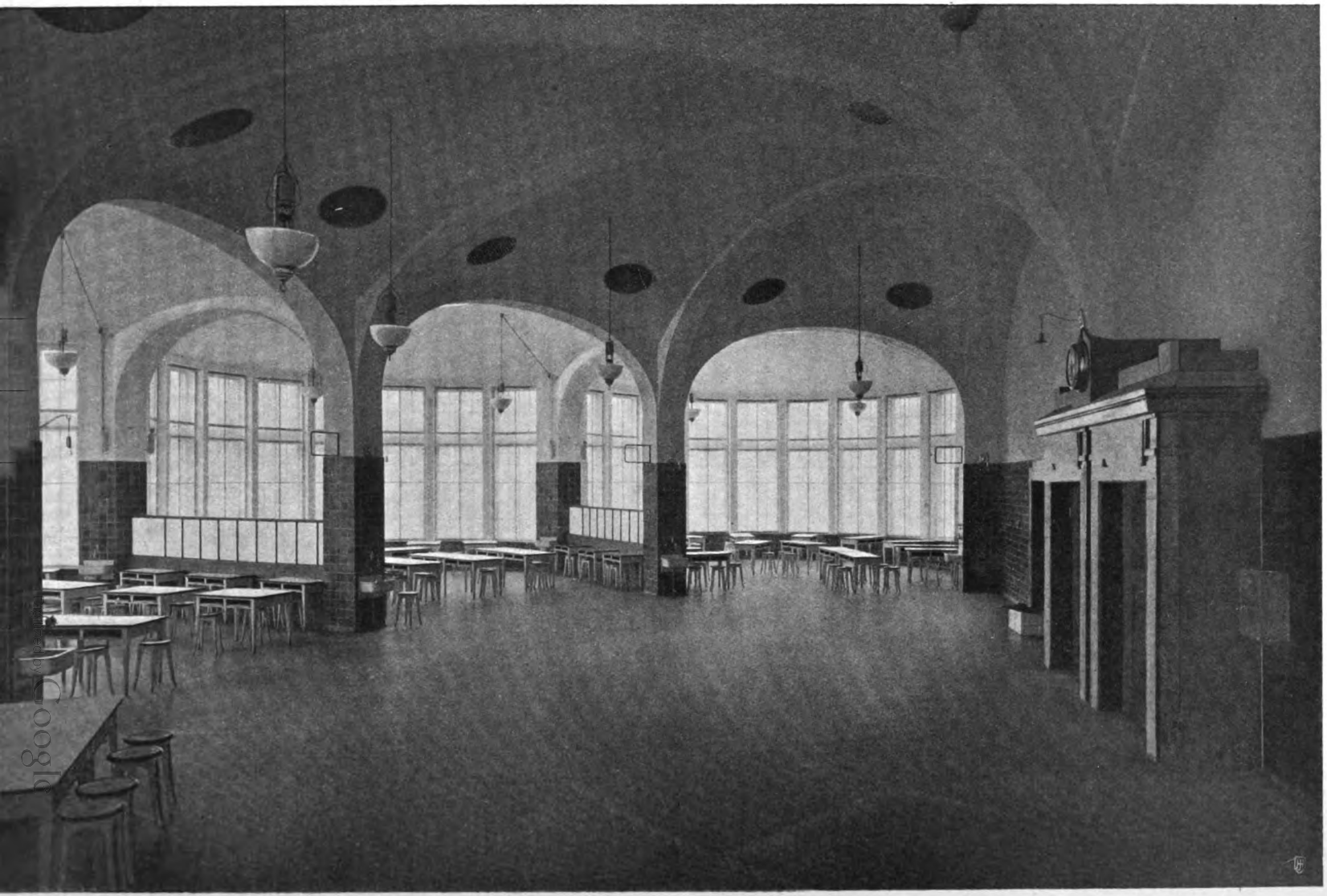
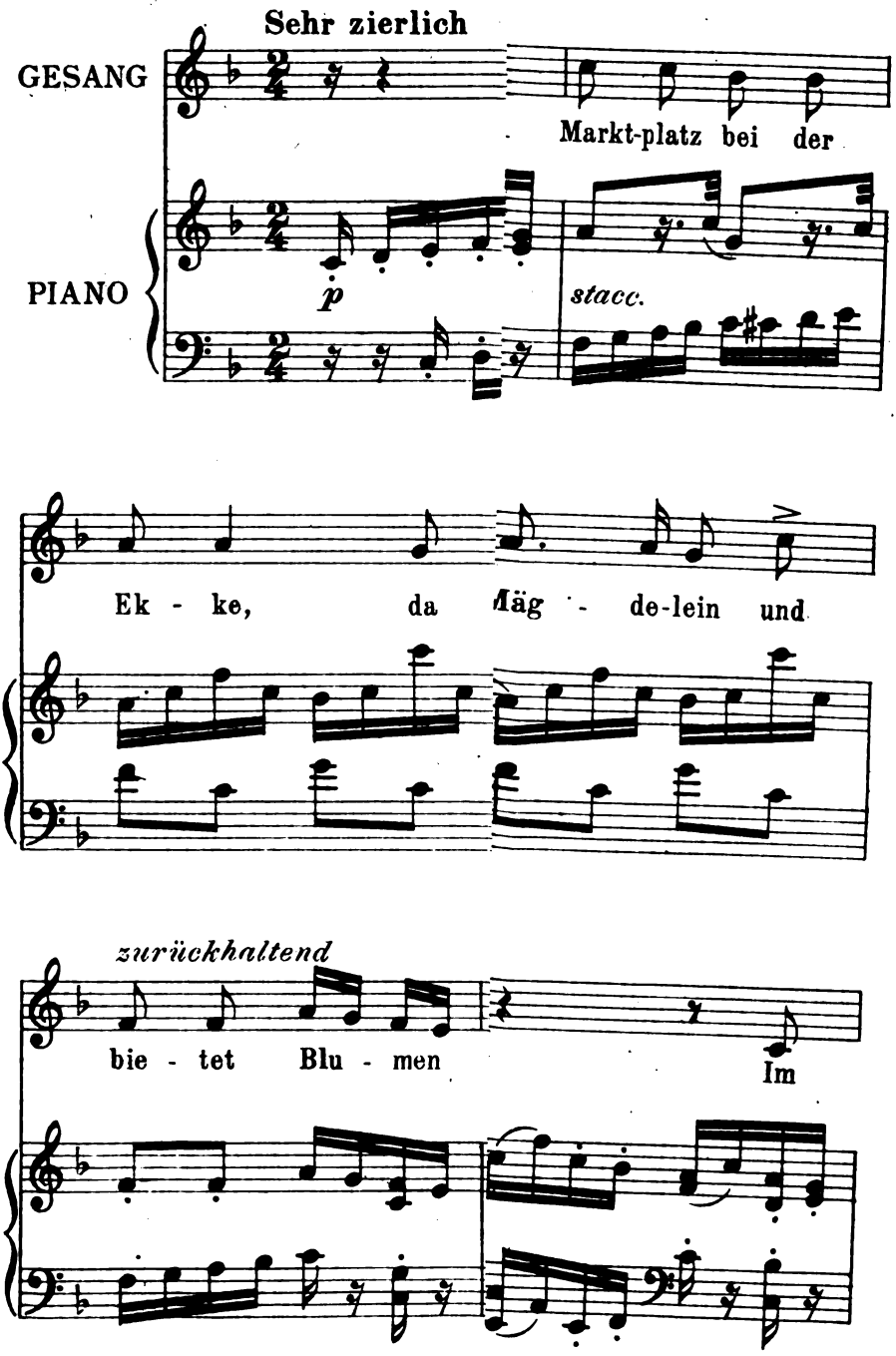


ABB. 5: PRÄPARIERSAAL

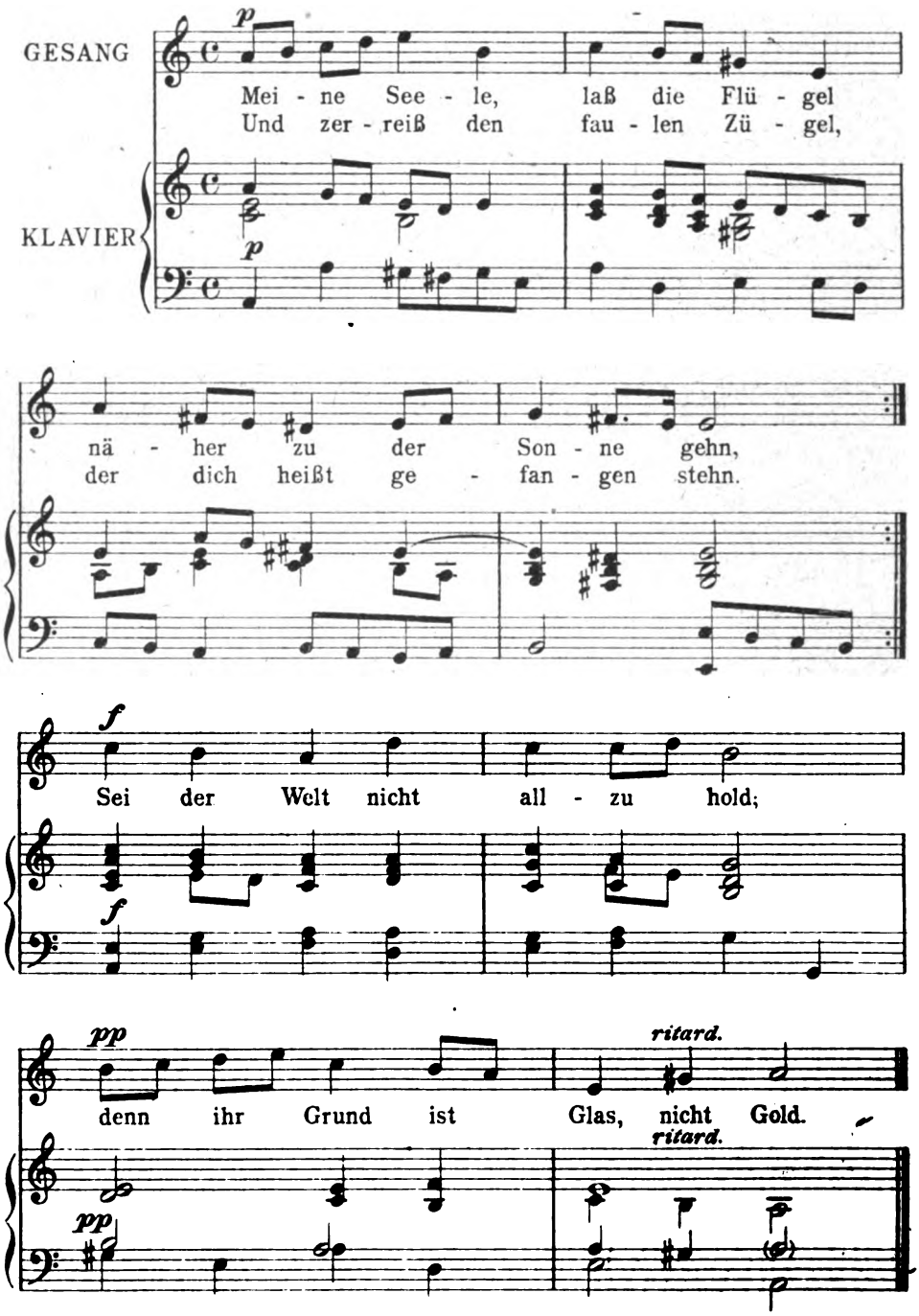
Martin Greif:
BLUMENVERKÄUFERIN



Digitized by Google

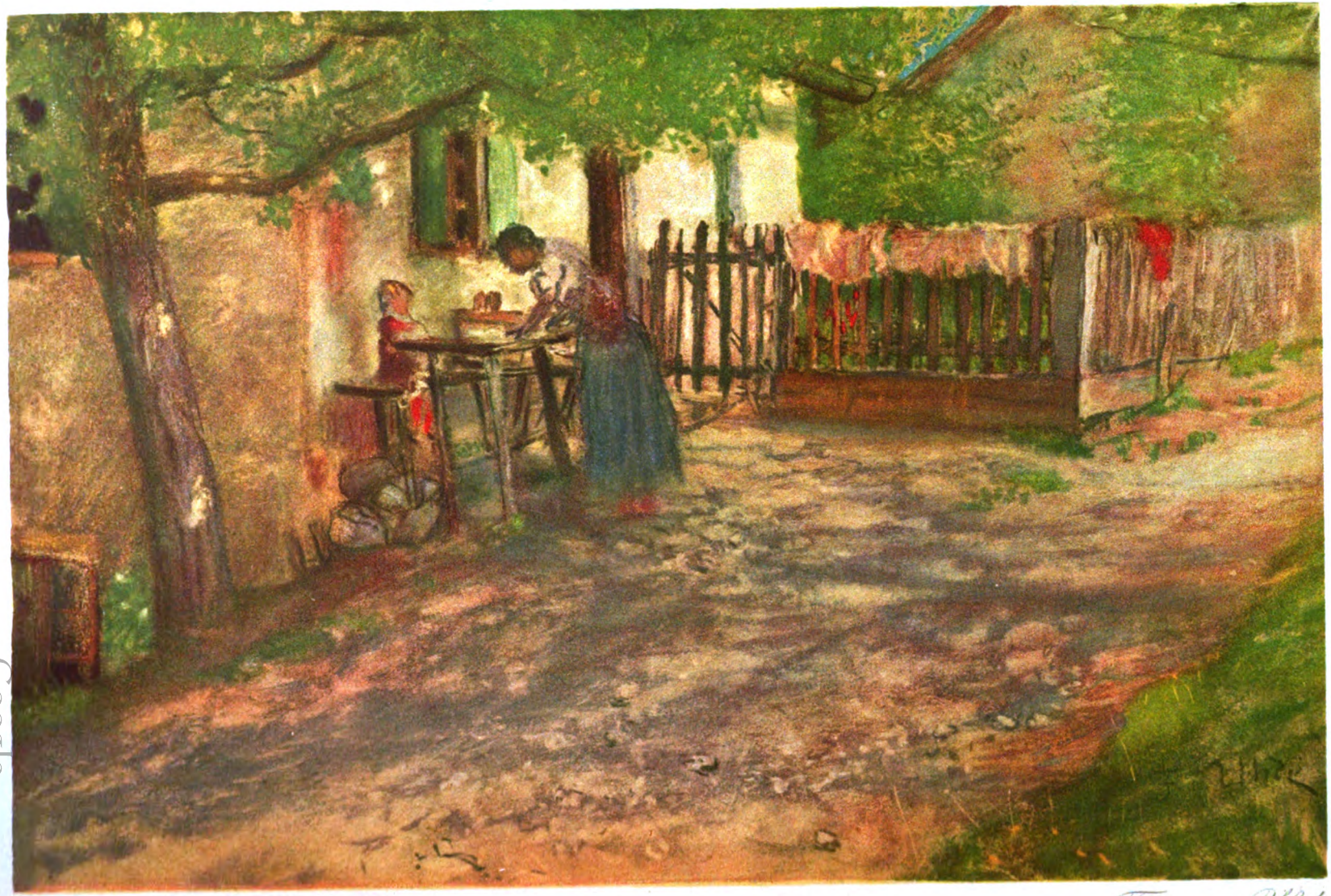
MEINE SEELE, LASS DIE FLÜGEL...

(Ode von H. v. Hofmannswaldau)



Digitized by Google

Digitized by Google



Fritz von Uhde

Digitized by Google

Haussteuerämter in Landschaft und Stadt

[illegible] seit [illegible] Jahren wohn ich in einem Dorfe an einem [illegible] Wald streckt unser Haus seine Arme weit in den Wald hinein. Die Leute sagen noch, als ich herzog, mit Verwunderung, ich sei [illegible] ruhelich [illegible], aber wie die Gemeinde wächst und die Häuser [illegible] werden, gewöhnt sich Verlangen zu verlieren, wenn ich [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Aprilheft 1910 Heft 14

Hausfarbenakkorde in Landschaft und Stadt!

Seit fünfzehn Jahren wohn ich in einem Vorort an einem Flusse, mein Blick streift über ihn weg auf ehemalige Wein- und Waldberge. Die waren noch, als ich hinzog, mit Häusern nicht gar reichlich besetzt, aber wie die Großstadt wuchs und die Dörfer zu Vororten wurden, gesellte sich Landhaus zu Landhaus, stellte sich jetzt sogar schon auf Strecken Mietshaus an Mietshaus auch über diese Hügel hin. Die häßlichen überwiegen nun, versteht sich, aber aus den alten Zeiten sind noch gute geblieben und aus den neuesten gute hinzugekommen. Es drängt sich an diesen Hängen schon sehr von Zivilisation, und die wenigsten Häuser sind, wie's die alten waren, im rechten Verhältnis und mit Geschmack den Massen und den Gestalten der sanften Berglehnen angepaßt. Immerhin: es ist noch Grün dazwischen, es könnte das alles noch freundlich und anmutig aussehen. Ziehen Nebel, scheint die Nachmittagsonne warm, sinkt kühl das Zwielicht, so gewinnt alles auf und ab, vor- und rückwärts bewegte und doch geschlossene Landschaftsgestalt. Aber bei hellem Tageslichte darf man's nicht sehn. Denn den Geländen, die einst das Entzücken aller Maler, die als „most lovely hills" nach England hinein und in ganz Nordeuropa berühmt und besungen waren, ist durch alle die Häuser nun jede Ruhe genommen: sie wirken, wie ein Stück Wiese wirkt, über dem eine Wagenladung Zementsteine ausgeschüttet ist. Nämlich: alle Häuser sind hell. Alle fallen daher aus ihrer Umgebung heraus, alle rufen „hier bin ich", und da ihrer hunderte und tausende sind, so gibt das fürs Auge ein Geschrei. Und zwar ein grelles Neben- und Durcheinandergeschrei.

Ich habe neulich davon gesprochen, daß für das Erhalten, Wiederherstellen oder Heben der Schönheit unsrer Landschaften das Erhalten, Pflegen und Pflanzen von Busch und Baum von so hoher Wichtigkeit sei, daß man dieser Aufgabe in ganz andrer Weise als bisher, daß man ihr bewußt und systematisch nachgehen sollte. Ich behaupte heute: ein weiteres Mittel, die Schönheit unsrer Heimaten vor dem Untergange zu schützen, soweit sie sich eben schützen läßt, oder aber: an Stelle der alten eine neue Schönheit zu setzen, wäre künstlerisches Verwenden der Lokalfarbe. Das hätte sogar insofern noch weitere Bedeutung, denn eine bewußte künstlerische Pflege der Bepflanzungen, als es nicht nur im „Freien", sondern auch in den Straßen unsrer Dörfer und Städte von außerordentlicher Wirkung sein könnte.

Mir scheint, die Wichtigkeit dieser Sache ist selbst den Führern unsrer ästhetischen Bewegung kaum noch in ihrer ganzen Bedeutung ins Bewußtsein getreten. Aber das ist nicht weiter sonderbar. Vor allem not tut gutes Bauen. Alles Grundlegende im baulichen, auch im städtebaulichen Gestalten ist aber die Form, es war deshalb in der Ordnung, daß man sich zunächst fast allein mit ihr beschäftigte, denn so sicherte man der neuen Kultur das Fundament. Man fand dabei so überaus viel zu bessern vor, daß man damit zunächst über-

Digitized by Google

reichlich zu tun hatte. Blicke ich auf die Neubauten an den Hängen da drüben, so seh ich auf den ersten Blick, wie vieles erreicht ist. In der Form. Jetzt aber dürften wir uns auch um die Farbe kümmern ohne Gefahr, das bei der Gestaltung Gelernte dabei zu verlieren. Doch bis auf verschwindende Ausnahmen las'en wir auch die guten Häuser heute nüchtern, langweilig, in doppeltem Sinne: grau in der Farbe, und zwar hellgrau, hell bis zum Weiß, also heraustretend aus der Umgebung, herausfordernd, aufdringlich. Nun hat der Ruf „fürchtet die Farbe nicht" * seine Gefahr: man braucht ihn nur mißverstehen, und es kommt kleinliche Unruhe oder süßliche Schönfärbigkeit oder barbarische Putzerei heraus. Ich verwahre mich feierlichst dagegen, daß ich das bunte Dekorieren empföhle, das Aufputzen mit farbigem Schmuck, das „Mustern" oder gar das Auflösen ganzer Gebäude in sozusagen türkische Buntheit. Auf den Gesamtton der Häuser kommt es an. Auch wird das nachträgliche Färben eines nicht farbig geplanten Hauses schwerlich je ganz befriedigen. Obgleich es bei der modernen einfacheren Gestaltung der Flächen bei großzügiger Durchführung, bei Vermeidung alles „Pimpelns" minder bedenklich ist, als es zur Zeit des „älteren Geschmacks" gewesen wäre, und mitunter immer noch Erfreulicheres ins Gesamtbild bringen könnte, als jetzt dasteht.

Bleiben wir vorerst bei den grünen Reb-, Garten-, Waldhängen dort. Ich bitte die Leser, sich ihre Bauten einmal so vorzustellen: Die Dächer dunkel, meistens braun, wie sie das Alter selbst stimmt, die Wände aber mit der Farbe einkomponiert in ihre grüne Umgebung sowohl wie in die gleichfalls farbigen Gebäudegruppen ihrer Nachbarschaft — hier grün, grünblau, oliv, blau harmonisch zum Grün und prächtig „stehend" in der Farbe auch zum herbstlichen Braunrot und auch zum Weiß des Schnees, dort mit gestimmtem Rot, goldigem Braun, Grau und hundert andern Tönen zu schönen Akkorden zusammenklingend mit andern Häusern. Was für Bilder ergäbe das! Da und dort, nicht zu oft, an gewählter Stelle auch ein Hell bis zum schimmernden Weiß. Überall jeder Teil bedacht auf große, zusammenfassende Harmonie des Ganzen. Aber man brauchte wegen des Vergreifens im Farbtopf durchaus nicht überängstlich zu sein, sollte überhaupt ja nicht ängstlich, müßte keck sein im Färben und nur immer auf Einfachheit aus sein, immer bewußt halten: nie zwei Farben, wo eine Gutes ergibt. Denn nichts widerspricht der Farbe im künstlerischen Sinne, nichts dem Kolorit mehr als Buntheit. Die einzelne Farbe sei kräftig. Der Sonne und dem Regen ist nur das zarte, zage Gesusel ein Greuel, das „Resedafarbene", das mit möglichst viel Weiß Verdünnte oder das mit Braun Verjauchte, das die berüchtigte „Tapezierharmonie" erstrebt. Das Kräftige wird von Sonne und Regen fast immer binnen kurzem selbst gestimmt: es pflegt je schöner zu werden, je mehr es „verdirbt", wie denn zum Beispiel nach einiger Zeit kein „Ölgrün" und „Ölblau"

* Ältere Leser des Kunstwarts werden sich vielleicht meines Leitets „Die Furcht vor der Farbe" erinnern, er erschien im 1. Augustheft 1896 (IX, 21).

Digitized by Google

schöner ist, als die ob ihrer Billigkeit von Händler und Anstreicher verachteten, die „sich nicht halten“. Und dann nicht oft erneuern, nicht entsetzt sein über „Flecken“! Dem falsch verstandenen Ideal der Reinlichkeit verdanken wir manch Stück „Stumpfsinn“, wo Verwitterungsschönheit, diese „Patina der Landschaft“ walten könnte. Die Glasurziegel zum Beispiel sind nicht nur wegen ihrer Buntheit meist gebildeten Augen ein Greuel, sondern auch wegen ihrer ewigen „Neuheit“, die unorganisch, leblos wirkt. Die Aufdringlichkeit der Häuser drüben im Grün würde in dem Maße zurücksinken, wie ihre Helligkeit sich minderte, das Gesamtbild würde ruhiger, würde ruhig. Und das Zurücktreten der Häuser bedeutete nicht etwa einen Verlust an Leben. Aus der Nähe sowohl, wo das einzelne mitspricht, wie beim Blick aus der Ferne, für den es im Ganzen aufgeht, würden uns farbige Bilder erfreuen können, wo wir uns jetzt gleichgültig oder verärgert wegwenden.

„Utopien!“, der und jener lächelt. Mit Verlaub: wie sah es denn früher in deutschen Gauen und wie sieht es noch heute dort aus, wo die Vorstadtsfeinheit nicht hingekommen ist mit ihrer Qual? Wer die nordische Ebene kennt — paßten sich die alten Dörfer so köstlich in Geest und Marsch, wenn sie neben der Form nicht auch Farbe hätten, welche harmonisch zum Boden stimmt, Farbe, welche die Heimstätten fürs Auge schon in Wiese oder Heide einbaut? Die Häuser sind auch einmal weiß, daß sie weit hinausblitzen, „auch einmal“, das heißt: in Ausnahmefällen, und dann kann die Wirkung ein köstliches Blinken sein, das kein Blenden ist, oder sie sind weiß in bescheidenen Flächen (zwischen Fachwerk, unterm Dach, neben Bretterwänden, hinter Bäumen), so daß das Weiß eben als Farbfleck wirkt.* Oft sind die Häuser und Hütten ganz farbig, wenn auch nur im dunkeln Holz und moosgrün beflimmerten Ziegelrot. In Süddeutschland — wie farbig ist da alles, ich erinnere nur ans bayrische, ans Tiroler, ans Schweizerhaus. Eben weil die Dächer so farbig sind, „fallen“ sie nicht aus der Landschaft „heraus“, denn die ist bekanntlich stets voller Farbe. Auch in Mitteldeutschland war die Farbenzutat früher ganz allgemein, soweit sich die Häuser nicht mit Holz, Stroh, Ziegel und weißen Kalkwandflächen zwischen ihrem Grün von selbst in die Ruhe der Landschaft einordneten. Zwischen ihrem Grün — das besagt: die dörfliche Weise mit ihren niedrigen Bauten in weiten Zwischenräumen hätte ja selbst bei ganz weißen Häusern ähnliche Nüchternheiten unmöglich gemacht, wie die bei moderner Ausnutzung der Baustellen auch in den Vororten. Mein Beispiel von dem nach und nach mit Häusern überzogenen, überfunkelten, überblendeten Hügelgelände war aus der Umgebung Dresdens gewählt. Ihm gegenüber liegt das Dorf Laubegast. Die Dresdner unter meinen älteren Lesern werden sich noch entsinnen, wie es dort aussah, wenn man vor einem Vierteljahrhundert auf der Elbe vorüberfuhr. Farbig wie im Tuschkasten — rot, gelb, grün, blau die Häuser, alles umsponnen vom Grün

* Übrigens ist auch der weiße Anstrich der Bauernhäuser, das bloße Kalken, das da und dort auf dem Lande nunmehr als „fein“ gilt, stellenweise ein „Geschenk der Neuzeit“, wie ich aus eigener Beobachtung weiß.

Digitized by Google

der Gärten und überschienen vom gemeinsamen Rot der Dächer. Dazu die blau oder grün gestrichenen Zäune und die malerisch reiche Schönheit jener Gartenmauern, die noch jetzt — ein ästhetisches Verbrechen — von Bauordnungen aus der Zeit des tiefsten Geschmacksniedergangs befehdet werden. Es war schlechterdings entzückend zu allen Tages-, zu allen Jahreszeiten. Und so farbig waren die Dörfer fast alle weit herum; ganz ist das aus den ältern von ihnen selbst in dieser industriebeglückten Gegend auch heute noch nicht geschwunden. Kurz: ich fordre nichts Neues, Unerprobtes, Verstiegenes, ich fordre nur: daß wir bewußt wieder aufnehmen, was wir unbewußt verloren haben.

Einen bewußten Versuch in unserer Richtung haben die Kopenhagener gemacht, indem sie auf ihrem Graubrüdermarkt (nahe der Hauptpost) unter der einheitlichen Leitung des Malers Möller-Jensen alle Häuser eines Platzes nach gemeinsamem Plane farbig streichen ließen. Jedes anders, aber jedes harmonisch zum Nachbarhaus.* Ein Verschönerungsverein hat dies angeregt, das Ergebnis ist, daß ein alter unscheinbarer Platz eine Augenweide geworden ist. In Deutschland sind die Versuche noch ganz vereinzelt, ohne rechtes Zielbewußtsein und besonders dadurch erschwert, daß man fast nirgends auf den Nachbar rechnen kann. Es sind ja überhaupt noch viel zu viele Hindernisse da gegen ein Komponieren der Einzelbauten zu Gruppen. Diese Aufgaben müssen so allgemein bewußt gemacht werden, daß sie jeden, den's angeht, zur Verständigung mit dem Nebenmann drängen. Das Zusammenarbeiten auf die Gruppe muß auch hinsichtlich der Farbe zum Bedürfnis werden. Und wir haben zu unserm jetzigen Baumeistergeschlecht, das so erstaunlich viel in wenigen Jahren erreicht hat, zu unsern Bauherren, die sie gewähren ließen, und zu unsern Behörden, die blind sein müßten, wenn sie die Vorteile des Erreichten nicht schon sähen — wir haben zu ihnen allen das Vertrauen: sie *werden* auch die Frage komponierter Farbenschönheit der Straßen und Plätze würdigen. Nochmals: der *Komposition*. Nicht des „Schmucks" der Einzelheiten (weg mit dem Schmuck, bis wir erst einmal *gestalten* können!), nicht des Buntmachens der einzelnen Häuser nach ihren Teilen und Teilchen — um Himmels willen nicht! Sondern großzügige farbige Komposition brauchen wir, bei der jedes Gebäude nur Teil vom Ganzen ist. Wir rufen wieder einmal: Künstler heran! Wenn Licht und Luft, Regen, Wind, Schnee und Staub, meinethalben Ruß erst wieder große Flächen voll Lokalfarben zum Spiele finden, wo sie heute auf weißgraues Gähnen oder Schreien treffen, dann werden unsre Dörfer, unsre Städte, unsre bebauten Landschaften damit nicht den kleinsten der ohne Not verlorenen Reize von ehedem wieder gewinnen. Ja, wir werden in ihnen mit der wachsenden Erfahrung und Übung unsrer Augen noch Gruppen- und Bildschönheiten erzeugen können, die wir heute kaum ahnen. A

* vgl. Kw. XVIII, 2

Digitized by Google

Wie gründet und leitet man Chorgesangvereine?

Alle, die sich mit der musikalischen Kultur unsres Volkes beschäftigen, sind sich wohl darüber einig, daß Selbsttätigkeit, Mitwirken die beste Gewähr dafür bietet, daß die Musik dem Volke nicht äußerliche Zerstreuung oder oberflächliche Mode werde, sondern mit seinem ganzen Innenleben in Zusammenhang bleibe.

Darum dringen sie darauf, daß man zunächst dem Schulgesangunterricht die Stellung einräume und die Wichtigkeit beimesse, die ihm für die Entwicklung der kindlichen Psyche zukommt, und darum fordern sie, daß man auf dem in der Schule gelegten, jetzt schon vielfach sehr guten Grunde weiterbaue.

Diese zweite Forderung nachdrücklicher zu erheben, ist eine wichtige Pflicht aller derer, denen wirklich die musikalische Kultur des Volkes am Herzen liegt. Es gibt ja so viele Menschen, die als Kinder in der Schule mit Lust und Liebe sehr gut gesungen haben, aber dann aus Mangel an Übung immer mehr alles verlernen und verlieren, was ihnen die Schule gegeben hatte.

Die wichtigste Aufgabe hat hier das Haus, die Familie. Den häuslichen Gesang richtig zu pflegen, ist eine der dankbarsten Aufgaben, die nur leider oft ganz falsch angefaßt wird. In kleinen Städten zwar und auf dem Lande singt man vielfach nicht nur auf der Stube, sondern im Garten, vorm Hause, darf auch auf der Straße singen und läßt die Volkslieder, die anderswo nur im Schranke toter Erinnerungen aufbewahrt werden, wirklich aufleben, wenn die eigene Stimmung oder die draußen in der Natur dazu drängt. Sobald aber der ganze Zuschnitt des Lebens nur einigermaßen „feiner", „gebildeter", „großstädtischer", deutsch gesprochen: unnatürlicher, heuchlerischer wird, bekommt die Gesangpflege im Haus leider sehr häufig einen üblen Anstrich. Man singt nicht mehr schlicht und natürlich, wie man's als Kind tat, man singt nicht mehr gemeinsam die dem geistigen und dem Gefühlsleben angepaßten schlichten Lieder, sondern man nimmt, häufig bei einer dazu möglichst ungeeigneten Persönlichkeit, Singstunden und bemüht sich, möglichst schön, das heißt geziert, auszusprechen und möglichst künstlerisch, das heißt verschroben, zu singen. Es gibt viele Zehntausende, die in dieser Weise aus gesellschaftlichen Gründen, besonders in den deutschen Klein- und Mittelstädten und in den mittleren Gesellschaftskreisen der Großstädte, sich alle Natürlichkeit des musikalischen Ausdrucks gründlich abzüchten.

Ist dies hauptsächlich bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung der Fehler, so ist's bei dem männlichen vielfach die einseitige Pflege des Männergesangs. So schön dieser ist, und so schön guter, *schlichter* Sologesang im Hause ist, der keine Eitelkeit und Unnatur in sich birgt: ihre Ergänzung brauchen beide in einer möglichst regen Pflege des gemischten Chorgesangs. Auf diesem Gebiete läßt sich am leichtesten und dauerndsten das erreichen, was bei aller Kunstpflege das Wesentlichste ist: daß nämlich der Zusammenhang zwischen Kunst und Leben immer enger wird, daß die intensive Beschäftigung mit den besten Kunstwerken das Gefühlsleben anregt, bereichert, vertieft.

Digitized by Google

Nun haben wir zwar in Deutschland eine ziemliche Anzahl Chorgesangvereine, wenn auch viel zu wenig gegenüber den durchaus daseinsberechtigten, aber zu einseitig geförderten Männergesangvereinen. Aber die Zahl derer, die wirklich ihre Kulturaufgabe erfüllen, ist nicht eben groß. Eine Kulturaufgabe hat oder sollte haben im Tiefsten und Letzten jeder, selbst der kleinste Chor.

Es scheint darum nicht unberechtigt, vom Standpunkte der Praxis aus einmal die Frage zu beantworten: *Wie gründet und leitet man Chorgesangvereine?* Unter Leitung sei dabei nicht die musikalische Leitung, sondern die weitere Entwicklung, der innere Ausbau, die ganze geistige Führung verstanden.

Wir werden sehen, daß es sich um verschiedene Typen von Vereinen handeln kann, die je nach den zu lösenden Aufgaben und je nach dem gesellschaftlichen Zuschnitt der Stadt verschieden sind, aber eines gilt bei der Gründung für diese alle:

Soll eine Chorgründung Leben haben, so muß sie aus einem *lebensfähigen Keim* aufwachsen. Es muß ein *Bedürfnis* vorhanden und es muß *organisches Wachstum* möglich sein.

Einer der ärgsten Fehler, der besonders bei der Gründung großer Institute gemacht wird, ist der, es mit einem Schlage den berühmtesten großen Chören gleichtun und nach deren Muster einen großen Chor gründen zu wollen. Man beginnt mit großer Reklame, mit Ankündigung der größten Werke, man sucht mit Gewalt und Überredung von allen möglichen Seiten Sänger an sich zu fesseln — und vergißt, daß es mit einem Chor geht wie mit einem Menschen. Jeder Mensch kommt als kleines Kind auf die Welt und muß erst durch lange Pflege durch viele Anfechtungen hindurch zum selbständigen, leistungsfähigen Menschen erzogen werden. Solche Homunkulus-Schöpfungen, die meist auch von einer absolut unschöpferischen Natur oder von einem Konsortium in der Retorte fabriziert werden, haben dann an der rauhen Luft der Wirklichkeit kein Leben. Niemand kann Armeen aus der Erde stampfen, und noch weniger als ein Saatfeld wächst auf dem flachen Geiste wirklichkeitsfremder Menschen im Augenblick eine Ährenfülle empor, reif zur Ernte. Man will sich große Vorbilder, berühmte Chöre zum Muster nehmen, und nimmt sich nicht zum Muster, wodurch und warum diese so groß geworden sind — nämlich dadurch, daß sie still und bescheiden lernten, rastlos an sich arbeiteten, ruhig und beständig wuchsen aus kleinsten Anfängen.

Ich besinne mich, daß vor Jahren einmal bei mir angefragt wurde, wie denn der Leipziger Riedel-Verein organisiert sei, und daß man dann auswärts eine Chorgründung großen Stils unmittelbar nach seinem Muster versuchte. Nein, nicht nach seinem Muster; man wollte sofort sein, wozu der Gründer des Vereins, Karl Riedel, mit seiner zähen Arbeit und seinem Organisationstalent den Verein in Jahrzehnten erhoben hatte, man vergaß, daß dieser Verein sich aus einem Singekränzchen entwickelt hatte, das zunächst nicht öffentlich sich an kleinen Aufgaben gebildet hatte und ganz allmählich organisch gewachsen war, daß das innere Bedürfnis nach ernstester Kunstpflege die Leute zusammengeführt hatte und zusammenhielt, und daß sich nur angliederte, was wirklich dieses innere Bedürfnis und

Digitized by Google

den ernsten Willen zu intensiver Kunstpflege hatte. Die Gründung, die nach dem Muster falsch gemacht war, hat denn auch trotz reichlicher äußerer Unterstützung nicht gehalten.

Nur das Geborene, das aus dem Mutterschoße des Lebens Hervorgegangene lebt und besteht. Alles Gemachte, künstlich Fabrizierte führt ein kurzes Scheindasein und verschwindet.

Ein Gesangverein ist ohne inneres Leben nicht denkbar. Man kann eine Musikzeitung, man kann ein Orchester, sobald die finanzielle Sicherung da ist, als Unternehmer gründen; da handelt sich's nur um eine geschickte Zusammenführung völlig vorgebildeter Arbeitskräfte, die auch materiell am Gelingen des Unternehmens interessiert sind und einen Beruf ausüben. Bei einem Chor handelt sich's um freiwillige Kunstpflege oft noch sehr leitungsbedürftiger Dilettanten, um die allmähliche Gewinnung des rechten Geistes, in dem sich alle zur gemeinsamen Arbeit sammeln sollen. Ein sicherer, wenn auch *schmaler* Grund, ein fester, wenn auch *kleiner* Kern, um den sich weiteres herumkristallisieren kann, weise *Beschränkung* auf das der Leistungsfähigkeit entsprechende Gebiet, klares Bewußtsein der *Grenzen*: das alles ist die erste Voraussetzung für die Gründung eines wirklich lebensfähigen Chors.

Nicht minder wichtig ist eine zweite Forderung: Man habe stets ein Ziel, eine bestimmte Form, eine charakteristische Art von Chorverein im Auge, die den tatsächlich *vorhandenen Bedürfnissen* entspricht und mit den *vorhandenen Mitgliedern* wirklich das leisten kann, was man sich vornimmt.

Also nicht ins Blaue hinein einen Chor gründen, sondern wissen: Warum? Wozu? Wie?

Die übelsten Gründungen sind die, die dem Sonderinteresse eines Einzelnen ihre Entstehung danken, der, um seiner eigenen Eitelkeit zu frönen, auf seine Redensarten hereinfallende Menschen um sich schart, um Verein zu meiern. Diese Gefahr ist am größten in den kleinen Städten. Hier veranlassen solche Naturen oft ohne ersichtlichen Grund die Neugründung eines Chors, nur, weil sie neben einem Kollegen auch eine Rolle spielen möchten, und führen so oft jahrelange Zersplitterung des Chorgesangwesens einer Stadt herbei. In großen Städten sind solche Fälle belanglos.

Die besten Chorgründungen sind diejenigen, die ganz im stillen zunächst die rein persönlichen künstlerischen Bedürfnisse eines von gleicher Liebe zur Musik beseelten kleinen Kreises befriedigen und ohne alle Gewalt und Reklame auf dem natürlichsten Wege, den's gibt, nämlich durch ihre Leistungen, das Interesse der Allgemeinheit erwecken. Der ideale Chorgesangverein großen Stils würde auch heutzutage noch der sein, der Ausführende und Zuhörer zu nichtöffentlichen Aufführungen vereinigte, der völlig unabhängig vom Geschäftskonzertbetrieb seine sichere Existenz hätte, unberührt von den Moden der Kritik lebte und wirkte und sich den Teufel scherte um das Treiben draußen.

Ich sagte, es sei ein bestimmtes Ziel, eine bestimmte Form nötig, über die man sich schon bei der Gründung eines Chorvereins klar sein müsse.

Digitized by Google

Im wesentlichen lassen sich alle Sorten von gemischten Chören auf zwei Haupttypen zurückführen, ich meine nicht geistlich und weltlich — diesen Unterschied sollte man wie bei der Kunst früherer Jahrhunderte nicht so stark betonen —, sondern: mit oder ohne gesellschaftliche Neben- oder Hauptzwecke.

Hat ein gemischter Chor noch gesellschaftliche Nebenzwecke, so wird er sich aus bestimmten Gesellschaftsklassen bilden und ergänzen müssen, verzichtet er auf Pflege der Geselligkeit, so kennt er gesellschaftliche Unterschiede nur innerhalb sehr weiter Grenzen.

Man soll die erste Art nicht ohne weiteres verwerfen. Kann sie die höchsten künstlerischen Ziele nur unter sehr günstigen Voraussetzungen erreichen, so kann sie doch viel Gutes stiften, wenn die rechte Persönlichkeit die musikalische Leitung in der Hand hat.

Gehen wir einmal vom extremsten Fall aus, daß es sich um eine Vereinigung handelt, die zunächst überhaupt nur der Pflege der Geselligkeit, des gesellschaftlichen Verkehrs in größeren Formen, als sie das Haus ermöglicht, gewidmet ist. Fast jeder Ort von der Klein- bis zur Großstadt hat eine oder mehrere sogenannter Gesellschaften, Vergnügungsvereine, mögen sie nun Kasino, Klub, Museum, Eintracht, Harmonie, Union, Konkordia heißen. Die meisten der Namen deuten schon an, daß es sich um die Knüpfung mehr oder minder zarter Bande handelt; nicht nur Tanz und Schmaus im Winter, Partien und Gesellschaftsspiele im Sommer, sondern auch die alles vereinigende Kunst der Töne soll mit ihrem Zauber binden helfen, was das Tagesleben streng geteilt. Aber bedeutet es nicht eine sehr klägliche Beschränkung, wenn man für die sogenannten musikalischen Unterhaltungsabende immer nur entweder fremde Solisten oder das mehr oder minder gute einheimische Orchester bezieht oder sich von Vereinsmitgliedern, die viel Ehrgeiz und wenig Fähigkeit haben, oft recht bedenkliche Sololeistungen für Klavier, Violine, Gesang bieten läßt? Wär's nicht oft sehr gut zu machen, daß sich die jüngeren Damen und Herren nicht bloß beim Ball und die älteren nicht nur bei Kaffee und Bier fänden, sondern daß sie alle zusammen ihre mehr oder minder alten, aber oft recht beträchtlichen Chorgesang-Erinnerungen auffrischten, sich zu Proben zusammenfänden und, sei's bei einem Ausflug, sei's vor einem Tanz, sich und den Zuhörern mit einer Reihe schöner gemischter Quartette eine Freude machten? Unter den Hunderten von Mitgliedern findet sich wohl der städtische oder der Kirchenmusikdirektor oder ein begabter Akademiker, der aus seiner Studentenzeit so viel Praxis im Chorgesang hat, daß er ein paar Quartette einstudieren und leiten kann. Und die Geselligkeit, die sich bei allem Ernst des Studiums entwickeln kann, ist gewiß auch mehr wert als die vielfach übliche nur bei Tanz und Souper. Gerade weil das alles sich, ganz abgeschlossen von der Öffentlichkeit, ohne allen konzertmäßigen Anstrich, innerhalb einer bestimmten Gesellschaftssphäre abspielt, kann es unter steter Rücksichtnahme auf die vorhandenen Kräfte einen der tiefsten und reinsten Zwecke der Kunst erfüllen: Freude zu geben.

Nicht nur die ganze weltliche Chorliteratur von Mendelssohn, Schumann, Gade, Hauptmann bis auf die neueste Zeit bietet für

Digitized by Google

solche Veranstaltungen geeignetes Material, sondern neben einer Menge von Volksliedern, die im Quartett entzückend klingen, könnte man auch alle die feinen und gar nicht so unüberwindlich schweren alten Chorlieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert singen, die's damals zu Tausenden in allen Kultursprachen jener Zeit gab und von denen Hunderte im Neudruck bequem zugänglich sind.

Meist fehlt zur Verwirklichung des hier Angedeuteten nur der gute Wille aller derer, die's anginge. Wenn die Herren weniger bequem und weniger an ihre Bier-, Kannegießer- und Karten-Geselligkeit gewöhnt wären, die Damen weniger kleinliche Bedenken und solistische Eifersüchteleien, die Musiker, die so was in den mittleren und kleinen Städten leiten sollten, manchmal weniger Größenwahn und Ruhmgelüste hätten, müßten solche musikalische Vereinigungen innerhalb größerer Vergnügungsgesellschaften längst überall bestehen. Daß niemand das für unfein zu halten braucht, beweist wohl, daß, wenn ich recht unterrichtet bin, die Reichsgerichtsgesellschaft zu Leipzig eine ähnliche musikalische Vereinigung hat.

Die Gründung solcher Abteilungen ist ja das einfachste Ding von der Welt. Es tun sich eben die Leute einer Gesellschaft, die Sinn für Chorgesang haben, zusammen, um stets im Rahmen der Gesellschaft und unter absolutem Ausschluß aller nicht dazugehörigen Personen das Studium der schon genannten reichen Literatur in durchaus nicht anstrengender Weise zu betreiben und die Ergebnisse an einem oder zwei Gesellschaftsabenden oder bei Ausflügen den übrigen Mitgliedern vorzuführen. Das Wichtigste, um nicht aus dem Rahmen zu treten, ist Beschränkung auf kleinere, den Kräften angemessene Kunstwerke.

Denn alle *größeren* Aufgaben müssen, weil nur in ganz seltenen Ausnahmefällen sich alle dazu nötigen Kräfte in den sogenannten Vergnügungsgesellschaften finden, den eigentlichen Chorvereinen überlassen bleiben.

Auch bei diesen eigentlichen Chorgesangvereinen kann die Pflege der Geselligkeit eine Rolle spielen. Es gibt besonders in Süd- und Westdeutschland sehr leistungsfähige Institute, die auf die Veranstaltungen von Festlichkeiten mit Tanz usw. nicht verzichten. Sie sind deshalb zu einer rein gesellschaftlichen Auslese ihrer Mitglieder gezwungen. Die Gründung eines derartigen Vereins wird sich besonders in mittleren Städten empfehlen, wo man in den Kreisen, aus denen man den Verein bilden will, viel Sangesfreudigkeit findet, wo aber der Verzicht auf gesellige Veranstaltungen viele fernhalten würde. Beim weiteren Ausbau dieser Art von Vereinen ist besonders darauf zu achten, daß das Verhältnis zwischen Geselligkeit und Kunst nicht verschoben werde, das heißt, da es sich um einen Chorverein handelt: daß die Pflege des Gesangs die Hauptsache bleibt. Am besten sind die Städte daran, in denen sich nicht nur eine genügende Anzahl von Sängerinnen und Sängern, sondern auch von Zuhörern findet, die sich als inaktive Mitglieder des Vereins eintragen lassen. So handelt sich's um eine wirklich geschlossene Gesellschaft, der der Unfug, der mit sogenannten öffentlichen Aufführungen und der daran ge-

Digitized by Google

übten Kritik getrieben wird, nichts anhaben kann. Solche Institute sind dann gewissermaßen die Hüter der musikalischen Kultur einer Stadt. Sind die rechten Köpfe an der Spitze, so kann bei langjähriger Überlieferung eine Mittelstadt durch einen solchen künstlerisch geleiteten Verein eine bodenständige, vertiefte Musikkultur gewinnen, wie sie in Großstädten oft viel schwerer zu erreichen ist.

Die Organisation solcher Chorvereine, die auch Geselligkeit pflegen, wird je nach der Stadt verschieden sein. In den letzten Jahren haben mehrere tüchtige Musiker bei mir angefragt, ob es in der Ordnung sei, daß bei solchen Vereinen der Dirigent nur als bezahlter Angestellter, ohne Stimme im Vorstand, behandelt werde. Das läßt mich aufs energischste darauf hinweisen, daß diese anscheinend ziemlich verbreitete Unsitte natürlich jedes wirkliche künstlerische Arbeiten ausschließt. Bei einem Gesangverein ist der musikalische Leiter die wichtigste Instanz, auch wenn Geselligkeit gepflegt wird. Kann er das seiner Veranlagung nach nicht sein, so suche man sich einen andern Leiter. Aber durch einen Vorstand einem verantwortlichen Leiter, der nicht einmal mit abstimmen darf, vorschreiben zu wollen, wann, wo und wie Konzerte „gemacht" werden sollen, das ist selbst der kleinsten Kleinstadt unwürdig.

Wer die Zustände in mittleren Städten aus eigener Erfahrung und aus Berichten kennt, weiß ja, daß dort der Typus des Dilettanten mit dem großen Musikmund in allen Berufsarten, akademischen und nicht-akademischen, ziemlich häufig ist. Er weiß aber auch, wie viele sich selbst bescheidende, tüchtige, treue Helfer es gibt, die gern die Erfahrungen eines Fachmusikers achten und ihrem verantwortlichen Dirigenten die Tätigkeit dadurch erleichtern, daß sie seine künstlerischen Absichten überall fördern. Notwendig ist es jedenfalls, sollen solche Chorvereine der Verbreitung künstlerischer Kultur dienen, daß alle persönlichen Sonderwünsche nach aller Möglichkeit zurückgestellt werden und daß der Vorstand, der sich in diesem Falle am besten aus Damen und Herren zusammensetzt, mehr die gesellschaftliche Seite der Sache in die Hand nimmt und das rein Musikalische seinem erwählten Dirigenten überläßt.

Als Literatur kommen für diese Vereine neben den schon genannten a cappella-Chören besonders Haydn und die weltlichen Chorwerke des neunzehnten Jahrhunderts, Schumanns Paradies und Peri, Faust-Szenen, der Rose Pilgerfahrt, Mendelssohn, Gade und ihre Nachfolger, Brahms sowie die einfachen modernen Komponisten, aber auch die geistlichen Oratorien Mendelssohns und vor allen Dingen die Händels in Betracht.

Notwendig ist, daß Einigkeit herrsche. Unsre deutschen Mittelstädte können alle, wenn keine Vereinsmeierei getrieben wird, einen großen leistungsfähigen Chor haben. Wo Zersplitterung herrscht, ist das Wichtigste der ernste Versuch, bei dem von allen Seiten Opfer gebracht werden müssen, sich zusammenzuschließen und die Kräfte nicht zu verzetteln.

Scheitert dies an gesellschaftlichen Gegensätzen, so ist selbst in mittleren Städten die Gründung eines Chors ohne alle geselligen Veranstaltungen in Erwägung zu ziehen. Zweifellos sind diese reinen

Digitized by Google

Kunstinstitute am leistungsfähigsten. Hier führt ja lediglich das Verlangen, der Kunst zu dienen, die Sänger zusammen, und ernsteste Arbeit an einer großen Aufgabe ist das eigentliche Glück aller Mitwirkenden.

Am häufigsten wird die Gründung eines derartigen Chors von einem Kirchengesangverein ausgehen können. Hier finden sich Angehörige verschiedenster Gesellschaftsklassen zusammen, die bei den Aufgaben, wie sie die künstlerische Ausgestaltung des Gottesdienstes fordert, sich ohne weiteres an gewissenhafte, strenge Arbeit, an solides Studium, an Kunstpflege gewöhnen, die keine Zerstreuung duldet.

Am daseinsfähigsten sind diese Institute zweifellos in großen Städten. Hier schließen sich Angehörige verschiedener Gesellschaftsklassen am ehesten zusammen, ohne daß die kleinlichen Bedenken, die in Kleinstädten künstlerisches Arbeiten oft erschweren, sich so stark geltend machen. Aber es gibt genug Beispiele, daß starke künstlerische Persönlichkeiten es auch in kleinen Städten fertigbringen, solche reine Kunstinstitute zu gründen und am Leben zu erhalten. Klugheit und Takt, guter Wille und ehrliche Begeisterung für die Kunst helfen über mancherlei Schwierigkeiten hinweg. Gut ist's, den Anfang hier etwa mit einer Gelegenheitsaufführung zu machen, die die gesellschaftlichen Unterschiede sowieso zurücktreten läßt, das heißt etwa für ein Stadtjubiläum oder die Gedenkfeier für einen großen Künstler oder für ein sonstiges Fest die Leute zu einem einmaligen gemeinsamen Arbeiten an einem Chorwerk zu sammeln. Danach kann zur Schaffung einer dauernden Organisation zur Pflege gemischten Chorgesangs aufgerufen werden. Beachtet man dann trotzdem die zu Anfang gegebene Lehre, den Chor sich ruhig entwickeln zu lassen, nicht gleich Großes zu wollen, was man noch nicht leisten kann, sich allmählich zu bilden, so wird man gewiß überall bei einigermaßen gutem Willen gute Erfolge erzielen.

Sind auch die höchsten Aufgaben, die diesen Vereinen zufallen (Bachs und Beethovens Messen, Beethovens Neunte) lieber außer Spiel zu lassen, wo nicht wirklich langjährige Schulung die Möglichkeit künstlerischer Wiedergabe gewährleistet, so bleiben doch neben Händel, der das A und O aller Chorvereine sein sollte, neben den Klassikern und Romantikern in Liszts und der neuesten Chor-Komponisten Werken eine Menge großer, schöner Aufgaben.

Überhaupt ist es ja die Fülle von Werken höchsten Kunstwerts, die dem gemischten Chorgesang so unendliche Bedeutung gibt. Ein Chorverein kann jahrzehntelang eine Menge Konzerte geben und immer Neues aufführen, ohne jemals zu schwachen Werken greifen zu müssen. Die Literatur ist unerschöpflich. Darum sollte es in allen deutschen Städten Institute geben, die immer wieder aus diesem Jungbrunnen der Kunst schöpfen. Darum sollten sich überall aus allen Kreisen die, denen die Kunst aus der Not des Alltags heraushelfen kann, dazu drängen, in diese ewig jungen Werke gründlich einzudringen und sie durch ihre lebendigen, singenden Stimmen andern wieder lebendig zu machen.

Es gibt ja erfreulicherweise selbst unter den schlichtesten Arbeitern viele, die aus innerem Bedürfnis zu solcher Kunst kommen. Die

Digitized by Google

Dresdner Volkssingakademie, die unter Johannes Reicherts Leitung nur Aufführungen von Mitgliedern der einfacheren Volksschichten und nur für Mitglieder derselben Volksschichten veranstaltet, zeigt, daß bei rechter Führung in allen Kreisen des Volkes das Bedürfnis nach Selbsttätigkeit auf musikalischem Gebiete geweckt und gestillt werden kann.

Noch sind sich die Staats- und Stadtverwaltungen über die Wichtigkeit dieser Sache nicht überall klar. Gewiß gibt es Städte, die, wie Leipzig, die künstlerischen Bestrebungen ihrer Chorinstitute aus Stiftungsmitteln fördern, aber das Beispiel hat noch wenig Nachfolge geweckt. Und doch sind gute gemischte Chöre die Träger der musikalischen Kultur einer Stadt. Sie zu unterstützen wäre Pflicht jeder Stadtverwaltung. Wäre auch Pflicht und eine schöne Aufgabe der deutschen Fürsten.

Es hat eine Residenz gegeben, wo in dem auf alles Gesellschaftliche verzichtenden Chorgesangverein neben der schlichten Näherin, die nach ihrer Arbeit Erholung und Erhebung im Chorgesang suchte, auch eine Prinzessin mitsang. Und wär's nicht schön, wenn überall von der Musik gälte, was Beethoven von der Freude singt:

„Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt!"

Georg Göhler

Lose Blätter

Aus Friedrich Huchs Dichtungen

[Fünf Romane Friedrich Huchs liegen vor. Alle sind von dem gleichen nicht wildleidenschaftlichen aber eindringlichen Temperament gefärbt. Auch sonst stehen sie in einem innerlichen, ungewöhnlichen Zusammenhang. Zwei davon, „Geschwister" und „Wandlungen", bilden eine einheitliche Dichtung, so zwar, daß die zweite im allgemeinen nur den fesseln wird, der die erste kennt. Sie glänzen matt in seltsam blassen Farben, die Linien der Charakteristik sind klar aber dünn wie auf Bleistiftporträts. Und die Handlungsweise der Gestalten bleibt anscheinend unerklärt; es ist als ob das Kausalgesetz für sie nicht gerade aufgehoben, aber ein wenig gemildert wäre. Und doch, wenn man nach dem Lesen zurückblickt, so ging alles unmittelbar aus dem Wesen dieser triebhaften Menschenkinder hervor, die, durch ihr reiches Besitztum von der Welt unabhängig und ihr fremd, durch unübersteigliche Schranken des eigenen Wesens auch einander gleichzeitig nahe, verwandt und doch fremd sind.* Es liegt darin viel kunstvolle Arbeit, viel gärende Leidenschaftlichkeit unter der Hülle gemessener Wohlerzogenheit, viel zarte Beobachtung in den sanften und in den tragischen Fügungen der Lebenswege. Aber weil sie vom sittlich-geistigen Bewußtsein ebenso entfernt sind wie von dem von Zwang bewegten Leben des Tages, erschließen sie sich nur

* Man wolle zu diesen Bemerkungen den Rundschaubeitrag „Der Fremde" in diesem Hefte heranziehen. Kw.-L.

Digitized by Google

liebevollem Einfühlen in ihre eigene, aristokratische Welt. Ist Fremdheit in ihnen die Luft, das Medium, durch das alles gesprochen und geschaut wird, so bildet sie in den drei andern Romanen die Eigenart der eigentlichen Träger der Handlung. Huchs „Peter Michel“ wurde vor Jahren im Kunstwart (XV, 15) mit hohem Lobe genannt. Dieser Peter ist ein Träumer, der als Bauernbub heranwächst, von der eigenen braven doch grob empfindenden Mutter unverstanden, geliebt eigentlich nur von seinem Vater. Er kommt dann in eine Pension und lebt behaglich, mit nur geringer, mehr gefühlmäßiger als handelnder Teilnahme. Er studiert und gerät mit Kameraden in Konflikt, die ihn mißverstehen. Allmählich läßt ihn der Dichter dann im Philisterium versinken. Es ist wie eine grausame Züchtigung, die er dem anfänglich sympathischen Charakter erteilt, der doch nicht gefestigt war, ein eigenes Leben zu führen. Meisterlich sind die spießbürgerlichen Gestalten wiedergegeben, die ihn langsam in ihr Milieu ziehen, düster, befremdlich schmerzhaft klingt die Dichtung in ironischem Pathos aus, in einer Szene, wo eine lebensstarke, ein wenig dirnenhafte Freundin den glücklich verehelichten Oberlehrer Michel besucht und sich lächelnd von seinem Wohlstand überzeugt.

„Mao“ ist der Roman eines Kindes. Einsam wächst dieser kleine Thomas heran, voll von zarten Phantasien, mit denen er das alte, geräumige, düstere Haus der Familie belebt, den Garten erfüllt und — seine Seele vom Tage, vom Leben der Eltern, Schwestern, Gespielen fernhält. Niemand kann in den Kreis seines reinen und an Anbetung und Hingabe für unbekannte Götter reichen Innenlebens eindringen. Die kräftige Hand des Vaters zwingt ihn zu Arbeit und „Lebensernst“, aber unter der Außenfläche seines Daseins wirken die geheimen Vorstellungen weiter. Seine lustige Schwester spottet ihn aus, der Vater zürnt; nur die Mutter sieht mit Liebe und Angst zugleich auf ihn. Er ist dem alten Hause verschrieben, mit Inbrunst hängt er an einem kleinen, alten Knabenbild, das er als den Geist des Hauses verehrt, liebt, anbetet („Mao“). Und er findet sein Ende, da die Familie das Haus zerstört und in ein neues zieht, in den Trümmern des alten. Ohne Pathos, ohne Rausch, nur unter dem Gesetz des eigenen Wesens stehend, geht er in den Tod. Und wieder hat eine Meisterhand über diesem verwunderlichen Buche gewaltet. Die wohlgeformten, klingenden Sätze, die leise, heitere und eindringliche Charakteristik, die Leben und Traum durch zarte Übergänge verbindet, die Gegensätze des „normalen“ Wesens der Eltern zu dem Knaben, das fast gänzliche Fehlen der direkten Rede, wozu dann die wenigen starken Ausbrüche um so lebhafter im Gegensatz stehen, — dies alles ist mit Liebe, mit Kunst und Kunstverstand durchgearbeitet.

In völliger Reinheit, mit seiner ganzen Gefühlswelt und der Tragik des unbedingt Einsamen, hat Huch den „Fremden“ dann in „Pitt und Fox“ gefaßt. „Pitt war es gleichgültig wie er hieß.“ Das ist der dritte Satz des Werkes. Und noch ganz im Anfang heißt es: „Pitt war jeder Lärm ein Greuel. Er hielt seine Fenster zumeist verschlossen und trug zu Haus fast immer Filzpantoffeln. Ein eigentliches Zimmer für sich besaß er nicht; er wechselte stets. Sowie er anfing sich gemütlich zu fühlen, glaubte er irgendeinen Mißstand zu entdecken. Frau Sintrup (Pitts Mutter) gab dann mit gleichmütiger Stimme dem Mädchen die Anweisung, sein Bett irgendwo anders hinzuschaffen; einen

Digitized by Google

großen Spiegel nahm er jedesmal persönlich mit von einem in das andere Zimmer. Er liebte es sich vor ihn hinzusetzen, hineinzusehen, alles zu vergessen und gar nichts zu denken. So müßten die Menschen sein! Ganz still und stumm, nur wie Erscheinungen! In Wirklichkeit dagegen waren sie alle so laut und heftig, machten aus jedem Gefühl viele Worte, ganz wie die Schauspieler auf der Bühne. Zuweilen empfand er sich selbst wie einen Schauspieler, namentlich dann, wenn er in Erregung geriet, was nicht oft geschah. Dann hörte er sich auf einmal selber reden, alles erschien ihm plötzlich hohl und albern." Und weiter: „Pitt lebte im Bade genau so wie zu Hause; es kümmerte ihn nicht, ob er zu spät zur Mittagstafel kam: als sei er ganz allein, trabte er durch den Saal und starrte den Menschen in die Gesichter, als wolle er entscheiden, ob es seine Eltern waren oder nicht."

Fast ohne Erziehung wächst Pitt auf; er ist ein guter, aber ehrgeizloser Schüler. Wie eine Befreiung empfindet er die Abreise zur Universität. Briefe schreibt er nicht heim. Und das erstemal gewinnt er einen Schimmer von Heimgefühl im Hause eines feinen Mädchens, das er auf der Straße kennen gelernt. Er nimmt ein wenig Manieren an und gewöhnt sich zu der Familie der Witwe van Loo, der Mutter des Mädchens. Aber als die Tochter in starker Liebe ihm nahetritt, zieht er sich zurück, so sympathisch sie ihm ist. Jahrelang sieht er sie nicht. Kleinere Abenteuer bewegen ihn nur wenig. Sein juristisches und philosophisches Studium treibt er mit Erfolg aber ohne Teilnahme. Ein zweites Mal, als ihm in seiner Sehnsucht nach einem „Erlebnis" sich die Liebe eines sehr lebensvollen und kräftigen Mädchens (Herta) darbietet, die sein schwankendes Wesen zu festen Zielen führen will, muß er dieser Annäherung wieder entsagen. Unter schmerzlichstem Zucken geht er in seine Einsamkeit zurück. Endlich nach Jahren findet er Elfriede van Loo wieder, die seine Fremdheit nun begriffen hat und weiß, daß er sich nicht ganz geben kann. Von nun an werden sie gemeinsam leben.

Der Charakter des Fremden ist hier bis zu seinen äußersten Möglichkeiten durchgeführt, bis dahin, wo er zum Operator des Schicksals wird. Es wirkt wohltuend, daß dieses Schicksal nicht in harte Tragik — wozu der Charakter zu zart wäre —, sondern in die sonnenbeglänzte Wehmut eines Nachsommers mündet. Auch darin liegt eine Weisheit des Dichters, daß er Pitt Sintrup nicht zum einzigen Mittelpunkt gemacht hat — es wäre so eine etwas dünne Novelle entstanden —, sondern daß sein lebensstarker pathetisch-verkommener Bruder Fox ihm das Gleichgewicht hält. Obwohl die ganze innere Teilnahme des Dichters diesem Pitt gehört, erscheint er nun doch viel lebensvoller und sozusagen selbstverständlicher in der weiteren Umgebung eines ganzen Lebensbildes. Sehr glücklich ist alle „Erklärung" des Charakters durch Individuelles: Erbschaft, Künstlertum, außergewöhnliche äußere Umstände — vermieden. Er ist nur er selbst, ganz auf sich gestellt, in sich begründet, aus sich gestaltet. Ein starker und ganz reiner Eindruck geht von dieser Gestalt aus. Wer innerlich in unserer Zeit mitlebt, wird sich ihm nicht entziehen können. Und damit ist diesem Teil der Dichtung ein hohes Lob gesprochen. Man kehrt mit einem tieferen und freieren Blick für das eigene Leben von ihm zurück. Allerdings wird der Charakter des „Fremden" im Leben nicht nur der Gleichgültigkeit, sondern auch der Antipathie begegnen. Er ist

Digitized by Google

wie die Fremdheit als Gesamtverhalten eine Kontrasterscheinung unsres Lebens und kommt den Neigungen der Vielen nicht entgegen.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, ihn als eine Notwendigkeit verstehen zu lassen. Wer sich in den schönen Schluß der Dichtung Friedrich Huchs versenkt, wird vielleicht auch fühlen, wie wir ihm begegnen müssen. Harter Tadel und pädagogisches Gehaben, überhaupt das Eindringen- und Einwirkenwollen sind an ihm wie an manchem anderen Charakter verloren, eben weil er nicht gebildet sondern aus tiefen Notwendigkeiten geworden ist. Jene Angleichung und bewußte Ergänzung aber, das Aufgeben eines Teiles des eigenen Ichs zugunsten eines fremden, wie es Huch von Elfriede van Loo mit guten Worten dartut, — es mag wohl manche Fremdheit und manchen nicht schicksalhaften sondern individuellen Gegensatz überbrücken. Von hier aus tut sich uns ein Blick auf, als Mitlebende unter Einsatz unseres eigenen Wesens am Schaffen einer freieren Menschlichkeit mitzuwirken, in der die „Fremden" heimisch werden könnten, soweit das irgend angeht. Es ist nur ein schwaches Wort: tout comprender c'est tout pardonner; viel mehr wo es nicht zu vergessen und zu verzeihen sondern zu helfen und zu sein gilt, muß das Verstehen vorangehen. Und es wird immer ein Ruhmestitel der Dichter sein, wenn sie dieses tiefere Verstehen schenken. Ezard Nibden

Wir bringen im folgenden zunächst zwei Stücke aus „Mao", dann zwei aus „Pitt und Fox". „Mao" ist wie die „Geschwister" und „Wandlungen" bei S. Fischer in Berlin erschienen. „Pitt und Fox" in der Ausstattung der „Bücher der Rose" im Verlag Langewiesche-Brandt. Wir vermeiden bei der Auswahl der Proben solche, die sich auf Fox Sintrup beziehen. Dessen Lebensweg läuft dem des Pitt parallel. Er ist voll von grotesken und in satirischem Ton geschilderten Szenen. Es ist Huch wohl nicht ganz gelungen, diese Szenen, so lebendig sie geschaut sind, zu völliger Gestaltung ausreifen zu lassen. Es ist eine Narrenwelt geworden, in der das normale Leben die Ausnahme bildet. Der Gegensatz zu Pitts Dasein ist so plastisch geschildert, aber er wirkt hie und da übersteigert. Käme Pitt noch ein wenig mehr ins wirklich Alltägliche, so würde er vielleicht noch an Intensität gewinnen. Diese Worte können der Dichtung keinen Abbruch tun, sie sollen nur bewirken, daß man sich von diesen Partien nicht abschrecken lasse — auch in ihnen lebt viel Wahrheit und Tiefe, wenn wir sie auch nicht in ganz ebenem Spiegel sehn.]

Das alte Haus

Lange Zeit ging Thomas in heimlicher Bedrückung, die nicht bemerkt ward, weil er ja immer ein wenig bedrückt erschien und sein stilles Wesen nun einmal zu ihm gehörte, so wie das laute zu seiner Schwester Ursula. Immer und immer wieder kamen ihm die Worte seines Onkels in den Sinn. — Ursula hatte sich gefreut, daß das Haus verbrannt werden solle. — Sein Vater klagte oft über die großen Kosten, die seine Erhaltung forderten, schalt auf seine Baufälligkeit und auf die unpraktische und weitläufige Verteilung der Zimmer, und auch seine Mutter hing nicht an ihm. Das fühlte Thomas deutlich. — In Wahrheit liebte sie es nicht. Die weiten und sehr hohen Räume erschienen ihr kalt und unwohnlich, und die verfallene alte Pracht, zu der wieder die Möbel, die Bilder, sowie das ganze übrige Hauswesen nicht im Einklang standen,

Digitized by Google

hatte für ihr Gefühl nur etwas Peinliches. Um die Kosten der Erhaltung etwas zu mindern, wurden einzelne Teile des letzten Flügels an kleine Leute vermietet. Zwar war jene Wand des Flügels, die nach dem Garten hinsah, fast ohne Fenster, und die wenigen vorhandenen hatte man versperrt, und auch sonst hielten sich diese Mitbewohner in strengster Abgeschlossenheit, aber trotzdem empfand es Frau Elisabeth als würdelos, daß sie mit Menschen niederen Standes und gemeineren Gefühls gleichsam unter einem Dache leben mußte. — Wie tief im Innern fremd ihr aber alles war, das empfand Thomas erst ganz, als sie einmal ihren Gatten bat, wenn sie in diesem Hause wohnen blieben, so möge er ihr wenigstens *einen* kleineren behaglichen Raum schaffen; und sie schlug vor, eines der großen vorderen Zimmer durch eine Mauer in zwei zu zerlegen.' Thomas' ganzes Gefühl widersetzte sich diesem Gedanken, der ein Verbrechen an der Heiligkeit des Hauses war. Er begriff es überhaupt nicht, wie jemand ihn nur fassen, wie man auf ihn geraten konnte. Und sein Glaube an die Unantastbarkeit des Hauses war so groß, daß er vermeinte, selbst wenn alles so geändert würde wie seine Mutter wollte, stände es am nächsten Morgen doch genau so da wie es zuvor gewesen war. — Er wußte, daß das Haus nicht von allem Anfang so war wie er es kannte, daß nur die großen Grundmauern in grauen Zeiten wurzelten, daß die hinteren Flügel später angebaut wurden und daß es erst vor zwei Jahrhunderten seine letzte, endgültige Gestalt bekam. Aber das alles war durch die Vergangenheit geheiligt, und die Mauern, die einst neu waren, waren alt geworden, so alt wie alles andere.

Jener Vorschlag des Onkel Mathäus ward nie wieder erwähnt, von dem Verkauf des Hauses ward nicht mehr gesprochen.

Niemand kannte das Haus wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt ohne sie zu sehn, waren ihm stille und vertraute Freunde. — Schräg gegenüber der dunklen Stube, wo er am Fenster sitzend seine Hausarbeiten für die Schulstunden bei seiner Mutter schrieb, lag ein sonderbarer Vorbau. An dieses Fenster setzte er sich, wenn es regnete. Da blickte er dann zur Dachrinne auf und sah die Regenfäden grau und verdrossen niederziehen, und über dem schmutzigroten Dache mit der grauen Luke lag der tote graue Himmel, und eintöniges leises Klopfen füllte das Schweigen. Es war dann, als würde die Welt nie wieder schön, als müsse man ewig zu dem trüben, scheinhaften Dach aufsehn. Da oben gab es ein Regenrohr, dem Thomas stillschweigend befreundet war. Man wußte nicht wo es begann. Es verlief mit einer plötzlichen Wendung unter einem kurzen Schornstein. Bald schien es froh, bald mißgestimmt. Thomas konnte nie entscheiden, ob es eigentlich gerne Wasser spie, oder ob es das nur aus Not und Zwang tat. Es begann ein jedesmal mit leichtem Tropfen, als gehe es im Grunde nur widerwillig und zögernd an die Arbeit. Darauf wurden die Tropfen in schnellerer Bewegung zum kleinen Rinnsal, und endlich zu leichten Wasserfällen. Regnete es dann in Strömen, so schoß es das Wasser in breitem Strudel vor, und dann hatte Thomas das deutliche Gefühl, als sei ihm das zu viel, als möchte es sich dagegen wehren, ohne es zu können, und als sei ihm schließlich jammervoll zumute. Wurden endlich die Wassermassen wieder kleiner, bis nur noch Tropfen niederfielen, so schien es im Zustand gänzlicher Erschöpfung. Und hörte auch der letzte Wassertropfen auf, so starrte

Digitized by Google

seine runde schwärzliche Öffnung beinahe dumm, — was Thomas mehr fühlte als wirklich dachte. Neben ihm schien es der Schornstein gut zu haben. Es regnete in ihn hinein, ohne daß er etwas davon zu merken schien, ja mitunter stiegen plötzlich im allerärgsten Prasseln Rauchwolken aus ihm empor, unbekümmert um den Regen und dem Rohre beinah wie zum Hohn. Deshalb liebte Thomas ihn auch nicht. — Jedes Zimmer hatte seinen besonderen Klang, seine besonderen Eigenheiten des Fußbodens, jede Türklinke ihr eignes Wesen, ihr eignes Ansehn, ihren eignen Ton. Und er kannte das alles so gut, daß er sich nur vorzustellen brauchte, er wäre in diesem oder jenem Raum, um wirklich darin zu sein. Die Klinke, die vom Vorplatz zum Eßzimmer führte, war mürrisch und liederlich; nicht mehr ganz fest in ihrem Gefüge, gab sie verdrossene Töne von sich. Sie wurde viel benutzt, war blank und abgegriffen und schaute stumpfsinnig Gott weiß wohin. Eine andere hatte einen frechen Ausdruck, und er mußte an eine Fliege denken, wenn er sie ansah. Sie war aus poliertem Eisen, schnappte hart nach oben und brachte jedesmal die ganze Tür ins Zittern. Böse packte er sie zuweilen und warf sie ins Schloß, wobei er nicht bedachte, daß das rundliche, freundliche Geschöpf auf der andern Seite mit leiden mußte. An der hohen Flügeltüre aber, die vom Wohnzimmer zum Saale leitete, befand sich ein ernster, dunkler Drücker, der nie auch nur den leisesten Ton von sich gab. Vor ihm hatte Thomas Ehrfurcht. Auch unter den Öfen hatte er seine Freunde und seine Feinde. Einen aber gab es, vor dem hatte er ein Grauen. Der befand sich in einem der riesigen leeren Zimmer, die ihr düsteres Licht nur durch verhängte hohe Glastüren empfingen. Es war auch eigentlich kein Ofen, sondern eine Ausgeburt der Wand, des Hauses selbst: Sein finstres Loch führte ins schwarze Leere, und hoch über ihm war etwas aus Stein, wie zwei lauschend gespitzte Ohren, die niemandem gehörten.

So war ihm ein jedes Ding, ob feindlich, ob freundlich, vertraut im Hause. Immer aber, wenn er an alles zusammen dachte, verschwand jedes einzelne für sich: er sah die Zimmer ohne Möbel, ohne Bilder, ja selbst die Türen waren dann nicht mehr da, und nur die Wände ragten hoch und still und darüber lag die Decke wie ein gemauerter flacher Himmel.

Wenn er dort oben über sich dumpfe Schritte hörte, was nicht oft geschah, ward ihm mitunter schwindelig zumute und ihm war für einen Augenblick fast, als stände er auf dem Kopfe. Und geheimnisvoll verklangen die Schritte, und er malte sich aus, wie der da droben nun weiter ging und immer weiter, über allen Räumen des ganzen Hauses, ohne daß ihn jemand sah. Manchmal, wenn er selber in den Räumen umherging, vermeinte er, es müsse ihm ein unerklärlich herrliches Wesen entgegenschreiten, und wenn die Hausglocke läutete, lief er zuweilen schnell zur Tür, in plötzlicher Gewißheit, da draußen stände etwas Märchenhaftes, das zu ihm herein wolle.

Seine Mutter suchte seine träumerischen Neigungen nach Kräften abzuleiten. Die kindlichen Spiele, die sie früher mit ihm spielte, wurden durch ernsthaftere ersetzt, wie er nun ein wenig älter ward. Thomas gab sich nicht viel Mühe und freute sich neidlos wenn sie ihn besiegte. Ja, dieses Besiegtwerden war ihm viel angenehmer als das Siegen; langsam, einer nach dem andern, wurden ihm alle Steine weggenommen; er brauchte nur zuzusehen und hatte nichts dabei zu tun. Es war wie

Digitized by Google

eine Art Zubettgehn. Die Steine waren die Kleidungsstücke, und mit dem allerletzten, das ihm fortgenommen ward, wurde das Licht ausgeblasen und keiner konnte ihm mehr etwas anhaben. Frau Elisabeth rüttelte ihn zuweilen aus seiner Trägheit und munterte ihn auf, nachzudenken und nicht blind einen Zug zu tun, da nun einmal einer getan werden müsse. Er wurde dann für einen Augenblick lebhafter, sah auch manchmal eine unmittelbare Gefahr, überschaute aber nie das Ganze und fiel alsbald in seine stummzuschauende Ruhe zurück. Wenn aber sein Vater dazukam, war es nichts mehr mit dem gemächlichen Ausziehen und Zubettgehen, sondern dann wurden ihm Stück für Stück die Kleider vom Leibe gerissen, und endlich stand er nackt und frierend in einer Öde. Und der Justizrat verlängerte gar noch die Qual, indem er ihm diesen und jenen Ausweg zeigte, den er aber sogleich verbaute, nachdem sich Thomas ihn in blinder Angst geschaffen. Dann erklärte er sich für besiegt, noch ehe er es wirklich war; sein Vater aber schalt, regte ihn zu neuem Denken an und trieb ihn vorwärts auf der Bahn, die er doch niemals bis zum Ende gehen konnte. — Nur so kann der Junge etwas lernen! Wenn er aber von selbst sofort auf jeden Gewinn verzichtet, und alles dem andern zuschiebt, wie soll er da im spätern Leben vorwärts kommen?! —

Auf dem Kirchturm

Endlich lichtete sich der Weg, und plötzlich reckte sich der Turm vor ihm, wie ein Riese, der im nächsten Augenblick auf ihn zuschreiten konnte. Fremd und abweisend stand er da, er schien gar nicht derselbe, der sonst so altbekannt-vertraulich zu ihm herübersah, wenn er am Fenster seines Schlafzimmers stand. Er dachte, er müsse gleich wieder umkehren. Und doch, wie er nun emporschaute zur Spitze, die Galerie erkannte und das riesige Rund in seiner Mitte, kam er ihm wieder als sein guter Freund vor. Er versuchte die Eingangstür zu öffnen, erst leise, dann mit aller Kraft, aber sie öffnete sich nicht. Ein Herr, der vorüberging, bedeutete ihn, er müsse hinübergehen zum Küster und den Schlüssel holen. Thomas hatte geglaubt, der Turm würde sich ihm — und nur ihm — ganz von selber öffnen, und nun stand die Wirklichkeit um ihn. Mit innerem Zögern ging er hinüber, entrichtete sein Trinkgeld und wartete mit leisem Mißbehagen an der Tür, bis der Küster mit dem Schlüssel zurückkam. Dann hielt er das große geschnörkelte Ding in seiner Hand — er fühlte, wie schrecklich dieses Ganze sei — aber nun mußte er hinauf.

Mit Mühe öffnete er, langsam drehte sich die dicke, eisenbeschlagene Tür, und jetzt stand er, abgeschlossen von der Welt, im feuchten, kühlen Innern. Eine schmale Steintreppe führte in fortwährenden Wendungen empor; rastlos schritt er aufwärts und sah öfters in die Höhe; er meinte, es müsse doch endlich einmal *hohl* werden über ihm, denn er konnte sich nicht denken, daß es immer so weiter gehe. Endlich war die Treppe zu Ende.

Er stand auf einer kleinen Plattform. Ein schmaler dicker Spalt führte wie ein riesiges Beil ins Freie, in die Luft. In mäßiger Tiefe lagen die Dächer der Häuser. Dieselben Knaben, die er vorhin im Spiele an der Kirchenmauer sah, schritten jetzt still nebeneinander über den Platz. Das Rollen der Wagenräder klang gedämpft herauf.

Digitized by Google

Er wandte sich zurück und schritt einen gewundenen Gang entlang, der mit einem Male in einen ungeheuren, deckenlosen Raum führte, an dessen Wänden eine Holztreppe unabsehbar nach oben leitete. In der Mitte war ein viereckiges, von Holzgeländer umgittertes großes Loch. Vollkommene Stille war ringsum. Nur die Treppen schienen in lautloser Bewegung Thomas voranzusteigen. Er trat hart ans Geländer und sah hinab. Unten war so schwarze Finsternis, daß er nicht das geringste erkennen konnte. Er blickte aufwärts, und in ferner Höhe sah er in der Dämmerung eine vollkommen runde, schwarzglimmende große Scheibe, die im Nichts zu schweben schien, wie ein Deckel über einem unsichtbaren Gefäße. Mutig schritt er empor, immer weiter, so daß er endlich gar nicht mehr wußte, daß er ging. Durch sonderbar geschweifte Löcher, die in Wirbeln beieinander lagen, schoß das Tageslicht, mehr und mehr formten sie sich im Riesenbogen, langsam senkten sie sich herab als vollkommenes, kunstvoll durchbrochenes Rund, ein mächtiges Rad, das zu brausen schien und doch so stumm war wie alles andere. Ein gleiches, weniger blendendes lag auf der andern Seite. Thomas bestaunte es; dann dachte er: Bin ich erst so weit? Da fiel ihm ein, daß man von einer Stelle des Hauses durch dieses Rund hindurchblicken konnte, aber er fand das kleine Loch nicht, denn von seinem Platz aus konnte er nach beiden Seiten überall hindurchsehen. Und doch suchte er es wieder und wieder, dieses bekannte, kleine dreieckige Loch, aber alle sahen ihn fremd und abweisend an.

Das, was er von unten als Scheibe sah, erkannte er nun im Emporschreiten als Glocke, und er trat dicht an sie heran.

Das ist nun, dachte er, dieselbe Glocke, die ich mein ganzes Leben lang gehört habe, die schon schlug, ehe meine Eltern auf der Welt waren; vielleicht hat sie Mao noch gehört, oder sie schlägt noch viel länger. — Er lehnte sich über das Holzgeländer und streckte den Arm so weit aus als er konnte und klopfte mit dem Finger ans Metall, erst leise, dann stärker; es gab ein wundervolles, zartes Dröhnen, wie aus weiten, weiten Fernen. Und er dachte: So klang die Glocke, als es noch keine Zeit gab. — Und wie er so stand, in Träumerei verloren, da tat die Glocke einen Schlag, so jäh, daß er fast in die Knie knickte. Der Ton verdröhnte, unbeweglich finster blieb die Glocke. Die alten Namen und Jahreszahlen, die auf der Brüstung des Geländers eingeschnitten waren, starrten wie Grabinschriften. Thomas lief beinah die Treppen empor. Hoffnungslos, ohne Ende führten sie nach oben, wenn er noch eben gedacht hatte: Diese ist die letzte, soll wirklich die letzte sein. Er setzte sich auf die Stufen, es schien unmöglich, je bis in die höchste Höhe zu gelangen. Dann schritt er wieder aufwärts, ohne mehr an ein Ende zu denken. Wieder gelangte er auf eine Plattform, wieder stieg er eine kleine Treppe, die sich im Bogen wand, empor.

Mit einem Mal blendete ihn ein kaltes, helles Viereck; frische Luft schlug ihm entgegen, eine Tür stand offen, er schritt hindurch, zögernd, verwirrt. Er befand sich auf der Galerie, die den Turm in seiner Höhe umkränzte.

Im Gefühl des Schwindels schloß er die Augen, kniete nieder und senkte den Kopf vor dem Winde, der nicht stark wehte, aber die Kraft zu haben schien ihn fortzublasen in die Leere.

Anfangs erkannte er nichts; er wollte nichts erkennen, wollte nicht

Digitized by Google

hinunterblicken. Alles erschien ihm schrecklich, feindlich, fürchterlich. Mit heimlicher Angst sah er auf die Häusermassen, die dicht zusammengedrängt wie ein rötliches Meer erschienen, zwischen denen sich die Straßen wie Fäden zogen, auf denen ein winziges, wimmelndes Getriebe war. Seine Nachtvision trat ihm vor das Auge, er suchte das Haus, den Garten, — es mußte anders daliegen als alles andere — er fand es überhaupt nicht. — Überall sah er die gleichen Häusermassen, zwischen ihnen verstreute kleine Flecke, die Gärten zu sein schienen, kleinere und größere, und einen, der größer war als die andern, aber auch noch klein erschien. Seine Augen blieben auf ihm haften, und nun erkannte er ihn, nun erkannte er auch das Haus mit seinen Flügeln, aus dessen Schornstein Rauch qualmte wie aus den andern Häusern. Einförmig lag es zwischen sie eingezwängt, nüchtern und abweisend wie alle andern.

Die Tränen traten ihm in die Augen. — Es ist alles ganz anders in Wirklichkeit! sagte er halblaut, stockend; und er wiederholte seine Worte, um sie vor sich selber zu bekräftigen. Und dann sah er wieder hinab, in Hoffnung, er könne sich getäuscht haben und alles läge doch so wie in seinem Traume. Aber es war genau wie vordem. Er erkannte auch noch anderes: Er sah jenes ganze Gebäude, dessen fensterlose Wand mit den eisernen Ringen so drohend in den Garten blickte, er sah den weiteren Lauf des kleinen dunklen Wassers, das seitwärts in der Tiefe floß. Ich will es nicht sehen! dachte er und wandte den Blick hinweg. Eine tiefe Traurigkeit legte sich auf sein Herz. Es ist ganz anders in Wirklichkeit! dachte er abermals.

Voll Unmut schritt er auf die entgegengesetzte Seite der Galerie und sah von dort hinab, auf den Markt hinunter, über den er gekommen war. Die Dächer der Häuser erschienen, fast senkrecht in der Tiefe, platt auf die Erde gedrückt, die Bäume wie gepreßte runde Moose, das Pflaster wie die zarte Schuppenhaut eines Fisches. Zwei Menschen bewegten sich in entgegenkommender Richtung aufeinander zu, schienen sich zu berühren, für ein paar Augenblicke zusammenzukleben, und trieben wieder auseinander, der eine, um sich mit einem neuen Menschen zu verbinden, der andere vor einem Hause stehenbleibend, so wie ein Blatt, das auf dem Wasser treibt, von einem Hindernisse festgehalten strandet und wartet, bis es wieder frei kommt.

Thomas sah abwechselnd auf den einen und den andern, die sich eben noch begegneten, miteinander sprachen, und nun schon wieder ganz verschiedenes taten und gar nicht mehr aneinander dachten.

„Geschäftsleute.“ Dies Wort fiel ihm plötzlich ein, das der Onkel Mathäus so oft gebrauchte, und alle Menschen, die er dort unten sah, erschienen ihm als Geschäftsleute. Und er selbst: Würde er später auch ein Geschäftsmann werden? Später! Er mußte an graue Häuser und Regenhimmel denken. — Früher! Das Wort war Heimat, etwas Kostbares, das ihm zwischen den Fingern zerrann. Oft wenn er abends im Bette lag und müde gähnte, und der geheimnisvolle feine goldne Klang aus weiter Ferne ihm im Ohre flimmerte, dachte er an dieses Wort; dann fiel ihm der lange Gang ein, der stets im Dämmerlichte lag. Und er malte sich aus, wie seine Mutter, sein Vater und alle andern nicht mehr im Hause wären, wie er das Tor ein für allemal verrammelte, wie er die Fenster, die nach der Straße gingen, für immer dicht verhängte, und es nicht

Digitized by Google

gestattete, daß von außen ein Lichtstrahl in die Zimmer drang, und wie er einsam für sich leben würde, zehrend von den Vorräten, die er in den dunklen Räumen auf dem Boden aufgespeichert hatte und die für sein ganzes Leben ausreichten. Nur Mao blieb für immer bei ihm, und die Bäume wuchsen so hoch und dicht, daß auch vom Turm her niemand auf den Rasen, in die Fenster schauen konnte. Wer aber würde später, nach ihm, das alte Haus bewohnen? — Wenn ich einmal Kinder habe . . . der Gedanke stockte und es überfröstelte ihn leise. Wenn ich sterbe, dachte er endlich, ist das Haus auch nicht mehr da.

Von weither tönte eine Glocke, eine zweite aus andrer Richtung setzte ein, eine dritte, eine vierte, alle Töne verbanden sich zu einem Glockenspiel von schwankender Bewegung, neue Stimmen kamen hinzu, da schlug der erste dröhnende Klang von unten auf, wie ein Riesenbeil unfehlbar treffend; wie ungeheure Kugeln schwebten die Töne durch die Luft, und wie der letzte Schlag verklang, sandte die Glocke einen langen Seufzer nach, der sich kräuselnd verdichtete und zum Murmeln ward wie der ferne Hall der wilden Tauben im Abendwinde. Rings am Horizonte erhoben sich pfeifende, klagende, langgezogene Töne, die müde abklangen.

Mittagszeit! dachte Thomas, und sah auf zur Sonne, die genau so unbekümmert irgendwo am Himmel stand wie zu jeder andern Stunde.

Dicht über ihm erklang ein lauter Ton, und wie er hinaufsah, erblickte er ein paar Meter über sich ein Fenster, darin ein rotes Gesicht und ein Instrument aus gelbem Messing. Es war der bekannte Hornruf, den er gehört hatte, und der hier so laut klang. Der Mann rief herunter, ob er zu ihm hinauf wolle, und da Thomas den Kopf schüttelte, kam er zu ihm herab, froh, seine Einsamkeit zu unterbrechen. Er deutete ihm die Messingscheiben mit den Pfeilen und den beigefügten Namen, die rund auf der Brüstung aufgeheftet waren, und die Thomas erst jetzt bemerkte. Aber er bezeigte nicht das allergeringste Interesse für sie, ja sie erregten ihm nur ein ödes Mißbehagen. Auch das obere Stübchen wollte er nicht sehen, und erst als der Mann sagte, ein solcher Junge sei ihm noch nie in seinem Leben vorgekommen, ließ er sich bewegen ihm zu folgen. Oben war alles ganz anders als er es sich vorgestellt hatte, viel größer und nüchterner. Die Instrumente, die ihm gezeigt wurden, sah er beinah feindlich an, und als der Türmer meinte, er solle doch einmal durch das Fernrohr sehen, auf die Eisenbahnen oder auf die Berge, schüttelte er nur den Kopf. Er hatte jetzt nur noch den einen Gedanken: wieder hinabzukommen auf die Straße.

Ohne sich aufzuhalten stieg er abwärts, und erst allmählich ward sein Schritt langsamer. An dem großen Rund, am Glockenstuhl ging er vorbei, ohne hinzublicken. Dumpfes Rollen klang von unten, er merkte, wie er zur Erde zurückkehrte. Und als er die dicke Holztür öffnete und vor sich den flachen, warmen Boden sah, war ihm zumute wie dem Seemann, der nach langer Fahrt zum ersten Male wieder Land betritt. Endlos lange war er von der Welt abgeschlossen gewesen. Wie er nun die Straßen hinabschritt, der Turm immer ferner zurückwich, und er endlich in die hohe Diele zu Hause eintrat, fühlte er sich gerettet vor irgendeiner drohenden Gefahr da draußen.

Am Nachmittag fiel ihm jene rätselhafte Hauswand ein, die er, jenseits des Wassers stehend, wahrgenommen hatte, mit ihrem einzigen runden

Digitized by Google

Fenster. Er begann den Raum zu suchen. Er wußte genau, in welchem Teil, in welchem Flügel er ihn finden mußte: Hohe, türenlose Wände versperrten ihm den Weg; er fand ihn nicht.

Abends, als er sich entkleidete, fühlte er in seiner Tasche etwas Großes, Ungewohntes. Es war der Schlüssel zum Turm, den er vergessen hatte abzuliefern. Er trat zum Fenster und sah hinüber. Schwarz und drohend ragte er, als fordre er sein Eigentum zurück.

Er ging hinab zum Garten, drängte sich durch die Büsche bis zum Lattenzaun und warf den Schlüssel hinunter in das dunkle, zähe Wasser.

Pitt Siutrup und Elfriede van Loo

Es folgten nun ruhigere Tage. Pitt und Elfriede waren fast stets zusammen. Sie schienen wie zwei gute Kameraden, Hedwig hätte alle ihre Worte hören können, ohne den geringsten Anlaß zu einem Tadel zu haben. Jenem ersten, unklaren Ausbruch in Elfriedes Gefühl schien kein zweiter zu folgen.

Nur nahm sie jetzt, wenn sie draußen zusammen gingen, zuweilen still seinen Arm, was er geschehen ließ, obgleich er es im Grunde nicht gerne mochte, da es ihn an Ehepaare erinnerte. Aber am Ende ihrer Unterhaltungen geschah es jedesmal, daß sie still und einsilbig wurde. Dann überkam ihn ein unbehagliches Gefühl und er redete von den abgelegensten Dingen, und sie ließ sich halb widerwillig in ein neues Gespräch ziehen, bis sie abermals verstummte. Endlich machte er sich unter irgendeinem Vorwande frei von ihrem Arm, da ihn dieses ganz nahe Beieinandergehen beengte, seine Schritte wurden immer schneller, und schließlich ging sie beinah hinter ihm. Sie begriff ihn nicht, und begann zu leiden. — Ich möchte heute gern allein gehen! sagte er zuweilen. Dann antwortete sie nicht, aber in ihren Augen lag eine solche Traurigkeit, daß er hinzusetzte: oder ich kann ja auch morgen einmal allein gehen. Dann gingen sie zusammen. Und wieder begann er zu sprechen, wieder antwortete sie ihm, aber es kam allmählich so, daß sie auch nicht einmal für kürzere Zeit ihre Gedanken sammeln konnte auf etwas, das nicht einen unmittelbaren Bezug auf ihn oder auf sie selber hatte. —

Schon morgens, wenn sie ihn begrüßte, lag nun in ihren Augen ein Ausdruck, wie er sich bisher, in der allerletzten Zeit, erst allmählich im Lauf des Tages bildete, nachdem sie durch ihr selber oft ganz unbewußte Enttäuschungen hindurch geschritten war. Im Beisein der anderen beherrschte sie sich instinktiv. Aber Frau van Loo bemerkte trotzdem ihren Wandel.

Der Ton der Unbefangenheit schwand mehr und mehr zwischen Pitt und Elfriede. — Was ist es nur? Was hat er nur? dachte sie, wie sie deutlich zu bemerken begann, daß er anfing sie zu vermeiden. Und er wiederum dachte: Wie war Elfriede früher anders! Noch immer bildete er sich ein, er liebe sie, und daß sie die Liebe einmal anders auffaßte als er; und da er sie nicht kränken wollte, sondern wenigstens Versuche machen, ihr so zu begegnen wie sie ihm, kam zuweilen in sein Wesen eine Dissonanz, eine ungewollte Unehrlichkeit gegen sie und gegen sich selber. Er nahm ihre Hand und streichelte sie, Elfriede überließ sich für einen Augenblick ganz ihrem Gefühl und dachte: alles wird noch gut — worunter sie sich gar nichts Bestimmtes vorstellte — und dann

Digitized by Google

ging er fort von ihr, indem er sagte, er müsse an seinen Vater schreiben; dies war das traurigste, wenn sie dachte: Sein Vater? Was kann er denn seinem Vater schreiben wollen!? —

Er fühlte es allmählich selbst, was er nicht fühlen wollte, und was doch mit immer stärkerer Deutlichkeit hervortrat: daß sein Gefühl zu Elfriede ganz anders war als Elfriedes zu ihm selbst. Und mitunter empfand er mit rücksichtsloser Klarheit, daß es das beste sei, wenn er nicht länger blieb. Später, wenn sie wieder in der Stadt war, würde Elfriede sicherlich den alten Ton zurückfinden. Oder sollte er doch bleiben? Konnte die Welle nicht auch ihn überfluten? — Die Ausflüsse solcher Stimmungen erschienen ihr rätselhaft. Plötzlich war er bei ihr, und plötzlich ging er wieder.

Warum stehst du jetzt so unendlich spät auf? fragte sie einmal, die schöne Zeit ist plötzlich vorbei, ohne daß wir es wissen! — Er log, er habe den Schlaf nötig, in den ersten Nachtstunden läge er stets wach. — Du auch?! fragte sie, und er bedauerte, dies gesagt zu haben. Sein wirklicher Grund war ein ganz anderer: er wollte den ganzen langen Tag abkürzen, die Vormittagsstunden schlief er nicht, sondern las im Bette. Immer später erschien er, einmal verspätete er sich sogar zum Mittagessen, so daß Frau van Loo, der es ganz lieb war, daß Elfriede den Vormittag auf sich allein angewiesen war, zu ihm sagte: Durch progressive Steigerungen können Sie es noch erreichen, Herr Pitt, daß Sie eines Morgens einmal wieder richtig zum Kaffee eintreffen. —

Elfriede übte gleich nach dem Frühstück mehrere Stunden hintereinander; sie mußte sich nicht dazu zwingen, im Gegenteil: auf diese Weise täuschte sie sich am besten hinweg über die Zeit, wo das Haus ihr leer erschien, wo sie sonst ohne wirkliche Beschäftigung war, und voll innerer Unruhe nur immer auf alle Tritte horchte und zur Tür sah. —

Harald und Hedwig* befreundeten sich wieder. Elfriede bekümmerte sich nicht mehr wie sonst um ihn, und er mußte jemand haben, der sich mit ihm beschäftigte. Sie ritten zusammen, er bewunderte ihre gute Haltung, und die Eleganz, mit der sie über Gräben hinwegsetzte. Sein größter Ehrgeiz war es nun, von ihr ein Lob zu verdienen, das sie sehr spärlich austeilte; die geschnürte Taille, über die er anfangs so gespottet hatte, erschien ihm jetzt im anderen Lichte, ja „durchaus notwendig“ für eine vornehme Reiterin, wie er sich bei Tisch ausdrückte. Die beiden kamen immer sehr frisch von ihren Ritten zurück. — Weshalb reitest du eigentlich niemals mit? fragte Frau van Loo Elfriede; du bist immer blaß und kommst zu wenig an die frische Luft; deine Übungen werden immer unerträglicher. — So sprach sie, und dachte: lange sehe ich dieses nicht mehr mit an. Aber Elfriede fand stets Ausflüchte, bis ihre Mutter ihr eines Morgens stillschweigend ein Pferd satteln ließ; wohl oder übel mußte sie mitreiten, anfänglich ganz froh, dann immer stiller; und wie erst der Wald zwischen ihr und dem Gute lag, daß sie das Haus nirgends mehr finden konnte, faßte sie eine große Unruhe, sie blieb hinter Harald und Hedwig zurück und ward erst ruhiger, als das Schlößchen wieder in der Ferne vor ihren Blicken lag. Sie strengte ihre Augen an, sie zählte alle Fenster, ihr Blick blieb auf einem haften

* Elfriedes Geschwister

Digitized by Google

während der ganzen Zeit ihres Rückwegs. — Es greift mich zu sehr an, sagte sie, absteigend, zu ihrer Mutter, und fiel ihr fast in die Arme. Das erstemal, fügte sie, sich zusammennehmend, hinzu, ist es immer mehr eine Arbeit als ein Vergnügen; ich werde morgen wieder reiten! Aber sie ritt nicht wieder, sie saß wieder am Flügel, und wenn eine Tür ging, zuckte sie zusammen. Wenn sie allein war mit den andern, war sie stumm und gedrückt; trat Pitt ins Zimmer, ward sie lebhafter; als wäre es selbstverständlich, war sie stets an seiner Seite, sie antwortete nur halb dem was er sagte, ihre Stimme hatte einen belegten, trockenen Klang. Und schließlich konnte sie auch nicht mehr üben; alles schien seinen Sinn verloren zu haben.

Leise näherte sich ihr Frau van Loo; aber wie sie nur das erste Wort sagte, fiel Elfriede erregt ein: es sei schrecklich, daß man nicht mehr eine Freundschaft haben dürfe, bis jetzt habe sie geglaubt, daß ihre Mutter wenigstens natürlich und einfach dächte, nun werde sie auch noch von Hedwig angesteckt! Ich muß es doch am besten wissen, was ich fühle! — Also ist es noch zu früh; dachte Frau van Loo und wartete. — Elfriede beherrschte sich die nächsten Tage, aber langsam, ohne daß sie das geringste dagegen tun konnte, kam es wieder über sie.

Sie vermied jetzt jede Berührung mit ihm; wenn er ihr morgens die Hand reichte, nahm sie sie nur flüchtig. Harald bemerkte Elfriedes Traurigkeit einmal, als er sie allein in einem Zimmer überraschte. — Habt ihr euch gezankt? fragte er Pitt: Elfriede ist so traurig. — Ja, sagte Pitt, sie ist traurig, und ich bin traurig darüber. Diese Worte kamen ihm ganz einfach über die Lippen, da Harald so warm und selbstverständlich sprach. — Harald teilte dies sofort Elfriede mit: sei doch wieder gut mit ihm, Pitt ist so furchtbar traurig! Elfriede hielt mit Mühe die Tränen zurück. Aber Haralds Worte taten ihr wohl, und die Hoffnung kam wieder in ihr Herz. Als sie Pitt wiedersah, erwartete sie ein Wort von ihm über das, was er zu Harald gesagt hatte; aber es war, als habe er es nie gesprochen, oder schon wieder vergessen. In seinem Wesen schien kein innerer Zwang zu sein, nichts schien einem Gesetz zu folgen.

Dennoch wurde sie für kürzere Zeit heiterer, indem sie dachte: So weiß ich es doch wenigstens, wenn er es mir auch nicht selber sagt. Aber lange hielt diese Stimmung nicht an: ein kleines Wort von ihm genügte, sie von einem Gefühl ins andere zu werfen. Eine geringe Veränderung in seiner Miene machte sie traurig oder froher. Sie hatte Angst, wenn er zu Tisch kam, ob er sie zuerst ansehen oder ob er nur im allgemeinen guten Tag wünschen würde; wenn geredet wurde und sie selber etwas sagte, sah sie hin zu ihm, ob der Klang ihrer Stimme irgendeine Veränderung auf seinen Zügen hervorrufe; wenn man vom Tische aufstand, beobachtete sie, wohin er seine Schritte wende, ob er gleichgültig irgendeinen Gegenstand anfaßte, oder ob er wie selbstverständlich zu ihr kommen würde. Gingen sie alle miteinander spazieren, suchte sie seine Gedanken zu ergründen, wenn er vorausschritt. Mit Mühe bezwang sie sich, aber gegen ihren Willen schritt sie schneller, bis sie an seiner Seite war. Wenn sie abends alle nach dem Tee zusammensaßen und Hedwig Geschichten von Bällen, Rennen und Gesellschaften erzählte, wenn überhaupt irgend jemand länger sprach, irrten ihre Gedanken sogleich ab, ihre Augen suchten seine Augen, ob sie sich nicht in ein heimliches Einverständnis

Digitized by Google

mit ihr setzten, das über die Erzählungen hinweg sie und ihn in eine glückliche Stille führe, — und wenn er dann endlich zu ihr herübersah, da er empfand, daß sie sich nach einem Zeichen von ihm sehne, dann ließ ihre Spannung etwas nach.

Pitt wurde dieser Zustand unerträglich. Es war ihm, als habe er seine Freiheit verloren, er begann fast einen Widerwillen gegen Elfriede zu empfinden. Ihr Wesen erschien ihm verzerrt und fremd, es drohte all seinen Schimmer für ihn zu verlieren.

Die Erwägung, daß dies alles seinetwillen war, half ihm nicht darüber hinweg. Wieder nahm er sich vor, abzureisen, aber schon bei dem Gedanken daran stieg ihm Elfriedes Bild so wie es war und wie er es liebte, hemmend vor die Seele. Er geriet in einen Zwiespalt mit sich selbst, wußte nicht mehr was er tun sollte. Aber schließlich raffte er sich zu einem Entschlusse auf: Ich reise morgen! — Du reist morgen? Elfriede erblaßte. Ist es dir denn ganz gleichgültig, ob du hier bist oder wo anders? — Pitt sah ins Leere und seine Augen wurden feucht. — Siehst du, du denkst selbst nicht im Ernst daran. — Sie stand vor ihm, hob die Hand, ließ sie aber gleich wieder sinken. — Oder ist es dir doch gleichgültig? — Sie sah ihm fast flehend in die Augen. — Es war als käme er aus einem Traume zu sich. Er blickte ihr ins Gesicht, unklar, zweifelnd, grübelnd, und er blieb. — Aber ihre Gegenwart bedrückte, beengte ihn mehr und mehr, er fing an ein Alleinsein mit ihr überhaupt zu vermeiden und schloß sich an Harald an, mit dem er nachmittags zusammen arbeitete. Harald hatte gesagt, daß ihm die Mathematik so schwer werde, und daß dies eine wahnsinnig dumme Wissenschaft sei. Jetzt, unter Pitts Anleitung, wurde sie ihm plötzlich nahgerückt und interessant; denn Pitt verstand es, aus ihr eine Kunst zu machen, die sich auf den einfachsten Grundlagen aufbaute. Dinge, die Harald früher unbegreiflich erschienen waren, lösten sich unter seinen Worten und Beschreibungen zu durchsichtigster Selbstverständlichkeit auf; es lockte geradezu, auf diesen schwanken Brettern und Balken herumzusteigen, neue Brücken und Verbindungen zu schlagen, und wenn man einmal leichtsinnig oder unüberlegt abstürzte, so tat der Sturz nicht weh, man erhob sich als sei man niemals heruntergefallen, und sah sich das nächstemal etwas vorsichtiger um. — Pitt ist ganz anders als andere Menschen! sagte Harald zu seiner Mutter; man schämt sich nie vor ihm. Wenn ich etwas Dummes sage, dann ist es immer so, als ob er es eigentlich gesagt hätte und dann nur gleich das Richtige fände. Er sagt alles so klar und einfach in den Stunden, und dann hinterher, wenn wir uns unterhalten, muß ich mich manchmal durcharbeiten durch seine Worte, wie durch ein Gestrüpp, hinter dem der Sinn sitzt. —

Eines Spätnachmittags gegen Abend, als sie wieder lange zusammengesessen hatten, trat Elfriede ein. Sie hatte Pitt an diesem Tage fast noch gar nicht gesehen, und hielt ihren Zustand nicht mehr aus. Mit stumpfen Augen stand sie da — er konnte diese Augen fast nicht mehr ansehen — und bat ihn, mit ihr ins Musikzimmer zu kommen; sie habe unter den Noten ein schönes, altes Stück gefunden, das sie ihm früher einmal vorspielte, und das ihm so gut gefallen habe. — Im selben Augenblick, wo sie so unter der geöffneten Tür stand, schlug das Fenster zu. Draußen hatte sich nach der schwülen Tageshitze ein Wind erhoben,

Digitized by Google

es drohte ein Gewitter. Pitt sagte, sie möge vorangehen, er wolle nur noch oben in seinem Zimmer das Fenster schließen. — Sie dachte: das können doch auch die Mädchen! antwortete aber nicht und begab sich stumm zum Flügel, schlug das Stück auf und horchte von ihrem Sitz aus auf den Gang hinaus, zur Treppe. Schließlich begann sie Akkorde anzuschlagen, ohne Zusammenhang, nur um die Zeit des Wartens hinzubringen. Aber Pitt kam nicht. Eine Viertelstunde war vergangen, endlich erhob sie sich. Sie horchte wieder. Schließlich schritt sie langsam die Treppe hinauf, bis vor seine Tür, zögerte einen Augenblick, öffnete sie dann aber in dem sicheren Gefühl, daß Pitt doch nicht im Zimmer sei, und stand bewegungslos und fragend auf der Schwelle.

Pitt saß am Fenster, den Kopf in die linke Hand gestützt und zeichnete Figuren. Sie sah dies wie ein lebendes Bild, das nur einen einzigen Augenblick andauerte, denn im nächsten hatte er den Kopf zu ihr gewendet, und sah sie ebenfalls bewegungslos und fragend an. — Ach so! rief er, indem er aufsprang, das hatte ich ganz vergessen. Mir fiel vorhin ein einfacherer Beweis für Harald ein, ein neuer, den ich selbst gemacht habe, und dazu zeichnete ich gerade die Figur. — Sie hatte die Tür hinter sich geschlossen und trat näher; sie sah ihn so sonderbar und ernst an, daß er wußte: Jetzt kommt die Entscheidung. Eine nervöse Unruhe überfiel ihn, er wollte langsam an ihr vorbei, blieb aber auf halbem Wege stehen. — Was hast du denn? fragte er, nur um etwas zu sagen, und doch wußte er, daß diese Frage gerade die schlimmste von allen war. — Sie antwortete noch immer nichts und hielt ihre traurigen Augen unausgesetzt auf ihn gerichtet. Sie wollte sprechen, sie vermochte es nicht. In dem Gefühl, etwas tun zu müssen, worauf sie wartete, wonach sie sich sehnte, legte er sanft den Arm um sie und zog sie an sich. Da lösten sich ihre Tränen.

O, du quälst mich so! — — diese Worte schienen das Zimmer noch zu füllen, nachdem sie längst verklungen waren. —

O, du quälst mich so! wiederholte sie langsam, heftiger, und er fühlte, wie ihr Körper in verhaltenem Schluchzen bebte. Ihre Arme, die ihn ganz umfaßt hielten, umschlangen ihn noch enger. Es war, als wollten sie ihn nie wieder loslassen. Sie hatte die Augen geschlossen, sie vergaß alles um sich her, sie wußte nur, daß sie ihn in ihren Armen hielt.

In ihm gingen die verschiedensten Gedanken wirr durcheinander. Zum erstenmal fühlte er ihren Körper dicht an dem seinen, zum erstenmal empfand er mit aller Heftigkeit das, was er bisher nur mit seinen Augen gesehen und mit den Ohren gehört hatte. Und jetzt empfand er zum erstenmal in aller Stärke den Unterschied in seinem und ihrem Gefühl, beängstigt, beklemmt, ähnlich wie schon früher, nur viel stärker. Einzelne Bruchstücke ihres früheren Beisammenseins tauchten in seiner Seele auf und verschwanden wieder, ohne daß sich ein selbständiger Gedanke an sie heftete. Sie tauchten empor und sanken unter wie Bilder, die man nur als Zuschauer betrachtet. Dann dämmerten ganz frühe Eindrücke in ihm auf, Landschaften, die er als ganz kleiner Knabe gesehen und die aus seiner Erinnerung geschwunden waren. Sie verrannen wieder, dichtes, feines Stabwerk schwebte ihm vor Augen, wie wenn es anatomisch wäre, verschlungene zarte Röhren; aus ihnen brachen kleine runde Knospen, halb traumhaft dachte er: Das sind die Gedanken, die sich im Gehirne bilden

Digitized by Google

— — — und dann war er wieder in der Wirklichkeit und fühlte Elfriedes Körper.

Draußen trieb der Wind den Regen gegen die Scheiben. Elfriede sprach noch immer nichts; sie wartete auf ein Wort von ihm, das sie befreien mußte; noch immer wollte sie nicht sehen, was doch klar vor ihrer Seele stand. — Ihm wurde dieses Schweigen schrecklich, so schrecklich, daß er es brechen mußte. Aus ihrem Traum schon halb erwacht, kam sie ganz zu sich und in die leere Wirklichkeit zurück, als er sie endlich fragte: Willst du mir nicht jetzt die Musik vorspielen? — Jetzt?! fragte sie verständnislos, mit großen Augen. — Er schwieg wieder. — Was soll nun werden? fragte sie endlich tonlos. — Ich reise ab. — Das Blut lief ihr zu Herzen. Nein, das darfst du nicht! rief sie schnell, du sollst hierbleiben.

Noch vor einer Stunde war es ihr unmöglich erschienen, länger mit ihm zusammen zu leben; jetzt, wo er das Wort der Trennung aussprach, widersetzte sich ihr ganzes Gefühl dagegen. Von der schrecklichsten Last wenigstens fühlte sie sich befreit, er wußte nun, daß sie ihn liebte, und so gab es doch etwas wenigstens, das sie und ihn in der Tiefe verband.

Komm! sagte er. Sie starrte auf das Tuch von seinem Ärmel, dicht vor ihren Augen, sie fühlte, daß Pitt sich von ihr lösen wollte, obgleich er nach wie vor bewegungslos blieb. Sie täuschte sich vor, daß er ihr diese armselige kleine Zeitlang ganz gehöre, sie wußte, daß dieser Augenblick nie wieder kam. Sie hob den Kopf und sah ihm mit aller Inbrunst in die Augen. Komm! sagte er befangen, und sie fühlte seinen leise abwehrenden Druck.

Mit einer plötzlichen, heftigen Bewegung befreite sie sich von ihm. Für einen Moment ruhten ihre Augen mit einem andern Ausdruck auf den seinen, es war als ob sie etwas sagen wollte, aber sie schwieg, ging an ihm vorbei und verließ das Zimmer.

Pitt blieb zurück in einer dumpfen Betäubung. Draußen prasselte der Regen gegen die Scheiben, er starrte hinaus in die Landschaft und fühlte sich verlassen, ausgestoßen, heimatlos. Heute abend würde er Frau van Loo, sowie er sie allein sah, mitteilen, daß er fortging.

Frau van Loo begegnete Elfriede auf der Treppe. Elfriede kehrte das Gesicht fort. In ihrer ersten Überraschung wollte ihre Mutter stehenbleiben, so verändert hatten Elfriedes Züge ausgesehen. — Aber dann tat sie, als habe sie nichts bemerkt und stieg langsam an ihr vorbei, die Treppe hinauf. — Elfriede ging in ihr Zimmer, und als Frau van Loo, da sie nicht zum Abendessen kam, an ihre Tür klopfte, die verschlossen war, sagte sie von innen, sie fühle sich nicht wohl und sei bereits zu Bett gegangen; sie lasse niemand herein. — Auch mich nicht? — Nein. — Elfriede horchte von innen, dann hörte sie, wie sich das feine, seidene Geräusch von der Tür entfernte, langsam und gemessen. —

Elfriede hat Kopfweh! sagte Frau van Loo in einem Ton, der gleichmäßig allen Anwesenden galt; sie hat das von mir geerbt, nur daß mir die Glieder vor dem Gewitter schmerzen, und ihr erst hinterher.

Der Schluß des Romans

Pitt sah Elfriede oft, so oft er wollte, und nur die eine Sorge befiel ihn zuweilen: Daß dieses Glück wieder aufhören könne. Mit heim-

Digitized by Google

licher Angst wartete er manchmal darauf, daß ihr Wesen allmählich wieder jenen wortlosen, verschlossenen Charakter annehmen könne, wie früher, damals, draußen auf dem Gute. Aber das geschah nicht, sie war gleichmäßig warm und zart, sie zeigte keine Veränderung des Wesens, selbst wenn bei ihm manchmal die alte Zerstreutheit, die bekannte Kühle, die völlige Abwesenheit aller Gedanken eintrat, wenn er mitten im Gespräch etwas völlig Zusammenhangloses erwiderte, wenn er ihre dringlichen Fragen über Dinge, die ihr am Herzen lagen, überhörte. Sie gewöhnte sich daran, sie wollte sich daran gewöhnen, denn sie mußte es. Manchmal dachte er, ob er wohl so mit ihr zusammen leben könnte wie mit Herta; dann wollte es ihn bedünken, als gestaltete sich mit ihr zusammen alles leichter — und doch schob er diesen Gedanken ängstlich in den Hintergrund. Alles war so, wie es war, viel schöner. — Aber er konnte nicht verhindern, daß die Gedanken wiederkamen. —

Frau van Loo sah dem Verkehr der beiden zu, und ahnte, zu welchem Ende er führen würde. Sie redete mit Elfriede, und Elfriede sprach es als etwas Selbstverständliches aus; Frau van Loo sah sie sinnend und zärtlich an und sagte: Du mußt es wissen, Elfriede, was du tust; du hast jahrelang Zeit zum Nachdenken gehabt, und wenn dies die Frucht deines Nachdenkens ist, so muß ich zufrieden sein.

Wie ein stilles Wasser floß die Zeit hin, so still und milde wie draußen jetzt die Tage waren. Der Sommer war vorüber, aber ein leises Leuchten lag über der Erde, über den Feldern und allen Bäumen, der Himmel war klar, hellblau und kühl, und doch wärmte die Sonne fast wie im Sommer. Leise begann das Laub sich bunt zu färben, und durch die Luft zogen feine, silberne Fäden, die sich glänzend in der Ferne verloren.

Elfriede fühlte in Pitts Wesen eine innere Wärme, die nie ganz auf die Oberfläche drang, sie fühlte, daß er sie so liebte, wie er überhaupt zu lieben fähig war, und eines Tages sagte er es ihr selbst. —

Sie war zu ihm herangetreten und hatte in leiser Zärtlichkeit ihren Kopf an seine Brust gelegt. — Könnten wir denn nicht ganz zusammen bleiben? fragte sie mit ruhiger, verhaltener Stimme, scheint es dir denn so ganz, ganz unmöglich? —

Er machte sich los von ihr. Elfriede! sagte er, du weißt nicht, was für ein Mensch ich bin; es ist ganz, ganz unmöglich. — Doch, doch sagte sie, ich weiß alles. — Nein, du weißt es nicht, wie haltlos, wie unbeständig ich bin. Mir ist es jetzt, als liebte ich dich; ich fühle es stärker als ich Herta gegenüber fühlte; aber ich kenne mein Gefühl, ich weiß, daß es nicht standhält. Ich empfinde zuzeiten gegen die allernächsten Menschen so, daß ich im Zweifel bin, ob ich überhaupt irgendeines Gefühles fähig bin. Es liegt nicht an den Menschen, es liegt nur an mir, an der Zusammensetzung meines Wesens. Du stehst mir jetzt unendlich näher als damals, wo wir zum erstenmal zusammen waren, ich weiß: Wenn ich das Leben mit jemand leichter ertragen kann, als ganz allein, so bist du es; eine Zeitlang wird es scheinen, als seien wir beide glücklich; dann kommt wieder langsam jenes halb wahnsinnige Gefühl über mich: Mich herauszureißen aus allem was mich bindet! — Es soll dich nichts binden, sagte Elfriede, du sollst das Gefühl behalten frei zu sein, durch nichts gebunden. Du sollst gehen können wann du willst, du sollst

Digitized by Google

nicht immer bei mir bleiben; ich weiß; nur wenn du das Bewußtsein deiner Freiheit hast, kannst du dauernd mit einem Menschen zusammen sein. Und wenn die schlimmen Zeiten kommen, wenn du wirklich gehst, so weiß ich: du wirst zurückkommen, ich werde immer die sein, die dir am nächsten steht. — Pitt hob den Arm: Du kannst es nicht ertragen, du wirst Bitterkeit gegen mich empfinden, du wirst es fühlen, wie egoistisch, wie herzlos ich im Grunde bin. Du sollst dich nicht täuschen lassen durch meine Worte: ich sagte dir, du ständest mir am nächsten von allen Menschen. Genau dasselbe habe ich einst zu Herta gesagt, und ich weiß: ich habe damals mich und sie selbst betrogen. Herta war für mich nichts anderes, als das, was der Ast, der über den Fluß hängt, für einen ist, der auf den Wellen treibt. Ich klammerte mich an ihn, ich suchte mich aufs Land zu ziehen. Kaum war ich ein wenig trocken, kaum hatte ich die Erschöpfung etwas vergessen, verlor ich alle Dankbarkeit, wollte ich wieder zurück in den Strom, ging mich der Ast im Grunde nichts mehr an. Ich suchte mich vor mir selbst zu täuschen, mir einzureden, das alles sei nicht wahr. Herta fühlte es aber ebenso deutlich wie ich, nur hatte sie mehr Mut und Klarheit, und machte da ein Ende, wo ich immer flicken und wieder flicken wollte. Dann bildete ich mir ein — wie früher schon in ähnlichen Momenten: ich liebte dich — um nicht so völlig leer und gefühllos vor mir selber dazustehen: Elfriede! Glaube nicht an mein Gefühl, es ist nur Täuschung und Halbwahrheit. Du weißt nicht, an was für einen Menschen du dich ketten willst, all deine Liebe würde nicht hinreichen das Leben mit mir zu ertragen. — Nur dann, sagte Elfriede, wenn ich fühlen würde, daß alles wahr ist was du sagst. Aber es ist nicht wahr! Zuvor hast du gesagt: du liebst mich so, wie du einen Menschen nur lieben kannst, und jetzt, wo ich hierauf weiter bauen will für mich und für dich, widerrufst du alles, setzest du alles in ein zweifelhaftes Licht. Pitt, daraus sehe ich, daß dein Gefühl zu mir ein echtes, tiefes ist; es packt dich eine Angst der Verantwortung, und nun widerrufst du alles, weil du mich zu sehr liebst um mir ein Schicksal zu bereiten, das nur in deiner Angst besteht! — Ja, sagte er, so ist es; ich will nicht schuld sein, daß du unglücklich wirst. Herta ist nicht unglücklich geworden, aber sie hat auch die Kraft gehabt, frühzeitig genug alles durchzuschlagen, und dann liebte sie mich lange nicht so wie ich fühle, daß du mich liebst! — Du redest immer von Hertas Stärke — ich kann dies nicht als Stärke empfinden, ich fühle mich viel kräftiger als sie, denn meine größere Liebe macht mich stärker gegen alles was mich treffen kann. Alle Zeiten scheinbarer Entfremdung, die zwischen dir und mir kommen können — und sie werden kommen — werde ich ertragen in der Gewißheit, daß du dich stets, stets zu mir zurückfinden wirst. Wir werden Kinder haben, und in ihnen werde ich dich selber wiederfinden, und du vielleicht auch mich. Du siehst mich noch zu sehr mit den Augen, mit denen du mich früher sahst: ich bin kein junges Mädchen mehr, voller Ideale und Ansprüche, meine Liebe zu dir ist eine andere geworden als sie war. Ich wollte dich vergessen, mehr als ein Menschenschicksal hat sich mit meinem eigenen gekreuzt — und ich habe es erfahren, daß der Weg aus ihnen immer wieder zu dir zurückführt. Ich bin geläutert worden und komme wieder zu dir: ich weiß alles, alles, wie es werden wird, aber dies alles zu tragen bist du mir

Digitized by Google

wert, denn nie war ein Mensch da, den ich so liebte, und nie, nie wird jemand in mein Leben treten, zu dem ich so empfinden könnte wie zu dir. Mir ist ja, als kennte ich dich, so lange ich überhaupt nur denken kann! — Du weißt es nicht, Elfriede, was du auf dich nehmen willst! — Ich weiß alles, und ich nehme es auf mich. — Sie war zu ihm getreten und sah ihm in die Augen. Da zerlöste sich alles in ihm in einem Gefühl unsäglicher Dankbarkeit, er sank fast an ihr nieder. — Ich will es versuchen, Elfriede, und wenn du mir hilfst — mein Gott, wenn nicht alles tot und wüst ist in mir — o Elfriede, wenn ich noch mit dir zusammen glücklich würde! —

Du wirst es, soviel du überhaupt glücklich werden kannst! Und ich mit dir! — Und deine Kunst, was wird aus deiner Kunst? — Die wird mir doppelt wert werden, denn ich werde mich viel an sie halten müssen. — Elfriede, ich schäme mich, wenn ich dich so reden höre; bin ich denn wirklich so fürchterlich, wie ich mir selbst erscheine? — Sie lächelte: So lange du so fragst, bist du es nicht. — Er legte seine Hände um ihr Haar und küßte sie. — Du bist stark und kräftig, sagte er, und deine Kinder werden es auch sein, wenn sie dir nachgeraten. Du wirst mit ihnen jung bleiben und leben, und ihr alle werdet kräftiger und stärker sein als ich. — Seine Augen sahen über Elfriede hinweg ins Abendrot; er schwieg, und wie zu sich selber sagte er nach einer Weile langsam: In einem aber werde ich sie alle überholen; einen nach dem andern werde ich hinter mir lassen, denn ich fühle es: Ich werde ur—uralt.

Rundschau

Allgemeineres

Der Fremde

(Aus einem Literatenbrief)

Langweilig und mittelmäßig, so sagen Sie, scheint Ihnen der allgemeine Anblick der heutigen Literatur. Wie schrecklich müssen Sie sich nach diesen Worten die Lage des Berufskritikers vorstellen, der in solchem Meer von lauwarmen und farblosen Erzeugnissen täglich stundenlang herumplätschert. Aber ich kann Ihnen nicht recht geben. Zwar, die Mittelmäßigkeit sei zugestanden, wenn Sie den Maßstab künstlerischen Könnens allein anlegen, wie man es wohl tut, wenn man die über Jahrzehnte hinaus dauernde Bedeutung eines Buches untersuchen will. Doch warum sollten Sie, der Sie von der Literatur Genuß, Anregung, Erheiterung und andererseits Vertiefung Ihres Denkens und Fühlens erwarten, warum sollten Sie gerade diesen Maßstab bevorzugen? Betrachten wir doch die Dichtung nicht engherzig nur als Literatur! Wie sie in ihrer ganzen Ausdehnung aus der Fülle des wirklichen und wirkenden Lebens heraus geboren wird, so sollten wir sie billig wieder in dieses Leben hineinwirken lassen, wenn uns nicht Berufspflicht zwingt, das „Kunstrichtertum“ dem Leben vorangehen zu lassen. Und wenn ich die Mittelmäßigkeit im Künstlerischen zugestehe, so tue ich das nicht im Menschlichen: das Gesamtbild der Menschheit, welches aus Prosa und Dramen und den wenigen in Frage kommenden Gedichten unsrer Zeit herausschaut, ist gar nicht mittelmäßig, und fast jede zweite Woche finde ich darin einen neuen Kopf, eine neue überraschende und doch überzeugende Situation,

Digitized by Google

eine Erweiterung, wenn ich so sagen darf, meines Bekanntenkreises, meiner Erfahrung und meiner Gedankenwelt. Buchleben, sagen Sie, Papierweisheit! Aber meinen Sie im Ernst, wenn wir in irgendeinem „lebensvolleren“ Beruf steckten, wäre es selbst der des Handlungsreisenden, und begegneten allerlei Leutchen, wie sie uns der Dichter im Konterfei vorstellt, auf dieser Welt in persona —, glauben Sie, wir sähen sie dann mit unsern gewöhnlichen Augen tiefer, richtiger, „lebendiger“ als der Dichter mit den seinen?

Darf ich ein Beispiel geben, wie diese Art von Literaturbetrachtung gemeint ist? Seit längerer Zeit finde ich immer wieder in unsrer Dichtung ein Gefühl gestaltet, dem ich in älterer Dichtung nirgends begegnet bin. Fremdheitsgefühl will ich es nennen. Ich glaube wirklich, daß unsre Zeit dies Gefühl in absonderlicher Stärke und in einem Maß erzeugt, das früheren Zeiten unbekannt gewesen sein muß. Wenigstens finde ich in früherer Literatur den Fremden nur gelegentlich einmal, nur einen Anklang an die Fremdheit. Man könnte wohl die betreffenden Episoden und Stimmungen aus ihnen streichen, ohne Wesentliches zu entfernen, in dem Gesamtbilde unsrer Zeit aber würde ein wichtiger Ton fehlen, wollten wir das tun. Und sollten Sie dem Fremden nicht begegnet sein? Nur ein paar Worte zu seiner Charakteristik. Fremd ist er nicht nur dem Streben und Fühlen der Masse, sondern ebenso fast den ihm Nahestehenden, Eltern, Geschwistern, Standesgenossen. Er ist anders als sie, und man wirft es ihm vor, nicht ohne Grund, aber ohne Recht, denn er hascht nicht nach seiner Eigenheit, sondern er leidet an ihr; aus seiner Einsamkeit heraus gibt er der Welt, was sie nach allgemeiner Billigkeit fordern darf, aber gibt es nur, um sein Inneres frei zu kaufen, das ungestörte Leben in sich selbst. Er kann kaum schädlich wirken, da er wenig mit andern verbunden ist; nichts weniger als ein Sinnenmensch, ist er durchaus Triebmensch, wenngleich seine Triebe schwach ausgebildet sind und mehr auf Abwehr als auf Eroberung ausgehen. Er ist Aristokrat durch Wahlverwandtschaft, im Ethischen geborener Indifferentist — Fatalist wäre vielleicht besser gesagt; oberflächlichem Blick erscheint er zuweilen als Leugner. Da haben Sie den Menschentypus. Aber auch das Gefühl der Fremdheit rein als augenblickliches seelisches Erlebnis, spontan kommend, wachsend und vergehend, auftauchend wie ein blinder Fleck in einem Gemälde, erinnert immer wieder an die gleiche Beobachtung. In Hauptmanns „Einsamen Menschen“, Schnitzlers „Einsamem Weg“, Polenzens „Thekla Lüdekind“ so gut wie bei Thomas Mann und Otto Stößl finden Sie dieses seltsame Gefühl. Auch die ausländische Literatur zeigt da Charakteristisches. Strindbergs „Christine“, Ibsens „Hedda Gabler“, Björnsons „Ragni“ und seine unvergeßliche „Mary“ können zum Beweise dienen. Und erinnern Sie sich jenes feinen und durchsichtigen Romans von Jonas Lie, „Eine Ehe“ genannt, der ganz und gar auf Fremdheitsgefühlen ursprünglichster Struktur aufgebaut ist?

Sie lächeln und meinen, daß ich mühsam nach ein paar Beispielen herumsuche. Aber ich bin noch nicht fertig; und dann: ein Brief ist keine wissenschaftliche Arbeit. Ich möchte Ihnen nur helfen, die augenblickliche Verstimmung zu überwinden, die Sie gegen die Dichtung unsrer Zeit ergriffen hat. Ich

Digitized by Google

komme Ihrem Skeptizismus entgegen und höre Ihre Bedenken. Sie bezweifeln, daß diese Art Fremdheit gerade nur für unsere Zeit *charakteristisch* sei. Dagegen sagte ich schon: ich meinerseits finde sie in der früheren Dichtung nicht einmal. Aber mag ich auch darin irren: Sie sind mit mir gewiß einig darin, daß jede Zeit ihre eigene Geisteshaltung ausbildet, welche das ganze Leben, alle Gesten und Formen durchbildet und färbt, und so müßte denn auch unsre Fremdheit anders beschaffen sein als die Fremdheit vergangener Perioden, wie etwa die Liebe vom „Werther" Goethes bis zu Halbes „Jugend" auch ihre Formen gewandelt hat. Diese unsre Fremdheit finde ich in unsrer Dichtung. In unserm Leben um mich herum und wohl auch in mir. Wo kommt sie her? Es ist schwer, darüber Haltbares zu sagen. Und der Platz der Soziologie im System der Wissenschaften ist ja noch immer nicht endgültig erobert. Einige Andeutungen seien immerhin versucht. Je größer die Masse einer menschlichen Gemeinschaft wird, um so stärker bilden sich geistige und sittliche Gegensätze in ihr aus. Die Gründung des Reiches schloß zahlreiche verschiedene Stammesgegensätze zu einem Gebilde zusammen, die deutsche Bevölkerung nahm fortgesetzt zu: so wuchs mit den einander sich nähernden Gegensätzen die Fremdheit, welche eine Übergangsform ist. Denken Sie daran, wie unendlich viel leichter allgemein-menschliche Beziehungen in Goethes Wilhelm Meister, in Immermanns Oberhof, und auch noch in Kellers Grünem Heinrich sich anknüpfen, als es uns natürlich vorkommen will — und das trotz der Standesverschiedenheiten. Wie sehr hat auch die Gastfreundschaft abgenommen! Je mehr Menschen reisten, um so weniger reichte private Gastfreundschaft aus, um so mehr wurden wir an fremde Gastlichkeit gewöhnt und der Bekanntschaft mit den Gastgebern enthoben. Man spricht so viel vom Ausgleich der Stände. Ein Wesensausgleich kann aber damit nicht gemeint sein. Nur ein sozialer, politischer Ausgleich. So erzeugt das Standesgefühl, das im Rechtszustand nicht mehr begründet ist, aber doch da ist, den Gestus der Fremdheit, um sich zu erhalten: und der Gestus der Fremdheit bringt das Fremdheitsgefühl.

Auch darüber werden wir einig sein, daß Weniges die Menschen so tief voneinander scheidet wie verschiedene Bildung. Aber mit jedem Jahr ist jetzt die Zahl der Bildungsmöglichkeiten gewachsen; und je mehr Junge sich nun ihr ganz individuelles Bildungsideal schaffen, um so leichter entfremden sie sich der Masse der traditionell Gebundenen. — Das letzte Kunstwartheft brachte ein Stück aus Paul Ernsts „Seliger Insel" — einem Buch, das die Überwindung der Fremdheit zum Gegenstand hat. Und gerade dieses Stück zeigte die Fremdheit als ein Ergebnis der modernen Arbeitsteilung. So wirken in mancherlei Weise äußere Veränderungen — *Kulturformen* — auf gesellschaftliche Fremdheit hin. Aber nicht sie allein. Auch die *Kulturinhalte*, Wissenschaft, Geisteshaltung tun das ihre. Wir nennen uns mit mehr oder weniger Recht Individualisten, Skeptizisten, Positivisten, Relativisten. Wollen Sie leugnen, daß alle diese „Ismen" Nährböden des Subjektivismus, der Fremdheit sind? Ich bin anders als du, die Wissenschaft erlaubt es, begründet es, will es, deine Meinung ist nicht meine. Was geht sie, was gehst du mich an?

Digitized by Google

Genug —, zu beweisen ist die Fremdheit nicht, weder als individuelles noch als soziologisches Phänomen. Aber sie ist fühlbar. Ich nenne Ihnen wieder zwei Werke, welche sie gestalten. Karl Hauptmanns Roman „Einhart der Lächler", der im Titel einen Gestus der Fremdheit trägt, und so viel Fremdheitsgefühle und Fremdheitsursachen offenbart. Und René Schickeles Roman „Der Fremde". Verzeihung, daß ich ein solches Produkt der Ohnmächtigkeit vor Ihnen nenne. In der öden Bohèmeluft und dem ranzigen Sensualismus der späteren Teile dieses Machwerkes versinken natürlich alle dichterischen Absichten. Aber es hat trotzdem nicht nur im Titel unser Charakteristikum. Und nun mein letzter Trumpf: wir haben einen Dichter, einen wirklichen Dichter, der sein ganzes Schaffen der „Fremdheit" zugewandt hat. Von ihm — er heißt Friedrich Huch — stammen nicht weniger als drei „Fremde". Und alle drei sind ganz organisch geworden, nicht aus Erbschaften, Soziologie, Psychologie, Geschichte „erklärt", nicht einmal aus sehr individuellen Lebensverhältnissen. Ich bin Optimist genug, diesem Dichter die individuelle Notwendigkeit zu glauben, welche ihn zu dieser Gestaltung trieb — aber ich glaube nebenbei auch, daß diese Gestalten auf der andern Seite ganz unsrer Zeit und nur ihr angehören.

Schreiben Sie nicht wieder von Langeweile und Mittelmaß! Sonst werd ich mich des Gedankens nicht ganz entschlagen können, daß auch Sie die Literatur ein wenig zu „literarisch", ein wenig zu „artistisch" ansehen. Mir scheint: entnehmen wir ihr, was sie vermittelt, so ist auch die moderne wirklich lesenswert genug. Wir dürfen getrost die Dichtung in unsrer Weise betrachten, wenn wir ihr nur nicht Gewalt antun, nicht von außen, sondern von innen ihr Wesen betrachten, nicht unser Wissen bereichern, sondern unser Schauen von ihr erweitern lassen... Ezard Nibden

Literatur

Künstler und Prophet

Zu van Eedens jüngstem Roman „Die Nachtbraut"

Der fünfzigste Geburtstag Frederik van Eedens steht vor der Tür. Wieweit dieser holländische Name bei uns schon Volkstümlichkeit erlangt habe, ist nicht genau zu sagen. Doch darf man hoffen, daß er auch in Deutschland allen näheren und namentlich den anspruchsvolleren Freunden der Dichtung wohlvertraut und wert ist. Zu seinem Halbjahrhundertfest hätten seine Bewunderer für die Mehrung seines Ansehens nichts Besseres unternehmen können, als er selber getan hat: durch sein jüngstes Werk, das kürzlich (von Else Otten vorzüglich übertragen) in Deutschland* erschien.

Es ist ein Roman. Er könnte „Muralto" heißen, nach dem Helden, oder „Die freudige Welt", wie eine Aufsatzsammlung des Dichters, oder er könnte irgendeinen andern schönen, ernsten, vielbedeutenden und hochgemuten Namen tragen. Der Leser würde keine Enttäuschung erleben. Nun ist das Buch einmal „Die Nachtbraut" (sinnvoller wäre „Traumbraut") genannt; dabei muß es wohl bleiben. Ein wichtiges Motiv wird damit auch gekennzeichnet, von der Tiefe und Weite des Ganzen aber kein Begriff gegeben.

Im Kunstwart haben wir vor einem Jahr (Kw. XXII, 7) das

* Berlin, Concordia (Herm. Ehbock)

Digitized by Google

gesamte dichterische Schaffen van Eedens, soweit es verdeutscht zu haben war, des näheren betrachtet. Der neue Roman setzt die Reihe seiner gehaltreichen Arbeiten nicht bloß würdig fort; er erscheint sogar als diejenige, die nach dem „Kleinen Johannes“ den stärksten Anspruch erheben darf, neben diesem Hauptwerk von der deutschen Leserwelt gekannt und geliebt zu werden. Wie „Der kleine Johannes“ geht „Die Nachtbraut“ weit über den Bezirk des Romans, auch des ernsthaften, hinaus, sprengt die künstlerische Form an mehr als einer Stelle und bleibt doch immer edle Dichtung.

Ein Zweiseelentum kennzeichnet ja Frederik van Eedens gesamte Lebensarbeit bis auf diesen Tag. Von den Eltern ererbte er die gut niederländische Mischung eines unbestechlichen, fast nüchternen Wirklichkeitssinnes und einer schwärmerischen, ichflüchtigen, religiösen Phantasie. Von der Masse, die da blind abwechselnd mit beiden Gaben wirtschaftet, unterscheidet sich die erlesene Persönlichkeit dadurch, daß beide Seelenhälften aus reinerem Stoff geschaffen und innig miteinander verwoben sind. Der Wirklichkeitssinn war künstlerische Unmittelbarkeit der Lebensdarstellung; der religiöse Sinn stellt sich, selbst wo er als erkennerische Gottliebe auftritt, in den Dienst des Irdischen.

Alle Dichtung Frederik van Eedens ruht auf einer elementaren Liebe zur Mitmenschheit. Zur unfruchtbaren Atelierkunst bildet sie den äußersten Gegensatz. Oft genug sieht es so aus, als sei der Dichter van Eeden nur zufällig, unwillkürlich Künstler, von innerster Überzeugung her aber Zweckmensch vornehmsten Ranges: Erzieher zur Wahrhaftigkeit, Anwalt der Erdenfreudigkeit, Prophet der großen Menschenliebe. Der hohe Wert und die unwesentlichen Schwächen seiner Dichtkunst sind hieraus zu erklären.

Als Held des Romans wird uns vom Dichter ein italienischer Graf von halb nordischer Abstammung vorgestellt, der im Alter die Geschichte seiner Jugend mit all ihren seelischen Kämpfen samt dem späteren Ringen und Friedenfinden des Geistes niederschreibt, auf daß das Dokument nach seinem Tode der Allgemeinheit nutzbar werde. Eine Einkleidung, die nicht eben durch Neuheit besticht und sichtlich nur aus einer Art großzügiger Bequemlichkeit gewählt wurde, weil sie dem Dichter erlaubt, nach Bedürfen vom Bericht der Geschehnisse zum Ausspinnen seiner Gedankenfäden überzugehen, gelegentlich nach altväterischem Brauch unmittelbar zum Leser zu sprechen und an geeigneter Stelle die erzieherische Absicht redlich zu offenbaren.

Als Sohn entzweiter Eltern wächst der junge Muralto heran. Der freigeistige, priesterfeindliche Vater entzieht ihn noch als Kind dem Einfluß der bigotten Mutter; jahrelang reist er mit dem Sohn durch Europa und sucht ihn dabei nach seinem, des Vaters, Sinn zu bilden. Die jugendlichen Nöte eines überzeugten Gewissens hemmen die Absichten des Vaters. Im Heranwachsen entfremdet sich der junge Graf dem alten mehr und mehr, während er sich zu der fernen Mutter immer stärker zurückgezogen fühlt. In verzweifeltem Grimm geht der Vater aus dem Leben; das letzte noch mißlingt ihm: den verlorenen Sohn mit sich zu ziehen. Der schließt sich jetzt an die Mutter an. Umsonst versucht er, sich zu ihrer ruhevollen Kirchlichkeit zu bekehren. Im übrigen gibt er mit

Digitized by Google

resignierter Freundwilligkeit dem Einfluß der Mutter nach und heiratet ihren Schützling, eine fromme, schöne und reiche Italienerin, ohne sie zu lieben.

Jahre hindurch lebt er das Leben eines tüchtigen Diplomaten und einwandfreien Ehemannes, indessen seine Seele gleichmäßig leer und trübe bleibt. Ein lebhaftes Traumleben bemächtigt sich in dieser Zeit seines Gemüts und wird ihm allgemach bedeutsamste, trostreichste Wirklichkeit. Im Traum sieht er die Jugendgeliebte wieder, im Traum beschwört er eine selige Zukunft des Menschtums herauf. Er entdeckt und erzwingt sich die Macht, von der Bewußtheit des Tageslebens her Einfluß auf sein Traumleben zu gewinnen. Und der feste Glaube erwächst ihm, daß die Traumlebendigkeit der Seele das sicherste Zeugnis für ihre Unsterblichkeit sei.

„Die Lösung unsers Lebensgeheimnisses", sagt er einmal, „liegt im Traum." Und an andern Stellen: „Die Empfindungen des Tageslebens reichen nicht über das Grab hinaus und schwinden zugleich mit des Körpers Verwelken. Aber die Empfindungen während des Schlafes, die noch unerforscht und ungemessen, beginnen dort, wo die Augen geschlossen sind, wo die Ohren nicht hören und die Haut nicht fühlt, und reichen bis in jene Regionen, über die wir ebenso gut, ja eigentlich noch besser unterrichtet sein möchten als über die der Tagessphäre." „Was wir Schein nennen, das ist nur eine andre, flüchtige Wirklichkeit." Und nach sehr genauer Schilderung vieler einzelnen Phänomene: „. . . Wer das ein einziges Mal wahrgenommen hat, so wie ich es viele hundert Male wahrnahm, kann die Voraussetzung, daß die Vergänglichkeit dieses sinnlich wahrnehmbaren Körpers eine Möglichkeit von Wiederherstellung, von erneutem Fühlen, Wollen und Wahrnehmen hinterlasse, nicht mehr ohne weiteres leugnen. Ebensowenig kann er mehr behaupten, daß wir für das Dasein eines Teiles von unserm Wesen, das sich von dem wahrnehmbaren Körper trennen läßt, keinerlei Anzeichen oder Beweise besäßen — mögen wir dies nun »Seele« oder »Schemen« oder sonstwie nennen."

Im Traum erscheint dem Dichterstellvertreter auch das schlichte Mädchen, das er lieben muß, zum erstenmal; bald danach erst begegnet es ihm im Tagesleben. Um dieser reinen, reichen Seele willen, die auf ihn zu warten schien, gibt er die glänzende Lebensstellung, die reiche Frau und das gesamte Familienleben auf. Verarmt wandert er mit der Geliebten nach Amerika aus. Ehe er seine kühnen und etwas dunklen Pläne zur Organisation der Massenbeseelung irgend verwirklichen kann, ja ehe er nur für sich und die zarte, junge Frau ein annehmbares Dasein erarbeitet, stirbt sie. In ihrer Heimat, einem stillen holländischen Seestädtchen, lebt er dann, durch eine kleine Erbschaft vor äußeren Sorgen geschützt, den langen Rest der Jahre in wachsender Verinnerlichung. Der wertvollste Besitz, den er zu hinterlassen hat, ist die Beschreibung und Deutung seines Lebens.

Und dies Vermächtnis bedeutet uns wirklich eine beträchtliche Erbschaft. Wir müssen ja nicht — um im Bilde zu bleiben — alle gedanklichen Verbindlichkeiten des Erblassers mit übernehmen. Der hochherzige Entschlafene verlangt das gar nicht; wir erben nur Aktiva. Und er weiß es wohl, daß überhaupt nur die Weisheitsschätze, die

Digitized by Google

wir uns in eigenster Arbeit umschmelzen, geistigen und sittlichen Münzwert haben. So dürfen und sollen wir selbst prüfen, was wir von seiner Errungenschaft behalten und uns zu eigen machen wollen.

Von seinem Künstlertum ist beim Erzähler selber kaum die Rede. Diesen Teil des Nachlasses nehmen wir selbständig ohne Bedingung in Besitz. Die Zuverlässigkeit z. B., womit die unterschiedlichsten Sonderbezirke der Wirklichkeit dargestellt sind: holländische, englische, romanische, amerikanische Wesenszüge, weltmännische und kleinstädtische Art, protestantische, katholische, materialistische, mystische Gläubigkeit, äußeres und inneres Leben. Oder den Reichtum an vielfältigem Weltgefühl, wie er schon aus solchen Beispielen zu merken ist. Oder die organische Wahrheit und feine Sonderlichkeit des Helden und all der übrigen Menschencharaktere, die wir durch sein Erleben hindurch kennen lernen. Kurz: die reife Poesie eines Gestalters von ungewöhnlichen Gaben.

Dem Propheten van Eeden kann schließlich nichts anderes zugrunde liegen. Künstlertum und Prophetentum sind bei ihm, genauer gesehen, nicht sowohl Erscheinungen zweier Seelen, als zwei Seiten einer einheitlichen Persönlichkeit, deren Sehnsucht auf Gestaltung ausgeht, sei es nun Gestaltung des gedankenhaltigen Wortes oder der durchträumten Umwelt.

Niemand ist verpflichtet, diese neue, sehr subjektive und im Überschwang nicht unbedenkliche Wissenschaft vom Traumwesen anzuerkennen oder gewisse Formeln zu erlernen, in die der Denker van Eeden seine sozialen Anschauungen einzuordnen liebt, oder die Verkündung künftigen Menschheitsglückes vorbehaltlos zu glauben. Allein der befeuernden Kraft, die von diesem Mann ausgeht, wird sich keiner entziehen können, der das jüngste Werk mit der Sammlung, die es beansprucht, zu lesen beginnt.

Was es vom Wesen des Traumes sagt und enthüllt, das zwingt uns auf alle Fälle, aufzuhorchen und nachzudenken und zuzugestehen, daß wir ein weites Feld seelischen Gebietes unerforscht und unbebaut lassen, darauf uns ein Zuwachs an Freudigkeit gedeihen könnte. Wie es sich in die Probleme des Christentums und des Sozialismus vertieft (um nicht zu sagen: verbeißt), wie es beide zu verbinden und dabei allen Parteifanatismus, allen Dogmatismus des „wahren Wortes“ für die sinnliche und die übersinnliche Welt zu besiegen trachtet, das eröffnet so viel Fernsichten, bringt so viel Anregung, Aufwühlung, Erfreuung, wie halt nur in den Werken vorkommt, die eine große Persönlichkeit mit völlig hingegebener Seele hervorbringt.

Ein bißchen „germanische Formlosigkeit“ wird man bei so viel germanischer Dichtergewalt hinnehmen müssen. Wer sonst ein braver Kunstwächter ist, widerspricht sich nicht gern; aber er muß es bekennen: es gibt Ausnahmen. Größe und Innigkeit über das Maß kann von Rahmenglätte entbinden. Und so eine Ausnahmeerscheinung ist dieser van Eeden. Dieser Künstler und Prophet, dem Christus in der Menschheit verkörpert scheint und der als Fünfziger uns eine Dichtung schenkt wie „Die Nachtbraut“ — in Prosa ein Lied voll des Gefühles: alles um Liebe!

Willy Rath

Nanny Lambrecht

Nanny Lambrechts Werke sind sozusagen die Sensation der

Digitized by Google

katholischen Literaturkreise. Wer aber von den äußeren Umständen dieses „Falles“ nichts weiß, wird das kaum verstehen. Denn sie sind weder künstlerisch so hervorragend in der allgemeinen oder auch nur in der „weiblichen“ Romanproduktion unsrer Tage, noch menschlich so bedeutend, daß diese Sensation rein aus den Werken heraus begreiflich würde. Da die Lambrecht aber in Stil und Lebensauffassung realistisch-impressionistisch vorgeht, kommt sie den Neigungen des Muthschen Kreises ebenso entgegen, wie sie seine Gegner abstößt. Muth hat immer die Auseinandersetzung mit dem wirklichen Leben unsrer Zeit im Roman gefordert, und hier war denn eine Dichterin, welche diese Auseinandersetzung nicht nur nicht scheute, wie so manche katholische Dichter sonst, sondern sie mit unzweifelhaftem Talent und eindringlicher Leidenschaft betrieb. Die „Statuendame“ schon erörterte Eheprobleme in stellenweis stark „frauenrechtlerischer“ Beleuchtung; dazu war der Roman durchaus naturalistisch geschrieben und ganz in Milieu getaucht; die „Armsünderin“ aber enthielt in reicher Fülle jene Züge und Begebenheiten des Menschlich-Allzumenschlichen, die man in katholischer Literatur so lange vermißt hatte. Mag das nun aus der Persönlichkeit und ihrem Stil oder aus dem Wesen dieser Kunst selbst hervorgehen, eins ist sicher: eigentlich katholisch wirken die beiden Romane ebensowenig wie die früher einmal durch Verleihung des Kölner Blumenfestspielpreises in weitesten Kreisen diskreditierten Novellen* der Lambrecht. So sind Streitigkeiten entstanden, die der sachlich ruhigen Beurteilung der Werke kaum zugute kamen. Richard Knies hat sogar in dem jungen kölnischen Verlag von Hermann J. Frenken eine Broschüre veröffentlicht: „Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht“. Ich glaube nicht, daß durch den naiv-groben und aufdringlichen Feuilletonismus, wie ihn dieses Buch enthält, sachlich genützt wird, aber sein Erscheinen ist jedenfalls für die Lage sehr bezeichnend.

Nochmals: rein literarisch ist an Nanny Lambrechts Werken verhältnismäßig wenig Erstaunliches. Wie heute sehr viele Frauen (ich erinnere an Klara Viebig, Else Jerusalem, Auguste Hauschner, Helene Böhlau, Anna Croissant) pflegt sie einen auf gute Beobachtung gestützten Realismus und wendet der Milieuschilderung größte Aufmerksamkeit zu. Daß sie hier und da bis zum krassen Naturalismus gelangt, anderseits aber Gedankengut überhaupt nicht zu gestalten weiß, sondern höchstens als tote Masse von Räsonnement dreingibt, bezeichnet ihre größte Stärke und böseste Schwäche. Doch weist das jüngere der beiden Werke, „Armsünderin“, einen entschiedenen Fortschritt auf von der Reflexion zur Gestaltung, der allerdings vielleicht auch mit einer Verringerung des geistigen Gehaltes bezahlt wurde. Es spielt in einem Hunsrückdorf; bäuerische Typen, wie der alte Dorfschulze, seine kränkliche und feinfühlende Frau, sein robuster Sohn — der Vater des unehelichen Kindes der Armsünde-

* „Was im Venn geschah“, Novellen, Verlag Fredebeul & Koenen, Essen (4 Mk.); „Die Statuendame“, Roman, Verlag Bruns, Minden (6,75 Mk.); „Armsünderin“, Roman, Verlag Kösel, Kempten (6 Mk.)

Digitized by Google

rin — muten ebenso lebenswahr an wie die unterschieblichen Vertreter der Geistlichkeit und die mit grellem Fackellicht beleuchteten Zigeunergestalten der „Scheibbacher", deren Kind die „Armsünderin" ist. Diese macht im Verlaufe des Romans die Süße junger Liebe, Schmerz und Schande und endlich Freuden unehelicher Mutterschaft durch, um dann den Läuterungsweg der Seele durch alle Martern einer äußerlich gehandhabten pseudochristlichen Bauernmoral zu gehen, die sie in den Tod treibt, als sie sich auch von dem gütigen Bischof nicht völlig verstanden sieht. Der Aufbau dieser Handlung ist straff und überzeugend wie die Charakterzeichnung. Die Entfesselung wilder Leidenschaftlichkeit gelingt der Lambrecht ebenso wie gelegentliches Aufleuchtenlassen eines guten Humors, beschaulicher oder weichmütiger Menschlichkeit. Wir hätten in der „Armsünderin" eine sehr bedeutende Dichtung, wenn die Verfasserin einerseits sich weiter vom rein Stofflichen entfernt zu halten, anderseits die Energie ihrer Leidenschaft etwas bedächtiger zu verteilen verstände. Der Roman leidet an einem Übermaß von Stofflichkeit; man sucht vergebens nach Überschau und leitenden geistigen Gesichtspunkten darin. Die Dichterin schüttet die Masse ihres Beobachtungsmaterials nicht ungeordnet aber künstlerisch unbewältigt aus; sie erzählt im ununterbrochenen Fortissimo des Präsens, und Gut und Böse dringen mit gleicher Heftigkeit auf den Leser ein. Daß sie dabei durch Bildung neuer Zeitworte und Ausdrücke Glanzlichter aufsetzt, an sich ein unschuldiges Vergnügen, erhöht hier den Eindruck des Chaotischen. — Immerhin erweist die „Armsünderin" einen bedeutenden Fortschritt im Kunstschaffen Nanny Lambrechts.

Denn die „Statuendame" ist in jeder Hinsicht noch weniger geklärt und proportioniert. Der Gedanke, die Kämpfe des dem Deutschen Reiche angegliederten Wallonenländchens um Aufrechterhaltung der eignen Art mit der Entwicklung des Ehelebens eines der Führer, des reichen und kraftstrotzenden Fabrikanten Pavonnet zu verknüpfen, ist an sich tragkräftig. Nur gibt die Lambrecht statt des Eheromans eine Novelle: der Gatte versinkt trotz der Liebe zu seiner schönen, kinderlosen Frau, die, unsinnlich und fromm, sich ihm verweigert, in der Brunst, welche eine pikante Dirne erweckt. Der „Roman eines Volkes" erweist sich als eine Sammlung von Einzelbegebenheiten, Charakterskizzen, Volksszenen und dramatisch zugespitzten Radaufällen. Der Schluß ist durchaus eine Überraschung, wie denn dem Ganzen das geistige Band fehlt. Verkittet sind die Teile mit Landschaftsschilderungen von etlichem Stimmungsgehalt, mit kulturhistorischen Anekdoten und viel untiefem Räsonnement. Hier wie in der „Armsünderin" aber ist Nanny Lambrecht der Darstellung sinnlicher Leidenschaft und starker seelischer Erregung durchaus gewachsen. Zwischen aller heißen Menschlichkeit öffnen sich sogar gelegentlich Blicke in wirklich tiefe Herzenserlebnisse; man bedauert fast, daß sie in diesem unerquicklichen, kein hohes Niveau haltenden Roman verloren gehen. Um so mehr muß man wünschen, daß die Dichterin nach der Kraftprobe dieser beiden umfänglichen Werke sich einfacheren Aufgaben zuwendet. Gelingt es ihr, künstlerische Gestaltung und Formung

Digitized by Google

über die Massen des in ihr aufgespeicherten Stoffes und Temperamentes Herr werden zu lassen, so darf man von diesem reichen Talent noch viel Gutes erhoffen.

Ezard Nidden

Berliner Theater

Wer will sich dagegen sträuben: die Bezeichnung „Mysterium“ für ein Bühnenwerk berührt uns nicht gerade wie ein Überschuß an dramatischem Selbstbewußtsein. Sie gleicht eher einer Schamade denn einer Fanfare, und wenn das Werk vollends, wie Eduard Stuckens „Gawân“, das seit acht Jahren im Druck vorliegt (Charlottenburg, Erich Reiß), aber erst um Ostern 1910 in dem Kammerspielhaus des Deutschen Theaters zur ersten Aufführung gelangt ist, mit Musik, Glockenklang und einem langen, langen Gebete des Königs Artus einsetzt, so können wir uns nur schwer der Befürchtung erwehren, als sollten wir mit Mitteln gewonnen werden, die auf der weltlichen Bühne nur halben Kurswert haben oder doch wenigstens an ihren eigentlichen und natürlichen Forderungen vorübergleiten. Dies Gefühl täuscht uns auch hier nicht. Der Mangel an dramatischer Lebensfülle und Ausdruckskraft bleibt ein Kennzeichen des ersten wie der folgenden vier Akte, zu ihm gesellt sich die Schwächlichkeit der Logik und des architektonischen Aufbaus in der Folge des Geschehens, und unsre Deutung der Symbole, so willig sie auch den vielfachen Schachtelungen und Zerlegungen, Wandlungen und Biegungen des Dichtergeistes nachkommt, sieht sich jeden Augenblick vor Lücken und Widersprüchen. Doch das alles sind Eigenheiten, für die die Bezeichnung „Mysterium“ zugleich Geständnis, Entschuldigung und — wenn man will — Vergebung enthält. Wir müssen wohl dankbar sein, wenn wir statt der dauernden Konsequenz und Klarheit der Gedanken zeitweise eine Erleuchtung des dämmernden Firmamentes spüren, hervorgerufen durch vereinzelte Strahlen eines warmen Gefühls, einer ehrlich suchenden Erkenntnis, einer heilig lodernden Überzeugung, wenn wir von einer freundlichen Hand Gedankenwege geführt werden, die nicht zu neuen Zielen, wohl aber in nachdenklicher Wanderung an anmutigen Bildern vorüber zu lohnenden Ausblicken ins Nahe und Weitere führen, und wenn wir endlich hinter dem allen eine geistige und künstlerische Persönlichkeit vermuten dürfen, die Ernst, Reife und Selbstzucht genug hat, um uns ihre Gesellschaft als einen Gewinn empfinden zu lassen.

Bleibt noch als letzte die Frage nach der Originalität der von Stucken vorgetragenen Gedanken, die schwierigste und gefährlichste, wo es sich um ein „Mysterium“, also um eine Gedankendichtung handelt, die aus dem Elementaren ins Metaphysische, aus dem Wirklichen ins Unwirkliche, aus dem Vergänglichen durch das Gleichnis ins Ewige strebt.

Stuckens „Gawân“ gehört zu den Gralsdramen, deren er bisher, wenn ich recht zähle, drei geschrieben hat. Seine eigentliche Quelle aber ist eine jüngere als der „Conte del Graal“ des Christian von Troies: fast Zug für Zug finden wir Stuckens Handlung in dem mittelenglischen Epos des anonymen Gaweindichters vom Ende des 14. Jahrhunderts vorgebildet, betitelt „Herr Gawein und der grüne Ritter“. Auch hier kommt der furchtbare grüne Ritter nach der Christmette plötzlich an König Artus' Hof geritten, und so schrecklich ist sein Anblick, daß alle Helden der Tafelrunde entsetzt vor ihm

Digitized by Google

und seiner Herausforderung zurückweichen, sein eignes Beil zu ergreifen und ihm damit das Haupt vom Rumpfe zu trennen, wofür ihm freilich vergönnt sein müsse, nach zwölf Monden seinerseits denselben Hieb gegen den Nacken des Wagemutigen zu führen. Keiner wagt es, bis König Artus selbst sich anschickt, die Ritterehre seines Hofes zu retten. Doch da springt Gawân, der junge, des Königs Neffe, vor, ergreift die Axt und schlägt dem Knienden den Kopf ab. Entseelt ist der grüne Ritter dadurch mitnichten. Der Kopf spricht weiter und schärft Gawân noch einmal den Pakt ein: in der grünen Kapelle soll er ihn nach Jahresfrist aufsuchen, dort wird die Vergeltung erfolgen — ein Ehrloser, wer sich ihm nicht stelle! Gawân hält Wort, in langem Ritt durch Einöde und Winterfrost sucht und sucht er den grünen Ritter, bis er endlich um die Weihnachtszeit vor ein einsames, hochgelegenes Schloß kommt und gastliche Aufnahme findet. Ja, mehr als das. Die Dame des Hauses schenkt dem Gaste ihre zärtliche Huld, besucht ihn des Morgens in seinem Schlafgemach und bestürmt seine Reinheit und Ritterlichkeit mit ihren glühenden Verführungskünsten. Tapfer widersteht er, nur einen Kuß läßt er sich auf die Wange hauchen, ohne ihn zu erwidern, und auch ihn gibt er dem von der Jagd heimkehrenden Wirt treulich wieder, denn sie haben am Morgen vereinbart, daß jeder dem andern opfern solle, was der Tag ihm an Beute beschere. Was Gawân aber nicht offenbart und zurückgibt, ist der Gürtel der Dame, den sie ihm zuletzt noch aufgedrängt hat und den er nur genommen hat, weil sie behauptet, Wunderkräfte stäken in ihm und wer ihn trage, sei gegen den Tod gefeit. Denn so fest er gesonnen ist, sein ritterliches Versprechen in der nahen grünen Kapelle einzulösen, gerade im Hause des ihn beherbergenden Ritters und seiner Dame Marie de Hautdesert erfaßt ihn noch einmal die Lebenssehnsucht, und so sehr er sich dann beim Austausch der Gaben auch seiner Schwachheit schämt, am Ende behält er den rettenden Gürtel doch verborgen in seinem Panzer. Mit ihm reitet er zur grünen Kapelle. Wie er aber dort die Jungfrau Maria mit den Zügen der Marie de Hautdesert auf dem Sockel stehen sieht, wirft er den Gürtel von sich und bietet sein Haupt ohne den Talisman dem Streiche des bald erscheinenden grünen Ritters dar. Doch die Jungfrau steigt herab und wehrt den tödlichen Streich: Du hast gefehlt, bist leise gestrauchelt, aber dafür ist die göttliche Gnade da, daß sie dem redlichen Streben solche Fehler vergebe und euch Sterbliche dennoch erlöse!

„Drei Lilien stehn in Blüte auf Gottes Herz:
Die eine ist die Güte, die andre der Schmerz,
Und die dritte, ja die dritte, ist sein göttlicher Wille,
Der will, daß in Sündenmitte uns Heilsgnade stille.
Weil deinen Wandel mit Rührung sein Auge erblickt,
Hat er dir Verführung als Segen geschickt ...“

Dies ist nur eine der vielen Erklärungen und Erläuterungen, die der moderne Dichter einstreut. Ja, ihn faßt zeitweilig ein förmlicher furor scholiasticus. Der grüne Ritter ist der Tod, der Teufel, Luzifer, der Versucher; das Schloß Hautdesert, die hohe Stille, der Gipfel der Verlassenheit, die „Wohnung des Todes“, denn natürlich sind der Grüne und Herr Bernlak de Hautdesert ein und dieselbe Person oder

Digitized by Google

Nichtperson. Und Marie, die Verführerin und Erlöserin, die Astarte und die unbefleckte Himmelsjungfrau, sie stellt jenen mittelalterlich-mystischen Dualismus dar, der Holdes und Häßliches, Reinstes und Sündigstes, Verderbendes und Erlösendes aufs engste zu verbinden liebt. Sie war es, die Gawân mit Liebesgier und Lebenslust versuchte im Auftrage und im Bunde mit dem Tode; sie aber war es auch, die ihn beschützte und befreite gegen den Tod, als er im entscheidenden Augenblick standhaft und reuig mit dem Gürtel, dem durch eine halbe Lüge bewahrten vermeintlichen Amulett, auch die Todesfurcht von sich warf.

So ließen sich die Gleichungen, Parallelen und Gegensätze noch eine hübsche Weile fortführen. Denn das ist das Bezeichnendste und Bedenklichste dieses Mysteriums: es weiß, daß es eins ist, und es glaubt das selber nicht oft genug sagen zu können. Diese Bewußtheit und Selbsterläuterungssucht ist nichts anderes als Schwäche, ein Mangel an Vertrauen zu seinem dichterischen Organismus. Keine Dichtungsart braucht aber nötiger den Glauben an sich selber als Märchen und Mysterium. „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr." Aber auch wirklich nur Dichterkünste, eine bergeversetzende Kraft sieghafter Unwiderstehlichkeit, die an ihrem Gebilde, solange wir davorsitzen, gar keinen Zweifel aufkommen läßt. Die uns mit sich reißt durch Dorn und Dickicht, durch Feuer und Flamme. Und daran gerade fehlt es hier. Jeden Augenblick ertappen wir uns bei nüchternen und ernüchternden Fragen nach der Möglichkeit, der Wirklichkeit, der Notwendigkeit, der Glaubhaftigkeit der Dinge; jeden Augenblick schlägt die Tücke der Objekte der Illusion ins Gesicht. Und allzuviel von dem Wunderbaren, von dem „Mystischen" fällt bei Lichte besehen auf die Rechnung des Maschinenmeisters, der Drähte zieht, Masken klebt, Rüstungen magisch beleuchtet und Totenschragen zu Auferstehungsvehikeln macht.

Genug! Ein auf Krücken gehendes Werk voller Eklektizismus. Aber ein Werk, das mit seiner edeln, neben dem klanglichen auch den geistigen Wohllaut erlösenden Sprache und einem Stilgefühl, das aus Persönlichkeitstiefen zu kommen scheint, einen tröstlichen Schimmer beseelter Kultur mit sich bringt.

Friedrich Düsel

Wiener Theater

Seltsam: gerade aus England, wo das Theater nur mehr von rohen Sensationen leben soll, kommt ein erfolgreicher Versuch, die Bühne wieder in den Dienst religiös-ethischer Aufgaben zu stellen. Noch seltsamer aber: der den Versuch unternommen, ist Jerome K. Jerome, ein übermütiger, von Witz und Laune sprühender Humorist, der sonst dem Grotesken huldigt. Doch Jerome hat auch stille Dämmerstunden innerer Einkehr, wo er wähnt, daß „seine tastende Hand die des Herrn berühre". In einer dieser stillen Stunden tat er („Gedanken eines Müßigen") das Gelöbnis: „Nicht einen Augenblick würde ich über etwas spotten, was dazu dienen könnte, die Herzen weich zu erhalten in dieser harten, bösen Welt." Die Herzen weich zu erhalten und, wenn sie es nicht mehr sind, sie wieder zu erweichen, das ist der sittlichende Zweck seiner dramatischen Legende „Der Fremde" (deutsch von Wilhelm Wolters), in der er der rohen Wirklichkeit ihr durch das milde Wort und das hehre Beispiel des Heilands geläutertes

Digitized by Google

Idealbild entgegenhält. In London, wo durch die weitverzweigte Tätigkeit der Heilsarmee pietistische Bestrebungen überall am Ziele sind, erlebte Jeromes „Legende von heute“ hunderte von Aufführungen. Die Leute, die sich aus allen Schichten des Volkes zu ihnen drängten, machten buchstäblich wahr, was Grillparzer bildlich gemeint: „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, so wie die Literatur die Privatandacht.“ Dem Deutschen Volkstheater in Wien gebührt das Verdienst, das Legendenspiel vor einem deutschen Publikum erprobt zu haben, das für metaphysische Angelegenheiten nicht viel übrig hat und im Theater statt Sammlung und Erbauung Zerstreuung und Vergnügen sucht. Dennoch war auch hier der Eindruck stark; und wer innerlich nicht mitgehen konnte oder wollte, fühlte sich zum mindesten vom Reiz des Ungewöhnlichen angeregt.

Äußerlich besteht dieser Reiz zunächst darin, daß Jerome die idyllischen Wirkungen, die von Fritz von Uhdes frommen Genrebildern ausgehen, der Bühne nutzbar macht, indem auch er den Heiland mitten in die reale Gegenwart stellt. Er spannt die Weltsünde in den engen Rahmen eines Boarding-Houses dritten oder vierten Ranges und zeigt ihre Spielarten, entsprechend diesem Rahmen, in kleinen menschlichen Fehlern, Schwächen und Schlechtigkeiten. Als Fremder aus dem Hinterzimmer im dritten Stock tritt der Heiland in den Kreis der Pensionäre und weckt in ihnen durch gütigen Zuspruch das bessere Selbst, das in jedem schlummert. Wie er jedem ein mildes Wort weiß, horchen alle erstaunt auf, wie anders dieser Mensch, der ihresgleichen ist, zu ihnen spricht. Beim reinen Klang dieser sanften Stimme ist es ihnen, als ob die gute Mutter, ein alter Lehrer oder ein verlorener Freund wieder, wie einst, zu ihnen redete, beglückt ergreifen sie die Hand, die sich ihnen segnend entgegenstreckt, und alle fühlen sich durch den Umgang mit dem Fremden und doch so nah Verwandten emporgehoben aus den Niederungen ihrer Eitelkeit und Verlogenheit, aus den Nöten ihrer Unfreiheit und aus der Roheit ihrer materiellen Interessen. Im „Nachtasyl“, wo der Pilger Luka durch kleine fromme Lügen ähnliche Wundertaten vollbringt, läßt Maxim Gorki, als Luka wieder gegangen, die Emporgehobenen wieder rückfällig werden und die bösen Geister der Gleichgültigkeit und Gewohnheit neue Macht über sie gewinnen. Das mag der Wirklichkeit mehr entsprechen. Jerome ist es um ein Andres zu tun. Ob Wahrheit, Güte und Schönheit in dieser Welt jemals zum unbestrittenen Siege geführt werden können, diese Frage läßt er gar nicht zu. Sein gläubiger Optimismus ist überzeugt, daß die Menschen gebessert werden können, und zwar allein schon durch das gegenwärtige Beispiel des Besseren. Um den Weg zur Läuterung, den er zeigen will, nicht wieder verlegen zu müssen, schaltete er wie mit Absicht die Macht der Vererbung, Gewohnheit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit aus und wählte die Form einer Legende. Dadurch gewann er die künstlerische Freiheit, die es ihm erlaubte, gleich das Beispiel des Besten, des Heilands selber, in die bescheidene Fremdenpension zu bemühen und an dem Häuflein von kleinen Betrügern, Lügnern, Lästerern und Plusmachern, das sie beherbergt, die Wunderwirkung seines liebevollen Verfahrens in humoristischen, zuweilen an Dickens gemah-

Digitized by Google

nenden Kontrastbildern zu veranschaulichen.

Der innere Reiz des Spieles liegt in der Wechselwirkung von Wunder und Wirklichkeit, von Scherz und Ernst, liegt in den sich öffnenden Ausblicken vom Engen ins Weite, vom Kleinen ins Große, vom Zeitlichen ins Ewige. Zugegeben, daß Jerome in seinem Besserungswerk ein wenig schematisch vorgeht und daß die Bekehrungsszenen, so poetisch die meisten an sich auch gedacht und durchgeführt sind, durch ihre Gleichförmigkeit sich auf die Dauer in ihrer Bühnenwirkung gegenseitig abschwächen. Zugegeben auch, daß die moralischen Wirkungen des Spieles nicht immer von künstlerischen Mitteln ausgehen. Und wenn auch der „Fremde" moralisch wirkt, die Kunst aber als solche nie unmittelbar auf die Moralität zu wirken vermag, sondern nur, wie auch Richard Wagner hervorhebt, „durch das Medium der Geschmacksbildung", so gibt das doch noch kein Recht, den Satz umzukehren und der Legende Jeromes die Bühnenberechtigung abzusprechen. Genug, daß die sittlich-religiöse Idee, die den Verfasser beim Schaffen seines Werkes beseligt hatte, im Zuschauer eine verwandte ethische Stimmung hervorruft und unsichtbare Fäden von Gemüt zu Gemüt spinnt. Noch weniger aber geht es an, die Legende deshalb zu verwerfen, weil man in ihr eine reaktionäre Erscheinung wittern zu müssen glaubt. Eine Reaktion gegen das Kitzeln mit Pariser Pikanterien und gegen das Einschläfern mit Lachgas könnte uns nur willkommen sein.

Th. Antropp

Musik fürs Auge

Vor mir liegt eine moderne Orgelkomposition, ein Werk des bekannten Orgelvirtuosen Wilhelm Middelschulte. Es gilt für geistvoll; die musikalische Fachpresse hat ihm bei seinem Erscheinen einmütig das Zeugnis einer staunenswerten Beherrschung der kontrapunktischen Künste ausgestellt, und wenn man es aufmerksam und mit offenen Augen durchliest, findet man, daß dieses Urteil auch richtig ist. Wenn man's durchliest. Bringt da, um diese Behauptung zu belegen, z. B. der Alt sechs Seiten lang einen Choral als Cantus firmus und der Sopran als Gegenmelodie dazu einen bewegten Kontrapunkt in Sechzehntel- und dann Zweiunddreißigstelnoten. Genau diese selbe Gegenmelodie setzt aber auch gleichzeitig in den beiden Unterstimmen ein, nur so, daß im Tenor eine jede ihrer Noten auf den doppelten und im Baß auf den vierfachen Zeitwert ausgereckt wird. Das ist es, was oben als „kontrapunktische Kunst" bezeichnet wurde. Jeder Musiker wird zugeben, daß die Begleitung einer Melodie in drei Stimmen durch ein und dieselbe Gegenmelodie in verschiedenen Verlängerungen sehr künstlich ist. — Ist das aber auch künstlerisch? Mutet ein solches Verfahren nicht geradezu als musikalischer Anachronismus an, als künstliche Wiederbelebung längst vergangener niederländischer Formen? Und das zu einer Zeit, die als musikalisches Entwicklungsprinzip klar das allmähliche Fortschreiten von der Schilderung seelischer Allgemeinzustände zu dem Ausdrucke der feinsten psychischen Regungen erkannt hat! Man staunt, wie es möglich ist, daß ein begabter Tonsetzer mit Ausdauer den Versuch unternimmt, musikalische Gebilde unter einer solchen Fülle von selbstgewählten Einschränkungen zustande zu bringen, die auch die leiseste Regung der

Digitized by Google

Phantasie und ihre Teilnahme am Schaffen von vornherein mit Notwendigkeit ausschließen, wo alles rings um ihn nach Ausdruck ringt. Das gibt niemals Kunstwerke im eigentlichen Sinne, kann keine geben; wo der kombinierende Verstand so angestrengt tätig ist, da muß die Phantasie abseits stehn. Kein Mensch in der Welt vermag in seinem Innern gleichzeitig eine Melodie fortzuspinnen und dieselbe Melodie sich, um das Doppelte in ihren Notenwerten verlängert, als ihren eignen Kontrapunkt vorzustellen, noch weniger aber gar mehrere Verlängerungen bei ihrem gleichzeitigen Erklingen in ihren Wirkungen zueinander innerlich zu schauen. Es dennoch versuchen zu wollen, heißt die Enge des Bewußtseins unterschätzen. Beim „Komponieren" derartiger Gebilde tritt an Stelle des Schauens das Konstruieren. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Erklingen solcher Tonstücke. Man stelle sich den Menschen vor, der nicht bloß fähig wäre, eine Melodie mit drei verschiedenen Kontrapunkten gleichzeitig zu verfolgen, sondern auch noch ihre Abhängigkeit voneinander und die sich mit jedem Tone mehr verschiebenden Beziehungen eines jeden zu den übrigen zu erfassen. Gerade diese letztere Tätigkeit ist ja nach der Ansicht des Komponisten sehr wichtig. Wäre sie es nicht, so erübrigte sich von selbst die kanonische Durchführung einer Melodie mit zwei verschiedenen Verlängerungen. Solche Versuche müssen wie die Absicht erscheinen, die natürliche Entwicklung der Musik aufzuhalten, denn man verzichtet mit ihnen auf das allerstärkste Ausdrucksmittel, welches die Gegenwart kennt, auf die Harmonie. Was sich bei diesen konstruktiven Gebilden als „Harmonie" ergibt, verdient diesen Namen kaum, denn es ist weder gefühlt noch geschaut, nicht einmal konstruiert, sondern stellt sich lediglich als zufälliger Zusammenklang verschiedener Teile ein und derselben Melodie dar, ganz unabhängig von der musikalischen Persönlichkeit des Komponisten. Wer das „Moderne" eines Tonsatzes nach der Zahl der zufälligen Versetzungszeichen und der Häufigkeit verminderter und übermäßiger Akkorde beurteilt, dem mag die zutage tretende Harmonik ja schließlich „modern" in diesem Sinne erscheinen — ihrem Wesen nach ist sie aber so veraltet wie kaum eine andere. Sie spielt fast genau die Rolle wie die zufälligen Zusammenklänge in den kanonischen Künsteleien der Niederländer, nur daß diese vor 500 Jahren insofern immer noch berechtigter waren, als man damals beim Musikhören fast ausschließlich der horizontalen Linie folgte, der Melodie, und die vertikale, die Harmonie, kaum beachtete. Heute messen wir aber beim musikalischen Genießen der Harmonie mindestens dieselbe Bedeutung bei wie ihrer melodischen Schwester, ja die Harmonik ist für unser Ohr sogar wesentlich zwingender im Ausdruck als die Melodik. Daß sich eine solche unter reichlicher Zuhilfenahme des Radiergummis konstruierte Musik mit ihren nebeneinander herlaufenden verschiedenen Verlängerungen einer Tonreihe in strenger Nachahmung auf dem Papier ganz gut ausnimmt, sei zugegeben. Es gibt ja auch musikalische „Kenner" genug, die sich daran gewöhnt haben, auf den Gebrauch der Ohren zu verzichten und denen die Musik die liebste ist, bei der sie die einzelnen Stimmen mit den Fingern auf dem Papiere verfolgen müssen, um im Zusammenhange zu bleiben und

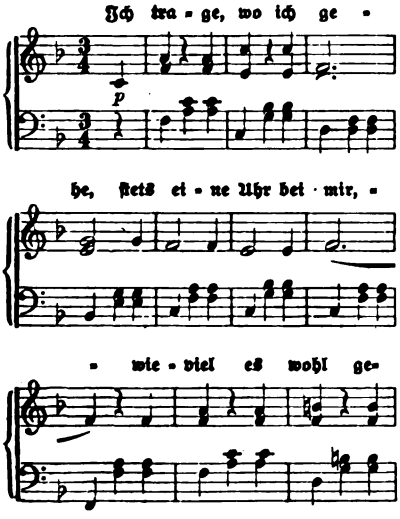
Digitized by Google

das Wesentliche ihrer Lieblingsmusik zu erfassen. Schließlich hat jeder das Recht, mit seinen Gliedern anzufangen, was ihm beliebt; wer mit den Fingern auf den Notenlinien musikalischen Genüssen nachgeht, den soll man in seinem Vergnügen nicht stören. Uns übrige aber soll man nicht überreden wollen, das für Musik hinzunehmen, was nur durchs Auge zu erfassen ist. Musik muß man hören, nicht lesen können.

Artur Liebscher

Verwalzerung

Ein heiteres Pröbchen „wie's gemacht wird" schickt uns ein Leser auf einem Prospekt. Laut Aufdruck sind alle angeführten musikalischen Herrlichkeiten durch J. G. Seeling zu beziehen. In einer Sammlung „Neue Balltänze" (auch für Violine oder Flöte oder Klarinette und Klavier erschienen) befindet sich da ein Walzer: „Das liebe kleine Ding" von J. Naunhofer. Der „Autor" hat einfach Meister Loewes „Uhr" in den Dreivierteltakt umgeschrieben.



Welche Ausblicke eröffnet dieses genial einfache Mittel, die Tanzliteratur durch Bearbeitung klassischer Lieder für den Ballgebrauch zu bereichern!

Andreas Achenbach †

Bildende Kunst

Fünfundneunzig Jahre alt wär er in diesem September geworden. „Der Nestor der deutschen Maler" — ich schreibe solch Wort nicht gern, denn es deutet sehr oft auf eine Berühmtheit, die mit dem Alterwerden wächst, weil sie ihren Hauptgrund im Altwerden hat. Aber wer Andreas Achenbach gerecht werden will, muß sich der uns Heutigen märchenhaft klingenden Tatsache erinnern, daß dieser bis zu diesen Tagen unter uns Lebende sein erstes Nordseebild zu derselben Zeit verkaufte, als Heinrich Heines Nordseebilder zum ersten Male im Druck erschienen! Freilich: fast Knabe noch, hatte er schon Erfolg. Dann stieg sein Ruhm steil zum Zenit. Andreas Achenbach hat Jahrzehnte, hat beinah ein halbes Jahrhundert lang für den größten deutschen Landschaftsmaler gegolten. Wenn eine Weile Oswald Achenbach, nicht annähernd so bedeutend wie er, in der Gunst des breiten Publikums ihn vielleicht sogar überflügelte, so konnte er darüber lächeln, und tat's auch. Als der jüngere Bruder als alter Mann starb, war der Nummer-Eins-Mann in aller Meinung schon längst wieder der ältere von beiden, er. Und blieb es, bis ganz neue Götter aufkamen und man sich dran gewöhnte, vor den Bildern des Achtzigers mit respektvollem Hutabziehen als vor Zeugnissen der Kunstgeschichte vorüberzugehn.

Engländer, Constable an der Spitze, sind sozusagen die Gründer von Fontainebleau; die ganze Schule von Barbizon, die der französischen Malerei neues Leben gab, ist kaum vorzustellen ohne den Hauch von der See. Aber ebenso früh oder

Digitized by Google

früher noch als Corot, Rousseau, Daubigny, Millet malte Andreas Achenbach seine ersten realistischen Bilder ohne irgendwelche Anregung von neueren Fremden, im Künstlerverkehr nur mit den alten niederländischen Herren, die seit soundso viel Jahrhunderten allen zur Schau standen, die sehen konnten. Welcher Zeitgenosse in Europa malte damals so wirklichkeitsgetreu wie Achenbach? Wir sollten dessen eingedenk sein, wenn wir Frankreich immer und immer wieder als das führende Malerland preisen. Blind machen darf es uns gegen Achenbachs Grenzen nicht. Der reife Achenbach studierte mit unermüdlichem Fleiß, wie sein Meister, der ältere Ruisdael, die Natur und komponierte gleich ihm mit sorgfältigst ruhigem Abwägen seine Bilder, sie zusammenstimmend auf den einen Hauptton, aus dem die andern Töne wie Schmuck von der Tracht blitzten, unermüdlich beobachtend und meisterlich wägend, immer bewußt und bedacht. Tat das, obgleich seine Zeit die der Romantik war, tat es also, indem er auf so kühle Weise sehr aufgeregtes Naturtreiben wiedergab: der Eichwald brauset, die Wolken ziehn gelegentlich auch auf seinen Bildern, wie bei Lessing, vor allem aber schäumen auf ihnen die Wellen und branden an die Küsten unter überzeugend „echtem" Himmel so naturgetreu, wie vielleicht überhaupt noch nicht zuvor. Die Zeitgenossen waren nicht nur von der gediegenen Malerei, sie waren auch und vor allem von dem „dramatischen" Leben hier hingerissen. Für unser Auge bleibt es oft beim äußern Bewegen. Ein Naturbeseelen von innen heraus, wie es der jüngere, wie es Jakob Ruisdael hatte, spricht zu uns aus seinen Werken selten. Er malte meisterlich Bilder nach erregten Bildern der Natur, nicht aber übertrug er durch seine Bilder ein großes, neues, selbstgeschöpftes Fühlen von der Natur. Ein Wiederbeleber und ein Neuerer als Beobachter und als Könner, war er als Empfindender nur einer unter manchen, und so ergreifen uns heute seine Bilder weniger als viele, deren malerische Werte tief unter den ihrigen stehn.

Solche Worte bedeuten Umgrenzungen, Bemängelungen bedeuten sie nicht. Es stände übel um unsere Kunst, wenn sie nur nach einer Dimension sich entwickelte, wenn nur Phantasie und Gefühlsleben, nicht aber auch nüchterner Tatsachensinn und willensfeste Arbeit ihr Können gestaltet hätten. Wir alle schulden auch einem Achenbach ehrfurchtsvollen Dank.

Amerikanische Kunst in Berlin

„Amerika", das ist uns schon ein ganz ausgerundeter Begriff, eine Syntheſe; „amerikanisch" — wir sehen gleich eine Physiognomie in klarer Bestimmtheit. Mit unerhörter Energie hat hier ein Usurpatorengemisch aus den fertigen Kulturen aller Länder, Völker, Rassen sich zusammengeschweißt zu einem organischen Volksganzen, zu der Einheit einer neuen jungen Kultur. Nicht nur in wirtschaftlich-politischer Hinsicht, man kann durchaus von einer innerlich nationalen Einheit, man kann schon von einer Rasse reden. Aber hat diese neue „Rasse", die wir in der Betätigung ihrer realen Kräfte in so prägnanter Eigentümlichkeit erkennen, auch schon im Geistigen ihren charakteristischen Ausdruck, hat sie schon ihren Niederschlag in Kunst und Litteratur gefunden? Man denkt über ein paar Poeten hinaus an Emerson und Walt Whitman. Das waren

Digitized by Google

geniale Ansätze; aber sie stehen vereinzelt. Die amerikanische Literatur ist nur eine zufällig, keine organisch amerikanische. Und wie steht's in der bildenden Kunst? Wenn die Ausstellung, die sich zurzeit in der Berliner Akademie der Künste eingerichtet hat, uns den Beweis von dem Dasein einer wirklichen „amerikanischen" Kunst liefern wollte, so müßte der Beweis als mißlungen bezeichnet werden. Wir sehen eine Anzahl einzelner mehr oder weniger bedeutender Künstlerpersönlichkeiten, aber was haben sie im Wesen mit Amerika zu tun? Da ist nirgends so etwas wie ein nationaler Charakter, wie ein heimlicher Gesamtunterton. Die Künstler dieser neuen Nation sind noch nicht eingegangen in die Rasse, sie sind noch Engländer, Franzosen, Deutsche, höchstens — Kosmopoliten, Amerikaner sind sie noch nicht.

Was ist an Whistler amerikanisch? Etwa das Aufsaugen fremder Kunstkulturen und Nationaleigenarten und ihre Umwandlung in ganz eigenes, persönliches Blut? Dieser Extrakt aus Spanien und Japan, aus Velazquez und Hokusai, wie ihn Whistler im individuellsten Destillationsprozeß darstellt, dieser Auszug aller tödlich feinen Säfte, das ist doch immer nur — Whistler, dieses ganz singuläre Phänomen Whistler. Gewiß: Whistler ist der einzige amerikanische Maler, der nicht Spanier oder Japaner, Engländer, Deutscher oder Franzose geblieben ist, er ist eine neue originale Einheit geworden, aber dieses Produkt hat nichts mit „Amerika" zu tun. Es gibt wohl keine Kunst, die dem Begriff „National", auch nur der Möglichkeit dieses Begriffes, so fremd und — unfähig gegenübersteht wie die Kunst Whistlers. Man denkt an eine seltene, kunstvollste mattbunte Orchidee, die differenziertester Züchtungsprozeß hervorgebracht hat. Sie ist reich und lebenskräftig für sich, aber sie ist nicht fähig, eine Art zu bilden.

Die Whistler-Ausstellung ist reichhaltig und interessant. Allerdings fehlen gerade die bedeutendsten Werke, und so muß man, um sich das Bild dieses Künstlers zu vervollständigen, die Erinnerung an früher Gesehenes hinzunehmen. Auch in seinen Bildnissen ist Whistler stets vor allem Artist. Von der Blutwärme natürlicher Unmittelbarkeit ist nichts zu spüren; es ist auch hier alles mittelbar, „umgesetzt" in Kunst, in die verfeinerte Ruhe eines geistigen Aggregatzustandes auf dem Wege einer raffinierten Vereinfachung. Der Mensch sinkt in den Hintergrund, die Malerei ist alles, diese aparte Harmonik der Töne in einem geistreichen Spiel vorgetragen. Und doch, in dieser artistischen Spielerei liegt eine seelische Ausdruckskraft von einer faszinierenden Art, die in wenigen Punktierungen die ganze nervöse Essenz eines Menschen gibt. Wie von den Weisen eines Rattenfängers werden wir rettungslos in die Verstrickungen dieser Whistlerschen Kunst gelockt; wir folgen ihm durch die ganze Welt, unsre tastenden Sinne an den feinsten Reizen erregend. Hier streichelt er uns mit dem flüchtigen Rhythmus einer Tänzerin, dort bannt er uns mit ein paar andeutenden Tönen und Linien in eine Nachmittagsstimmung am Kanal, daß wir die helle Welt wie im Traume sehn; wir trinken die fließende Nacht Venedigs, wir lauschen dem zirpenden Spiel schöner Japanerinnen so gefährlich müde auf den Balkon hingelagert. Alles das ist von einer Gegenstandswahrheit, die wir ertasten können, und doch zugleich ganz von der Wirklichkeitsferne und

Digitized by Google

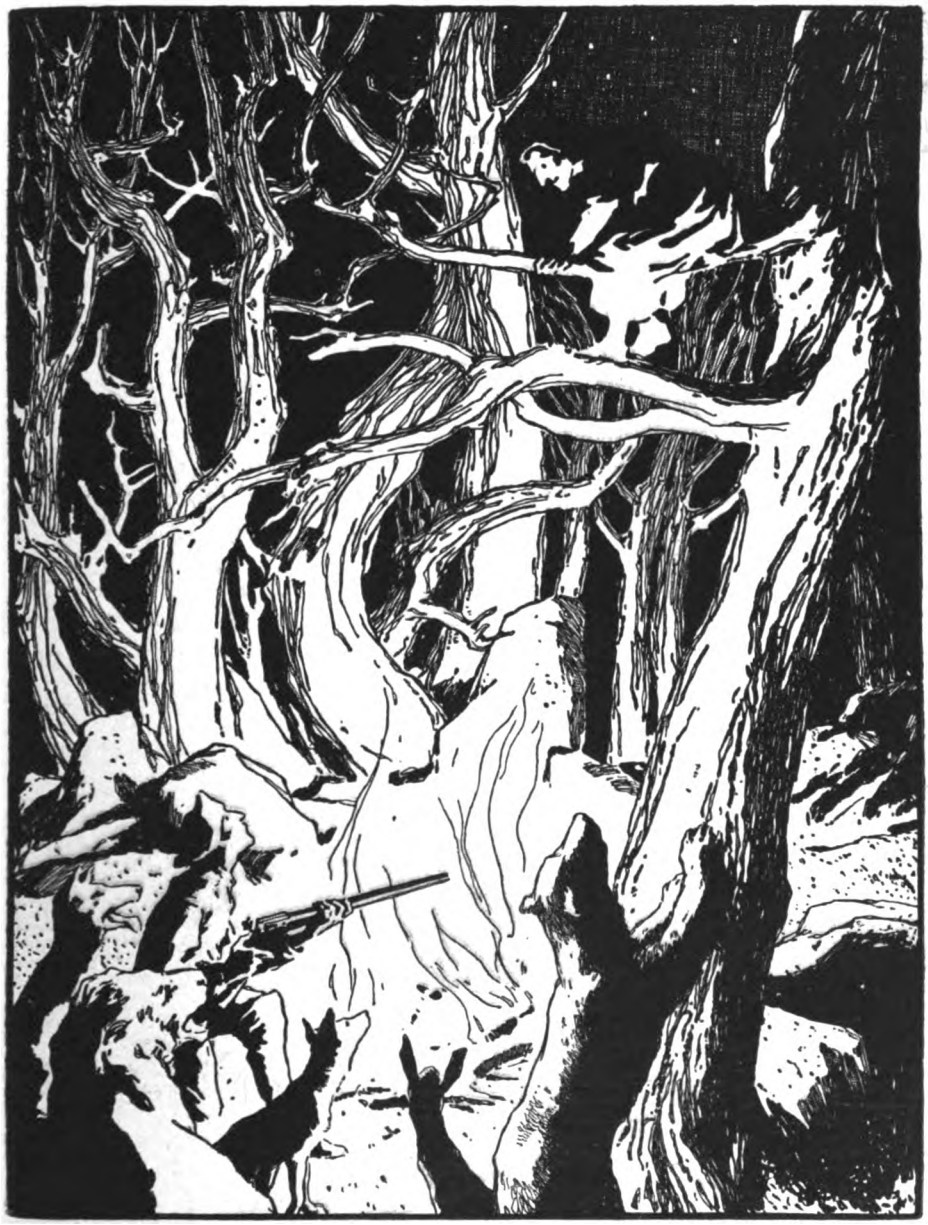
Entrücktheit gegenstandsloser Musik. Die höchste Wirkung in seiner abkürzenden, nur andeutenden Kunst erreicht Whistler vielleicht in seinen Radierungen, die das Raffinierteste an Einfachheit sind, was man sich nur denken kann. Immer nur ganz wenige ausgesuchte Linien, Punkte, Silhouetten, in deren Wirkung das Weiß des Papieres mit überlegtester Kunst hineingerechnet ist.

Neben Whistler kommen die andern auch uns längst vertrauten amerikanischen Maler von höherer Qualität nicht immer zur besten Wirkung. Am meisten noch W. M. Chase, der mit großem Glück seine münchnerisch nicht ganz „saucenfreie" Palette an Velazquez geadelt hat. Sein Fischestilleben sowohl wie seine schwarze Dame mit weißem Schal zeigen bei äußerer Sparsamkeit einen innern Reichtum, der — allerdings nicht sehr amerikanisch erscheint. Gari Melchers, der Düsseldorf, Paris und Holland so gut seine Heimat nennt wie Amerika, ist mit einer schönen, holländisch farbenfrohen Madonna im Grünen vertreten und einer Mutter mit Kind voll freien inneren Lebens. Dagegen ist sein Porträt Roosevelts psychologisch wie malerisch recht belanglos. Von Sargent gibt's nur zwei Herrenbildnisse aus früherer Zeit, die diesen Künstler zwar nicht ganz repräsentieren, aber sehr sympathisch sind, da sie noch gar nichts von der schon ein wenig virtuosenhaften Art des späteren Sargent zeigen.

Die Landschafter nehmen, wie das ja bei der Abhängigkeit der amerikanischen Kunst von der modernen Malerei Europas natürlich ist, einen breiten Raum ein. Die ältere Generation importiert ihre Kunst aus Düsseldorf und dann aus Barbizon und bringt oft nur einen recht flauen zweiten Aufguß, der mehr eine sentimentale Formel als starkes Erlebnis ist. Feiner vom Blut des Erlebens durchdrungen sind die Modernen, die Schüler der französischen Impressionisten, obwohl ihre äußere Abhängigkeit von ihren Lehrern oft recht, recht weit geht. Wenn man nie einen Monet gesehen hätte, würde jedenfalls das Entzücken an den luftvoll zarten Bildern der Robinson und Hassam noch viel stärker sein. Der erste hat neben seinen Landschaften auch ein Interieur, „Dame am Piano", das in seiner feinen, leichten, intimen Raumstimmung reicher und freier wirkt als die beiden Interieurbilder von Tarbell, der sich in seinem schön gestimmten silbrigen Lufttön noch etwas schülerhaft ängstlich an Vermeer hält. R. W. Vonnoh gibt in seinem Novembergarten mit der graulilafarbenen Luft vor den hellen Häuserwänden zugleich die Milde und die leise Herbigkeit dieser letzten Herbsttage. Auch Metcalfs „Felder im Frühjahr" mit dem Duft der jungen Erde und sein „Zitterndes Laub" leben ganz in dem zarten farbigen Licht Monetscher Kunst. Am eigensten hat sich noch Twachtman aus dieser Schule entwickelt, der sich in der schwebenden Luft eine ungewöhnlich ruhige, durchsichtige Klarheit und Einprägsamkeit der Perspektive bewahrt in seinen Winter- und Frühlingsbildern. Alle diese modernen Landschaften der Ausstellung zeigen eine beträchtliche künstlerische Kultur und recht viel Talent. Viel Licht, ja — aber doch nirgendwo der Blitz eines Genies, der Zauber eines wirklich originalen Geistes!

Originalität und Kraft, das ist's, was man an der Kunst der Amerikaner vermißt. Wer bei der „Nation in Hemdärmeln" auch eine Kunst in Hemdärmeln sucht, erlebt

Digitized by Google



Zeichnung von Otto Uddelohde zu den „Zwei Brüdern". Aus der Jubiläums-Ausgabe von Grimms Märchen (Leipzig, Turm-Verlag)

Digitized by Google

Zeichnung von Otto Ubbelohde zu „Frau Holle". Aus der Jubiläums-Ausgabe von Grimms Märchen (Leipzig, Turm-Verlag)

Digitized by Google

eine Enttäuschung: das ist eine Kunst in Eveningdreß. Die Welt der Arbeit, des jungen und zähen Ringens, die Welt der Lebensenergien mit den unbegrenzten Möglichkeiten, diese eigentliche „amerikanische“ Welt, sie spiegelt sich noch nicht in ihrer Malerei. Als einziges Dokument stehen hier die Radierungen von Pennell. Er ist wohl in seiner Technik ein Schüler Whistlers, aber er ist robuster, nerviger, hembärmeliger. Aus Eisenbrücken, rauchenden Fabrikschloten, Wolkenkratzern, aus dem Branden der Arbeit und des Verkehrs holt er Akkorde von einer gespeicherten Dynamik, die schon nach einer stärkeren Resonanz, als es das Zeichenpapier ist, verlangen können. Und neben diesen vielleicht einzigen echten modern amerikanischen Künstler möcht ich noch einen andern Namen setzen: Winslow Homer. Ich gebe von vornherein zu, wenn wir Kunst von Können herleiten, im Sinne Whistlers nehmen, dann können wir bei Homer überhaupt noch kaum von Kunst reden. Er ist roh und kulturlos, in seinen Mitteln geradezu dilettantisch; hier ist der Vorwurf noch nie malerisch bezwungen. Aber etwas anderes ist da, etwas, das der amerikanischen Kunst nötiger ist als alles „Talent“: in dieser künstlerischen Unkultur liegt noch etwas wie Urelemente künstlerischen Erlebens. Etwas ganz Unkompliziertes, eine Wucht des Anpackens zeigen diese Bilder „Unterströmung“, „Golfstrom“, „All's well“, „Fuchsjagd“, eine elementare Größe, die einen manchmal an Courbet, an van Gogh, die einen bisweilen wohl auch an Whitman denken läßt. Nicht „Kultur“, aber Temperament ist hier, Temperament, diese schöne, bunte, wildwachsene Tugend. Naturalismus und Romantik noch eng verschlungen auf dem Urgrund künstlerischen Erlebens.

„Von den Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst“. Zeichnung von Otto Ubbelohde aus der Jubiläums-Ausgabe von Grimms Märchen (Leipzig, Turm-Verlag)

Ist das nicht auch „amerikanisch“? Liegt nicht eine gewisse elementare Romantik in diesem „Amerika“, in diesem unmittelbar

Digitized by Google

über Eiszeit und Indianertum jäh sich erhebenden Usurpatorenreich der Dynamos? Ragen nicht im Zentralpark in New York noch die von den Glazialzeiten geschürften Felsen zwischen den modernen Wolkenkratzern auf? Ich betone noch einmal: Winslow Homer ist noch gar nicht Kunst. Aber vielleicht ist er das Saatkorn, aus dem noch einmal eine tiefgewurzelte eigne Kunst ersprießt, eine Kunst, die das Goethesche „Hier oder nirgends ist Amerika" in symbolischer Schrift in der Struktur ihrer Blüte trägt. Solche Kunst verhülfe dieser „Nation ohne Wiege" zu einer Kindheit. Amerikas Entwicklung ist der Natur entgegengesetzt, aus dem Alter fertiger Völker hat es sich zur Jugend einer neuen Nation ausgewachsen. Kunst aber will Kindheit. Ob Amerika auch noch einmal seine Jugend überwinden wird und zum Kinde werden? —

Angewandte Kunst

Daß neben den herausgehobenen Künstlern leider Dutzende, Dutzende von Bildern hängen, die in anderm Sinne als W. Homer mit Kunst recht, recht wenig zu tun haben, diese „malerischen" Naturabbildungen, zu groß geratenen Buchumschläge für billige Indianergeschichten und sentimentalen Genreszenen, trübt den Eindruck der Ausstellung sehr. Und kann uns bedenklich machen: Schätzt man drüben dergleichen Sachen so hoch, oder überhaupt als Kunst, ein? Erschöpft der gebildete Amerikaner seine geistigen Interessen, soweit sie nicht in — Sport aufgehn, gänzlich an den Sonntagspredigtwassersuppen seiner Puritaner- und Quäkerapostel? Und verlangt von der Kunst höchstens abends im Klubsessel für seine abgespannten Nerven eine leichte sentimentale Motion? Das wären allerdings für das Werden einer charakteristischen, rassenhaften Kunst keine günstigen Bedingungen, wenn jede Sehnsucht danach im Volke fehlte. —

Was die Wirkung dieser Ausstellung in Berlin betrifft, so kann übrigens der Rezensent mit einer gewissen Beruhigung konstatieren, daß die Wogen der Sensation bei diesem letzten ausländischen Kunstereignis nicht so angsterregend hochgehen, wie bei dem vorausgegangenen französischen. (Allerdings beträgt der Eintrittspreis auch nicht fünf Mark!) Mehr als eine „ganz große" künstlerische „Sensation" kann also anscheinend selbst der Berliner Kunstsnob nicht vertragen. Das Drängen und die entzückten Ausrufe der Damen sind auch vor den nettesten Genrebildern und elegantesten Porträts bei weitem nicht so lebhaft wie vor den süßen Gesichtern von Greuze. Amerika, du hast es besser!

Erich Vogeler

Schick und Eleganz

Schick und Eleganz sind heute für viele fast nebeneinander herlaufende Begriffe geworden; da man schon beginnt, sie zu verwechseln, wird man sich bald nicht mehr die Mühe geben, sie zu trennen. Ob eine solche Trennung heute noch von praktischem Werte sein kann, das ist auch die Frage. Theoretischen Wert möchte ich aber dafür unbedingt in Anspruch nehmen, da man bei dieser Gelegenheit etwas lernen kann. So will ich denn versuchen, die Begriffe Schick und Eleganz in ihrer Gegensätzlichkeit — denn es sind Gegensätze — unserm hierfür schwindenden Gefühle einmal wieder etwas näherzubringen. Haben wir dann beide Begriffe erst wieder an ihre richtige Stelle gesetzt, so können wir uns zum Schluß noch mit der Frage beschäftigen, wie es komme,

Digitized by Google

daß wir heute zwei Gegensätze, Eleganz und Schick, miteinander verwechseln können. Hier werden wir dann ein kulturhistorisches Problem finden.

Also: was ist Eleganz und was ist Schick?

Die Eleganz — elegantia — ist ein uralter Kulturbegriff. Elegantia ist der feine Geschmack als das Ergebnis sorgsamer, bewußter Auslese, also einer Wahl, die zu überdenken man Muße hat. Wichtig ist, daß die Eleganz von Haus aus eine weibliche Eigenschaft ist; der feinen Frau ist sie angeboren, und das Bedürfnis, sie zu betätigen, ist untrennbar von ihr. Alles kann eine solche Frau an ihrer Erscheinung zum Gegenstand der Eleganz machen; von der Frau hat der Mann erst gelernt elegant zu sein. Er ist nur elegant im Bannkreise feiner Frauen, die absolute Herrschaft der Eleganz ist immer ein Zeichen eines gewissen Feminismus. Wie ein solcher nach oben hin immer zunimmt (denn die Kraft der Frau wächst mit der Kultur zuungunsten der Kraft des Mannes), so nimmt auch die Eleganz nach oben zu. Sie ist eine Eigenart der oberen Klassen. Es ist vielleicht bezeichnend für die heutige Stellung der Engländerin in der Welt, daß die englische Eleganz die Welt beherrscht.

Elegant ist die Form, die poliert und so über alle Unebenheiten der Wirklichkeit hinwegtäuscht. Um mit einem kleinen Beispiel zu beginnen, so ist vielleicht nichts bezeichnender für das Wesen der Eleganz als elegantes Schuhwerk, besonders der Lackschuh. Nirgends ist dies so zu Hause wie in England. Ganz allgemein ist das Wesen der Eleganz bestimmt durch die Geschlossenheit der Linien, die Einheitlichkeit der Farben; alles, was diese Einheiten stört, stört die Eleganz. Wirklich elegant kann ein Mann nur sein, wenn er glatt rasiert ist; im Lande der Eleganz, in England, ist das rasierte Kinn und die glatte Oberlippe denn auch heimisch wie sonst nirgends auf der Welt. Das gleiche gilt vom steifen Hut im Gegensatz zum weichen. In England herrscht der glänzende Zylinder noch durchaus, nur in ihm ist man elegant. Einen weichen Hut trägt man überhaupt nur auf dem Lande. In einem deutschen Schlapphut kann man nicht elegant sein. Wohl aber schick. Die Höhe der englischen Schneiderkunst beruht auf der Forderung der Eleganz; die englische Körperkultur vielleicht zum guten Teile auch.

Sehen wir nun einmal nach, was schick ist.

Hat die Eleganz hohen Kulturwert, so hat der Schick von Haus aus keinen. Ist die Eleganz hochgeboren, so ist der Schick tiefgeboren, ein Kind der Landstraße gegenüber einem Königskind. Ist die Eleganz eine weibliche Eigenschaft, so ist der Schick männlicher Art. Von Haus aus natürlich. Aber die Bedeutung hat sich nicht verloren.

Schick ist die Fähigkeit, alles seiner körperlichen Individualität anzupassen und dienstbar zu machen. Das Geschick hierzu. Es ist die Kunst der Armut und des fahrenden Volks, besonders die des reisenden Kriegsmanns; die benutzen zu ihrem Aufputz, was ihnen in die Hände fällt. Der Prototyp ist hier der deutsche Landsknecht geworden, der auch das Wort geprägt haben mag und verbreitet hat. Durch ihn ist es jedenfalls nach Frankreich gekommen, hier ist es ein alter

Digitized by Google

Ausdruck der Soldatensprache. Schick sein ist ein Ehrenpunkt des französischen Soldaten; elegant ist er wirklich nicht. Die Kasernenwache achtet darauf, daß niemand die Kaserne verläßt, der das nicht wahrt, was die Truppe selbst für schick hält und beachtet wissen will. Die ganze Entwicklung des Jagdkostüms ferner ist eine gute Illustration zu dem Begriffe schick.

Vom Landsknecht, dem Meister des Schicks, lernten dann die Mädchen der Landstraße und der Bohème. Hier ist der Punkt, an dem die Ausbildung des Pariser Schicks ansetzt. Keine andere Stadt war so geeignet, ihn auszubilden, wie Paris. Hier ist er eine Weltmacht geworden, ein Handelsartikel; eine Fähigkeit, die sich bezahlt macht, weil sie individuell, unerlernbar und unnachahmlich ist zu gleicher Zeit.

Ähnlich ist der berühmte Wiener Schick unter dem Einfluß jenes Schicks emporgekommen, den der Jäger und der Wilderer in den österreichischen Alpenländern heute noch pflegen.

Keineswegs nun ist die Grundlage des Schicks im Laufe der Zeit eine andere geworden. Mir hat einmal jemand erzählt, wie heute noch in Paris Damenhüte gemacht werden; ein besseres Schulbeispiel für das, was der Schick ist, ließe sich kaum wieder finden. Die betreffende Putzmacherin, deren Sache das phantasievolle Ausschmücken der Damenhüte ist, sammelt in einem großen Kasten Stoffreste von Samt und Seide aller Art, Blumen, Federn und was man sich denken mag, denn der Schick verwendet eben alles. Dieses Durcheinander liegt gehäuft in dem großen Kasten. Nun greift sie blind hinein, und was ihr der Zufall in die Hände spielt, das sucht sie zu verwenden. Entsteht so wirklich manch schicker Pariser Hut, so ist hiermit auch das Verständnis gegeben für seine Erscheinungsform. Stilgerechter könnte man etwas, was schick sein soll, überhaupt nicht verfertigen.

So stehen sich also Schick und Eleganz von Haus aus gegenüber als fast unüberbrückbar scheinende Gegensätze. Die Eleganz ist geradezu ein Rest antiken Schönheitssinnes; ihr gegenüber steht der Schick des fahrenden Volks, das gierig nach jedem Lappen schaut, der ihm zum Putz dienen könnte. Wie hoch mußte der Schick sich entwickeln, und wie mußte die alte Eleganz herabkommen, wenn es heute Menschen gibt, die beides verwechseln! Ich glaube aber, daß hierfür die Erklärung leicht zu finden ist. Und damit kommen wir auf den springenden Punkt.

Schon hatte ich betont, die Eleganz sei eine weibliche Eigenschaft und der Schick sei Männerart. Ist es dann nicht merkwürdig, daß heute der Mann als Vertreter der Eleganz erscheint und die Frau als Vertreterin des Schicks? Das hat die Verwirrung angestiftet, aber leider weniger unter den Begriffen Schick und Eleganz, als unter den Anschauungen der beiden Geschlechter über diese Dinge.

Man mag hierin viel sehen oder wenig sehen. Etwas zu sehen gibt es auf alle Fälle. Es mag hierin jemand eine Art weltgeschichtlicher Entwicklung bemerken, den Untergang einer alten sozialen Schicht und das Emporkommen einer neuen. Schritt um Schritt verblaßt eine ältere Kultur, die sich heute noch am zähesten in den Engländern, dem konservativsten und zugleich exklusivsten der europäischen Kulturvölker, erhalten

Digitized by Google

hat. Und Schritt um Schritt wächst eine neue Kultur empor, leichter, wechselvoller und sprunghafter, frei von Skrupeln, ein Kind des Zufalls und der Freude am Augenblick. Von der breiten Masse getragen, rasselos, standlos; für jedermann und um jeden Preis und nur das wert, was man dafür ausgeben mag. Schon sind sie handgemein geworden, und daher verwechselt man sie.

Dies sind Tatsachen, die nicht zu ändern sind. Soll man aber eine Nutzanwendung aus dem Gesagten ziehen, so liegt sie nur in der Korrektur des oben angedeuteten Mißverhältnisses zwischen Männern und Frauen. Denn es ist klar, daß die Frau an ihrer Feinheit verliert, sobald sie dem Schick verfällt, wie der Mann an Kraft, wenn er sich der Eleganz in die Arme wirft. Das gestörte Gleichgewicht können nur die Frauen wiederherstellen. Sie sollten dem Schick etwas entgegenarbeiten und wieder einer gesunden Eleganz zustreben; dann würde der Schick sich bald wieder auf die Elemente beschränken, denen er als Domäne gehört, und die, seien es auch Frauen, durch ihn nichts mehr zu verlieren haben. Wächst die Eleganz der Frauenwelt, so wird sie die Eleganz der Herrenwelt alsbald in ein gesundes Maß zurückdrängen. So hat auch seinerzeit die zunehmende Eleganz der Engländerin das schmachvolle Dandytum der englischen Herrenwelt der dreißiger Jahre zurückgedrängt und beseitigt. Nichts reguliert besser die Erscheinung des Mannes als die edle Eleganz der Frau. Wenn wir diesen Satz aus dem Vorhergehenden mit nach Hause nehmen, können wir, glaube ich, zufrieden sein.

Albert von Hofmann

Vom Kloster Veßra

Wer auf unsrer Beilage die Bilder vom Kloster Veßra sieht und nicht gerade Thüringer ist, wird sich wundern, daß er bisher von diesem schönen romanischen Kirchenbau vielleicht noch kaum gehört hat. Veßra liegt bei Schleusingen im Regierungsbezirk Erfurt. Das Kloster wurde, wie Trinius angibt, nach dem Bauernkriege aufgehoben. Die Kirche, eine romanische Pfeilerbasilika mit drei Schiffen und Querschiff, zählt unzweifelhaft zu den bedeutendsten Baudenkmälern Thüringens. Man hat kürzlich auf dem Petersberge bei Halle für eine schwerlich zahlreichere Gemeinde die in Trümmern liegende Kirche fast völlig neu aufgebaut — wie hält man's in Veßra? Der Wirtschaftswagen vor dem Portale deutet es uns an: die Kirche wird seit Jahrzehnten einfach als Scheune benutzt. Vom Innern des schönen und höchst interessanten Baues können wir den Lesern deshalb auch keine Abbildung zeigen; unserm Photographen wurde bedeutet: damit müsse er warten, bis die Getreide- und Futtervorräte im Innern einmal aufgebraucht oder sonstwie verwendet seien. Ebenso benutzt man alte kirchliche Nebengebäude, wie das auf der zweiten Seite oben abgebildete, einfach als Stall und dergleichen. Und das alles auf Rechnung des königlich preußischen Staats, denn das Klostergut ist preußische Domäne!

Ist es nicht ein logisches Ding, wie wir's treiben? Auf der einen Stelle stecken wir die Zehn- und Hunderttausende in zerfallenes Gemäuer, um als Ruinen-Ruinierer etwas auf neu herzustellen, auf der andern aber lassen wir das Weiterbestehen schön erhaltener edler Altertümer davon abhängen, ob einer

Digitized by Google

vielleicht einmal leichtsinnig ein brennendes Streichholz wegwirft.

Gesellschaft

Friedrich von Bodelschwinghs Tod

erfahren wir, da eben dieses Heft zum Druck gehen muß. Und Werke der christlichen Charitas treten vor unsre innern Augen, wie sie, wer weiß seit wie langer Zeit, kein zweiter Einzelner gleichsam aus dem Nichts heraus gebildet hat: Sarepta mit seinen fast hundert Gebäuden, Bethel mit seiner Versorgung von Tausenden Epileptischer, Wilhelmsdorf, die Arbeiterkolonie für die „wandernde Armut“ mit allen ihren Zweiganstalten, dann Gnadental und Neu-Gnadental, Hoffnungstal, Lobetal. „Arbeit, nicht Almosen!“, an allen ihren Wänden scheint der Wahlspruch dessen, der nun gestorben ist, noch wie ein Segen nachzuhallen. Nun aber sehen wir den sonderbaren Alten selbst, etwa, wie er im Abgeordnetenhause stand, väterlich predigend mit „liebe Brüder“ und „Ihr“ und zu Abgeordneten und Ministern mit dem „Du“, das ihm hier allein recht christlich erschien, mit Behagen und Humor, aber auch mit einer besondern Art von Satire, die trotz ihrer milden Formung den Gegensatz von Reden und Tun im heutigen Christenleben schlaglichtmäßig beleuchtete, ein Original in jeder Beziehung, vielleicht sogar einer, der das Originelle in sich bewußt pflegte, aber einer, der in jeder Stunde und mit jeder Handlung bis zur Handbewegung im Dienst seiner großen Aufgabe lebte. Es ist billig zu sagen, daß die moderne soziale Pflege andre Wege einschlagen sollte, als die Bodelschwinghsche: die vielen Tausende, denen er nach und nach geholfen hat, haben leider auf die neuen Wege nicht warten können und ständen jetzt noch abseits ohne Pfad, wenn er ihn nicht gewiesen hätte. Lassen wir alle Anerkennung der Gesinnung, lassen wir alles Sittliche überhaupt beiseit: rein als Kraftleistung war Bodelschwinghs charitative Arbeit, auf das Persönliche angesehen, schlechtweg bewunderungswürdig, und, auf ihre Ergebnisse betrachtet, nutzbringend für das Ganze der Gesellschaft wie auf diesem Gebiet keine andre eines einzelnen Mannes. Nebenbei sind die Bodelschwinghschen Anstalten für die soziale Pflege der Zukunft Versuchs- und Lehranstalten, die man auch als solche kaum überschätzen kann.

Parteipolitik oder voraussetzungslose Politik?

Es gehört heute Mut dazu, voraussetzungslos Politik zu treiben, wie einst Mut dazu gehörte, voraussetzungslos Wissenschaft zu treiben. Die Parteipolitiker gehen, wie einst die Gelehrten, von „Grundsätzen“ aus und tun den Tatsachen Gewalt an, die ihnen nicht zu Willen sind. Es gab eine Zeit, wo Gelehrte auf Märkten disputierten, vor allem Volk; wenn heute Männer der Wissenschaft an die Öffentlichkeit treten, suchen sie die Laien über die Ergebnisse ihres Forschens aufzuklären, nicht aber, ihre Meinungskämpfe vor ihnen als ihren Richtern auszufechten. Die Parteipolitiker aber veranstalten öffentliche Versammlungen, um Streitfragen zu erörtern und Resolutionen annehmen zu lassen, nicht um dunkle Gebiete des politischen Lebens zu erleuchten. Aus der Wissenschaft ist der Teufel vertrieben, die Politik ist noch von ihm besessen.

„Im Anfang war das Wort!“ Die Parteipolitiker halten sich dar-

Digitized by Google

an. Sie predigen den Glauben an Worte, weil sie jeden Zweifler fürchten müssen, der nach Tatsachen sucht, die sich mit ihren Anschauungen nicht in Einklang bringen lassen. Sie brandmarken jeden, der nicht auf ein Parteidogma schwört, als Volksfeind. Denn sie können ihrer Herrschgewalt nur so lange sicher sein, als das Volk sich vor ihren Gegnern fürchtet.

Weil es als Tugend gilt, auf dem Boden des Parteiprogramms „unentwegt" auszuharren, deshalb stagniert das politische Leben, deshalb zankt man sich immer wieder über dieselben Dinge mit denselben Worten, deshalb sind die Parteipolitiker so weltfremd, deshalb vollziehen sich die wichtigsten Vorgänge im modernen Kulturleben ohne ihre Mitwirkung, deshalb enthalten sich so viele Freie und Aufgeklärte aller Politik im Sinne der Parteikämpfe. Welch einen Schaden bedeutet das! Die stärksten öffentlichen Machtmittel können kaum in den Dienst der Gesamtkultur gestellt werden, weil sie von Leuten verwaltet werden, denen das Teilchen über das Ganze geht!

Gewiß, auch bei den Gelehrten gibt es noch Atavismus und namentlich der Arzneikunde und der Juristerei haften noch die Eierschalen ihrer priesterlichen Vergangenheit an. Aber man hält in den Kreisen der Wissenschaft doch mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung an überkommenen Dogmen fest, und von Tag zu Tag breitet der Geist voraussetzungsloser Forschung seine Herrschaft weiter aus. Die Parteipolitiker aber sind erklärte Dogmatiker. Wozu liest oder hört man Parlamentsreden? Um sich über Vorgänge des öffentlichen Lebens aufzuklären? Der Narr, der zu solchem Zwecke etwa einer Reichstagssitzung beiwohnte, würde gestehen müssen: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum!" Ein Parteipolitiker scheint immer mehr bestrebt, einen Tatbestand zu verschleiern, als ihn aufzuhellen; denn er wünscht die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern wie es ihm von seinem Parteistandpunkt wünschenswert erscheint, daß sie wären. Die Dinge sind nie parteiisch. Von dem Augenblick an, wo ein Politiker ihre Unparteilichkeit feststellt, hört er auf, der Partei zu dienen, treibt er voraussetzungslose Politik.

England unterhält eine freihändlerische, Deutschland eine schutzzöllnerische Handelspolitik. In beiden Ländern gibt es viel Arbeitslosenleid, in England, als dem älteren Industriestaat, älteres und größeres als in Deutschland. Also vermag weder Freihandel noch Schutzzoll ein Land vor Arbeitslosenleid zu bewahren. Dennoch kreiden die konservativen Parteipolitiker in England alles Beschäftigungslosenunglück dem Freihandel an, die liberalen Parteipolitiker in Deutschland umgekehrt dem Zollschutz.

In Deutschland wie in Frankreich gibt es viel Unzufriedenheit in der Beamtenschaft, die sich auf gleiche Ursachen zurückführen läßt. In Deutschland werden Parteipolitiker, die mit den Beamten Freundschaft halten, nicht müde, zu behaupten, ihre Lage würde sich sofort bessern, wenn wir erst ein wirkliches „parlamentarisches Regime" hätten, wenn also auch das Schicksal der Staatsdiener ganz von gewählten Volksvertretern abhinge. In Frankreich ist das längst der Fall, aber dort vermochte der Parlamentarismus die Beamten so wenig zu befriedigen, daß sie sich großenteils zu den parlamentsfeind-

Digitized by Google

lichen Syndikalisten schlugen. Die deutschen Parteipolitiker stoßen sich nicht daran. Sie empfehlen den Parlamentarismus gegen alle Schädlichkeiten des Bureaukratismus. Und es sollte ihnen doch auch nicht ganz unbekannt sein, daß in Amerika, wo selbst die Beamten gewählt werden, die öffentlichen Ämter mehr als irgendwo anders mißbraucht werden.

Es wird im politischen Leben allezeit Wahrhaftige und Lügner, gute und schlechte Menschen geben, zwischen denen nie Friede herrschen kann. Aber die echten, die wahrheitsuchenden Politiker in allen Parteien sollten sich zu voraussetzungsloser Politik zusammentun, um vereint ihre gemeinsamen Gegner, die politischen Schwindler, zu bekämpfen. Otto Corbach

Vom Recht

Vom „Ur-Meister" und dem „Ur-Heber"-Recht

Wir werden jetzt fast täglich gefragt, warum wir nicht über den wiedergefundenen „Ur-Meister" schreiben. Erstens, sagt die Antwort, haben ja alle Tageszeitungen Kostproben aus den schon veröffentlichten Kostproben gebracht, und viele haben auch schon des eignen Senfes einen Hauch darübergestrichen. Obgleich dieses doch eigentlich etwas verfrüht war, da, zweitens, bis jetzt nur Bruchstücke des Fundes veröffentlicht sind. Wir denken also: warten wir, bis das Ganze heraus ist, bei Diederichs in Jena soll es ja kommen.

Freilich: wird es auch kommen? Die Frage wird allen Ernstes vom Verlage Diederichs unter Hinweis auf unser Urheberrecht gestellt. Und von einer der ersten Rechtsautoritäten Deutschlands und vielleicht dem besten Kenner unsres Urheberrechts überhaupt, von dem ordentlichen Professor an der juristischen Fakultät Berlin, Geheimrat Kohler, wird jene Frage nur mit einem „hoffen wir's!" beantwortet. „Autorrechtliche Ansprüche" könnten die Publikation in Deutschland tatsächlich hindern. Autorrechtliche Ansprüche könnten es hindern, daß ein vor hundertundzwanzig Jahren entstandenes Jugendwerk des vor achtzig Jahren als Greis verstorbenen größten deutschen Dichters nach seinem Auffinden in Deutschland gedruckt und herausgegeben wird! Die Rechtslage ist nämlich höchst verzwickt. Wie der Photograph nach neuester Rechtsweisheit sogar an der abphotographierten Photographie einer andern Photographie nach Dürer oder sonstwem ein „Urheber"-Recht hat, so hat auch der Herausgeber eines noch ungedruckten Goetheschen Werks an diesem Werke ein „Urheber"-Recht auf zehn Jahre, wenn nicht andre Eigentümer da sind; man „macht" dann, wie Kohler sich ausdrückt, „den Autographenerwerber zum Rechtsnachfolger des Autors". Beim Ur-Meister aber kommt noch anderes hinzu. Das Manuskript stammt gar nicht von Gottes Hand, sondern von zwei Händen, als welche verschiedenen Mitgliedern der Familie Schultheß gehören, die es offenbar nach einem Goetheschen Original kopierten — haben nicht vielleicht auch noch allerhand Leute aus der Schultheßschen Erbschaft Rechtsansprüche daran? Und ferner: das Autorrecht an Ungedrucktem vererbt sich länger als das dauerhafteste Stück Geld immer an irgendwen Verwandten, Verschwägerten oder Bekannten — gibt es demgemäß nicht etwa noch irgendwelche Leute, die aus Goethes Verwandtschaft oder Verschwägerung her noch Ansprüche daran haben? Wenn noch irgendwer Erbbeziehungen zu Goethes Nachkom-

Digitized by Google

menschaft nachweisen kann, gehört ihm am Ur-Meister auch ein Stück „Urheber"-Recht! Neben dem Goethe-Archiv soll sich schon ein Herr Vulpius gemeldet haben — wer weiß, wer da noch auftaucht? Wer, ob dieser Auftauchende reklamieren wird? Weiter: Einen Einspruch geltend machen kann der Unbekannte aber erst, wenn die Druckausgabe erschienen ist! Wer sie wagt, riskiert also nicht nur allerhand Zwillentschädigungsansprüche, von deren Höhe er noch gar nichts ahnen kann, sondern sogar strafrechtliche Verfolgung.

Wagen wird's ja wohl Diederichs oder sonst einer doch. Vielleicht aber hilft dieser schlechtweg groteske Fall, der unser „Bilderbuch" solcher Fälle (Kw. XXII, 2) so schön bereichert und unsre neulichen Ausführungen über „Mißwirtschaft mit Geist" so schlagend bestätigt, auf unsern ganzen Urheberrechts-Jammer überhaupt endlich die Blicke zu richten.

Wahlrecht und nationale Würde

Die Wahlrechtsfrage, die jetzt alle Gemüter bewegt, ist zwar gewiß in erster Reihe eine politische Frage, aber keiner wird leugnen, daß sie doch auch sehr wichtige allgemein kulturelle Seiten hat. Eine davon möchte ich im folgenden betonen. Es ist eine bekannte Klage, daß der Deutsche im allgemeinen zu wenig nationale Härte und zu wenig nationalen Stolz hat; beim Zusammentreffen mit andern Volksarten, insbesondere mit dem ausgeprägten Nationalstolze der Angelsachsen, ist er nur zu leicht geneigt, sein Wesen und seine Art als minderwertig zu empfinden, sie unterzuordnen und so seine eigene Nationalität schließlich ganz zu verlieren. Daß das im Wettkampf der Nationen eine große politische Schädigung bedeutet, liegt auf der Hand; insbesondere in einer Zeit, wo die Aussichten, sozusagen „leere" Kolonialländer zu bevölkern, mehr und mehr zusammenschrumpfen und die Aufrechterhaltung und Ausbreitung der eignen Nationalität immer mehr in der Art erfolgt, daß verschiedene Nationalitäten auf demselben Landgebiet im täglichen Kleinkampfe miteinander konkurrieren. Aber die Sache hat doch auch eine sehr wichtige kulturelle Seite. Wir empfinden es als beschämend und als einer aufrechten Persönlichkeit unwürdig, wenn sie ihre eigene Nationalität, die doch der für sie gegebne Ausdruck ihres Wesens ist, ohne zwingende Notwendigkeit ganz oder teilweise aufgibt. In der Regel wird damit auch eine wesentliche kulturelle Schädigung der einzelnen Person wie der Nation im ganzen verbunden sein. Mag der Überläufer sich noch so viel Mühe geben: im allgemeinen wird er in einem fremden Volkstum auch nicht entfernt so fest und sicher wurzeln und so viel aus ihm nehmen können wie aus dem eignen. Die eigne nationale Kultur aber verliert durch solches Renegatentum nicht nur quantitativ. Nein, es gehen ihr dadurch auch die eigentümlichen Schätze verloren, welche ihr aus fremdem Volkstum gerade diejenigen zuzuführen berufen sind, die mit diesem Volkstum in ständiger feindlich-freundlicher Berührung leben. Schließlich darf man auch die Geringschätzung nicht übersehen, die sich bei andern Völkern notwendig ergibt, wenn unsre Volksgenossen beim Zusammenstoß mit andern Volksarten so wenig Wert auf die eigene nationale Art legen.

Nun hat ja diese oft beklagte Haltung des Deutschen sicher vielerlei Gründe. Mögen aber dazu ma-

Zu den Tageserörterungen

Digitized by Google

terielle und andre Umstände noch so viel beitragen: von außerordentlicher Bedeutung wird es doch schließlich immer sein, in welchem Lichte dem Deutschen das eigne Volkstum erscheint, ob es ihm im Vergleich zu den andern als der Ausdruck einer höheren oder einer tieferstehenden Wesensart vorkommt. Der Umstand, daß etwas denen, die es besitzen, als das Höhere, Feinere, Bessere erscheint, verfehlt nicht so leicht auf irgend jemand seinen Eindruck. Hier ist es nun, wo eine so grundlegende Frage wie die Wahlrechtsfrage einschlägt. Der Deutsche ist zwar im allgemeinen kein besonderer homo politicus, aber den großen und grundlegenden Unterschied zwischen Untertan und Staatsbürger dürfte er doch wesentlich empfinden, namentlich da, wo ihm der Vergleich durch die Berührung mit andren Nationen geradezu aufgedrängt wird. In frei entwickelten Staaten, wie insbesondere denen der angelsächsischen Völker, ist der gewöhnliche Mann nicht nur mehr als Untertan, ist er nicht nur Staatsbürger, sondern er fühlt sich auch als solcher, das heißt er fühlt sich nicht nur als den Gegenstand einer über ihm stehenden Herrschaft und gutenfalls Fürsorge, sondern als Mitträger von Rechten und Pflichten, von Hoffnungen und Verantwortungen in den öffentlichen Dingen. Das preußische Dreiklassenwahlrecht dagegen und die ganze ihm entsprechende Verteilung der politischen Gewalt ist begründet auf der Herrschaft der Wenigen und der Untertanenschaft der Vielen. Daß ein solches System beim Vergleich mit dem andern den großen davon betroffnen Massen nicht als das bessere erscheint, liegt auf der Hand, von da aus ist aber nur zu leicht der Übergang gefunden zu einer geringeren Schätzung der eigenen Volksart überhaupt. So hat das jetzige Wahlrecht, abgesehen von aller Politik, kulturell den großen Nachteil, daß es auf die Dauer national schwächend wirkt, daß es einen herabdrückenden Einfluß auf den nationalen Stolz und die nationale Opferfreudigkeit ausübt. Wie soll der, der sich zu Hause „ducken“ muß, sich draußen an Gewicht dem gleich fühlen, der seinerseits bei sich zu Hause als ein vollberechtigter Mann geachtet wird! Eine Frage, wie die preußische Wahlrechtsfrage ist daher auch für das Maß nationalen Stolzes, das in den Massen lebendig ist, und damit für eine Kulturfrage ersten Ranges von größter Bedeutung. v. M.

Mann und Weib

Ellen Key und die Frauenbewegung

Als das neue Jahrhundert anbrach, war die Frauenbewegung noch eine Angelegenheit, deren Ziele nur ihre gläubigen Vertreterinnen in freudiger Zuversicht für erreichbar hielten. Heute sind manche dieser Ziele schon erreicht; die Strömung hat manches ergriffen und mitgerissen, was dem vorigen Jahrhundert noch für unerschütterlich feststehend galt. Ob durch diese Bewegung das Seelenleben der Frau im Durchschnitt heute ein höheres ist, als vor fünfzig Jahren, mag dahingestellt sein. Sicher ist, daß es so sein könnte; denn wie ein Frühlingssturm sind Ideen und Erkenntnisse durch die Frauenwelt geweht, die tausend neue Möglichkeiten für sie aufkeimen ließen. Eine von denen, die den Sturm mit entfacht haben, war Ellen Key. Weil sie, fern der alltäglichen Praxis, immer wieder ihren hellen Weckruf sandte, blieb ihm bis heute das Freudige, Lockende eines Klanges aus sonniger Höhe. Daß diese

Digitized by Google

Höhe die Welt des Dichters ist, in welche die Mutter Natur nur ihre Lieblingskinder versetzt und wohin diese immer nur befreundete Seelen, immer nur einen kleinen Teil der leidenden Menschheit ziehen können, das freilich blieb wohl denen verborgen, die ihr sofort begeistert folgten, weil sie in ihrer Verkündigung das „Evangelium der neuen Frau" zu hören glaubten.

War dieses Evangelium auch im Grunde nicht ganz neu — in Wirklichkeit ist das Schönste daran uralt, denn es predigt in modernem Gewande den Gedanken von der Reinheit der Jugend und der Heiligkeit der Mutterschaft —, so ist doch unbedingt Ellen Keys Interpretation neuartig und in ganz ungewöhnlichem Grade anregend. Schade, daß ihre enthusiastische Natur sie zuweilen verleitet, entgegengesetzte Ideale zu vertreten, daß man also neben jenen schönen, ernsten Gedanken auch so ziemlich das Gegenteil aus ihren Büchern herauslesen kann.

Unser Geschlecht war wirklich eingeschlafen auf dem Hergebrachten. Als die soziale Strömung sich Bahn brach, mit ihren unmittelbaren großen Forderungen an das Gewissen der Gesamtheit, da standen unzählige einzelne von uns mit unberatenem Gewissen da. Die vierte Klasse, die arbeitende Frau, — alle großen sozialen Probleme fanden Stimme, riefen um Hilfe und lösten Kräfte aus. Die Umschichtung der Gesellschaft aber griff weiter um sich; nicht bloß die arbeitende Frau, sondern sehr bald die Frau als solche, das Geschlecht, suchte nach neuen Möglichkeiten, nach einem neuen Platz an der Sonne. In dieses Verlangen nach einer Umgestaltung unzureichend gewordener Lebensformen, in diese fieberhafte Erregung der Frauenseele hinein klang das Lied, das Ellen Key uns von der neuen Sittlichkeit des Weibes, von der neuen Freiheit des Kindes und von der neuen Herrlichkeit der Persönlichkeit sang.

Allein nicht die Schwedin, sondern der deutsche Nietzsche war es, der unsrer Zeit von der neuen, nein von der echten Ehe sprach: „Aber dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selbst gebaut sein rechtwinklig an Leib und Seele. Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu helfe dir der Garten der Ehe." Da ist Ellen Keys Evangelium! Daß es klangvoll und freudig von einer Frau uns gesagt wurde, das ließ viele aufhorchen, die der herben Weisheit Zarathustras nicht gelauscht hatten. Sie ließen sich aufrütteln zu einer Revision der ehelichen Sittlichkeit und kamen zu dem Bewußtsein, daß vieles davon über Bord des neuen Jahrhunderts geworfen zu werden verdiente. Die außergewöhnlich lebhafte, ja dichterische Sprache der Key trug natürlich viel zur Verbreitung ihrer Ideen bei. Man vergleiche einmal ihre Essays mit irgendwelchen andern über annähernd dieselben Fragen: mögen andre ihren Gegenstand viel besser behandeln, und mögen Ellen Keys Behauptungen auf jeder Seite anfechtbar sein — diesen hinreißenden, bilderreichen Schwung hat nur sie, und nur sie also riß zu der Lebhaftigkeit des Meinungsaustausches hin, der viel zur Klärung der Dinge beigetragen hat. Das ist unantastbar ihr Verdienst: die Menge der gebildeten Frauen lernte durch sie sehen und denken auf Gebieten, wo wir bisher mehr als zuviel nur gefühlt hatten.

Daß die Persönlichkeit der Frau so gut ihre Vollberechtigung hat, wie die des Mannes, natürlich auch

Digitized by Google

in den Beziehungen der Geschlechter, darüber dürfte die Diskussion geschlossen sein. Aber Ellen Keys temperamentvolle Anregungen haben, die Wahrheit zu sagen, nicht immer im Sinne dieser Entwicklung, sondern vielfach auch im Widerspruch dazu mitgewirkt. Daß sie nicht einfach durchdrangen, ist ein Glück für die Gesamtheit. Denn manche Folgerung, die Ellen Key sich nicht scheut, aus ihrer Forderung voll erfüllten Lebens und Liebens zu ziehen, stellen sich den Wünschen nach Höherentwicklung der weiblichen Natur geradezu entgegen. Eine Kultur der Erotik ist gewiß schön und notwendig; aber sie darf nicht zur Grundlage der Ethik gemacht werden, sondern umgekehrt muß sie durchaus getragen werden von sozialethischen Forderungen. Diese aber schließen aus, daß die Fähigkeiten der Liebe und Hingabe im „Vorhof des Tempels" erprobt werden dürfen, ehe die Frau ins „Allerheiligste" eintritt. Es fragt sich doch, wieviel „Heiliges" bei einem solchen Ausschalten des ehelichen und mütterlichen Pflichtbegriffes im Allerheiligsten übrigbliebe. — Kein Zweifel, die heutige Frau beansprucht mit vollem Recht volle Freiheit inbezug auf ihre Liebe und Ehe; sie will die Fülle ihrer Gaben nur dem einen geben, in dem sie die Vollendung ihres eigenen Selbst findet. Das ist keine ganz neue Weisheit. Hat je eine junge Mädchenpsyche sich das Tor, durch das sie in das Reich der Ehe schreiten wollte, anders vorgestellt? Was Ellen Key „die große Liebe der neuen Frau" nennt, ist es nicht das Ideal der Liebe schlechthin, wie es aller Jugend aller Zeiten vorgeschwebt hat? Dankbar und froh erkennen wir an, daß die unsrige es zum fast allgemein erstrebten Ideal erhoben hat, zur Norm, an der die Sittlichkeit der Ehe gemessen wird. Aber dort, wo der Individualismus dieses Ideal noch überbieten will durch den Anspruch, die Liebe zwischen den Geschlechtern, also die Kultur der Erotik, zum einzigen Maßstab nicht bloß der Ehe, sondern des gesamten Lebensinhaltes der Frau zu machen, da zieht der Altruismus in der Frauenbewegung eine scharfe Grenze. Wir leben im sozialen Jahrhundert, und wir sehen in der menschlichen Gesellschaft einen Organismus, in dem Schönheit und Selbstvervollkommnung des einzelnen unentbehrliche, aber nicht erschöpfende Faktoren sind. Wo die „große Liebe" zum Schaden wird für die fruchtbare Entwicklung anderer — z. B. schon geborener Kinder —, da besteht die Möglichkeit, im Opfer weit größeres zu erreichen für sich und zu leisten für andere. Das heiter schöne Land, das Ellen Key schildert, wo von keinem Opfer mehr die Rede ist, sondern alles sich in freiester Liebe, Kraft und Schönheit ungehemmt entfaltet, das heißt Utopia. Nur jene, die von der bitteren Wirklichkeit und der tiefen Tragik des Daseins unverletzt blieben, können es für erreichbar halten. Und — für erstrebenswert.

Denn nicht bloß der Kampf um das eigene angefochtene Selbst, sondern auch das Leiden für andre gehört in ein rechtes Leben hinein. Ich meine nicht nur den Kampf für Überzeugungen, der heute ja von vielen Frauen (auch von der Key selber) bewunderungswürdig gekämpft wird. Sondern ganz wörtlich das Mitleiden, das Sicherbarmen durch die Tat, das im tiefsten Grunde des eigentlich Weiblichen, des Muttergefühles ruht. Der frohgläubige Evolutionismus Ellen Keys reicht hier nicht zu; er bringt nicht bis in die Tiefe der

Digitized by Google

Mütterlichkeit. Durchaus nicht alle natürliche Entwicklung führt zur Vervollkommnung, und durchaus nicht alle Gesundheit und Freiheit und Natürlichkeit im Kindesleben verbürgt, daß aus dem Kinde ein rechter, tüchtiger Mensch wird. Es ist vielleicht das ernsteste, was Ellen Key ihrem Geschlecht zu sagen hatte: „Hegt Achtung vor euren Kindern. Baut ihnen ein Reich, in dem sie froh und glücklich sein können.“ Mit ihrem ganzen warmen Temperament und ihrer ganzen Begeisterung ist die Kinderlose für die Kinder eingetreten, deren Freiheit und Freude schlimmer als die der Erwachsenen vernachlässigt war. Das soll ihr unvergessen bleiben im Jahrhundert des Kindes! Alle die Anregungen über Beobachtung und Pflege des kleinen Körpers und der kleinen Seele, die mit dem ersten Tage, nein schon lange vorher, beginnen müssen, haben Segen gestiftet und werden es weiter tun. Sie hat es uns eingeprägt, daß Schönheit zu den Zielen der Erziehung gehören muß. Aber die andern notwendigen Ziele, das eigentliche Erziehen des Wollens und Könnens — die läßt Ellen Key beiseite. Mit dem Wachsenlassen ist es aber wirklich nicht getan, es muß das dazukommen, was minder empfindliche Zeiten Zucht nannten. Was der Mensch heute ist oder sein kann, wurde er im jahrhundertelangen Streben nach allgemeinen ethischen und religiösen Idealen, obgleich die Befolgung der sittlichen Vorschriften wohl nie ganz freiwillig und ganz selbstverständlich erwuchs. Wie denkt sich Ellen Key eine Weiterentfaltung, wenn der Menschheit plötzlich mit diesen wichtigen Faktoren der Boden unter den Füßen weggezogen und jedem Einzelwesen die Entwicklung zu einem besondern, ganz unverbindlichen Ideal anvertraut würde? Nein, weder in der Erziehung andrer noch in der Selbsterziehung sind allgemein verbindliche Maßstäbe, objektive, ethische Gedanken zu entbehren. Ihr liebenswürdiger Optimismus sieht die tiefsten Konflikte im Leben überhaupt nicht. Das Pflügen und Jäten auf diesem Gebiete überläßt sie uns andern.

Wir haben Ursache, es ihr zu danken! Denn so gewiß wir weder die Kinder noch uns selbst entgegen den angeborenen Erziehungsmöglichkeiten erziehen können, so gewiß ruht alles, was man Persönlichkeit nennt, auf Arbeit und Anstrengung. Es ist ein lieblicher Vergleich, Kinder und junge Mädchen Knospen und Blüten zu nennen; sie sind es ja, denn ihr größter Zauber liegt noch in den nur angedeuteten Möglichkeiten künftiger Schönheit. Tiefsinniger aber ist doch das Bild des Psycheschmetterlings; denn ob die Blüte bei ihrer Entfaltung etwas wie Anstrengung empfindet, wissen wir nicht; aber daß der Schmetterling nur durch das, was wir Arbeit nennen, zum Gebrauch seiner schillernden Schwingen kommt, ist gewiß. Auch die Seele wird nur stark und frei durch Anstrengung und Leiden; nur durch siegreich überwundenes Leiden werden wir fähig für wahre Freuden.

So lange Ellen Key deshalb keine stärkeren Gründe für ihren geistigen Evolutionsglauben bringt, als ihre eigene frohe Begeisterung, so lange wird sie uns nicht überzeugen, daß auf ihre Weise die Persönlichkeit unendlich größere Schönheit und Vollkommenheit erreichen werde, als bisher möglich war. Besonders da sie weder der „neuen“ Persönlichkeit noch der „neuen“ Frau deutlich zu zeigen vermag, wie ihre Herrlichkeit zu erlangen ist. Denn daß ihre geistreichen Bücher und

Digitized by Google

glänzenden Vorträge auf einen gangbaren Weg deuteten, das kann nur die lebensunerfahrene Jugend meinen. Es fehlt also vorläufig der Beweis dafür, daß ihre Religion der Zukunft höheres Leben spendet als die Religion von heute — und daß die „neue" Frau eine höhere und für die Gesamtheit wertvollere Gattung ist, als die „alte", die in der Tiefe des Erbarmens und der Menschenliebe noch ein voll erfülltes Dasein zu finden vermag. Allen Keyschen Anregungen sind gerade wir Deutschen willig und dankbar gefolgt. Wir bewundern aufrichtig die Dichterin und Lebenskünstlerin, aber wir glauben nicht, daß Ellen Key uns zum wahren Leben und zur Zukunft der Frau führen kann. Berta Göring

Körperpflege

Sport, Wettkampf und Kultur

Der bekannte alpine Schriftsteller H. Steinitzer, von dem wertvolle Arbeiten über die „Psychologie des Alpinisten" und über das historische Verhältnis des Menschen zu den Bergen („Menschen und Berge in China") erschienen sind, hat (im Verlage der Deutschen Alpenzeitung: Callwey, Lankes & Hertz) jetzt einen Aufsatz veröffentlicht, dem gewiß in Sportskreisen viel widersprochen werden wird, der aber zweifellos die ernsteste Aufmerksamkeit aller Kulturfreunde, aller Erzieher verdient. Er heißt „Sport und Kultur" und untersucht ohne irgendwelche Voreingenommenheit, mit einer fast lessingschen Sachlichkeit und dialektischen Schärfe, die Frage, welche die oberflächliche Allgemeinheit längst gültig beantwortet zu haben glaubt: ob der Sport als Wettkampf für wahrhaft kulturfördernd anzusehen sei. Und kommt zu beachtenswert verneinenden Ergebnissen!

Es ist ein immer merkwürdiges Erlebnis — so oft es auch dem Menschen im Wandel der Zeiten begegnet — einen laut gepriesenen Wert, an den man um bestehender Einzelheiten willen ohne ganz kritische Prüfung glaubte, plötzlich mit guten, sachlichen Gründen angezweifelt zu sehen. Es ist ein Erschrecken und, werde man nun von den neu aufstehenden Zweiflern überzeugt oder nicht, jedenfalls ein Einsehen, daß das Wesen der Dinge nicht immer am Tage liegt, und damit die alte Erkenntnis: daß der Schein trügt. —

Steinitzer sucht zunächst festzustellen, was alles nach dem Sprachgebrauch — der in solchen Fragen die ersten Hinweise zu geben hat, weil er immer irgendwie der unbewußte Ausdruck des Sachverhaltes ist — als Sport anzusehen ist und findet dann die meines Erachtens sehr richtige Sacherklärung: „Jede Tätigkeit ist Sport, soweit sie ausschließlich zu dem Zwecke ausgeführt wird, Kräfte mit andern unter bestimmten Ausführungsbedingungen zu messen." Alle früheren Definitionen, die teils „Kraft und Geschicklichkeit" oder die „Ausübung der Tätigkeit in freier Luft" für den Sport als wesentlich ansahen, waren nicht umfassend, schlossen z. B. alle Sammelsporte aus, und betonten das Wichtigste nicht, den Wettkampf. Steinitzer erweitert seine Definition noch ausdrücklich dahin: „Die Triebfedern jeder Tätigkeit, soweit sie Sport ist, liegen ausschließlich in dem Streben nach persönlicher Auszeichnung und deren Anerkennung." Damit ist die Frage über etwa durch den Sport zu erwartende Kulturförderung in die alte Frage verwandelt, ob der Wettkampf, der Agon, dem wir die Höhe aller griechischen Leistungen ver-

Digitized by Google

danken, stärker kulturfördernd oder stärker kulturfeindlich sei; denn nur das Mehr oder Minder eines dieser beiden, zweifellos beide in ihm vorhandenen Momente, kann zum Endergebnis, zu einem klaren Resultat führen. Die Frage ähnelt dabei der wirtschaftlichen: Schutzzoll oder freie Konkurrenz.

Der Verfasser stellt sich ganz auf den Standpunkt, daß das Verderbliche im Wettkampf weit das Nutzbringende überwiege. Das Blendende, äußerlich Glänzende statt des sachlich, innerlich Gediegenen werde durch ihn befördert, die persönliche, von andern erteilte Ehre, gelte in ihm mehr, als das sichere, stille Bewußtsein des eigenen Wertes, der eigenen Tat. Steinitzer sieht im Wettkampf den Grund, wie für das unerhört glanzvolle Aufleuchten der griechischen Kultur, auch für deren tiefe Schatten, für die griechische Zerrissenheit und den raschen und grausigen Verfall der Griechen. Man ahnt demgegenüber etwas von den Werten der großen Dauerkulturen, wie der chinesischen, der jüdischen, vielleicht auch der ägyptischen. Der Verfasser kommt zu dem Ausspruch: „Die sportliche Ausübung von Tätigkeiten ist, soweit diese Tätigkeiten als kulturförderlich und allgemein wertvoll angesehen werden, ein Symptom des Verfalls“ (eben wie oben angeführt: als ein Überwiegen der persönlichen über die sachlichen Motive!). Mit diesem Satz ist gleichzeitig dem primitiven Einwand, als wolle Steinitzer jeden Nutzen — den gesundheitlichen vor allem! — des Sportes leugnen, begegnet. Er betrachtet es nur als ein Symptom des Verfalls, wenn Bergsteigen, Reiten, Schwimmen usw. nicht mehr wegen der Kräftigung, der Freude an der Sache oder an der Natur betrieben werden, sondern vor allem um des sportlichen Ehrgeizes willen, wenn Rekords aufgestellt werden sollen und die Öffentlichkeit herangezogen wird. Wobei denn, wie Steinitzer sehr richtig hervorhebt, der gesundheitliche Nutzen aller Spieltätigkeiten und körperlichen Übungen durch Überanstrengung sehr heruntergedrückt oder in das Gegenteil verwandelt wird.

Sehr interessant ist das Kapitel des Büchleins, in welchem sich Steinitzer mit den Engländern und ihrem Sportwesen auseinandersetzt. Er kommt hier mit recht beachtenswerten Ausführungen zu dem Ergebnis: „Nicht durch — trotz seiner Vorliebe für den Sport ist es (England) groß geworden. Und die Anzeichen mehren sich für den aufmerksamen Beobachter auf dem Festlande, wie für viele Engländer selbst, daß die englische Eigenart der Sachlichkeit und des Gemeinsinnes, nicht zum wenigsten durch die intensive Sportliebhaberei, an innerer Kraft und Elastizität verloren hat, und daß England wohl oder übel zu Einschränkungen im Sportbetriebe sich wird verstehen müssen, wenn es im Wettbewerbe der Kulturvölker seinen hohen Rang behaupten will.“ —

An einem Sport, den er aufs genaueste kennt, dem Alpinismus, legt der Verfasser zum Schluß die Wirkungen des sportlichen Momentes ausführlich dar; zeigt er, wie aus der Kunst des Bergsteigens, der Erforschung der Natur, dem freien Zur-Besinnung-kommen in großen Höhen, über den Menschen, vielfach ein ödes Wettklettern, ein bloßes Suchen von Gefahr und Schwierigkeit und schließlich damit ein Hineintragen all der Konkurrenzkleinlichkeit des Alltags geworden ist, vor der gerade die ersten Bergsteiger in die Berge flüchteten.

Digitized by Google

Wie Steinitzer zeigt, nimmt der Sport im Alpinismus ständig zu. Bei der Gründung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins wurde als erstes Grundgesetz noch aufgestellt: „Die Kenntnis der Alpen Deutschlands und Österreichs zu erweitern und zu verbreiten, sowie ihre Bereisung zu erleichtern.“ Wie oft hört man heute Sporttouristen aus dem Verein schelten, wenn durch Weganlagen, Steige oder Drahtstifte neue Gipfel für den nichtsportlichen Ersteiger möglich gemacht werden! —

Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Schrift Steinitzers von vielen der Leute, die bewußt an unsrer Kultur mitarbeiten, gelesen würde und sie zum Nachdenken anregte. Wilhelm von Scholz

Bildung und Schule

Zwischen 14 und 18

So heißt ein Büchlein unsres Mitarbeiters Richard Nordhausen, das jetzt bei Fritz Eckardt in Leipzig erschienen ist. Die hauptsächlichsten Gedanken, die hier zueinander geordnet sind, kennen unsre Freunde, manches hier Wiedergegebene ist auch Abdruck aus dem Kunstwart selbst. Tut nichts, sie sollten doch im Zusammenhang lesen, was Nordhausen sagt! Ein paar Bruchstücke, um dafür anzuregen.

▣

„Müde der langweiligen Bankdrückerei und eines verknöcherten, unpraktischen Unterrichtssystems, das selbst biegsame Kindheit zur Verzweiflung bringen muß, fügen sie sich zähneknirschend noch eben dem verhaßten Zwange der Pflichtfortbildungsschule und entschädigen sich dafür ausgiebig in den kargen Feierabendstunden, die ihnen gehören, und Sonntags. Die Destillen und Bierkneipen, die schmierigen Tanzlokale in den Vorstädten — sie wimmeln von halbflüggen beiderlei Geschlechtes. Den stinkenden Stummel im Munde, hinterm Schnapsglas und bei trübem Bräu, kokettiert der Knabe mit den Lustgreisinnen, die's noch immer an die Stätte verschollener Triumphe zieht, und das unfertige Mädel, das sich schon als Gemeindeschülerin die Brust mit Strümpfen ausgestopft hat, zittert hier bedenklichen Abenteuern entgegen. Im Rauch und schmutzigen Gewühl dieser Schwindsuchtshöhlen suchen die Kinder Erholung von überharter Wochenarbeit! Hier kräftigen sie sich zu neuem, anstrengenden Werke! Hier wird ihre Erziehung vollendet, hier hören sie das Evangelium unsrer Zeit! Der teuflischste Hohn könnte keine ärgere Satire auf unsre Pflichtvergessenheit ersinnen, als die platte Wirklichkeit es ist. Und ohne uns zu rühren, ohne des höllischen Unsinns inne zu werden und die Unhaltbarkeit dieser Zustände schmerzhaft zu empfinden, lassen wir das Verderben und die Verderber gewähren.

Wehrlos ist die Jugend ihnen preisgegeben. Draußen im Alltag verlangt man von ihr nur, daß sie ihre »Pflicht tue«, will sagen, sich am Schraubstock, im Kontor und in der Nähstube so fleißig abrackere, wie irgendein interessierter Vorgesetzter, dem sie eine billige Arbeitskraft bedeutet, es verlangt. Um Seele und Herz der Heranwachsenden kümmert sich niemand. Die müssen die Nahrung, darnach sie schreien, auf dem Asphalt der Straße, in Schank- und Tanzwirtschaften suchen. Sie wird ihnen zuteil, gewiß — aber was macht sie auch aus ihnen! Und um welche Reichtümer betrügt unser Volk der schlimme Geist, dem die großstädtische Jugend von heute

Digitized by Google

bedingungslos ausgeliefert ist, der allmählich auch auf das flache Land übergreift! Sind wir denn blind und taub? Ahnen gar nicht, welcher Feind unter uns groß wird? Daß wir selbst das Dynamit erzeugen, womit dereinst all die Herrlichkeit von heute in die Luft gejagt werden wird? An unsrer Trägheit, die das köstlichste Gut der Nation, die Jugend, jeder Gefahr lieblos und gleichgültig preisgibt; an unsrer Einsichtslosigkeit zerschellt vielleicht Deutschlands Größe und Zukunft. Niemals noch, solange es eine Geschichte gibt, hat ein Land seinen Nachwuchs so verlottern lassen, Unreife so völlig auf sich gestellt wie wir; niemals noch hat ein Geschlecht deutscher Männer seiner heiligen Pflicht so gröblich zuwidergehandelt wie wir. Es zeugt von starken Nerven, daß wir die Verantwortung vor Gott und der Geschichte so leichten Herzens auf uns nehmen.

Wäre unser Volk nicht noch im Kern gesund und gäbe es neben der Schule, die allerdings den an sie gestellten Erziehungsanforderungen nur schwach genügt, nicht das Heer als große, strenge Erziehungsanstalt — wo hielten wir da bereits?

⧈

Lehrer und Erzieher können nichts tun, als der natürlichen Entwicklung folgen und dem Reifenden die Kost vorsetzen, darnach ihn gerade gelüstet. Treibhausluft und gewaltsame Befruchtung sind ganz zwecklos. Daß alle Minderjährigen unter allen Umständen Tasso gelesen, genaue Bekanntschaft mit den Florentinern gemacht, Kant verstanden haben müssen, das sind Forderungen, die ein Kulturmensch nie aufstellen dürfte. Dieser Omnibusbetrieb der Bildung züchtet uns den Wissenspöbel, die Museumshyänen, das unendliche Gewimmel der herzlosen Schwatzhaften. Ein tüchtiger Kerl kann gar nicht spät genug zu Michelangelo gelangen, gar nicht spät genug den Faust lesen. Derlei starke Wonnen sollen keine Tränke sein, die eilig trunken machen. Nur das Einfache, Schlichte, sagen wir getrost, leicht zu Durchschauende gehört der Jugend; nur das verdaut sie, weil nur das ihr schmeckt. Je gemütlicher wir den Blumenweg hinaufschlendern, je ängstlicher wir uns davor hüten, große Schritte oder gar verwegene Sprünge zu machen, desto sicherer erziehen wir unsre Kinder zu Kunstfreunden.

⧈

Daß die Lesewut so heftig und gefahrvoll grassiert, daran trägt die Absperrung der Heranreifenden vom eigenen fröhlichen Erleben schuld. Wir nehmen ihnen jede Möglichkeit, den pochenden Tatendrang in lustiges Spiel umzusetzen, die erwachende Kraft an harmlosen Widerständen zu erproben, und zwingen sie so, sich in ausschweifende Phantasien zu verkriechen. Von pomphaft aufgedonnerten Helden der Zehnpfennigbücher vollbringen zu lassen, was sie in bescheidenem Maße gern selbst vollbrächten. Wenn die Lehrlingsabteilungen der Turnerschaft häufiger Soldat und Räuber, Ritter und Bürger spielten; wenn all die liebe aufschießende Brut in Wald und Feld hinausdürfte, dort die Muskeln stärken, List und Schlauheit, Geistesgegenwart und Zähigkeit, Edelmut und kameradschaftlichen Sinn zeigen könnte — wie rasch gingen die Millionenauflagen des Schinderhannes und des Mädchenmörders zurück, wie erfreulich verringerte sich dann der Jahresumsatz von fünfzig Millionen Mark,

Digitized by Google

dessen die Macher der Schundliteratur sich heute rühmen! Mit löschpapierenen Scharteken stopft sich nur voll, wer von der backenroten Wirklichkeit ausgeschlossen ist.

⊡

Die neue Jugendorganisation, die freilich kein Sitzfleisch verlangt, im Gegenteil, und die der rauhen Soldatenzucht wie des Drills entbehren kann, die neue Einrichtung wird manchem persönlichen Gelüst herzlich unbequem sein. In der Destille hinterm Schnapsglase hocken und an der schlechten Zigarre saugen; Kinematographentheater auf Halbnacktheiten durchforschen; die Tanzlokale der Vorstädte als herzerobernder Schnösel unsicher machen — das schmeckt vielen besser als Bewegungsspiel und Sport im Kreise rotbäckiger Kameraden. Andere wieder, allerdings eine Minderzahl, treibt es zu den geliebten Büchern und Basteleien, daran sich das knospende Talent klammert. Doch abgesehen davon, daß just diesen Stillen und Einsamen die Schulung des Körpers am nötigsten ist, weil sie in ihrem heißen Streben am wenigsten darauf achten, abgesehen davon wird sonntägliche Ausspannung sie nicht vom Ziel ablenken. Sie werden dadurch vielmehr vor verhängnisvoller Einseitigkeit und Verkümmerung bewahrt bleiben, werden leichter als früher Freunde und Förderer finden.

So ist die Ausführung des Planes gedacht: Der Staat erläßt die erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen, die die allgemeine Spielpflicht der Jugend zwischen vierzehn und achtzehn festlegt und ihr neben den unbedingt arbeitsfreien Sonn- und Feiertagen eine noch zu vereinbarende Zahl von Nachmittags- und Abendstunden für Spiel- und Sportzwecke sichert. Eine größere Anleihe bringt die für die Schaffung und Einrichtung von Spielhallen, -plätzen usw. erforderlichen Summen herbei; gleichzeitig wird eine neue Besitzsteuer eingeführt, aus deren Erträgnissen man teils die Anleihe zurückzahlt, teils den Betrieb aufrechterhält und allmählich ausbaut. Es ist vielleicht gerecht, wenn die Lasten vornehmlich den Junggesellen aufgebürdet werden. Mit der äußeren Verwaltung und der Beaufsichtigung der Häuser, Hallen, Plätze wären die Städte zu betrauen, die sich übrigens gegebenenfalls gewiß nicht weigern werden, den erforderlichen Grund und Boden herzugeben und überhaupt ihr Scherflein beizutragen. Wenn jede Stadt mindestens ein Zehntel ihrer Einnahmen für die Jugendorganisationen bereitstellen müßte, so würde sie in alle Zukunft der jetzt schmachvoll vernachlässigten Pflicht eingedenk bleiben. Wo sind die deutschen Kommunen, die ihrer Bevölkerung, zumal der minderjährigen, waldumstandene Plätze zu frohem Bewegungsspiel, Plätze für Ruderhäuser u. dgl. m. kostenlos darbieten? Man kann sie an den Fingern herzählen. In England gibt es kaum eine städtische Gemeinde, die in dieser Beziehung versagt. Aber hierzulande läßt man sich von den Altvorderen beschämen, die trotz bitterer Armut Turn- und Badeanstalten bauten und freudig für die Gesundheit ihres Nachwuchses verhältnismäßig schwere Opfer brachten. Inzwischen ist bei uns, aller stumpfen Gleichgültigkeit der Maßgebenden ungeachtet, der Sport groß geworden — doch über Turn- und Badeanstalten gelangen unsere Städte nicht hinaus. Gemeinnützigen Rudervereinen, deren Mitglieder selbstlos Zeit und Geld für die Jugend hingeben, berechnet des Deutschen

Digitized by Google

Reiches Haupt- und Residenzstadt den Pachtpreis für einen Quadratmeter Wasserland genau so hoch wie einem Kahnschlächter, Steinlagerer oder Müllabfuhrunternehmer! In diese faule Gleichgültigkeit muß das Gesetz mit reinigendem Donnerwetter hineinfahren. Die Städte haben in Zukunft wirkliche Arbeit für die Körper ihrer Kinder zu leisten. Sie schaffen sich dadurch gesunde, leistungsfähige Steuerzahler und verringern ihren Siechenetat; statt gefährlicher Taugenichtse, zu denen man jetzt die Heranwachsenden verwahrlosen läßt, werden sie wohlerzogene Bürger in ihren Einwohnerlisten führen können.

Unter städtischer Aufsicht, für die ein eigenes Magistratsamt einzurichten und zu bestellen wäre, verwaltet die sporttreibende Jugend ihre Geschäfte selbst. Jeder Spielplatz wählt seinen Vorsteher und dessen Gehilfen; die Obmänner aller städtischen Spielplätze beraten, wenn's wünschenswert scheint, von Zeit zu Zeit gemeinsame Angelegenheiten, wobei ein städtischer Beamter den Vorsitz führt. Genau so wären jene Sportzweige zu organisieren, die sich im großen Rahmen nicht ohne weiteres unterbringen lassen. Wander-, Radfahrer-, Rudergruppen beispielsweise. Bei alledem kommt es, der ganzen Sinnesart der Jugend nach, auf ausgiebige Dezentralisation an. Ihr genügt's, im engsten Kreise unabhängig zu sein; was außerhalb des Clans geschieht, ist ihr im allgemeinen gleichgültig. Der Sinn für Parlamentsspielerei erwacht erst später. Für den jungen Staatsbürger ist indessen nichts wichtiger als die Erkenntnis, daß man ihn ungezwungen gewähren läßt, solange er die bestehenden Gesetze achtet und von seiner Freiheit verständigen Gebrauch macht. Überall noch habe ich gefunden, daß die Jungen mit anarchistischen Elementen und Trotzköpfen in den eigenen Reihen kurzen Prozeß machen und immer rasch Ordnung schaffen. Sie fügen sich willig sogar tyrannischen Vorschriften, wenn sie sie sich selbst gegeben haben. Die Regeln des Spielplatzes — die man ja nicht schablonenmäßig aufstellen darf, weil sie von der besonderen Art der Besucher, der Lage des Platzes und seinen anderen Eigenschaften abhängen —, diese Regeln müssen dem Platzausschusse mindestens zur Begutachtung vorgelegt werden. Dann bemüht er sich schon aus eigenem um ihre haarscharfe Ausführung und Befolgung. . . . Praktische Unterweisung im Ring, gemeinsames Leben und Wirken belehren über Bürgerrecht und Bürgerpflicht ungleich besser als die weisesten Professoren es vermöchten. Auch von diesem Standpunkt aus ist die Jugendorganisation eine nationale Notwendigkeit.

Es mag noch verwegen klingen: aber wie wir die Kinderarbeit in den Fabriken ausgerottet haben, und wie wir der knospenden Jugend zum mindesten einen Teil ihrer Freiheit zurückerobern werden, so wollen wir auch dem die Volkskraft vernichtenden, industriellen Frauenerwerb ein Ende machen. Zum Teufel mit jeder Industrie, die auf dem Blut und den Tränen unserer Weiber aufgebaut ist, die unser Land mit Krüppeln und Idioten füllt! Keinen feigen Respekt mehr vor dem verbrecherischen Unsinn der Nichts-als-Profitmacherei! Weder zur Maschinensklavin noch zugunsten des Exporthandels hat Gott Eva geschaffen.

In höherem Maße noch als

Digitized by Google

die männliche Jugend müssen wir hinfort unsere weibliche betreuen. Alle Wohlfahrtseinrichtungen, die für die Burschen bestimmt sind, haben auch den Mädchen zu dienen: nur daß wir sie ängstlicher noch vor Unrat und mißverstandener Freiheit behüten, nur daß wir den Vierzehn- und Achtzehnjährigen mit dem langen Haar die Zahl der Erholungsstunden noch freigebiger zumessen. Und um sie einmal für längere Zeit aus dem Dunkel und Staub der Städte herauszureißen — ein Geschenk, das ja jedem gesunden Jüngling dargebracht wird —, um ihre Eheaussichten zu vermehren und sie zu befähigen, dem geliebten Mann ein wohliges Heim zu bereiten, darum treten wir für das Frauen-Dienstjahr ein.

⊡

Die Dienstpflicht der Frau würde ganz wesentlich ihr Verantwortlichkeitsgefühl und die Empfindung verstärken, daß sie ein Glied des Staatsganzen ist. Es würde dadurch der großen Zahl unverheiratet bleibender Mädchen Gelegenheit gegeben, auf andre Weise dem öffentlichen Wohl zu nützen und für das eigene Leben zu lernen. Indessen, diese und ähnliche Vorzüge des Gedankens sind nicht entscheidend, so hohe Schätzung sie verdienen. Entscheidend ist vielmehr, daß das Pflichtjahr der Mädchen sie auf ihren eigentlichen und schönsten Lebenslauf, auf die Ehe, würdig und wirksam vorbereiten kann.

⊡

Überflüssig, zum Schlusse noch einmal zu betonen, daß die sportliche Erziehung, die neben dem Körper den Charakter stählt und bildet, nun und nimmer ein Feind des Geistigen ist. Daß sie unsre Heranwachsenden nicht dem Ernst des Lebens entfremden soll. Nein: Arbeit und Spiel und Bildung werden in Zukunft gemeinsam Hand anlegen, um das Edelmetall unserer Kinder zu härten und wetterfest zu machen. Wogegen wir uns wenden, das ist nur die bisherige, abstumpfende Einseitigkeit des Erziehungswesens und die Pflichtvergessenheit gedankenloser Erzieher, die zum Teil gar nicht wissen, welche wichtigen Obliegenheiten ihnen die Nation anvertraut hat. Wir können nicht dulden, daß rücksichtsloser Erwerbsdrang unsre Jugend knickt und zerbricht, schwindsüchtig und entwicklungsunfähig macht, nur um dadurch billige Arbeiter zu erlangen. Wir können nicht dulden, daß ein an sich gutmeinendes Perückenträgertum alle Seligkeit des jungen Menschen in unbarmherziger Bildungsnudelei erblickt und den Ermüdeten von der Werkbank und dem Schreibstuhl sofort wieder auf die Schulbank zwingt. Industrialismus und Intellektualismus sollen von den Gerechtsamen, die sie sich angemaßt haben, einiges hergeben, zum Heile des Staates, zum Heile der jungen Menschen selber. Wissen ist Macht, Bildung macht frei — aber Wissen und Bildung dürfen nicht Kindern eingebleut werden, denen vor Ermüdung nach hartem Tagwerk die Augen zufallen. Bedenkt, daß es nie auf den Bildungsstoff ankommt, den ihr ihnen einpfropft, sondern auf die Verdauungskraft eurer Tischgänger! Nicht ohne Grund wird uns Deutschen der Vorwurf gemacht, wir trügen allzuviel Ballast mit uns herum und verbrächten unser halbes Leben damit, das zu vergessen, was wir in der andern Hälfte gelernt haben. Unsere Schule erzieht niemanden fürs Leben — so möge es die neue Fortbildungsschule tun."

Digitized by Google

Vom vollendeten Edelmann

Um ein vollendeter Edelmann zu sein, muß der Seele nichts von dem servilen Gehorsam des Hofmannes ankleben, der auch uns so leicht bis zu einem gewissen Grade anerzogen ist. Die ritterliche Gesinnung zeigt sich im Umgang mit den Menschen, in dem Wert, den wir sie zwingen, uns abzufühlen, in dem mit Bescheidenheit gepaarten Bewußtsein unseres eigenen Wertes. Wir aber kommen mit den Menschen fast nicht zusammen, ohne daß wir eine aus anderen Gründen eximierte Stellung unter ihnen einnehmen. Wir überschätzen uns deshalb so leicht selbst, auch geben sich uns die Menschen oft nicht, wie sie sind, sondern wir sehen durch einen Spiegel. Darum kennen wir nicht immer die Menschen noch die Art ihres Verkehrs untereinander, noch die Rücksichten, die der ritterliche Geist in ihm herbeiführt und fordert. Das ist schlimm. Schlimmer noch für den ritterlichen Geist in uns, wenn wir uns selbst erhaben über dergleichen dünken.

Prinz Friedrich Karl von Preußen

Unsre Bilder und Noten

Das sehr schöne Bild von Fritz von Uhde, das unser farbiger Steindruck zeigt, ist ganz wenig bekannt; es befindet sich in Privatbesitz und war unsres Wissens noch niemals öffentlich ausgestellt. Mehr Entwurf als durchgeführtes Bild, zeigt es die Reize des Uhdeschen Impressionismus in der höchsten Frische. Es blüht von Licht und Farbe, blüht sozusagen von Entdeckerfreude an der Überfülle des malerisch Neuen — stammt es doch recht aus der Frühlingszeit der Freilichtmalerei. Wir entnehmen das Blatt der Uhde-Mappe des Kunstwarts.

Die Radierungen von Fritz Boehle mögen wieder einmal von der Kunst des Frankfurter Meisters zeugen, den „jeder zwar mit Ehrfurcht nennt", den aber nicht gar zu viele wirklich kennen und zu dem auch nicht die, so von ihm wissen, sämtlich ein inneres Verhältnis haben. Seine Kunst ist den meisten spröde, gerade weil sie durchaus Natur, urgesund kräftige Natur ist. Welche Gewißheit der Linie, welche Geschlossenheit der Komposition, welche schlagende Einfachheit der Charakteristik in diesem Hieronymus hier, dem rüstigen Alten, der sich bei seinem Buche freut, fern der Welt, Gott sei's gedankt, und ganz wach im Lesen trotz der Hitze, während sein Löwentier im Sitzen ein bißchen einnickt. Dann der heilige Antonius — auch so einer und doch ein ganz andrer, wie er mal Pause macht, um schmunzelnd sein braves Borstentier zu tätscheln. Die Freude am Tier ist eine der guten Gaben Boehles, eines Tierkenners, Tiergestalters und Tierstilisierers aus innen heraus, wie wir in der Kunst heute kaum einen zweiten haben. Wie am Löwen und am Schwein sehen wir an dem ruppigen Köter auf dem dritten, dem Marktbild, auch seinen Tierhumor. Ist dieses Marktbild nicht ordentlich ein Gesprudel von Leben? Man muß sich an die altmeisterlichen Linien Boehles in unsrer Impressionistenzeit nur erst wieder gewöhnen — er skizziert eben nicht, er zeichnet fest. Was für Typen und doch wieder: was für Einzelmenschen sind das! Wie sie hier feilschen, dort schläfrig auf Kunden warten. Dann die „Sachen": der Planwagen mit den Pferden

Digitized by Google

davor, der alte Brunnen, das Wirtshaus mit dem Schild, das Schlößchen mit dem Turme, der Brunnen daneben. Tausendmal gezeigte Lieblingsgegenstände der Romantik hier ohne jegliche romantische Weichheit derb, froh und nach ganz eignem Augenbilde gezeigt. Und wie einfach, klar abgewogen, mit einem Worte: wie künstlerisch reif die ganze Komposition! — Unsere Reproduktionen sind kleinere Wiedergaben der schönen Heliogravüren nach Boehleschen Radierungen, die der Verlag Callwey gemeinsam mit der Münchner Graphischen Gesellschaft Pick & Co. in zwei Mappen, mit acht und neun Blättern, zum Preise von je 35 Mark herausgegeben hat. Die Gravüren sind auch einzeln käuflich.

Unsre Illustrationsbeilage gehört zu dem Rundschaubeitrag „Vom Kloster Vessra".

Die Bilder im Text sollen auf ein gutes Buch hinweisen, die von Otto Ubbelohde illustrierte Jubiläumsausgabe der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen", die Robert Niemann im Turm-Verlage zu Leipzig herausgegeben hat. Sie kostet 6 Mark. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal ein vierstimmiges Lied a cappella vom alten Meister Hans Leo Hasler (1564—1612), das notenfesten Dilettanten und kleinen gemischten Chören viel Freude machen dürfte. Es liegt so viel volkstümliche Frische darin, und in der Kunst, mit kleinen Mitteln große Wirkungen zu erzielen, in der souveränen Meisterschaft der Stimmenführung zeigt sich auch hier die Höhe der alten Vokalmusik. Entnommen ist das Stück, das deutsche Gemütlichkeit mit italienischer Formschönheit paart, der Sammlung „Neue teutsche Gesäng" (Nürnberg 1596). Die Vortragsbezeichnungen fehlen im Original, sind also nur Vorschläge und nicht streng verbindlich. Dann bringen wir unsern Gitarristen ein schönes, im Volkston gehaltenes Lied Karl Marias von Weber, das keiner Erklärung bedarf, zumal auch die Beschränkung des Satzes auf die dunkler klingenden Mittelsaiten des Instruments in ihrer Absicht ohne weiteres einleuchtet. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

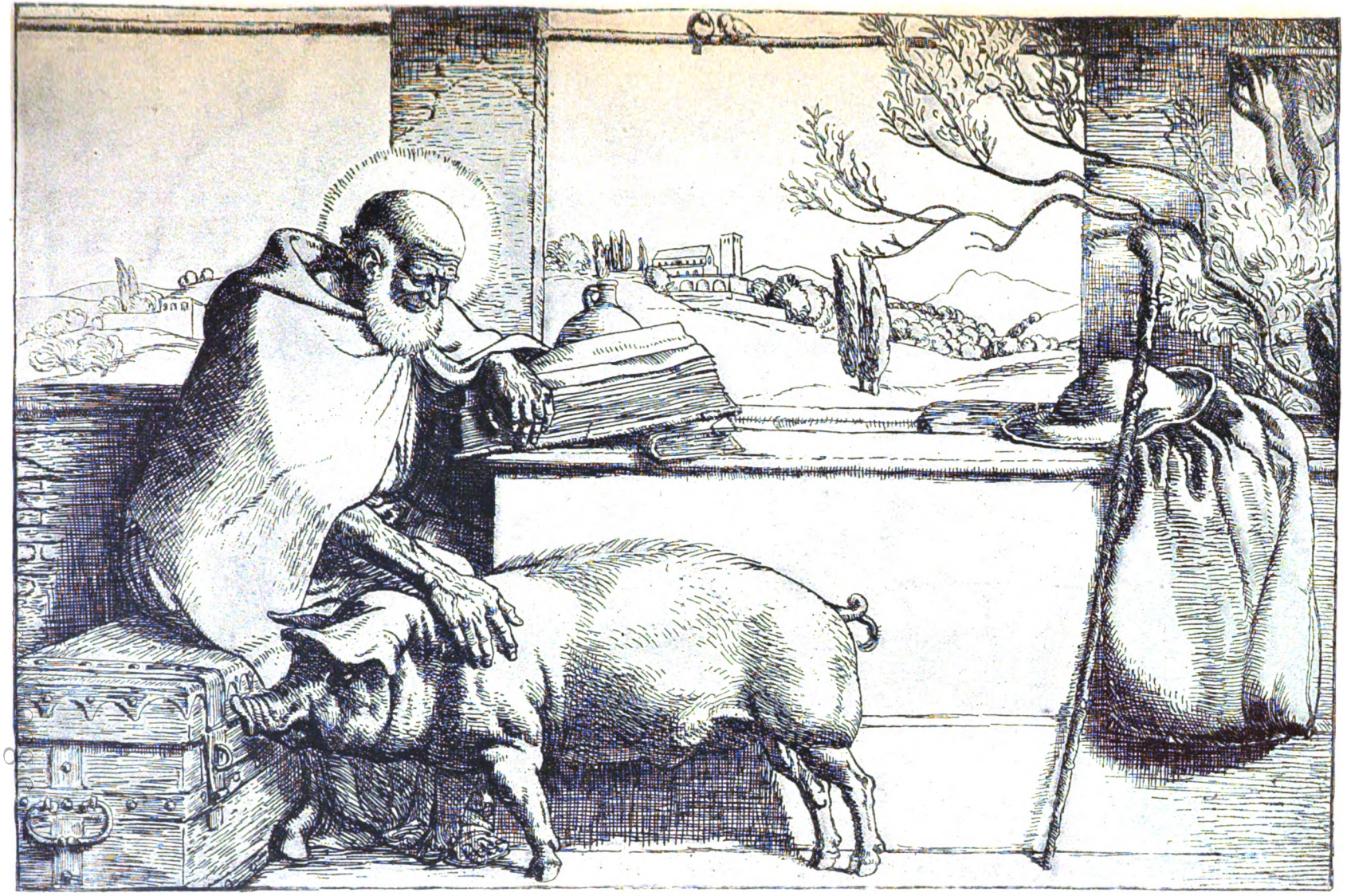
Digitized by Google

FRITZ BOEHLE

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



FRITZ BOEHLE

Digitized by Google

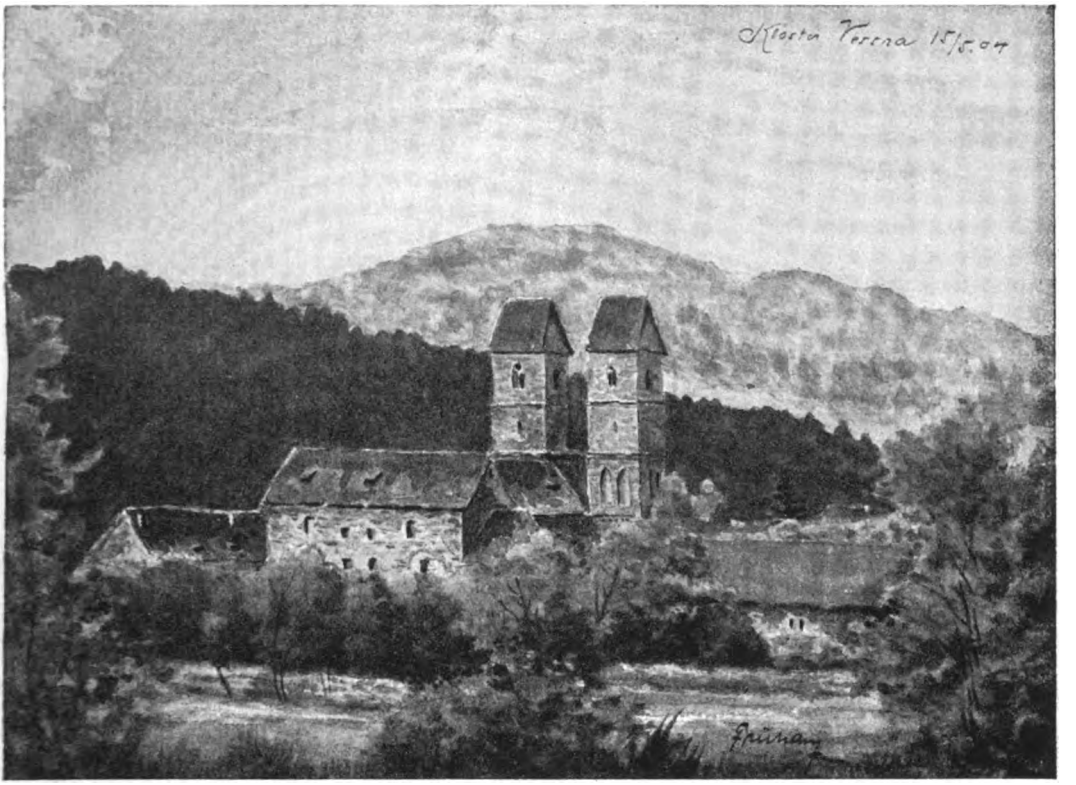
FRITZ BOEHLE

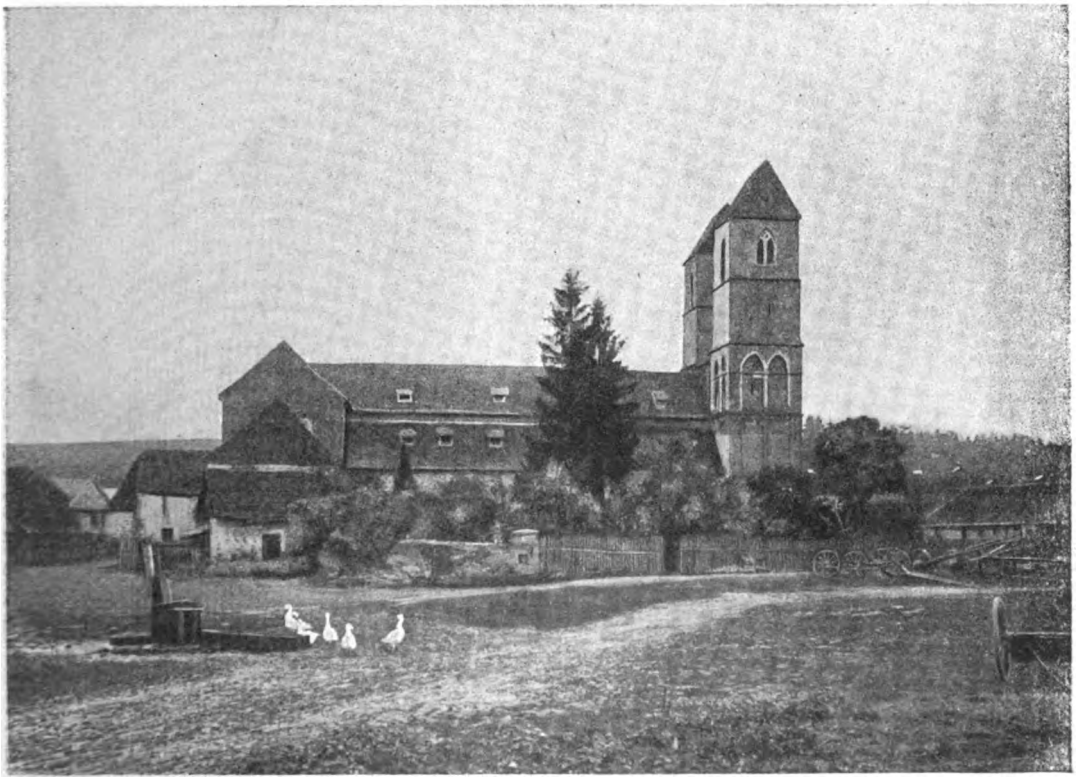
KW

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM KLOSTER VESSRA

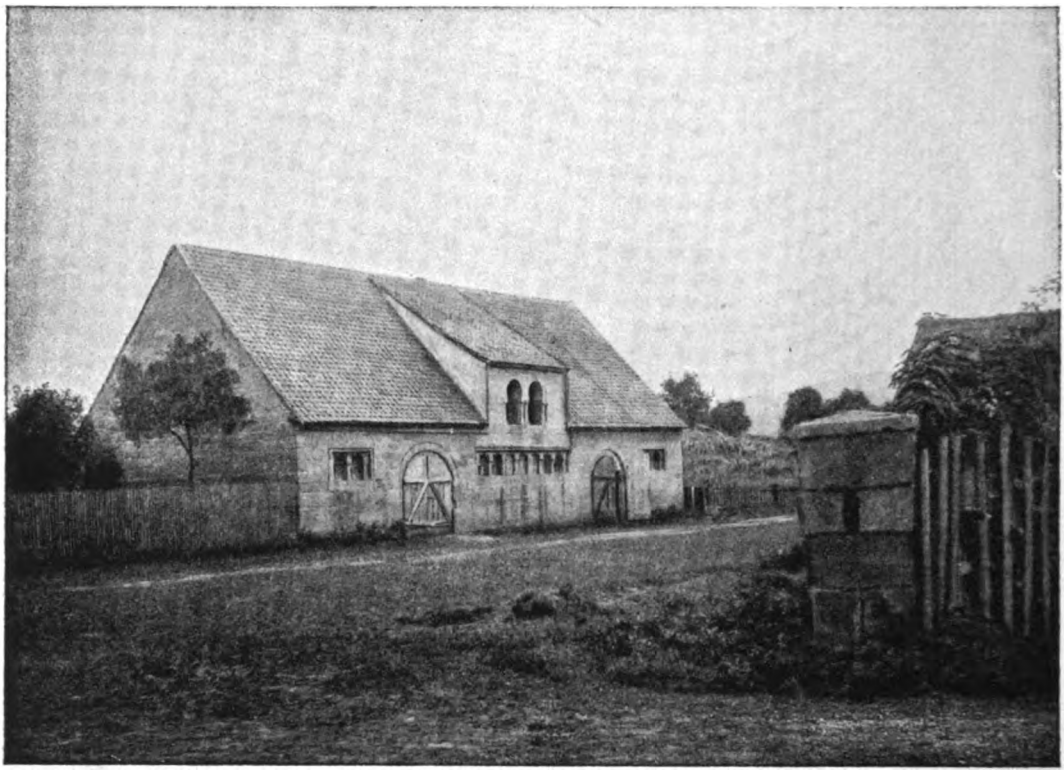


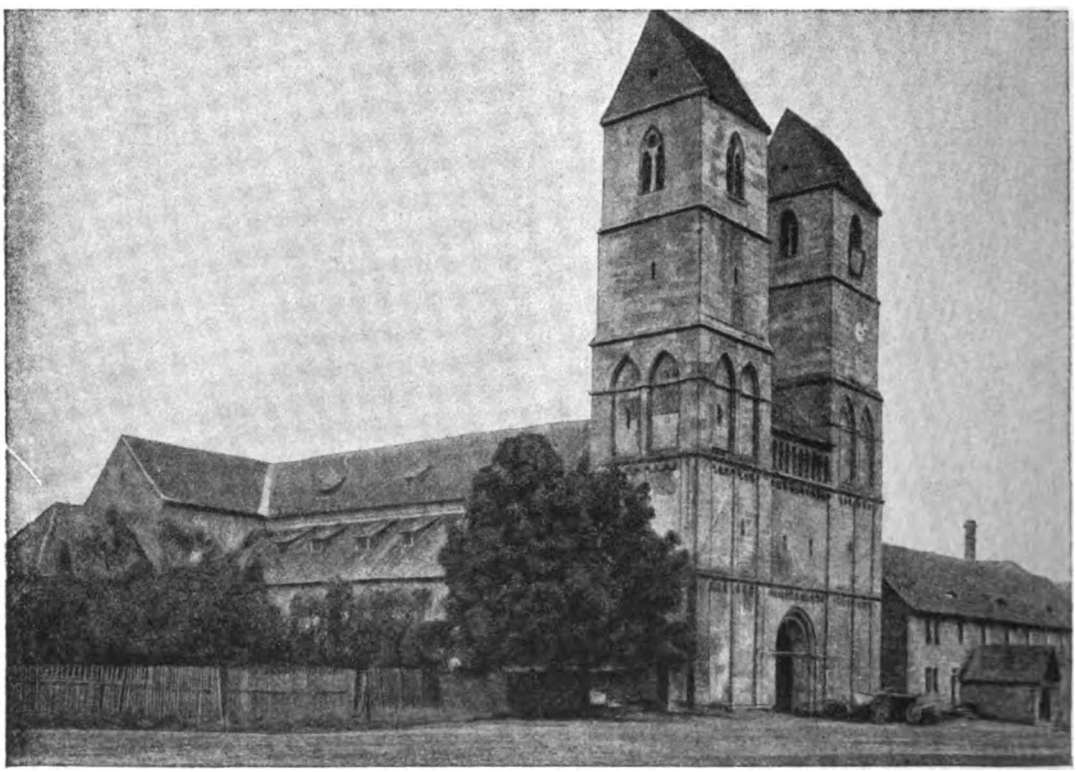


KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM KLOSTER VESSRA





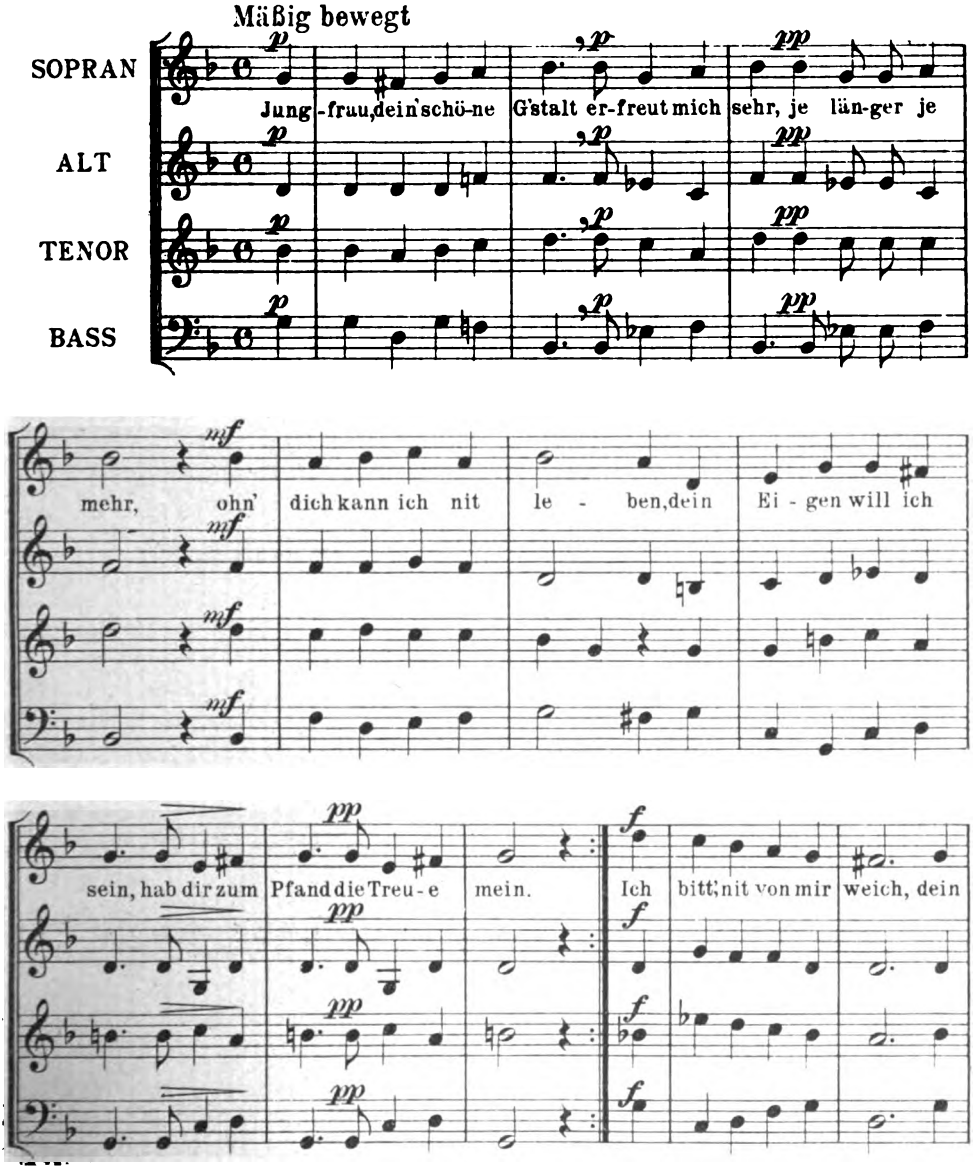
KW

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

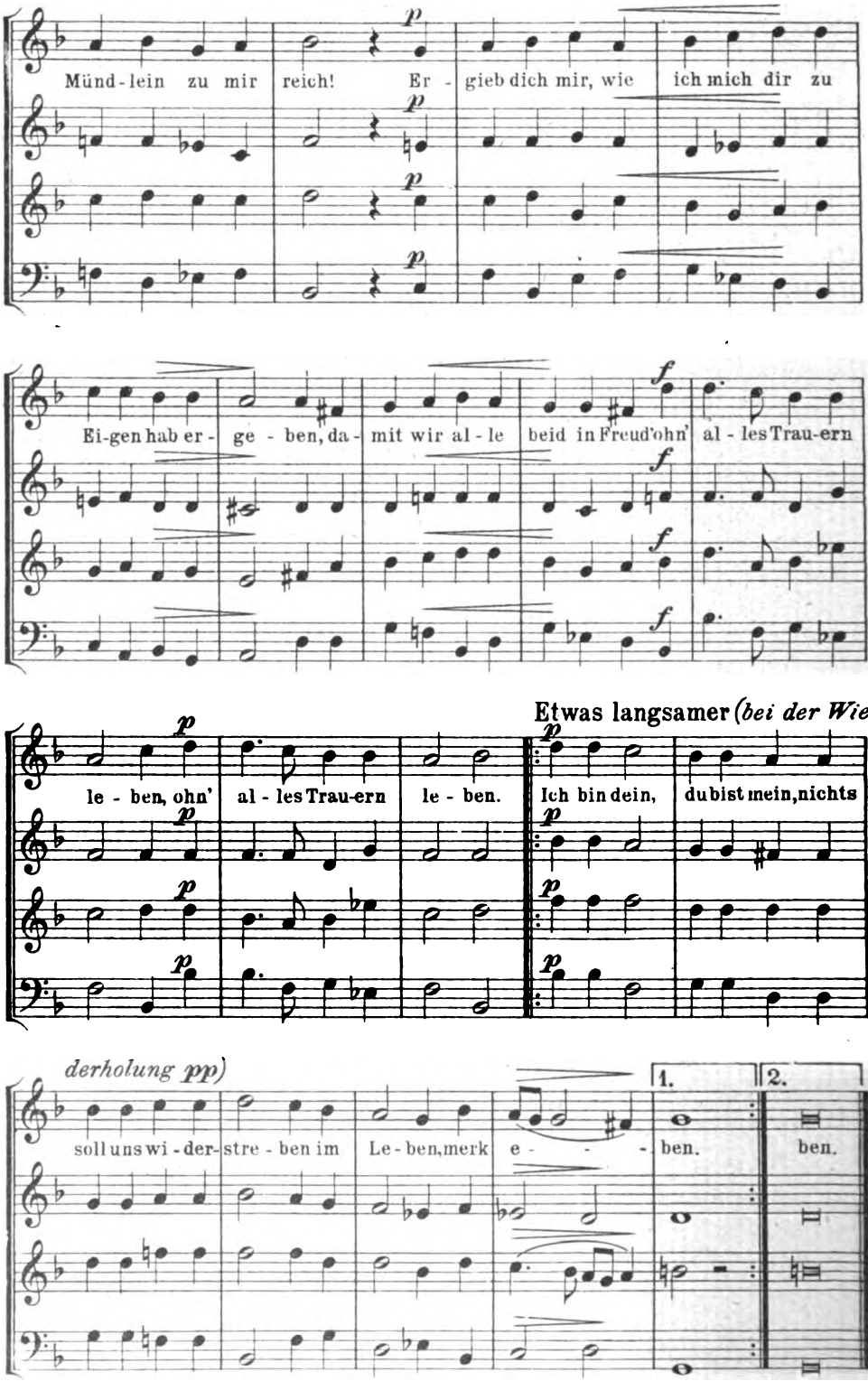
JUNGFRAU, DEIN' SCHÖNE G'STALT

NEUE TEUTSCHE GESÄNG



Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google



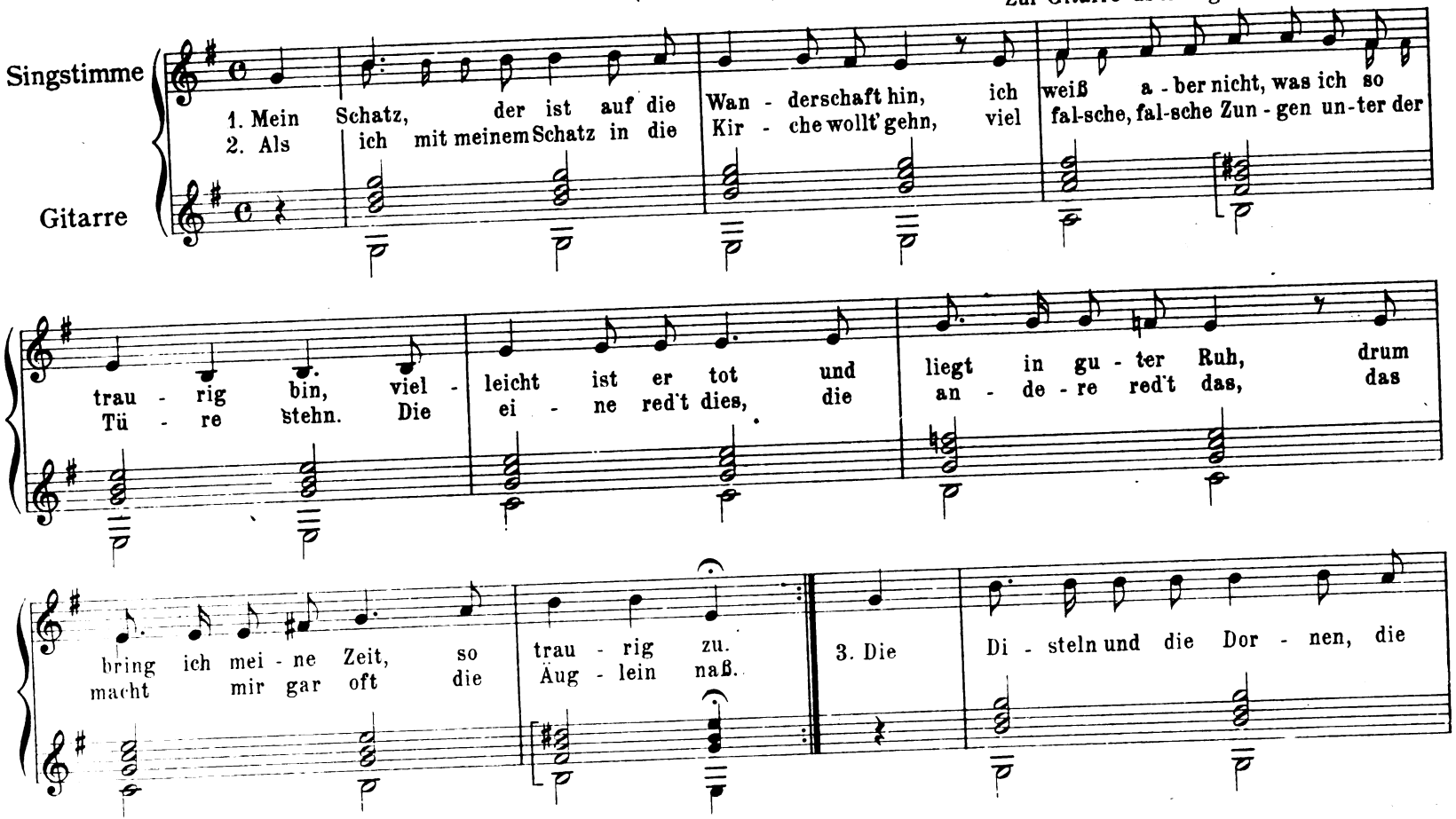
Digitized by Google

HEIMLICHER LIEBE PEIN

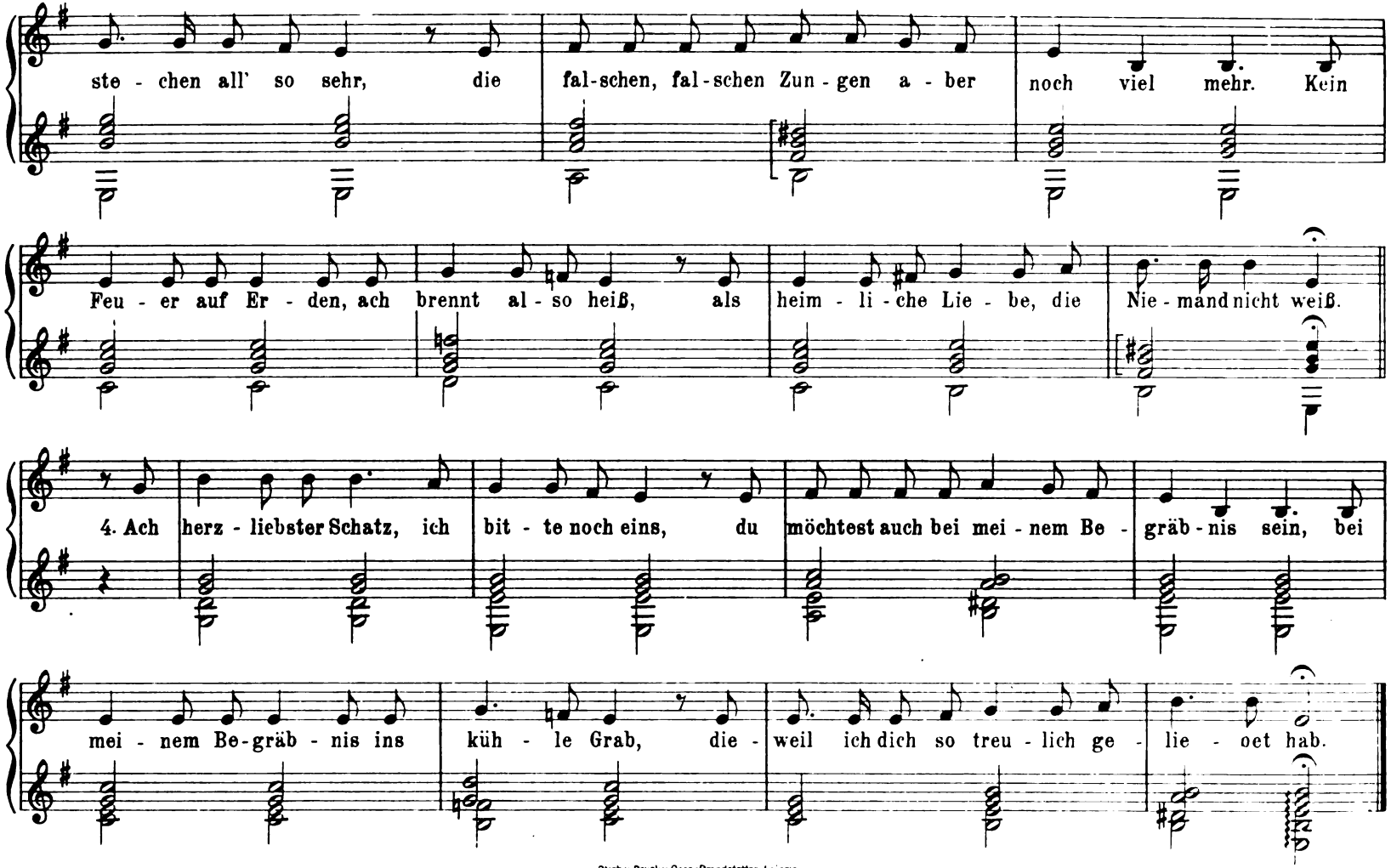
(Wunderhorn)

C. M. v. Weber

Zur Gitarre übertragen von A. Krtsmary



Digitized by Google



Strch u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Hahnengeschrei

Im ersten Märzheft des Kunstwarts ist schon vom Gockelgeschrei die Rede gewesen. Aber die Sache, um die sich's da handelt, ist nicht an sich, wohl aber als Symptom so wichtig, daß wir sie bei dieser schönen Gelegenheit ein bißchen näher anschauen möchten.

Bei jeglicher Witterung, bei Tag und Nacht, weht ein gewisser Westwind über unsre Grenze herein, bis nach Berlin und noch weiter. Diese meteorologische Eigentümlichkeit ist so alt, daß mancher sie tagtäglich fühlt, ohne dranzudenken, und manch andrer überzeugt ist, sie sei schon längst nicht mehr wahr. Es hat also nicht mehr den Vorzug der Neuheit, doch immer wieder die Notwendigkeit für sich, wenn festgestellt wird: vom Seinestrand her kommt unaufgehalten noch immer der alte wohlparfümierte und zuweilen etwas fieberige Hauch, und immer noch klingt es aus seinem Wehen herüber wie Hahnenschrei.

Neuerdings war gar der echte Schrei des gallischen Hahnes selber oftmals deutlich herauszuhören. Was hat er unter dem stolzen Namen „Chantecler" nicht alles uns ins Ohr gekräht! Neuigkeit über Neuigkeit: Rostand, der erzgallische Dichter, träumt ein großartiges, klassisches nationales Hahnendrama — Rostand arbeitet daran — Rostand erholt sich — Rostand dichtet weiter — es wird ein wahrhaftiges Tierstück — die und die Bühne und dieser und jener Bühnenstern sollen die Ehre der Urdarstellung haben — Kostümzauber — die Uraufführung dann und dann — nein, dann und dann — nein, andre Darsteller — Verschiebung — Verlegung und so fort bis zu den höchst ausführlichen Drahtberichten der gesamten deutschen Tagespresse über die Generalprobe und über die öffentliche Premiere zu Paris, bis zu den reich illustrierten Sonderartikeln der deutschen Bilderpresse, bis zur Verkündung unsrer lieben Modegeschäfte, die „Chantecler"-Hüte — haute nouveauté dernier cri! — seien in entzückender Auswahl eingetroffen.

Mit einem Wort: es war ein Mordsrummel größten Stils. Und betrachtet man nun danach das zeitaufwühlende Werk in der Nähe — so staunt der Laie. Ein meteorologisches Wunder: so viel Wind und keine Atmosphäre! Und wirklich eine Hahnentragödie: so viel Kikeriki (pardon: Cocorico) und kein Leben!

Französische Schauspieler haben den „Chantecler" neuerdings in Wien vorgeführt. Gesiebte Kennerschaft und der parisbegeisterte Snobismus bildeten das Publikum. Und dieses Publikum verließ das Theater fluchtartig — nicht aus übermäßiger tragischer Erschütterung, sondern aus tiefgründiger, unüberwindlicher, ungeheurer Langeweile. Und die der Franzosenfeindschaft doch wirklich unverdächtige Wiener Kritik stellte in Eintracht fest, daß „Chantecler" zwar kein Treffschuß ersten Ranges, aber ein Versager ersten Ranges sei. König Eduard, der in einer Pariser Aufführung des Hahnenstücks einschlief, ist durch das Wiener Ergebnis glänzend gerechtfertigt: die erste Vorstellung vor einem nichtfranzösischen Publikum, von der wir in Deutschland

Digitized by Google

erfahren, brachte ein Fiasko von leuchtender Klarheit. Ein Fiasko auch für die Snobs in Wien und sonstwo in deutsch redenden Landen.

Fast zur selben Stunde wurde das Urteil durch einen „Chantecler"-Abend in Berlin bestätigt. Der vielgewandte Franzose Marc Henry gab in der Singakademie eine beredte Erläuterung des Gedichts, eine anschauliche Erzählung des Inhalts und einen temperamentvollen Vortrag einzelner Stellen, namentlich des Hauptreklamestückes, des Lobgesangs auf die Sonne. Doch selbst dieser mindestens unparteiische Mittelsmann mußte zugestehen, die Dichtung leide an verhängnisvoller Überladung mit spielerischem Wortprunk, sie könne gar nicht als Drama anerkannt werden.

Nun möchte man ja meinen, der Hahn im Westen habe (für diesmal!) ausgekräht. Schon der schwache Besuch des Berliner „Chantecler"-Abends könnte auf einen Rückschlag schließen lassen. Bloß, daß diese an sich erfreuliche Erscheinung wohl lediglich aus der gerade angelangten Kunde von dem Durchfall zu Wien erklärt werden muß; was im Grund nur eine neue Unselbständigkeit, nur Bequemlichkeit beweist. Im übrigen sind die größeren deutschen Theaterstädte auch jetzt noch keineswegs vor den Schrecken einer verdeutschten „Chantecler"-Vorstellung geschützt. Stark begehrte Modesachen vom französischen Nouveautés-Markt pflegen von den deutschen „Robes"-, „Modes"- und Theatergeschäften gar frühzeitig erworben zu werden. Und die angeschaffte Ware muß wieder an den Mann gebracht werden; wenn auch bei der Bühnenware schließlich nur je eine einzelne Abendeinnahme erzielt werden sollte.

Einem völlig unbefangenen Beobachter muß es ein unbegreiflicher Vorgang sein: ein streng französisch-national empfundenes und gedachtes Theaterstück, dessen dramatischer Wert von vornherein höchst fragwürdig war, sollte mit allen Mitteln auch nach Deutschland herübergezogen werden, woselbst man für eigennationale Kunst herzlich wenig Empfänglichkeit aufbringt und der beredt-mittelmäßigen Formtalente übergenug zur Hand hat. Und mehr als Formtalente: eine Nationaldichtung von so namenlosem Reichtum, daß sie in der Regel eine neueste, allerneueste Probe französischer Formbegabung auf dauerhaftere Dichterweise schon lange vorweggenommen hat.

Ein Reichtum ist's, der fürs deutsche Volk noch bei weitem nicht ausgemünzt wurde. Wer liest beispielsweise den „Reineke Fuchs" in der hochdeutschen Fassung durch Goethe? Wer die liebenswürdige „Maikäferkomödie" J. V. Widmanns? Wer kennt die herrlichen deutschen Verse auf das Erwachen des Sonnenlichts:

„Horchet! horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsentore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!
Es drommetet und posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet;
Unerhörtes hört sich nicht . . ."

Digitized by Google

Und diese:

„Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neuerquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. —
Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Tal aus, Tal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duftigen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum und Blatt von Zitterperle triefen.
Ein Paradies wird um mich her die Runde.
Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen —
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen . . .
. . . Ein Flammenübermaß; wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb? Ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier . . ."

Gewiß — oder nur hoffentlich? — nicht wenige Leser werden entrüstet erklären, daß ihnen dieses Gedichtwunder längst bekannt sei. Nicht wenige aber werden gestehen müssen, daß sie vom zweiten Teil des „Faust" nicht einmal den Anfang kennen, diese Sonnenaufgangsfeier mit lieblichsten Elfenchören und lebensvollster Nachdenklichkeit, wovon die wiedergegebenen Verse nur einen Teil vorstellen. Rostands Sonnenhymnus ist ohne Zweifel nicht bloß eleganteste französische Verskunst, sondern auch ein Erzeugnis dichterischen Innenlebens. Die Annäherung an Goethesche Werke wird daher einigermaßen statthaft sein. Hört man nun diesen Hahnenschrei zur Sonne, der durchaus nicht durchgefallen ist, sondern den Franzosen als ein klassisches Meisterstückwerk in dem mißlungenen Ganzen gilt, nach dem faustischen Sonnenhymnus (der zuerst ertönte!), so bleibt lediglich der Eindruck: Genre mit Pathos — eine formlose, ungesteigert aneinandergereihte Aufzählung hübsch oder auch banal gesehener Sonne-Qualitäten — eine virtuose Einlage-Arie.* Während das deutsche Gedicht ins In-

* Wir setzen den Gesang aus Rostands Stück im Originaltext hierher, damit uns keiner nachsage, wir hätten seine Herrlichkeiten durch eine mangelhafte Übersetzung verschleiert:

Digitized by Google

nerſte der Natur bringt, mit unendlicher Feinheit das Werden nachgeſtaltet und ergriffen, doch unberauſcht den Blick zum Erdenleben heimwendet. Freilich, freilich, es liegt verruchte teutoniſche Grauſamkeit in dieſer Vergleichung!

Die franzöſiſche Kultur ſoll hier nicht ſchlechtgemacht werden. In

---

Toi qui sèches les pleurs des moindres graminées,
Qui fais d'une fleur morte un vivant papillon,
Lorsqu'on voit, s'effeuillant comme des destinées,
Trembler au vent des Pyrénées
Les amandiers du Roussillon.

Je t'adore, Soleil! ô toi dont la lumière,
Pour bénir chaque front et mûrir chaque miel,
Entrant dans chaque fleur et dans chaque chaumière,
Se divise et demeure entière
Ainsi que l'amour maternel!

Je te chante, et tu peux m'accepter pour ton prêtre,
Toi qui viens dans la cuve où trempe un savon bleu,
Et qui choisis souvent, quand tu vas disparaître,
L'humble vitre d'une fenêtre
Pour lancer ton dernier adieu!

Tu fais tourner les tournesols du presbytère.
Luire le frère d'or que j'ai sur le clocher,
Et quand, par les tilleuls, tu viens avec mystère,
Tu fais bouger des ronds par terre
Si beaux qu'on n'ose plus marcher!

Tu changes en émail le vernis de la cruche;
Tu fais un étendard en séchant un torchon;
La meule a, grâce à toi, de l'or sur sa capuche,
Et sa petite soeur la ruche
A de l'or sur son capuchon!

Gloire à toi sur les prés! Gloire à toi dans les vignes!
Sois béni parmi l'herbe et contre les portails!
Dans les yeux des lézards et sur l'aile des cygnes!
O toi qui fais les grandes lignes
Et qui fais les petits détails!

C'est toi qui, découpant la soeur jumelle et sombre
Qui se couche et s'allonge au pied de ce qui luit,
De tout ce qui nous charme as su doubler le nombre,
A chaque objet donnant une ombre
Souvant plus charmante que lui!

Je t'adore, Soleil! Tu mets dans l'air des roses,
Des flammes dans la source, un dieu dans le buisson!
Tu prends un arbre obscur et tu l'apothéoses!
O Soleil! toi sans qui les choses
Ne seraient que ce qu'elles sont!

Digitized by Google

ihrer Geschlossenheit und Selbstsicherheit diene sie unsrem allzu weithin zerfließenden Kulturstreben sogar als Vorbild. Doch muß in Deutschland ein redlicher Kulturwart immer und immer wieder die Stimme erheben und die Landsleute erinnern: nirgends ist für die deutsche Seele so blutwenig zu holen wie in der französischen Dichtung. Durch rückhaltlose Hingabe an die Kultur der Oberfläche haben die Franzosen Meisterliches erreicht. Für unsre Oberflächenkultur können wir davon hier und dort noch immer lernen; und ihre erotische Oberflächenkultur, ihr Kunstgewerbe des Ehebruchschwankes zum Beispiel, scheinen ja ziemlich viele von uns nicht entbehren zu können. Je ernster aber moderne französische Dichtung zu werden sucht, desto ruhiger dürfen wir annehmen, daß sie Fremdstoff oder Rhetorik bleibt, die uns gar nichts angehen, oder aber wirkliche Poesie wird, die wir in gleich guter oder besserer Qualität bereits in unsren Schatzkammern haben. Ausnahmen sollen uns willkommen sein; nur muß der Beweis, daß Werte von ausnahmemäßiger Höhe erschienen seien, jedesmal erst ohne alle Überstürzung durchgeführt sein.

Mit der Franzosennachäffung, die vielen Durchschnittsdeutschen und erst recht den hauptstädtischen Kunstsnobs erbeigentümlich ist, verbindet sich die gesinnungs- und kritiklose Jagd nach dem „Aktuellen", die von den allermeisten Tageszeitungen eifrigst betrieben wird. Was offenbar nur darum geschieht, weil vorausgesetzt wird, daß das Publikum ewiglich vor allem nach dem begehrt, was die Gunst der Augenblicksmode für sich hat. Wenn es also gelänge, den Stoffbereich zu verengern, der für „maßgebende" Tagesmoden, für Aktualitäten in Betracht kommt, so wäre Raum gewonnen für wichtigere, nützlichere, dauerhaftere Dinge. Die Grundlosigkeit der Französelei immer wieder zeigen, heißt daher, nicht bloß das Nationalbewußtsein aufklären, sondern auch allgemeiner die Kulturtagesarbeit fördern.

Es mag menschlich recht begreiflich sein, wenn Telegrammgeschäfte oder deutsche Reporter an der Seine möglichst viele örtliche Ereignisse von Paris zu verwerten suchen. Daß aber die deutschen Zeitungsleiter solche Betriebsamkeit nicht gründlich zu hemmen imstande sind, das ist bedauerlich. Bei diesem unsterblich sein wollenden Unfug ist der Haupttäter ausnehmend leicht zu fassen: auf die Presse kommt alles an! Der Hahn im Westen kräht ja nicht nur herüber, wenn er sich Chantecler nennt. Alle Tage kräht er, und alle Tage beeilt sich die Tagespresse, möglichst geräuschvoll nachzukrähen, was ihr davon sensationell erscheint.

Wenn beispielsweise eine widerwärtig dirnenhafte Russin mit Hilfe von allerhand Männchen in Italien zur Mörderin wird, so will das, scheint's, als Sensation noch immer nicht genügen. Eine Schauspielerin hat die Unverfrorenheit, zur Gerichtsverhandlung nach Italien zu fahren, um „Studien zu machen". Aber es ist eine Pariser Schauspielerin. Deutsche Zeitungen unterstützen diesen Reklamezug nach Kräften. Sie bringen spaltenlange Drahtberichte über die Eindrücke und Schlüsse der Dame. Wenn eine deutsche Künstlerin so fürwitzig eine Sammlung so nichtssagend-sentimentaler Redensarten an die Öffentlichkeit bringen wollte, würde sich dann ein französisches Blatt zum Verbreiter hergeben? Wahrscheinlich, just da eine Deutsche redete, nicht einmal ein deutsches.

Digitized by Google

Von der überaus großzügigen Nichtbeachtung der deutschen Künste bei der französischen Presse soll hier nicht weiter die Rede sein. Aber man achte einmal vier Wochen lang darauf, wie oft im unpolitischen Teil der deutschen Zeitungen Pariser Angelegenheiten behandelt werden und wie oft Angelegenheiten andrer Hauptstädte oder Staaten. Man wird finden, daß wenigstens in Berliner Blättern von Paris mehr geschwatzt wird als von London, Rom, Madrid, Petersburg und München, Dresden, Stuttgart, Hamburg zusammen. Für Pariser Sensationen braucht der Gehalt an „Sensationellem" nicht einmal groß zu sein; die Herkunft vom Seinestrand an sich muß oft der Sensation bestes Teil bilden. Über Pariser Theater- und Konzertveranstaltungen wird von einigen deutschen Tageszeitungen genau so gewissenhaft von Fall zu Fall berichtet, wie über die berlinischen. Die Namen der Pariser Kunstinstitute, Lokalberühmtheiten, Hauptstraßen und Restaurants werden mit vertraulicher Geste als selbstverständlich-bekannt vorausgesetzt. In Summa: ein gut Teil unsrer Zeitungsschreiberei macht sich's zur Pflicht, zu tanzen, wie im Westen — der Hahn kräht.

Es gibt Pressevereine, Schriftstellervereine, Verlegervereine genug. Bei den verschiedenen „Tagen", die auch diesen Sommer nicht ausbleiben werden, sollte man, zwischen den verschiedenen Liebesmählern, die Frage der gallischen Sensationen ein bißchen ernsthaft zu beantworten suchen. Es ist eine Frage immer noch von „Prima"-Aktualität. Der Krähhahn an der Seine hat mit Chanteclers Ende noch lange nicht sein — sit venia verbo! — Schwanenlied gesungen. Und schließlich: müssen wir nicht in diesem gallus gallicus das klassische Sinnbild der Sensationslust anerkennen — und treffen?!

Wolfgang Riedner

Christliche Kunst

Savonarola vergaß, daß das, was die Menschen am meisten zwingt und bildet, nicht der bewußte Gehorsam, der heftig unterdrückte Hang zum Bösen . . sondern daß das unbewußte Aufnehmen eines freundlichen Beispiels, das leise Nachgeben, wenn das Gute und Schöne mit lockender Stimme redet ... die Mächte eigentlich sind, die die Menschheit geheimnisvoll aber sicher weiterführen. Und so haben Fiesoles sanfte stumme Bilder mehr getan, als Savonarolas Donner, die beinahe spurlos verhallten.

(Herman Grimm, „Michelangelo")

Wir verdanken den Ausstellungen im allgemeinen, die sich heute, als eine Frucht des vergangenen Jahrhunderts, mit immer neuem Inhalt auftun, eine Fülle von Anregung. Um einen Grundgedanken, um ein von der Ausstellungsleitung gestelltes Thema, kristallisiert sich alles irgendwie Verwandte; wir gewinnen Freiheit des Urteils, Überblick, und belehrend gesellt sich uns der Vater des Gedankens, der Vergleich. Nach dem ersten Eindruck taucht dann endlich aus der verwirrenden Fülle ein Ganzes hervor: Ein Kopf: Rembrandt, Menzel, Dürer oder der Geist eines vergangenen Jahrhunderts, ein Volk oder ein bedeutender Zweig menschlicher Tätigkeit. Dieses große Ganze ist der Gesamteindruck, den wir von einer guten

Digitized by Google

Ausstellung mit nach Hause nehmen, und ist immer etwas Neues. Es ist gewachsen aus vielen Beobachtungen, wie ein Organismus aus tausend Einzelzellen und hat doch ein Nervensystem, ein Leben, ein großes schlagendes Herz: Es ist eine neue Vorstellung in uns wach geworden.

Bei der vorjährigen Ausstellung für christliche Kunst in Düsseldorf blieb, nachdem alle Einzelerinnerungen sich aufgelöst hatten, alle Beisätze niedergeschmolzen waren, die eine klare Überzeugung: daß wir tiefer, als wir dachten, in einer christlichen Kultur leben, daß wir auch jetzt noch, wir mögen wollen oder nicht, mit vielen Wurzeln in einem christlich durchtränkten Boden stehen. Trotz aller antiken und asiatischen „Einflüsse" ist der Grundstrom unseres Daseins und Fühlens christlich gefärbt und gerade unsere modernste Kunst beweist, daß wir mit unserem Besten über die christlich-germanische Kunst des Mittelalters einstweilen nicht hinausgekommen sind. Diese Weichheit und Ruhe der Verhältnisse, des Ornaments, der Farben, diese Stoffe, Metallarbeiten, Holzschnitzereien, Glasfenster, Skulpturen, Mosaiken, Emails und Marmorintarsien wirkten gut, und das Neue war in dem Maße gut, als es sich den alten Vorbildern näherte.

Gerade jetzt, wo wir uns um eine christliche Kunst bemühen, ja, wo das Problem „christliche Kunst" uns eigentlich erst bewußt wird, entdecken wir, daß da in den Jahrhunderten vor uns etwas geworden war und gewesen ist, das unbewußt die gewaltige Arbeit geleistet und gelöst hat, christliches Leben in schöner Form zu bilden und zu bergen.

Wir müssen die Gesetze jenes Schaffens in uns wirken lassen, wenn wir auch heute wieder zu einer christlichen Kunst gelangen wollen.

Was sind diese Gesetze und was ist denn eigentlich „christliche Kunst"?

Betreten wir im Geiste noch einmal die Ausstellungsräume mit ihren Gemälden, Plastiken, ihren kunstgewerblichen und architektonischen Arbeiten, so finden wir viel peinlich Gewolltes, das weder christlich, noch Kunst, noch weniger aber christliche Kunst ist.

Von dem Unkünstlerischen wollen wir schweigen. Nichts ist peinlicher, als sehen zu müssen, wie das religiöse Gefühl, das auch im niedrigsten Menschen heilig ist, durch Fabrikation geschäftlich ausgebeutet wird. Solange die christlichen Wandsprüche und Bilderchen, Konfirmationsartikel und Begräbnisfabrikate, himmelbläulich-rosafarbenen Heiligen und grellgelben Ampeln mit Basardekor in den Schaufenstern christlicher Buch- und Kunsthandlungen zu sehen sind, solange Backstein- oder Putzgotik als die allein angemessene Architektur für christliche Hospize, Vereinshäuser oder Kirchen gilt, solange in den schönsten Kirchen des heiligen Kölns grünlich-weiße Gasglühkörper blenden, solange wird trotz aller Bemühungen die Barbarei in fast allen Kirchen und frommen Häusern Siegerin bleiben.

Die Kirche ist bekanntlich nicht nur im guten Sinne die konservativste Einrichtung auf Erden. Ein Vierteljahrhundert erst, nachdem in Deutschland der frische Wind der neuen Kunstbewegung sich erhob, beginnt er nun endlich auch die dumpfen Kirchenräume durchzulüften. Die Eröffnung der Ausstellung für christliche Kunst war

Digitized by Google

also kein Wunder, sondern ein mit Sicherheit vorherzusagendes Ereignis. Was Kunst und Handwerk in der Welt gelernt, das mußte endlich in die Kirche dringen. Die Kultur der Farbe und der Form, des Bauens und Schmückens, die das profane fertige Schaffen vom Monument bis zur kleinsten Drucktype durchdringt, mußte sich endlich auch am Kirchenbau und Kirchengerät zeigen. Ein moderner Buchbinder macht auch einem Kirchengesangbuch einen neuen künstlerisch guten Einband und fast alle neueren Arbeiten, einerlei, ob sie kirchlichen oder weltlichen Zwecken dienen, halten sich auf einer gewissen Höhe des Geschmacks, ohne dadurch Dokumente weltlicher oder christlicher Kunst zu werden.

Was wir auf dieser Ausstellung sahen, war das, was man von einem heutigen Baumeister und Raumkünstler, was man vom modernen Tischler, Schmied und Goldarbeiter, vom Buchdrucker, Glasmaler und von der Stickerin *erwarten* konnte.

Aber weit darüber hinaus erheben sich die Probleme, die uns schon mit dem Namen der Ausstellung entgegentreten und die uns beim Durchwandern der schier endlosen Räume in jeder Tür begegnen.

Was ist christliche Kunst? Was ist religiöse, was kirchliche oder gottesdienstliche Kunst? Was ist in der alten Kunst das Christliche, was das Germanische? Was ist protestantische, was katholische Kunst? Und ist es nur der Ausdruck eines religiösen Lebens oder will es solches wecken? Darf christliche Kunst als Kunst im Dienst der Kirche stehn oder ist sie deren *freie* Tochter? Letzten Endes handelt es sich um den Ausdruck tiefster Menschheitsgefühle und Ideen überhaupt, und so treffen uns die Probleme dieser Ausstellung im Kern. Keine Frage, die nicht auch in unser Leben eine Furche zieht.

Was sollen wir hier, der Kunst gegenüber, unter „christlich" verstehen?

Es gibt einen biblischen Christus, den wir in den paulinischen Briefen und bei den Reformatoren finden, einen mittelalterlichen Christus der katholischen Kirche, und es gibt endlich einen modernen Christus, der als Jesus von Nazareth das größte Problem der Geschichte genannt wird.

Die christliche Kunst beschäftigt sich entweder mit der Person Christi oder sie ist der Ausdruck dessen, was er in die Welt gebracht, oder sie schafft und schmückt die gottesdienstlichen Stätten der verschiedenen christlichen Kulte je nach ihrer Eigenart.

Die Person Christi —!

Wenn die bildende Kunst und besonders die Malerei nach modernen Ansichten nur Augeneindrücke, gesehene Wirklichkeiten oder auch geschaute, darstellen soll, so hat sie mit der Person Christi nichts zu schaffen. Christus ist eine Idealgestalt für uns, wir können ihn nicht porträtieren, christliche Kunst ist Inhaltskunst und Inhaltskunst darf man ja nach neuesten Ansichten heutzutage nicht mehr „machen".

Dennoch ist alle bildende Kunst jahrhundertelang ausschließlich christliche Kunst, Inhaltskunst, gewesen und nach einem Ausdruck des Christlichen und einer Darstellung der Person Christi haben alle Künstler gerungen bis auf den heutigen Tag. Beispiellos ist die Fülle der Gesichte, in denen die Nachwelt sich diese eine göttliche Erschei-

Digitized by Google

nung wieder zu verkörpern suchte, und wenn Kunst der sinnliche Ausdruck inneren Erlebens ist, dann gibt es keine bessere Einführung in ihr Wesen, als die Betrachtung dieser unzähligen Versuche um die Darstellung einer Person.

Wie ein drohendes Symbol, das sich schwer über Jahrhunderte lagert, erscheint uns der Christus Weltenrichter, wie er in riesenhaften, erdrückenden Abmessungen in den Apsiden der altchristlichen Basiliken thront. Auf schwerem Goldgrund, der mit seinen Mosaikfacetten wie ein Sternenhimmel flimmert, ein bartloser Römerkopf, die Darstellung eines ewigen Imperiums über Gut und Böse.

Wie ein heidnisches Idol, ein Feldzeichen, mit dem man die Schädel der Andersgläubigen zerschmettert, wirken die alten Kruzifixe, erst später werden sie von der tiefern Bedeutung des Kreuzes und religiöser Innerlichkeit durchleuchtet. Noch ist es nicht Historienmalerei und noch nicht persönliche. Christus wirkt noch wie das Symbol des Guten, bei dessen Sterben Sonne und Mond ihr Antlitz verhüllen. Die Idee des Welterlösers dringt mächtig auch durch die unbeholfensten Darstellungen hindurch. Das ist eine christliche Kunst, das Sinnbild einer großen Weltanschauung, die weit über allen Konfessionen steht.

Was ist dagegen „biblische Geschichte“ und die Darstellung der tausend Szenen, welche das spätere Mittelalter bringt? Es wird alles Einzelheit, gemalte und geschnitzte Historie, zwar noch seelisch tief durchtränkt und mit zitternder Erregung geschaffen, aber nur die Meister dringen zum Kern durch, bilden das Einfache, Monumentale.

Es entsteht der „Schmerzensmann“. Hart, groß, grausig, ohne des Mitleids der Menschen zu bedürfen. Steinern, hölzern, im Sarge liegend (wie in Andernach), daß man verhaltenen Atems hinzuschleicht, am Kreuze hängend, das Symbol einer gottverlassenen Welt (Maria im Kapitol, Köln) oder Schächer und Held zugleich, wie in den leider noch zu wenig bekannten Kruzifixen des Kestnermuseums in Hannover.

Wir fühlen, daß vor diesen Gestalten Jahrhunderte gekniet haben.

Von den zahllosen Darstellungen Christi und seiner Apostel im Sinne griechisch-orthodoxer Heiligenbilder brauchen wir hier nicht zu reden, sie sind christlich übertünchte Götzenbildchen.

Bereits in der Blütezeit des Mittelalters beginnt ein Streben nach formaler Schönheit, das als solches nicht christlich ist. Mit dem Hereinbrechen der Renaissance vollends wird die Welt von griechischer Schönheit trunken, und der Gekreuzigte hört auf zu sein, was er heißt.

Gleichsam mit einem letzten Aufschrei leuchtet er noch einmal auf in den Werken der Meister, die auf der Schwelle der Reformation stehen, besonders bei Grünewald, dann aber ist es zu Ende.

Der junge Protestantismus ist noch lange nicht reif, einen protestantischen Christus zu schaffen. Die Maler der Neuen Zeit, sowohl Italiener wie Niederländer, stellen mit Ausnahme des einen, der sie alle überragte, mit Ausnahme Michelangelos, rein künstlerische

Digitized by Google

Probleme in den Vordergrund: Beleuchtung, Farbe, Anatomie, Charakteristik, Komposition.

Von nun an ist der dargestellte Christus nicht mehr Symbol und Weltmacht, nicht mehr eine absolute Größe, die den Schaffenden beherrscht. Nun beherrscht der Künstler ihn. Christus wird Motiv, Objekt. Rubens entfaltet an ihm die Pracht menschlicher Glieder und die Schauer eines leidenden oder entseelten Leibes und versagt sich auch kühne Verkürzungen nicht, so daß der Christusleib in einigen Gemälden mehr an einen betrunken daliegenden Matrosen erinnert. Rembrandt schmilzt ihn ein in Nacht und Erde. Beide verbinden ihn eng mit einer Gruppe von „Mitmenschen".

Die Frühzeit erhöht ihn, isoliert ihn als Gott, und noch bei Grünewald herrscht der Kruzifixus unbedingt über Himmel und Erde, er ist das Heil der Welt. Die Neuern setzen den Religionsstifter, der durch den Einfluß der Jahrtausende zur absoluten, reinen Größe, zum göttlichen Geist geworden ist, wieder in die Umgebung hinein, der er entwachsen ist. Nun sehn wir Hunderte von Malern darnach haschen oder ringen, ihn bildlich darzustellen, der doch — „Gott ist Geist" — je weniger malbar wird, je tiefer wir in sein Wesen dringen. Die Besten unter ihnen fassen nicht mehr als ein Zipfelchen seines Gewandes, das oft genug noch unecht ist.

Wir sehen ihn als wertvollstes Inventarstück der Kirche, das „heilige Gefühle", Ehrfurcht, Angst und vor allem Rührung wecken soll, als Kapital, dessen Zinsen die Kirche für sich selber braucht. Wir sehen ihn als Aktstudie, als Übermenschen, als Judenleiche, als Modell am Kreuz arrangiert, als Theaterdekoration, als Raumfüllung, als kunstgewerbliche Stilstudie. Der eine malt ihn mit süßlichem ausgeschleuderten Honig, der andre mit Ochsenblut in fabelhaftem Können gleich einer Schlachthausszene, fast alle mit Suchen nach irgendeinem oberflächlichen Effekt. Es ist, als ob die meisten sich „an dieses Sujet heranmachen" ohne eine Ahnung davon: daß es gilt, eine Aufgabe zu lösen, die an Bedeutung die Schaffung des Moses von Michelangelo noch übertrifft.

Wir alle sind abgestumpft durch Gewohnheit des Sehens und allzu häufigen Gebrauch, das heißt Mißbrauch der heiligen Dinge. Es sollte sich doch kein Künstler unterfangen, einen Christus zu malen oder zu meißeln, solange er sich nicht wenigstens der Größe dieser Aufgabe bewußt ist.

An den vielen modernen Christusbildern können wir eins lernen: daß es ein Unding ist, der größten Erscheinung der Weltgeschichte aus einer kleinen persönlichen Vorstellung Gestalt zu geben, ohne sie im Zusammenhang mit dieser Geschichte, mit der ganzen Kultur und Kunst der christlichen Jahrhunderte durchaus studiert zu haben. Die alten Darstellungen Christi sind der gesammelte Ausdruck alter Volksvorstellungen, an denen die Jahrhunderte gebildet haben. Heute, wo diese längst entschwunden sind und in den Häusern des „entschiedenen Christentums" die schlechtesten Darstellungen Christi zu finden sind, kann nur noch ein Künstler Gutes schaffen, dessen Weltanschauung, von alten Gedanken vergangener Jahrhunderte genährt, bis zum modernen Leben hindurchgereift ist.

Digitized by Google

Ich kenne nur eine Darstellung Christi, die alle Vorstellungen, welche aus den Katakomben und Basiliken hervortauchen, zusammenfaßt, ein Bild, das alle Schönheit und alles Leiden, alle Weichheit und richtende Größe dieser Gestalt umspannt, ein Monument, das den Himmel zu bedecken und zu füllen scheint — es ist die Vorstellung, die in uns aufsteigt beim „Agnus Dei" der H-moll-Messe.

Und da fragt man sich, ob nicht Christus und Christentum so sehr Geist sind, so sehr Seelenmacht und inneres Erleben, daß die Musik der bildenden Kunst Stift und Meißel schweigend aus den Händen nimmt.

Gustav Langen

(Fortsetzung folgt)

Lose Blätter

Aus Joseph August Luxens „Amsel Gabesam" und Walter von Molos „Törichter Welt"

[Wieder einmal zwei österreichische Talente, die in der deutschen Literaturwelt ihren Platz finden wollen. Und beide von jener wienerischen Geisteshaltung, deren bedeutendste künstlerische Inkarnation einerseits Schnitzlers „Weg ins Freie", anderseits Karl Adolphs „Haus Nr. 37" darstellten. Joseph August Lux, den Kunstwartlesern kein Fremdling, betritt zum erstenmal das Reich der ernsteren Dichtung, von Walter von Molo liegen vor uns schon der vierte und fünfte Prosaband. Luxens „Amsel Gabesam" erinnert in manchen Zügen an J. J. Davids besten Roman, den „Übergang". Aber die klare, kunstvolle Arbeit jenes Scharfblickenden ist Lux fremd. Nicht ein sozial, sondern ein individuell gesehenes Bild von Wien gibt er. Freilich bringt er die besten Vorbedingungen dazu mit: Liebe und Vertrautheit. Und seine Liebe gehört dem romantischen Wien, dem Wien der alten stillen Paläste aus dem Barock und Rokoko, dem kleinbürgerlichen Wien, dem Weinland am Fuße des Kahlenberges, dem Lanner-Strauß-Wien. Darin wächst „Amsel der Träumer" auf, in bunten, blühenden Phantasien, welche der Tod Klein-Annis, der Weggang des gütigen Lehrers Stengelmayer und manche andre Enttäuschung vorübergehend beschatten. Der Hymnus wird dadurch nicht zur Klage: mit immer neuen Tönen bringt dieser Sang vom romantischen Wien auf uns ein. Fast wie ein Niegehörtes klingt die Weise, aber zu guter Stunde erinnern wir uns an Adalbert Stifters „Studien aus dem alten Wien"; und eine jubelnde Liebeserklärung an Stifter bringt denn der zweite Teil — „Lehrjahre" —, in welchem der unbemittelte Gabesam erst das Tischlerhandwerk erlernt, nach bitteren Erfahrungen entflieht, eine Schreiberstelle annimmt und dabei an den Schätzen der Dichtung und Wissenschaft emsig sein Weltbild zu runden und zu vertiefen strebt. Wie ihm dabei die Wienerstadt in ihrer liebenswertesten Form, als Wienermädel, zu Hilfe kommt, davon geben die „Losen Blätter" eine Probe. Auch hier folgt Trennung und Enttäuschung. Dann ein schweifendes Leben in mancherlei Stellung, mit mancherlei bunten Abenteuern: Wiener, das heißt ein liebenswürdiges Bohèmedasein mit dem Unterton des starken Willens zum Ernst, zur Bildung, zum Volkserziehertum. Der Schluß deutet an,

Digitized by Google

daß das Ziel mit Hilfe einer ganz plötzlich einfallenden glücklichen Liebe erreicht wird.

Mit überströmender Wärme erzählt Lux die Geschichte des erfolgreichen Autodidakten. Sie mutet nicht wie ein aus voller Distanz geschaffenes Kunstwerk, sondern eher wie ein Erinnerungsbuch an; der Horizont des Helden und der des Erzählers gehen ineinander über. Das bringt die Gefahr mit sich, daß der Charakter des Amsel Gabesam zu viel Licht, die Umwelt zu viel Schatten bekomme. Das tout comprendre ist hier zum instinktiven tout aimer geworden. Das Licht der Sympathie aber ist der dichterischen Durchbildung weder im Psychologischen noch im Formalen günstig, wie auch der flüchtige Erzählerton der „Jugenderinnerungen" auf die künstlerische Sorgfalt des Stilisten nachteilig gewirkt hat. Dennoch gehen von solchen Büchern starke Wirkungen aus. Gleichgestimmte oder noch Zweifelnde fühlen sich gestärkt, der ruhige Betrachter erschaut in den Tiefen dieses Wiener Romans neue Züge zum Bild der Kaiserstadt, in dem Lebensgang des sich selbst Bildenden neue Antriebe, gleichmacherischer Einseitigkeit Valet zu sagen. Und so wünschen wir das Buch in viele Hände und Häuser. —

Im Wiener Fremdenblatt stand einmal zu lesen, daß Walter von Molo einen neuen Romanstil entdeckt habe: den dramatischen. Ob der Herr, der das schrieb, wohl einmal einen Hintertreppenroman gelesen hat? Der am wenigsten spannende verwirklicht das Ideal des dramatischen Romans noch immer besser als Walter von Molo! Darin aber sehe ich die individuelle Gefahr dieses so unheimlich rasch produzierenden jungen Wieners, daß seine im wesentlichen auf dem Dialog ruhende Technik ihm nicht erlaubt, alles auszudrücken, was er ausdrücken möchte. Dieser Dialog ist das Spannendste, was im Bereich des Künstlerischen noch denkbar ist, denn er enthält außer einer scharfsichtigen Charakteristik der Redenden (und, im Spiegel, der Beredeten) häufig auch den Fortgang der Handlung und den Ideengehalt der Bücher. Solchen Dialog zu versuchen, ist eine Kraftprobe. Wem sie so gut gelingt wie Molo, der hat gezeigt, daß er des Wortes ungewöhnlich mächtig ist, daß er zusammenschauen und verinnerlichen kann. Aber man wird erinnert an den ingeniösen Einfall jenes Amerikaners, der den Nährgehalt der täglichen Mahlzeiten in Pillen zusammenmörserte und damit das Essen aus der Welt schaffen wollte. Leider verkümmerten bei der Pilulophagie die Organe des menschlichen Körpers. Als Vergleich ausgesprochen würde diese Erinnerung hinken. Aber sie zeigt die Gefahr des „dramatischen Romans" an. Zum Glück ist Molo nicht nur Dialektiker und Beobachter, sondern auch ein wirklich vielseitiger und stark fühlender Mensch. Ein Kopf, voll von mitleidend angeschauten Bildern aus allen Bereichen des Menschenlebens, und ein Wille, überall sehen zu lehren, zu helfen, zu trösten. Man könnte meinen, ein Arzt habe diese Bücher geschrieben. Die vielen Absichten leiten ihn dazu, seine Probleme sehr isoliert zu sehen: „die unerbittliche Liebe" hat man ein Thesenbuch genannt; das ist sie nicht, aber immerhin tritt die schauervolle Macht des Sinnentriebes darin auf die Dauer brutaler hervor als der künstlerischen Gerechtigkeit und damit der Überzeugungskraft des Werkes zuträglich war, so warm und anmutig die Familienszenen, so packend der atemlose Szenenwechsel sich vor dem hingerissenen Leser abspielen. — In einem Glaubenssatz ist Molo mit Lux

Digitized by Google

einig, wenn wir von der gemeinsamen Lebensluft der Wienerstadt absehen, welche auch Molo zu einem trotz aller „Unerbittlichkeit“ und „Dramatik“ freundlichen Lächeln erweicht: „Nur der ist glücklich, der Leid empfand.“ Durch alle Tragik zieht die Hoffnung, ja sie wird von der Gewißheit verklärt: et haec olim meminisse iuvabit. Nicht nur Luxens Gabesam findet zuletzt das Glück, auch die unerbittliche Liebe zeigt zuletzt ein helleuchtendes Gesicht. Avis au Lecteur, sofern er nach den Titeln einen verbitterten Skeptiker erwartet. Zwar „die törichte Welt“ — so heißt Molos neuerer und reiferer Roman — erscheint dem skeptischen Räsoneur Thomas darin reichlich töricht. Aber gerade er flüchtet sich zuletzt aus der Misere des an dem Ruhme der Väter leidenden Epigonentums auf die Glückinsel der Liebe. Und so schwer das traurige Thema von dieser Misere allenthalben erklingt, der Dichter rettet sich doch immer noch ein befreiendes Lächeln, einen Strich, der karikiert und also die Übertreibung rechtfertigt. — Ruhiger und sicherer ist aber dieses neue Werk geschrieben, und man gewinnt Hoffnung, daß der Dichter mit dem epischen Stil des Romans noch Fühlung gewinne. Dann werden wir nicht vielversprechende, geschickt zusammengestellte Bilder eines mit fühlendem Auge durch die Welt streifenden Talentes, sondern ein Weltbild haben, von dem sich organisch verbundene Handlung abhebt, welche ein Künstler erleben läßt. —

Wir geben im folgenden die Exposition der „törichten Welt“ wieder, die wohl das bestgelungene Stück darin ist. Ezard Nidden

Amsel Gabesam ist bei Carl Reißner in Dresden, Molos Werke sind bei Schuster & Loeffler in Berlin erschienen.]

Aus „Amsel Gabesam“

[Amsel als Puppenspieler]

Das Erfinden und Spintisieren in dem kleinen Spiel war grenzenlos wie die Herzenslust Meister Amsels, die nun unaufhaltsam und frei von allen Fesseln schuf, sich selbst zur Freude. Gabesam gehorchte nur dieser inneren Stimme, die ersann, gestaltete und dichtete. Aber diese innere Stimme war die Stimme der Heimat, die all dies geheimnisvoll sinnliche und übersinnliche Leben hervorrief, den Legendenschrein aufschloß und die Geister der Vergangenheit rief, die in dieser Stadt mit tausend unsichtbaren Wunderhänden an der Gegenwart mitbauen, den Blick der Menschen über die Nüchternheit des Alltags hinwegheben und in die Herzen einen Keim des Schönen streuen, das in dieser Stadt zu allen Zeiten so reich geblüht hat.

Der genius loci winkte aus dem Theaterchen hervor, dichtete in den Gestaltungen und Vorgängen dieser Bühne, begabte die Seele Amsels mit Erkenntnissen und Offenbarungen, die nur denen neu und unerhört erscheinen konnten, die geistig blind waren und das andere Gesicht der Dinge nicht zu sehen vermochten.

Dieser Genius der Heimat war es, der Gabesams Seele und Wege leitete und sachte den Schleier der Vergangenheit und der Zukunft lüftete, das Trennende von Zeit und Raum aufhob, die Verschlossenheit der gegenwärtigen Dinge und Menschen aufriegelte, so daß man die Seele sehen konnte, die Seele dieser Stadt und die Seele Gabesams, die ein und dasselbe waren.

Digitized by Google

Dieser Genius war es, der Amsel in dem Rahmen des kleinen, überlebensgroßen Puppenspiels das Bild dieser einzigen zaubervollen Stadt aufdämmern ließ, das Bild, das im Grund aller der hier erzählten Dinge liegt, weil es im Grunde der Gemüter lebt und webt und vor allem im Grund des Gemüts von Amsel Gabesam.

Und, ohne daß Amsel mit einem bewußten Plan zu Werke ging, beschwor er ahnungslos den Geist der Jahrhunderte, der dieses berückende Stadtgebilde dichterisch verklärt; er rief all die traumtragenden Legenden in das Illusionsbereich seines Spiels, obzwar er nichts bezweckte, als in größter Unbefangenheit sich selbst darzustellen.

Und nun schritten diese innig süßen Legenden gleich jenen weißgeflügelten Engeln, die die Schöpfungstage auf ihren Händen trugen, durch das primitive Spiel, und was sie auf den Händen trugen, waren die Schöpfungs- und Seelenwunder dieser Stadt.

Der Stephansdom, das Herz dieser Stadt, darin alle Wege einmünden, erschien in dem kleinen Rahmen; der Meister Puchsbaum, der einen Pakt mit der Hölle geschlossen hatte, um einen zweiten Turm an dieser Kirche bauen zu können, der mit dem ersten an Schönheit und Höhe wetteifern sollte, und der bis auf den heutigen Tag unvollendet blieb, weil ein hohes Werk niemals mit den Mächten der Finsternis vollendet werden kann; der greise Pfarrherr zu St. Stephan erschien, der zur Christnacht in den dunklen und leeren Dom eintrat und dort einen grauenhaften Geisterchor erblickte, dunkle Beter, einen weißhaarigen Priester am Altar, die Schatten jener Menschen, die im nächsten Jahre sterben würden. Und er erkannte sie alle, die hier knieten; das junge Suschen, beim Stümpfchen Frau Margeret, der alte Klaus auf den Stab gestützt und neben ihm sein Enkelkind. Und als der Priester am Altar sein Antlitz zu dieser schattenhaften Gemeinde wendete, erkannte der Pfarrherr sein eigenes Bild. Vor der Türe aber stand der schwarze Tod, und bald geschah, was der alte Pfarrherr in seinem Chronikbuch geschrieben hatte. Lustiges Gefiedel unterbrach die atemlose Angststille, als ob das Grauen die Narrenkappe aufgesetzt hätte; der liebe Augustin strich die Geige und vergaß den unverwüstlichen Musikantenhumor auch in der Pestgrube nicht, aus der er heil hervorging, zum Zeichen, daß die gute Laune immer siegt.

Der greuliche Basilisk erschien auf der Bühne, der aus einem Ei entstanden war, das ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet hatte. Er hauste in dem Brunnen eines Bäckerhauses und hatte die Gestalt eines Hahnes mit einem Schuppenschweif, plumpen Füßen, fürchterlichen Augen und einem feurigen Krönlein auf dem Kopf. Sein Erscheinen bedeutete für die Stadt drohendes Unheil und für den, der dem Basilisk ins Auge sah, den sichern Tod. Denn so schreckhaft war der Blick, daß jedes Wesen daran sterben mußte. Aber der schlaue Franz, des Bäckers Knecht, stieg in den Brunnen hinein und hielt dem Untier einen Spiegel entgegen, damit es an dem eigenen Blick zugrunde gehe. Mit einem furchtbaren Knall zerplatzte es; denn Amsel hatte im rechten Augenblick den Zündfaden angesteckt, damit das mit leichtem Sprengstoff gefüllte Gebilde mit Lärm und fürchterlichem Gestank zersprang. Wie wunderbar! Und bald darauf drehte sich über die Bühne der brave Franz im Hochzeitstanz mit des Meisters schönem Töchterlein.

Der berühmte Doktor Theophrastus Paracelsus kam in die Stadt und

Digitized by Google

verrichtete seine Wunderdinge, daß dem kleinen Publikum die Augen übergingen. In Amsels Phantasie und auf der kleinen Wunderbühne machte Paracelsus seltsame Verwandlungen durch; erschien bald als Doktor Faust, bald als Totendoktor Urssenbeck, und bald waren diese drei in eine Sagengestalt verdichtet. Der phantastische Doktor besaß eine Tinktur, die alles in Gold verwandelte, und eine Arznei, die alle Krankheiten heilt, Geschenke des Teufels, der als große, schwarze Spinne in einem Astloch gefangen saß und von Paracelsus befreit wurde. Vor den Augen der Zuschauer verwandelte sich die Spinne in einen langen, hageren Mann mit siegellackrotem Mantel, Degen und Hahnenfedern, und konnte sich wie ein geschickter Jongleur in die Spinne zurückverwandeln und in das Astloch zurückkriechen, worauf Paracelsus das Astloch verklebte, darin der Teufel sitzt bis auf den heutigen Tag. Im Gasthof beglich der fremde Doktor seine Rechnung mit einer wertlosen Messingmünze, und so wahr sich dieses zur Erde geschleuderte schlechte Messing in ein schweres Goldstück verwandelte, als es der erboste Wirt wieder aufhob und küßte, — Küß-den-Pfennig, — so wahr mußte dieser geizige Filz seinem Sohn die arme, aber brave Marie zur Frau geben.

Küß-den-Pfennig! Wie träumten die kleinen Gehirne diesen fluoreszierenden Worten nach! Aber der drollig ungeschickte Hanswurst löste die Spannung, indem er zum Gaudium als halbbetrunkener Schankknecht hereintorkelte und so tölpisch den Wein kredenzte, daß ihn der Wunderdoktor auf der Stelle verschluckte und einen ganzen Eimer Wasser nachgoß, zum Jammer des Wirts, der himmelhoch um Gnade bat für seinen Schankknecht. Aber wie seltsam, da saß der Hanswurst auch schon auf der steinernen Treppe und wischte das triefende Wasser von Kopf und Kleidern ab. Es waren unerhörte Dinge. Und als sich gar die bezechten fahrenden Schüler, Künstler und Komödianten erkühnten, an die Wand des Weinkellers einen Teufel zu malen in Kleidern von edelmännischem Schnitt, umflattert von einem Mäntelchen aus zackigen Drachenflügeln, da ließ der zaubermächtige Doktor den an die Wand gemalten Teufel zum wirklichen Leben erstehen. Unter plötzlichem Dunkel und mit donnerähnlichem Rasseln sprang der Unhold unter die Menge, mit feuerrotem Gewande, grünem Mäntelchen und heftig flammenden Augen in dem totenfahlen Gesicht. Diesmal kamen alle mit dem bloßen Schrecken davon. Bald ging es aber auch dem Hexenmeister an den Kragen, der mit seiner ärztlichen Kunst stärker sein wollte als der Tod. Da es schien, als ob niemand mehr sterben wollte, wurde der Tod böse auf seinen gelehrigen Schüler, der ihm alle seine Geheimnisse entrungen zu haben glaubte, und er führte ihn ins Schattenreich, wo die Lebenslichter aller Sterblichen brannten und auch das Lichtlein unseres toten Doktors, das eben im Verlöschen war.

Ein dunkles, wehelindes Lebenslied ging aus dem Spiel hervor, ein grotesker Totentanz, ein bunter Reigen von Bildern, die durch die Knabendämmerphantasie niederschwebten, farbig und schön wie die fallenden Blätter des mehr als tausendjährigen, goldenen Lebensbaumes dieser Stadt, der sich immer wieder neu und herrlich begrünte. Alles bekam Bedeutung in dem Spiel, die Kruzifixe begannen zu sprechen, die Bäume konnten klagen, die Brunnen begannen zu weissagen; rätselhafte Mächte hatten ihre Hände im Spiel, ob es sich nun um die Teufelsmühle am

Digitized by Google

Wienerberg handelte oder um das Donauweibchen, und immer waren es einige Auserwählte, deren Mutterwitz diese Mächte dienstbar machte, wie jener Schlosserlehrling, der den Gnadenschlüssel zum Stock im Eisen erfand und zugleich den Gnadenschlüssel zu seinem eigenen Glück, vielleicht auch den Gnadenschlüssel zur Wunderseele dieser Stadt.

Meister Amsel, der auch diesen Stoff gestaltete, besaß diesen Gnadenschlüssel: er hatte alle unsichtbaren Mächte, die einstens schalteten und walteten und an der Bildung der Heimatseele schufen, seinem Spiele untertan gemacht, und so wurde seine kleine Bühne, darin sich seine Seele darstellte, ein geheimnisvoller Spiegel, darin alle furchtsamen und phantastischen Träume sichtbar wurden und der Welt ein neues, unerwartetes, erschreckendes oder beglückendes Gesicht gaben. Es waren fast unkörperhafte Vorgänge, eine Handlung ohne Steuer und Ziel, mehr ein spukhaft Irrlichtelieren und eine geißelnde Betörung. Aber die Furchtlosigkeit seiner Gedanken und die Kühnheit seiner Phantasie glich einer Meereswoge, die die Seele schaukelnd fortträgt und an allen lichten und dunklen Gestaden des Lebens zauberhaft vorüberführt.

Kein Wunder, daß Meister Amsels Puppenspiel den enormen Zulauf der jungen Welt hatte. Ein Mysterium wirkte in dem kleinen Spiel, die höchste Kraft erschien in diesem kleinsten Maß, ein ungeheurer Zündstoff; aber niemand ahnte es, selbst der Urheber nicht, und alles zerging in einem harmlosen Kinderspiel.

Amsel Gabesam wollte Dichter werden, und er verzweifelte an dieser Möglichkeit. Er dichtete seine Welt, das Leben seiner Stadt; seine Seele war die Stadtseele, die dichtete, und er wußte es nicht.

Soviel aber war klar, daß er ein unwiderstehlicher Verführer und ein Seelenfänger war, den man sich anders nicht vorstellen kann als mit einem Bündel von Drähten in der Hand, daran er nicht nur seine Puppen, sondern auch die ganze Schar seiner Jugendgenossen nachschleifte.

[Amsel als Lehrer]

Die Erlösung aus den seelischen Kümmernissen kam unversehens, in einer Gestalt, wie sie Amsel nicht einmal im Träumen hätte hoffen können. Die glückliche Botschaft brachte ein naives Kind, das in seiner Herzenseinfalt die tiefen Wirren der Welt nicht begriff, und gerade deshalb mit der natürlichen Einfachheit seines Empfindens die Sphinxfragen des Lebens mit voller Sicherheit beantwortete und auch hierin seine lächelnde Überlegenheit über den grübelnden, komplizierten Verstand bewährte. Dieser Genius war in diesem Fall die Breslmayr Resl.

Erschrocken stellte sie am nächsten Morgen das Kaffeebrett hin und eilte auf Amsel zu mit der besorgten Frage: „Ist Herr Gabesam vielleicht krank?“

„Warum, Fräulein Therese?“ frug der Angeredete, mit einem Lächeln in dem müden Gesicht.

„Ich mein nur, weil Sie heute noch nicht bei den Büchern sitzen.“ Und ihre Hand fuhr mit scheuer Liebkosung über die Bücher hin, die heute noch geschlossen auf dem Tisch lagen. Dabei versuchte sie mit holder Neugier die Buchtitel zu lesen.

„Mein Gott, das kann man ja gar nicht lesen.“ Und sie schlug die Hände zusammen.

Digitized by Google

„Das ist italienisch, Fräulein Therese; die Weltdichtung Divina Commedia von dem großen Dichter Dante."

„Nein, wie komisch. Das hab ich mein Lebtag nicht gehört. Ist das auch italienisch?" Und dabei deutete sie auf ein anderes Buch.

„Nein, das ist englisch; Child Haralds Pilgrimage von Byron. Ein sehr schönes Buch."

„Und das können Sie alles lesen?"

„Es ist nicht so schwer," erklärte Amsel, „es gehört nur viel Fleiß und Ausdauer dazu. Dann aber ist der Lohn ungeheuer groß."

„In meinen Kopf ging das niemals hinein", versicherte die Resi treuherzig. „Haben Sie denn gar nichts Deutsches?"

„O ja, Fräulein Therese. Goethe; wenn Sie ihn haben wollen; nehmen Sie an Büchern, was Ihnen gefällt."

„Goethe?!" sagte sie mit gezierter Überlegenheit; „o nein! Der ist mir zu frei."

„Zu frei? Warum, Fräulein Therese?"

Therese errötete. Und nach einiger Besinnung erklärte sie: „Ja, wissen Sie, der hat zu viele Liebschaften gehabt. Er war ein rechter Don Juan. Und den dürfen wir jungen Mädchen nicht lesen."

„Aber wer hat Ihnen denn das gesagt? Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es ganz genau. Die Lehrerin hat es uns gesagt."

„So, die Lehrerin!"

„Die — Welt — als Wille — und — Vorstellung — — —", buchstabierte Therese.

„Das wird Ihnen zu philosophisch sein", bemerkte Amsel. „Es ist Schopenhauer."

„Was, von Schopenhauer? Das ist ja der grausliche Weiberfeind!" rief sie entrüstet aus; „nein, Herr Gabesam, das ist nicht schön von Ihnen, daß Sie solche Sachen studieren. Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

Sie schmollte und wollte aus dem Zimmer eilen.

Amsel hatte Mühe sie zurückzuhalten.

„Nein," wehrte sie ab, „ich kann die Weiberfeinde nicht ausstehen."

„Bleiben Sie einen Augenblick", flehte Amsel. „Es ist ja ein schrecklicher Irrtum. Hier ist nichts von Feindschaft zu lesen. Nichts von Weiberfeindschaft, wie Sie glauben, Fräulein Therese. Eher das Gegenteil. Von Liebe ist die Rede. Wie soll ich Ihnen das nur erklären?"

„Von Liebe?" horchte Therese auf, groß und verwundert. Und sie trat ins Zimmer zurück und setzte sich erwartend auf einen Stuhl.

Er steckte voll Buchgelehrsamkeit und Buchstabenerfahrung. Das natürliche Gefühl, dieser Wildbach des Lebens, arbeitete sich noch Raum durch den Schutt und Sand und Bücherstaub, von dem es getrübt war, hindurch. Er bedurfte der Zitate als Krücken, um sich zu erklären. Er begann folgendermaßen:

„Ja, so im allgemeinen; von der Liebe zum Weltganzen, zur Unendlichkeit, davon auch wir ein Teil sind und immer bleiben werden, auch wenn wir nicht mehr sind. Es ist ein hoher, schöner Gedanke. Alle Dichter und Philosophen haben diesen Gedanken irgendwie ausgedrückt. Byron zum Beispiel, den Sie hier sehen. »Sind Berge, Wellen, Himmel nicht ein Teil von mir und meiner Seele, ich von ihnen?« Das sind seine eigenen Worte. Oder Goethe, von dem Sie sagen, daß er zu frei

Digitized by Google

wäre. Lesen Sie nur, wie es im Faust heißt: ». . . . . und lehrtest mich im stillen Busch, in Luft und Wasser die Brüder kennen.« Viele solche Beispiele könnte ich Ihnen anführen, Spinoza, Plato, Christus, Buddha. Ja, selbst die Hypothesen der modernen Naturwissenschaften müssen diese Erkenntnis bestätigen, wie es in der Elektronentheorie geschieht, von einem anderen Wege her, allerdings. »Die Liebe hört nimmer auf«, sagt so schön der Dichter."

Therese hörte zu mit lächelnden Augen und offenem Munde.

„Die Liebe hört nimmer auf", wiederholte sie mechanisch.

„Und das alles steht in den Büchern hier? Kann man denn aus den Büchern lernen, was die Liebe ist?"

„Ja und nein", lächelte Amsel mit gelehrter Miene. „Man muß es auch fühlen. So sagt Ruggero Bonghi in seiner Vorrede zu Platos Gastmahl: »Jeder Liebende liebt je nach dem Gegenstand seiner Liebe, vorwiegend bei einem Teil seines Wesens. Wer am meisten liebt, ist auch am meisten wert; die Fähigkeit zu lieben ist die Wurzel alles Wertes.«"

„Die Liebe muß doch etwas sehr Schönes sein", sagte sie nachdenklich, und indem sie aufseufzte: „Ich kann es mir eigentlich gar nicht vorstellen."

„Sie lieben doch Ihre Mutter, Fräulein Therese?"

„Das schon", erwiderte sie, und indem sie leicht errötete: „Ich mein es anders. So . . . !"

Sie machte eine kleine Pause, während sich beide ansahen.

Und dann fuhr sie leise fort: „Haben Sie schon die Liebe gefühlt?"

Nun war an Amsel die Reihe zu erröten.

„Sie müssen mich nicht auslachen, Herr Gabesam, wenn ich etwas Dummes sage", bat sie, hochrot im Gesicht.

„Ich lache ja nicht, Fräulein Therese. Ich weiß nur nicht, wie Sie es meinen."

Und in großer Verlegenheit ging er hin und her und setzte sich dann an den Tisch.

„Ach, Sie wissen es schon", schäkerte sie. „Aber Sie lassen sich auch jedes Wort herausziehen."

„Es gibt so verschiedenartige Liebe", sagte er. „Die Liebe zu den Eltern, Geschwistern, zu den Büchern, zu den Tieren, zur Natur, zu . . . zu anderen Wesen, ich meine zu unseresgleichen . . ."

Seine Hand zitterte, als sie nach dem Kaffeebrett langte.

„Ja, zu unseresgleichen", sagte sie entschlossen. „Ich höre so gern Liebesgeschichten, Sie wissen gewiß einige. Erzählen Sie, bitte!"

„Aus dem Leben?" frug er.

„Ja, aus dem Leben."

„Ich muß erst nachdenken, Fräulein Therese. Ich habe so wenig erlebt."

„Denken Sie nur nach", drängte sie. „Sie haben vorhin soviel von der Liebe geredet, und jetzt wollen Sie sich dumm stellen."

„Warten Sie ein wenig," sagte er zögernd, „wenn ich mich recht erinnere, so habe ich vier gekannt, vier Mädchen . . . Wenn ich's nun so überlege, wird es fast so etwas gewesen sein wie eine Liebesgeschichte."

„Um Gottes willen!" rief Therese aus und ließ vor Schreck beinahe die Kaffeetasse fallen, die sie ihm hinreichte. „Vier auf einmal! So ein schlechter Mensch sind Sie?"

Digitized by Google

„Es waren ja nur Kindereien", brachte er als Entschuldigung hervor.

„Alles eins! Trinken Sie schön Kaffee und erzählen Sie. Ich bleibe derweil bei Ihnen sitzen."

Amsel Gabesam begann stockend. „Wo soll ich nur anfangen. Es ist alles schon so lange her. Wir waren noch ganz klein, als ich und Klein-Anni, ja richtig, Klein-Anni hieß sie, in die Stadt liefen und am Christkindlmarkt im Winter einschliefen. Klein-Anni war damals erfroren. Und später kannte ich Lottchen. Ich weiß nicht mehr recht, wie es zuging damit. Wir wären beide beinahe ertrunken. Aber ich habe sie herausgefischt. Nur soviel weiß ich, daß ich sie dann nicht mehr sehen durfte, und daß ich sehr gelitten habe darunter. Ich habe sie schrecklich gern gehabt. Eine andere ist zum Ballett gegangen. Philippinchen. Sie hat wunderschön tanzen können. Ja, das war noch eine selige Zeit! Ich glaube aber, daß sie mich nicht recht hat leiden mögen. Dafür aber die Seraphine. Beinahe hätte ich einmal einen Kuß von ihr bekommen. Es ist aber nicht dazu gekommen. Wenn ich mich recht erinnere, hat es mir lange Zeit furchtbar weh getan."

„Der Kuß, den Sie nicht bekommen haben?" lachte Therese. „Nun weiter, erzählen Sie weiter!"

„Das ist die Geschichte von meinen vier Herzensfrauen."

„Ist das alles? Sonst nichts?"

„Sonst nichts!"

Therese war enttäuscht.

„Man vergißt die Sachen auch zu leicht", meinte Amsel.

„Das ist herzlos", entgegnete Therese. „Wie kann man jemanden vergessen, den man gern gehabt hat?!"

„Man bleibt nicht immer dasselbe, Fräulein Therese. Das beweist schon Heraklit, der Dunkle von Ephesos; der sagt: »Du kannst nicht zweimal in denselben Fluß hinabsteigen, denn neues und immer neues Wasser strömt zu.« Wir steigen in denselben Fluß hinab, und wir steigen nicht in denselben Fluß hinab, wir sind, und wir sind nicht."

„Ja, so seid ihr, ihr Männer", rief die altkluge Therese aus. „Haben Sie denn niemals Sehnsucht gehabt nach ihrer Seraphine oder Philippine und wie sie alle heißen?"

„Sehnsucht? Ich weiß nicht, ob es Sehnsucht war. Aber eine liebe Erinnerung an ein paar lichte Punkte der Vergangenheit, die sonst ganz tot und vergessen wäre. Nur ein paar solcher Augenblicke sind geblieben, und die sind ewig. Was sie zurückgelassen haben, ist etwas unendlich Süßes, eine Ahnung, die einem sagt: so muß es im Paradies gewesen sein. Sonst nichts als diese Ahnung . . ."

„Und dann? Was war nachher?" forschte Therese beharrlich.

„Nichts, als die große Liebe zum Unendlichen, Unaussprechlichen, Unsichtbaren, das uns alle umfaßt und darin wir uns alle begegnen, die Liebe, von der diese Bücher voll sind . . ."

„Die große Liebe", schwärmte Therese verklärt; „und das kann man aus den Büchern lernen? Wenn ich nit so dumm wär, meiner Seel, ich möcht heut noch anfangen!"

„Sie wollten!" rief Amsel entzückt und sprang vom Sessel auf. „Sie wollten wirklich lernen?"

„Ach, ich kann's ja doch nicht, Herr Gabesam."

Digitized by Google

„Sie können, oh, Sie können, wenn Sie nur wollen!“ versicherte Amsel mit großem Eifer. „Ich will Ihnen helfen dabei. Ich will Ihr Lehrer sein! Einverstanden?“

Er reichte ihr die Hand hin und Therese schlug ein.

„Wir fangen heute noch an, wenn ich aus dem Amt komme.“

Amsel suchte Hut und Stock und mußte eilen, denn die Zeit war vorgerückt. Therese sah ihm lächelnd nach und machte sich daran, sein Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie rückte die Bücher sachte von der Stelle, fuhr mit dem Staubtuch über den Tisch und legte sie behutsam und zärtlich wieder hin.

„Die Liebe hört nimmer auf“, sagte sie leise vor sich hin und versuchte dann in einem der Bücher zu lesen. Aber sie legte es bald mit einem Seufzer hin und sagte: „Es wird doch nicht gehen.“

„Wie heißen diese Blumen?“ fragte Therese, beim Einteilen neuer Pflanzenarten ins Herbarium behilflich.

„Das ist der Akelei, Aquilegia vulgaris, dann ist hier Gretchen im Busch, Nigella damascena, und Studentenröschen, Parnassis pelustris.“

Therese seufzte und ihre Blicke zielten traumverloren auf irgendeinen unsichtbaren Punkt.

„Sie denken wohl über die Klasse nach, in die diese Pflanzen gehören? Nach Linné gehört der Akelei in die dreizehnte Klasse, in die Polyandria, was Sie an den unterstehenden Staubgefäßen sehen, die über zwanzig zählen. Nach de Candolle gehört er in die Klasse der Dialypetale und zwar unter die Hahnenfußarten. Auch Gretchen im Busch gehört dahin. Das Studentenröschen macht insofern eine Ausnahme, als es nach Linné zu den Pentrandia gerechnet wird, was Sie an den fünf Staubgefäßen erkennen.“

„Ach nein,“ sagte Therese zerstreut, „an das denke ich gar nicht. Gretchen im Busch, Studentenröschen, wie ist das so lieblich. Wenn ich die Blumen seh, dann denk ich mich weit, weit fort. Mitten in einen Wald, wo eine schöne Wiese liegt, da tanzen weiße Mädchen und haben ein Kränzelein am Kopf aus weißen und blauen Blumen . . . Wie muß das schön sein!“

„Sie auch, Therese!“ rief entzückt Amsel Gabesam und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Auch ich sehe mich weit, weit unter Blumen und Zweigen in einer zaubervollen Gegend, die ich nicht kenne, die mir aber doch so bekannt ist, als müßte ich sie schon einmal gesehen haben, in einem früheren Leben vielleicht . . .“

Die Systeme und Pflanzenordnungen hatten ihren Sinn verloren, und die beiden Menschenkinder zitterten vor Bangen und Schmerz in einem wesenlosen Glück, das der Augenblick herabträufelte, während unten der Lavendel vorbeizog, eine blaue Blumenhand, die Düfte streute. Einen Augenblick lang, und dann war Blumenhand, Lavendelduft und Glück weit in ein Sehnsuchtsfernenblau entrückt.

„Fräulein Therese!“ rief Amsel noch bebend von der Himmelswelle, die über sie hinweggerollt war, „wir müssen einmal hinauswandern! Einen lieben, langen Tag wandern, wohin uns die Lust trägt. Oh, wandern! Wie lange sehne ich mich darnach!“ Und er dehnte sich und hob die Brust, im Geiste die Luft der Freiheit einzuatmen, und wurde zusehends größer und freier.

Digitized by Google

„Wandern, einen ganzen Tag lang, o ja!“ jauchzte das Mädchen, denn sie war keine, die nein sagte, namentlich nicht, wenn ihr etwas recht spaßig vorkam.

Und das war doch zu spaßig, daß sie einen ganzen Tag mit diesem jungen Menschen im Wald umherwandern sollte.

„Wir werden ein schönes Stück Welt sehen“, versicherte er; „nächsten Sonntag, wenn Sie wollen.“

Sie ging gern darauf ein, und auch die Mutter gab nach einiger Überlegung und ohne allzuvieles Zureden ihre Einwilligung.

So wanderten denn beide in aller Sonntagsfrühe gegen das Kahlengebirge, zwischen den Weinhängen das Bächlein entlang, wo Beethoven geweilt, und die schöne Pastorale aus der Symphonie des Lerchensangs, des Bachgeplauders und rhythmischen Schwunges der Landschaft empfangen hatte. Und diese Naturſymphonie tönte heiter festlich in den Seelen Amsels und seiner Freundin; sie vernahmen die tausend fröhlichen Stimmen, mit denen die Stimme des Baches die holde Einsamkeit erfüllte; sie horchten in die eigene Seele hinein, darin die Lerchen sangen; sie empfanden die weiche, wiegende Melodie der Wienerwaldkuppen, eines verkörperten, sichtbar gewordenen Walzers; und wenn der Wind leise durch die alten Baumkronen fuhr, klang es wie der zarte Strich der Geigen, die weinen und zugleich jubilieren konnten, ein verhaltenes Schluchzen von Weh und Glück, wie es schon Schubert, Lanner und Strauß gehört und gedichtet hatten. Diese Symphonie war in der Wiener Landschaft, rund um den Kahlenberg, und vor allem war sie unausgesprochen in der Seele dieser beiden Kinder des Wiener Bodens, wie sie einstmals in der Seele jener Tondichter war, die sich hier zum hohen Aussprechen des Unaussprechlichen bewegt fühlten.

Amsel wurde mitteilsam, und der halbvergessene Traum der ersten Jugend, die eins war mit den berückenden Zuständen hier, trat wieder ins Bewußtsein. Und er begann zu erzählen, wie er die Wunder der Türkenschanze erlebte, die Legenden der Donau und des Sagenbodens am Kahlenbergfuß, sein eigenes, knabenhaftes Leben und manche Torheit aus kindlichen Tagen. Er erzählte die Geschichte des Landes, davon die Erde hier so viele deutliche Spuren aufwies, und schilderte, wie die Türken kamen und die Greuel, aber auch die märchenhafte Pracht des Orients in diese Gegend brachten. Aber es wollte ihm nicht mehr mit derselben phantasiereichen, dichterischen Farbigkeit gelingen wie einst, da er mit Lottchen umherschweifte und das Erzählen eine persönliche Kunstschöpfung geworden war. Dazu war zu viel geschichtliche Exaktheit in sein Wissen gekommen, und die unterjochte sein Empfinden. Auch die Märchen, die mit der Scholle verwachsen waren, erzählte er, und berichtete getreulich, wie er in jenen Schuljahren Marionettenspieler geworden war, und alle Sagen des Wienerkreises in den Bereich seiner kleinen Bühne gezogen hatte nach eigenschöpferischem, dichterischem Ermessen. Sie gingen an dem Schulhaus vorbei und an dem Kirchhof, wo Klein-Anni begraben, und wo er seinen lieben Lehrer Stengelmayer belauscht hatte, wie dieser einem Freunde seine Gedichte vorlas. Und er beichtete, nicht ohne wehmütiges Lächeln, wie er einst davon geträumt hatte, auch ein Dichter zu werden, wie es der liebe Herr Stengelmayer gewesen wäre, und wie alles anders gekommen war.

Digitized by Google

Sie kamen allmählich höher hinauf, gegen den Kobenzl, und sahen zurück, die Donau zu grüßen und den Stephansturm, der sich wie ein großer Nagel inmitten der Scheibe des weiten, dunstverhüllten Stadtbildes heraushob. Der Wald funkelte von tausend grüngoldenen Sonnenaugen, ein strahlendes Geschmeide auf dem Baumkleid. Sie traten auf ringsumschlossene, träumerische Wiesen hinaus, wo das Tanzmärchen wohnte, das Amsel einstens erlebt. Und er erzählte auch diese Geschichte von dem kleinen Spiel, das er für das tanzende Philippinchen gedichtet hatte, worin ein König, eine Königin, ein Priester, ein Henker und ein Narr dem Kuß der Tänzerin nachjagten, den schließlich keiner bekommen hatte. Er hätte das Spiel mit Philippinchen, Seraphine und einigen Schulkameraden aufgeführt, und der Narr sei er gewesen.

„Dann sind Sie aber doch Dichter geworden", bemerkte Therese.

„Es scheint fast so," erwiderte Amsel, „aber das Wort ist doch zu groß für eine so kleine Sache. Ich war nur ein Narr."

„Dichter sind Narren", behauptete Therese mit großer Bestimmtheit.

Beim Weitergehen erzählte er sodann, wie er unter der Geringschätzung Philippinchens, die eine große Dame geworden und zum Ballett gegangen sei, gelitten hatte, und wie er von Seraphinen getröstet worden, die ein feines, gebildetes Mädchen gewesen war. Durch ihr Beispiel habe er den ersten Anstoß zum Lernen bekommen, und wie er damals den Weg betreten, auf dem er sich seit so vielen Jahren ja noch immer befände. Als er in jener Zeit anfing ordentlich zu werden, war es freilich für die Schule zu spät gewesen. Die fürchterliche Lehrzeit kam, aus der er früh entlief, und sich in das stille Dasein rettete, das ihm wenigstens die nötige Zeit ließ, an sich selbst zu arbeiten. Damit schloß er seine Lebensbeichte. Therese blieb wie gewöhnlich die stumme, aufmerksame Zuhörerin. Ab und zu hatte sie sich nach einer schönen Blume gebückt, und mit der Zeit war ein großer Feldblumenstrauß angewachsen.

Sie waren tief in die grüne, waldrauschende Einsamkeit des Wienerwaldes geraten und standen gegen Mittag im Hintergrund eines engen Tales voll hoher Buchen, wo in der Tiefe ein Wasser sprang und eine Mühle ging. Ganz im Hintergrund des entrückten Tales standen behäbige Wirtschaftsgebäude, ein großer Gasthausgarten lag davor mit alten Kastanienbäumen und weißgedeckten Tischen und weißen Holzstühlen. Hinterhainbach hieß der Ort. Kein Mensch war in dem Garten zu sehen. Sie beschlossen, hier ihr Mittagessen zu nehmen, und wählten den schönsten Platz unter einem stattlichen, alten Baum, der seine volle, schöne Krone als mächtige, grüne Kuppel in einem weiten Rund ausbreitete. Hier ließ sich's kühl und geborgen sitzen wie in einer Kirche. An dem grauen Stamm war eine Tafel angebracht, und darauf las Amsel Gabesam halblaut die Worte: „Hier entwarf Adalbert Stifter seine Dichtung »Feldblumen« im Jahre 1835."

Amsel war sprachlos vor Entzücken. Ihm war wie einem der heiligen drei Könige, die ihrem Stern folgten, und in die Knie sanken, als sie das Unerwartete plötzlich sahen.

„Es ist doch ein guter Geist um Sie", sagte Therese, ein wenig gerührt, mehr durch Amsels Bewegung als durch das Erinnerungszeichen an den Dichter, den sie durch Gabesam kennen und schließlich auch lieben gelernt hatte.

Digitized by Google

„Die Feldblumen," sagte Amsel Gabesam ganz himmlisch, „wissen Sie, Therese, was diese Poesie enthält? Den ganzen Frühlingstraum des Dichters enthält sie, all sein Sehnen nach künftigen, großen Gestaltungen, all sein zartes Lieben, mit all den Gewitterängsten, die das hoffnungsvolle Werden bedrohen. Jedes Kapitel dieser bezaubernden Erzählung ist voll von Fernrohren, die in die Zukunft gehen, in ein traumschönes Dasein, nach irgendeinem fernen Glück an den Alpenseen, wo er sein ideales Haus bauen wird, und wo sich all die schönen Menschen, die um einander leiden, weil sie einander lieben ohne es zu wissen, oder ohne es sagen zu können, glücklich vereinigen werden. Und ich, Fräulein Therese, ich durfte durch die Fernrohre dieses Dichters sehen. Ich durfte die Zimmer sehen, die er sich einrichtet, die Bilder, die er entwirft, die Briefe und Tagebücher, in denen er sein Leben und sein Leiden erschließt, die klare Schönheit der Alpenseen im Salzkammergut, dieses Örtchen Hainbach, an das ich mich in seinen Schriften nun genau erinnere, und vor allem durfte ich diese edlen, alabasterschönen Frauen und Mädchen lieben, die der Dichter geliebt hat."

Therese hatte ihren selbstgepflückten Feldblumenstrauß in ein Wasserglas getan und steckte ihr glühendes Gesicht in dieses duftende Farbenbukett.

„Oh, Sie glauben gar nicht, Fräulein Therese, wie sehr ich diese himmlischen Frauen und Mädchen des Dichters liebe!"

„Aus Büchern!" sagte Therese.

Er schien den Spott nicht zu bemerken.

„Mein sehnlichster Wunsch ist," fuhr er lebhaft fort, „einem solchen Idealbild von einem Frauenwesen im Leben zu begegnen. Ich liebe dieses Frauenbild schon, ehe ich es gesehen habe. Es wäre die herrlichste Erfüllung meiner innigsten Träume. Aber ich weiß, daß es sehr schwer ist."

„Ach was", brach Therese mit ihrer etwas molligen Derbheit aus ihren Feldblumen hervor; „Stifter ist eben auch ein Narr, wie alle Dichter!"

„Aber, Fräulein Therese!"

„Ich muß es Ihnen ehrlich sagen, was mir an Stifter nicht gefällt. Dieses ewige Herumgehen mit einem gebrochenen Herzen, diese Zimperlichkeit, wenn der rechte Augenblick da ist und einem die Liebe wie eine gebratene Taube schon in den Mund fliegt und an den Hals, und dieses Lamentieren, wenn alles verpaßt und zu spät ist. Wie oft habe ich mich geärgert über ihn! Aber es geschieht ihm recht. Was ist das eigentlich für ein Mann? Ein Traumichnicht ist er! Hab ich nicht recht? Es kommt mir überhaupt so vor, als ob es ihm gar nicht so ernst wäre mit seinem Ach und Weh, als ob er mit der Liebe nur so spielen würde, damit er etwas zu schreiben habe. Einen Dichter, nein, den möcht ich gar nicht!"

Therese war bitterböse geworden und es schien, als ob ihre Strafpredigt nicht so sehr an Adalbert Stifter als an Amsel Gabesam gerichtet wäre.

Der aber suchte sie literarisch, historisch, biologisch zu widerlegen. Aber es fruchtete nichts, und Therese blieb mürrisch während der ganzen Essenszeit.

Da saßen sie nun unter dem Dichtergnadenbaum, jedes mit seinen

Digitized by Google

eigenen Gedanken, und die Gnade strömte über sie herab, aber es ging an ihnen vorüber. Das gütige Lächeln des Genius war auf allen Zweigen zu lesen. Er lächelte über das lebfrische Ding, das mit seinem Feldblumenstrauß dasaß, ein Stück Naturpoesie, an dem der Dichter seine Freude gehabt, und das er mit liebenden Händen aufgenommen hätte. Und er lächelte über den Jüngling, der das empfängliche Herz weit offen hielt für jedes Dichterwort und schwelgen konnte in der Vorstellung erträumter Gestalten und blind und verschlossen war, wenn ihm das Leben selbst eine solche Feldblumendichtung darbot, wie sie in leibhafter Gestalt neben ihm saß. Jugend, was bist du töricht, Jugend, was bist du weise! Und er lächelte über die harten Worte Theresens, und gab ihr recht, als sie sagte, er werde es erkennen, wenn es zu spät sein werde. Und er gab den beiden den Segen der Dichtung, den sie trugen, ohne es zu wissen.

Es wurde unruhig in dem stimmungsvollen Wirtshausgarten, Ausflügler kamen mit Kindern und Lärm, Equipagen fuhren an, feine Damen und Herren, duftende, bräunlich knusperige Backhühner wurden vorbeigetragen, zarter Salat auf den Schüsseln, grünlicher Wein in blinkenden Gläsern, ein fröhliches Genießen, ein munteres, geräuschvolles Hin und Her griff Platz. Kein Mensch kümmerte sich um den Dichterbaum, jeder hatte mit sich und seinem Appetit zu tun. Da wurde es den beiden jungen Leuten zu eng und sie brachen auf, den Rückweg anzutreten, und oberhalb des Waldes, wo es eine freie Aussicht gab, sich ein Stündlein im Grünen und Blauen zu wiegen.

Als sie oben im Grase saßen, war auch Theresens alte Munterkeit zurückgekehrt, sie war wieder gut und liebreich und voll schalkhafter Dinge. Sie legte die Blumen auseinander, und Amsel wollte sich daranmachen, ihre Art zu erklären, die Klassen und Familien, in die sie nach beiden Systemen gehörten, nebst ihren deutschen und lateinischen Namen.

„Keine Wissenschaft," bat Therese, „es ist zu fad."

Und sie ordnete die Blumen nach ihren Farben, stellte weiße und blaue zusammen und hielt sie Amsel hin.

„Ist das nicht schön?"

Ja, so war es schön! Amsel mußte im stillen bekennen, daß es die höhere Art des Genießens war, die künstlerische. Sie war erquicklicher als aller Wissensqualm.

Sie flocht die weißen und blauen Blumen zu einem Kränzlein zusammen, setzte sich's aufs Haupt und tanzte mit fliegenden Kleidern über die Wiese hin, indem sie dazu mit trällernder Stimme eine bekannte Walzermelodie sang. Er lag unterdessen im Gras und sah, wie ihre Gestalt in der rhythmisch bewegten Kleiderwolke in den blauen Himmel hinaufwuchs, mit einem blauweißen Kränzelein auf dem Kopf, während sie eine einschmeichelnde, wiegende, süß betörende Melodie über die Wiese hinstreute, einen Blumenreigen von wirbelnden Akkorden, und er hatte die Ahnung von etwas sehr Schönem. Eine Benommenheit stieg heiß aus dem Herzen herauf und schnürte ihm die Kehle zu. Ein namenloses, sehnsüchtiges Begehren kam über ihn, eine sinnliche Welle. Es kam und ging und hinterließ nichts als Melancholie und Müdigkeit.

„Wir haben noch einen weiten Weg," sagte er etwas heiser, „es wäre gut, wenn wir gingen."

Digitized by Google

Sie hing das Kränzlein auf den Arm, band die übrigen Blumen zu einem artigen Sträußlein zusammen für die Mutter, und dann wanderten sie wieder dahin über Höhen und Täler, durch Wiesen und Wälder, und sahen beim Einbrechen der Dunkelheit vom Kahlenberg wieder auf das geliebte Wien herab, das unten lag wie eine ungeheure Geburtstagstorte, mit tausend und abertausend brennenden Lichtlein besteckt.

Es war zum Verweilen schön.

Sie tasteten sich förmlich den Weg hinab und kamen in die Nähe des Krapfenwaldls, wo Licht unter den Bäumen funkelte, Musik und reges Leben herrschten. Es war beschlossen, daß sie in dem Gasthaus unten den Abendimbiß einnehmen würden, denn von dort kamen sie, wenn auch zu vorgerückter Nachtstunde, auf bequemer Straße binnen einer Stunde heim.

Eine Menge Menschen saßen unter den Bäumen an ungedeckten Tischen, hatten Wein oder Bier vor sich und aßen mitgebrachte Speisen aus dem Papier. An der einen Seite des offenen Waldgasthauses stand ein hellerleuchtetes, weißes Gebäude mit hohen, offenen Fenstern von den anmutigen Formen des Empires; aus diesem Gebäude tönte die Musik und in den Fenstern sah man das rhythmisch gebundene Wogen von Tanzenden.

„Tanzen, tanzen!“ rief Therese entzückt, und unwillkürlich machten ihre Füße, ja der ganze Körper das Schleifen und Wiegen mit. „Tanzen Sie nicht?“ fragte sie leuchtenden Auges Amsel Gabesam.

Gabesam schüttelte verneinend den Kopf.

„Als Bub hab ich wohl beim Werkelmann unter den Haustoren getanzt, aber doch eigentlich ohne es recht gelernt zu haben“, sagte er. „Nun hab ich wohl das Wenige auch schon vergessen.“

Ein junger, großer Bursch, mit sonntägiger Vorstadteleganz gekleidet, anscheinend ein Kommis, hörte das Gespräch, musterte das Mädchen und trat sodann dreist an sie heran: „Darf ich bitten, mein Fräulein?“

Therese ließ sich von ihm wegführen, blind vor Begierde. Amsel blieb vergessen im Dunklen.

Er begriff den Augenblick nicht und wußte auch nicht, wie ihm plötzlich geschehen war. Sein Gesicht hing weiß in den abendgrünen Bäumen und starrte unverwandt auf die hellerleuchteten Fenster hin, wo sie, in die Arme des großen Bengels geschmiegt, mit halbgeschlossenen Augen und verzücktem Mund die Lust des Tanzens genoß.

Amsels Herz war Stein geworden und aus allen Fugen gerissen. Er bemerkte es nicht, als ihm der Kellner das verlangte Essen hinstellte.

Endlich kam Therese glückstrahlend zurück. Aber ihre Freude verwandelte sich sofort, als sie Amsels weißes, versteinertes Gesicht sah, und als sie bemerkte, wie plötzlich, ohne sein Wollen, zwei Tränen über seine Backen herunterliefen.

Tief erschrocken faßte ihn Therese an.

„Was haben Sie, um Gottes willen? Habe ich Ihnen wehe getan? Ich habe es doch nicht so gemeint!“ und sie neigte sich dicht an sein Gesicht und in übergroßer Rührung und hervorbrechender Liebe gab sie ihm einen Kuß auf die Wangen, wo die Tränen hingen.

Dann kam eine klatschrote Verlegenheit über beide, sie wagten einander kaum anzusehen, und aßen still und tranken, und tranken das Glück in sich hinein.

Digitized by Google

Der Bursche kam wieder, aber Thereſe verneinte kurz und abweiſend.

Und ſie waren ſehr glücklich, ſtill und unbemerkt im Grünen beieinander ſitzen zu dürfen und das wogende, goldene Leben dort unter den Flammenlichtern des Saales aus der Ferne anzuſehen.

Und dann gingen ſie und wanderten die weiße Straße unter einem ſchwarzblauen, ſternenklaren Himmel heimwärts, Hand in Hand.

Der Liebeskuß, der ſeit Kindheitstagen wie eine ſchwebende Roſe über ſeinem Haupte gehangen hatte, die fünfte Herzensfrau, Thereſe, hatte ihn gepflückt und auf ihren Lippen dem Toren dargereicht.

Lächle, Dichter! Man ſitzt nicht ungeſegnet unter dem Dichtergnadenbaum.

Aus der „törichten Welt"

[Ludwig Heltbergs Frau und Söhne]

Thomas Heltberg trommelte mit den Fingern auf dem Tiſchtuch. Er ſagte gemütlich und liebevoll:

„Du ahnſt gar nicht, wie wohl mir iſt als mißratener Sohn."

„Wenn man nur einen Augenblick ernſt mit dir reden könnte!"

„Es iſt mein blutigſter Ernſt, Mama; du darfſt es glauben. Ich will mein Leben nicht verbittern laſſen; es iſt ohnehin triſt genug."

Zwiſchen Mutter und Sohn gab es eine ſchwüle Pauſe. Beſchaulich ſah Thomas dem Rauch ſeiner Zigarre nach, der ſich im eleganten Speiſezimmer in dünne Schwaden zerteilte; er ſank an den Gobelins und ſchweren Vorhängen zu Boden, als drückten ihn die Erinnerungen, die das Zimmer füllten. Dieſe dichten, undurchſichtigen Vorhänge!

Seit einer Viertelſtunde ſuchten ſie vergeblich die Operngläſer von vis-à-vis zu durchdringen. Es wäre intereſſant geweſen, zu erfahren, was Berta Heltberg tat, die Witwe des großen Ludwig Heltberg, deſſen Muſik die Welt revolutionierte. Ob es den Tatſachen entſprach, daß ſie zu Hauſe in antiken Koſtümen ging? Das Familienleben großer Namen gehört der Öffentlichkeit an.

Berta Heltberg war heute abend aus Italien zurückgekehrt; ſie hatte ſich dort von den Folgen ihrer ſchweren Erkrankung erholt. Sie war im geſchloſſenen Wagen, in Begleitung ihres jüngeren Sohnes Thomas, vom Bahnhof gekommen, ſie war raſch ausgeſtiegen und im Haustor verſchwunden. Das war alles, was man geſehen hatte; wenig genug, wenn man eine Stunde auf der Lauer geſtanden.

Berta Heltberg ſaß aufrecht auf ihrem Stuhl; die hagere Geſtalt verdeckte die hohe geſchnitzte Lehne. Die ringgeſchmückten Finger der Rechten ſpielten nervös mit dem Armband, das ihr Ludwig Heltberg angelegt, als ſie zum erſten Male in ſeiner Oper „Thoms, der Pirat" ſang.

„Du haſt Pflichten," ſagte ſie mit der ihr eigenen müden Stimme, „der Name, den du trägſt, verpflichtet! . . ."

„War es ſchön in Italien?"

„Du weißt, daß ich dergleichen Gewaltſamkeiten in unſerem Verkehr nicht dulde; wir ſprachen ſoeben von d i r!"

Thomas Heltberg ſah geraume Weile in das bleiche Antlitz ſeiner Mutter. Eine dünne Schicht Puder lag, als Erinnerungshauch vergangenen Bühnenglanzes, darauf. Dann ſagte er herzlich, denn er erinnerte ſich des bitteren Anlaſſes mancher Falte in ihrem Geſicht, die ſie nun

Digitized by Google

ängstlich zu verbergen suchte, als wäre sie nicht eine der Auszeichnungen ihres Lebens: „Ich will dich gewiß nicht ärgern, Mama; ganz besonders heute nicht, da wir dich wieder gesund hier haben. Drum lassen wir aber auch, wenigstens für heute, das andere Zeug beiseite."

„Das andere Zeug, wie du es nennst, ist das Andenken an Ludwig Heltberg, der dein Vater war."

„Ja, Mama, aber du sollst dich nicht aufregen, hat der Arzt gesagt; — bitte, erzähl mir von Neapel."

Die zitternde Hand begann wieder das Spiel mit dem Armband:

„In Mailand habe ich Heltbergs Oper »Ödipus« gehört. Die Italiener geben sich rechte Mühe, ihn zu verstehen; das muß man sagen. In Rom hat sich ein Komitee gebildet, das ihm ein Denkmal aufrichten will." — Die alten Augen begannen zu leuchten. — „Noch lebt sein Name; und er wird lauter von Jahr zu Jahr. Ihr Kinder wißt das Glück nicht zu schätzen, daß ihr diesen Namen tragen dürft; er ist wie ein Festgewand, das euch schmückt. Aber ihr seid unwürdige Söhne eines großen Vaters. — Wenn ich dich so vor mir sehe, Tom, allem gegenüber gleichgültig, als gäbe es nichts in der Welt, das dich aufrütteln könnte, dann muß ich mich fast fragen, ob ihr wirklich meine Kinder seid? Ich bin nur eine Frau . . ."

„Aber eine sehr energische Frau!" lächelte er und legte begütigend seine Hand auf ihre kalte Rechte.

Ungestüm befreite sie sich. Eine Blutwelle schoß in ihr Antlitz:

„Thomas, wir haben eine große Schuld abzutragen."

—?—

„Die Nachwelt sieht erst die Hälfte seines Lebens?"

—?—

„Ihr Kinder hättet die Pflicht, Ludwig Heltbergs Namen noch höher zu stellen, als er steht."

„Soll ich auch Opern komponieren? Du könntest an Ludwig genug haben."

Das war das Sturmzeichen im Hause Heltberg, die Wünschelrute, die jede Stimmung brach.

Berta Heltberg preßte die Lippen zusammen, wie stets, wenn die Rede auf ihren Erstgeborenen kam. Starr blickte sie vor sich nieder, und die gewaltsam gebändigte Erregung, die in ihr wühlte, brach aus den ohnmächtigen Fesseln ihrer fehlgeleiteten Mutterliebe.

„Seit vierzehn Tagen hat er mir kein Wort geschrieben," sagte sie mit leise bebender Stimme, „er findet es nicht der Mühe wert, mir »Guten Tag« zu sagen; trotzdem ich ihn so lange nicht gesehen habe. Die ganze Zeit warte ich auf ihn. Wo ist er?"

„Er ist bei ihr."

Gequält nickte sie vor sich hin, wie es verlassene Mütter tun:

„Und die Mutter ist nichts für ihn?"

„Wenn die Menschen verliebt sind, Mama, sind sie dumm und schlaflos; darin besteht das Glück der Liebe. — — Du hast es selbst gewollt."

„Erspare mir das Anhören deiner persönlichen Meinungen! Du bist noch viel zu jung, um zu empfinden, weswegen eine Mutter für ihr Kind sorgt. Was weißt du von meinen Absichten? Du bist jung und denkst nur bis morgen."

Digitized by Google

„Der Fehler wird besser mit jedem Jahr."

„Also, wie geht es deinem Bruder? Erzähle mir von Ludwig."

Sie zwang sich zur Ruhe, weil sie nicht zeigen wollte, wie sehr sie um Nachricht bettelte.

„Gestern hat er sich dreimal erschossen; um zehn Uhr ist er dann schlafen gegangen."

Sie preßte die Lippen zusammen und schloß die Augen:

„Thomas, ich bitte dich! Sei ernst! Du spaßest über Menschenleben!"

„Na, und heute hat er geschworen, daß er sich zu ihren Füßen erschießt, wenn sie nicht endlich »Ja« sagt. Aber er hat glücklicherweise den Revolver zu Hause vergessen." —

„Von seiner Oper hat er noch keine Nachricht?"

„Doch! Sie wird nächstes Jahr aufgeführt."

Berta Heltberg wurde totenblaß. Sie tastete nach der Kante des gedeckten Tisches. Nun verlor sie die Fassung, die sie sonst wie eine Wolke umgab:

„Dieser Schund! Und wird aufgeführt? — Warum habe ich davon nichts erfahren? Ich habe die Sache nicht ernst genommen, sonst hätte ich sie zu verhindern gewußt. — Es ist schrecklich, daß er den Namen seines Vaters trägt."

„Ich war der Meinung, daß dir Ludwig geschrieben habe?"

Es war ein lautes Selbstgespräch, das sie führte:

„Er sündigt gegen jeden Satz, den Ludwig Heltberg als richtig erkannte. Es wird ein Skandal vor der Öffentlichkeit. Der Sohn wider den Vater! —"

Sie lachte bitter. „Ich merke fremden Einfluß!"

„Ewig kannst du mit Ludwig nicht zusammen bleiben, Mama. Die stete Aufregung, mit der du ihn überwachst, bringt dich ins Grab. Lasse ihn auf seine Art selig werden. Wenn er will, so lasse ihn schlecht komponieren. Der eine hat ein Mädel, der andere eine Frau und der dritte liebt sich selbst."

„Und Vater? Ludwig Heltberg? Der große Name! Das bedenke!" —

Ein häßlicher, fanatischer Zug erschien um ihren Mund. Nervös pendelte der Kopf auf dem mageren Hals. Grenzenlose Leidenschaft nahm Besitz von ihr. — „Ich habe nur eine Hoffnung. Wenn er sie heiratet, ist es mit seiner Kunst zu Ende. — Er wird sehen, ob er gegen mich weiter kommt!"

„Du willst doch, daß er Eva Melbourn heiratet?"

„Ich will gar nichts. Er ist alt genug, um zu wissen, was er tut. Wenn er als Kind Ludwig Heltbergs bei mir bleibt, bin ich glücklich. Handelt er aber gegen seinen Vater lieblos, setzt er sich absichtlich in Widerspruch mit allem, wofür dieser stritt, — dann soll er gehen, dann bin ich fertig mit ihm, dann bin ich froh, wenn ihn dieses Weib zugrunde richtet, dann verdient er nichts anderes."

„Wenn Ludwig ein wirklicher Könner ist, kann ihn auch Eva Melbourn nicht ruinieren."

„Das sagst du, lieber Thomas; er, Ludwig Heltberg, dachte anders. — »Was wäre ich geworden ohne dich« waren seine letzten Worte, als er starb. — Er wußte wohl, was eine Frau über ihren Mann vermag."

Tom Heltberg kannte diese uferlosen Erörterungen, die zu keinem Ende führten.

Digitized by Google

„Ist mir auch recht," sagte er drum, „gehen wir schlafen."

Sie sah ihn verächtlich an:

„Für dich ist es wohl das beste."

„Na also."

Er stand auf und gähnte. Da sah er, daß sie einen Zettel aus der Tasche nestelte.

„Lies!" — Es war eine Anzeige von Ludwig Heltbergs Verleger, daß die Witwe des großen Tonkünstlers beabsichtige, ihres Mannes Briefe und Privatschriften zu veröffentlichen. — „Ich will der Welt den Menschen Heltberg zeigen. Hilf mir, das Denkmal bauen!"

Er sah seine Mutter lange und ernst an.

„Nein."

„Du willst nicht? . . ."

„Nein, Mama."

Hastig verbarg sie den Zettel, als hätten ihres Sohnes Blicke die Kraft, ihn zu entweihen, als schände jedes Wort den hohen Zweck, den ihre Augen sahen:

„Pfui! Du hast deinen Vater nie geliebt!"

„Oder das Gegenteil. Aber lassen wir das, Mama. Gehen wir schlafen. — Morgen sieht alles anders aus. Jetzt bist du von der Reise müde und abgespannt. Unsere Ansichten sind vielleicht gar nicht so weit auseinander, wie es scheint. — Gehen wir schlafen."

Sie faßte ungestüm nach seinem Arm, die hageren Wangen begannen zu zittern:

„Ich will wissen, was du gegen meinen Plan hast?"

„Das ist schwer zu sagen, Mama."

„Das sind deine Argumente? — Ich hätte es mir denken können!"

„Ich glaube nicht, daß es jemanden interessieren wird, zu erfahren, wie oft Vater die Wäsche wechselte."

„Du bist frivol."

„Ich glaube, man leistet Papa den besten Dienst, wenn man ihn durch seine eigene Kraft weiterleben läßt, durch seine Kunst."

„Er hat Gegner! Sie werden lauter von Jahr zu Jahr. Ich muß dagegen ankämpfen! — Ludwig ist einer der Führer!"

„Es wäre nicht nach Papas Geschmack gewesen, so zu kämpfen. Das sind Waffen der Kleinlichkeit, die du führst."

Sie maß ihn von oben bis unten:

„Du vergißt, daß ich stets ein guter Sachwalter Ludwig Heltbergs war. Er nannte mich seinen Bankier. Ich war die Seele der großen Unternehmung, die sich allgemach aus seinem Genie entwickelte. Ohne mich hätte er nicht ein Viertel seines Vermögens erworben . . ."

„Willst du diese Wahrheit auch den Leuten mitteilen?"

Berta Heltberg sah starr an ihrem enganliegenden Reisekleid herab. Eine dunkle Röte lief über ihr männlich geschnittenes Profil und verlor sich im Weiß der Haare. Mit nervösen Fingern öffnete sie die Handtasche und warf Börse, Taschentuch und Reiselektüre auf den Tisch. Sie suchte einen Abweg:

„Es ist skandalös, was du wieder zusammengezeichnet hast. Du solltest dich schämen. Ich habe mir das Heft in der Grenzstation gekauft. — Daß du davon nicht loskommst!"

Digitized by Google

Thomas Heltberg faßte mit Zeigefinger und Daumen der Linken vorsichtig das letzterschienene Heft der humoristischen Wochenschrift, für die er zeichnete.

„Es ist nicht gut?“ fragte er besorgt.

„Das nicht. Aber immer diese Aktsachen! Sie sind deiner unwürdig.“

„Den Leuten gefallen sie,“ schmunzelte er, „das Menschengeschlecht ist mal für die Aufklärung.“

Mit einer Gebärde des Ekels und des Abscheus sagte sie:

„Zum mindesten solltest du nicht deinen Namen daruntersetzen.“

„Jeder Mensch tut etwas für seine Unsterblichkeit.“

„Du bist unausstehlich.“

Berta Heltberg drückte auf den Knopf des elektrischen Tasters, der das Klingelwerk mit dem Tische verband, es gab einen gedämpften Rasselklang.

Die hohe Flügeltür ging langsam auf; sie ließ die alte Friederike ein, die beim Schlüsselloch gehorcht hatte.

„Befehlen, gnädige Frau?“

„Bei mir ist in den Zimmern alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung.“

Vorsichtig küßte Tom seine Mutter auf die Wange, die sie ihm hinhielt. Der Mund Berta Heltbergs durfte nie geküßt werden; und auch sonst war wohl aufzumerken, daß die sorgfältige Frisur nicht in Unordnung geriet.

„Schlaf gut, Mama.“

Sie nickte unmerklich mit dem Kopf und verschwand durch die Tür, die ihr Friederike offen hielt. Das Sterbezimmer Ludwig Heltbergs sah mit den Fenstern in den weitläufigen Garten. Dort schlief sie, neben des Toten Bett, das seit zehn Jahren verwaist war.

Neckisch legte die alte Friederike den Zeigefinger der Linken an ihre knollige Nase:

„Ob sie es merken wird . . . ?“

„Was?“

„Ich habe einen frischen Lorbeerkranz hinter den Spiegel gegeben. — Morgen ist *sein* Geburtstag!“ — Sie hob beschwörend die Hände.

„Ich weiß.“

„Und morgen sind es auch gerade fünfunddreißig Jahre, daß ich *ihn* zum ersten Male sah.“ — Stolz wiegte sie sich in den knochigen Hüften. — „*Fünfunddreißig* Jahre!“

„Ja, ja, Friederike; man sieht sie dir reichlich an; es war bei der Uraufführung des »Orpheus«; ich weiß . . .“

„In der habe ich einen Affen gegeben. Meine erste und letzte Statistenrolle! Denn . . .“

„Ja, ja; ich weiß schon. Gute Nacht, Friederike!“ — Ihr ehemaliger Pflegling ging hastig zur Tür. „Und das Textbuch hast du noch, das weiß ich auch.“ Damit retirierte er endgültig aus dem Zimmer.

„In das Textbuch hat er selbst seinen Namen geschrieben: Ludwig Heltberg!“ — Sie dämpfte in der Stille, die sie umgab, ehrfürchtig die Stimme und begann den Tisch abzuräumen . . . „seinen Namen geschrieben . . .“

Digitized by Google

Der nächste Morgen fing schlecht an, wie das an Festtagen üblich ist. Berta Heltberg öffnete die Morgenpost und fand in einer Zeitschrift einen Artikel ihres Sohnes Ludwig abgedruckt unter dem Titel „Götzendienst".

Liebende Menschen pflegten derartige Aufsätze anonym zuzusenden. „. . . Die großen Männer, zu denen die Menge andächtig emporblickt, sind nie so sehr verschieden gewesen von den Durchschnittsmenschen ihrer Zeit, die sie verstanden und verehrten. Neben der unerläßlichen Begabung war stets der wichtigste Faktor ihrer Größe eine günstige Existenzbedingung. Schule und Familie heißen die großen Gleichmacher, die Hauptfeinde jeder geistigen Entwicklung. Der Terrorismus der Familie zerstört auch die, denen der Zufall ein Schaffen ohne Geldnot ermöglicht hätte . . ."

Berta Heltberg wußte, auf wen sich der Satz vom Familienterrorismus bezog. Sie klingelte:

„Ludwig soll zu mir herunterkommen."

Mit klopfendem Herzen wartete sie; es war selbstverständlich, daß sie so etwas in ihrem Hause nicht angehen ließ. Heute an seinem Geburtstag! Heute, da alles seiner Erinnerung galt!

Neben dem Frühstückstisch stand der Arbeitssessel ihres toten Mannes, mit einem Kranze frischen Lorbeers geschmückt. Sie streichelte die abgenützten Armstützen des Holzes und lächelte zärtlich.

Rundschau

Allgemeineres

Der Fall May und die Ausdruckskultur

Das Gericht, das im Prozeß May gegen Lebius zu sprechen hatte, hat für all die Beschuldigungen gegen May, deren wir im 1. Februarheft gedachten, die Wahrheit als bewiesen erachtet und Lebius freigesprochen. Es sind noch mehr und moralisch ebenso verwerfliche Dinge zur Sprache gekommen, die sich weit über Mays früheres Schwindler-, Dieb- und Einbrecher-Dasein aus seinen Zuchthauszeiten bis in diejenigen Jahre erstrecken, da er als „Weltreisender", „Sprachgelehrter", „Ehrendoktor" eigner Promotion und vor allem als sittlicher und religiöser „Erzieher" unsres Volkes gefeiert wurde. Wir haben den Schmutz nicht ohne dringende Not auf diese Blätter zu tragen. Die amtliche Kennzeichnung Mays durch den Dresdner Polizeipräsidenten lautete klipp und klar: „Literarischer Hochstapler und gefährlicher Verbrecher."

Was uns nach diesem Ergebnis interessiert, sind drei Fragen, die im Kerne nur eine sind. Wie war es möglich, daß solch ein Mann jahrzehntelang einer der gelesensten Literaten in Deutschland ward? Wie, daß er in den sozial hoch- und höchstgestellten Kreisen unsrer Gesellschaft bis zu mehreren Prinzen und Prinzessinnen hin als lieber Gast verkehrte? Vor allem, wie, daß er auch gescheite und studierte Leute, Geistliche beider Konfessionen usw. zu einer so glühenden Bewunderung hinriß, daß sie immer wieder mit ehrlicher sittlicher Begeisterung die ethische, ja religiöse Größe dieses „Erziehers" priesen? Es ist zum Halbtotschämen für unser Volk, und man möchte am liebsten nicht davon reden. Muß es aber, unterließe

Digitized by Google

man's, so verzichtete man auf das schärfste Licht, das über diesen Jammer aufklären kann, wenn es auch den Augen weh tut. Denn damit, daß — hoffentlich — die Mayschen Bücher aus allen Schul- und Volksbüchereien nun endlich weggefegt werden, werden wir vor Wiederholungen nicht geschützt.

Woran fehlt es bei uns? Nie ist schlagender als durch den Fall May die Bedeutung der Ausdruckskultur bewiesen worden. Nicht bloß wir vom Kunstwart, sondern auch andre Männer ganz verschiedener politischer, konfessioneller, ästhetischer Richtungen haben, seit sie Mays Schriften kennen lernten, eindringlich vor ihm gewarnt.* Woher kommt es denn, daß sie, ohne von Mays Unsittlichkeiten, Vergehen und Verbrechen zu wissen, vom ersten Anfang an das Gemachte und das Unechte in seinen Schriften empfanden, das Verlogene und Unsittliche, wo die große Mehrheit bis zur Begeisterung an Echtheit, Wahrhaftigkeit, ja an Edelmenschentum glaubte? Woher sonst als daher, daß ihnen die ästhetische Kultur eignete, die Fähigkeit, aus der Erscheinung das Wesen herauszufühlen! Durch eine höhere Ausdruckskultur wäre der „May-Gemeinde" die jetzige ungeheuerliche Blamage erspart worden. Aber das ist nicht wichtig, obgleich jedes einzelne Mitglied dieser Gemeinde mehr zu bedauern ist, als, mit seiner Million im Trocknen, der biedre „Old Shatterhand", der selbst bei dem jetzigen Prozeß noch seine Sache im alten Geiste verfocht. Wichtig ist: daß Zehn-, daß Hunderttausende beim Lesen Mayscher Schriften unbewußt all das Verwirrende, Falsche, Erheuchelte mit geöffneten Organen mit aufgenommen haben, das uns andre abstieß, all das unausgesprochene Gemeine darin, all das Niedrige zwischen den Zeilen, das sie im

* Weil May die litterarische Bauernfängerei besonders unter den Katholiken betrieben hat, sei ausdrücklich daran erinnert, daß sich unter den Warnern vor ihm seit langer Zeit auch gerade Katholiken befanden. Bis zu wie kaum faßlichem Grade ihm die Betörung gelang, davon mögen anderseits ein paar Sätze zeugen, die noch kürzlich eine der wichtigsten katholischen Zeitungen Süddeutschlands brachte. Nach neuerlicher Erinnerung daran, daß May von hohen katholischen Würdenträgern warm empfohlen worden ist, hieß es da: „Besäßen unsere Gegner einen Mann, der ihnen und der von ihnen vertretenen Sache so hervorragende Dienste geleistet hätte, wie Karl May sie dem Christentum und der christlichen Sitte erwiesen hat — sie würden ihn auf Händen tragen und ihn mit Lob überhäufen. Haben wir Christen wirklich Ursache, das große Lebenswerk eines Mannes zu bekämpfen auf die Autorität eines Lebius (!) hin? Von allen Seiten wütet ein erbitterter Kampf gegen das positive Christentum, und vor allem die Literatur stellt sich leider zu einem großen Teile in den Dienst dieses beklagenswerten Kampfes. Wie mögen unsere Gegner sich ins Fäustchen lachen, wenn sie sehen, wie von christlicher Seite ein Mann angefeindet wird, der der christlichen Idee in seinen Werken so ausgezeichnete und hervorragende Dienste geleistet hat!" „Ausgezeichnete und hervorragende Dienste" für „die christliche Idee" durch einen, der, gleichzeitig mit seinen „Werken" fürs katholische Publikum, für sein andres Publikum Kolportageromane wie May schrieb!

Digitized by Google

Rausche nicht einmal bemerkten. Was dieser „literarische Hochstapler und gefährliche Verbrecher“ mit seinen beispiellosen Erfolgen unserm Volke geschadet hat, kann keiner abschätzen. Noch nie wurden wir deutlicher als jetzt gemahnt: erzieht und verbreitet die Fähigkeit, aus dem Scheine das wahre Sein zu lesen, verbreitet also, wo ihr nur könnt, die Ausdruckskultur, wenn ihr nicht weiter unter Lammpelzen Füchse einführen und mit frommem Getu zusammen Gaunergeist verbreiten wollt. A

Neue Lyrik

R. M. Rilke, „Die frühen Gedichte“; „Der Neuen Gedichte anderer Teil“; „Ein Requiem“ (alle: Leipzig, Insel-Verlag) — **Alfred Mombert, „Der himmlische Zecher“** (Berlin, Schuster & Loeffler) — **Max Dauthendey, „Die ewige Hochzeit“; „Der brennende Kalender“** (beide: Charlottenburg, Axel Juncker) ferner: **„Singsangbuch“** (München, E. W. Bonsels & Co.) — **Gustav Gamper, „Die Brücke Europas“** (Schkeuditz, W. Schäfer) — **E. R. Weiß, „Der Wanderer“** (Berlin, Julius Bard)

Rilke hat sein erstes Gedichtbuch „Mir zur Feier“, das er unter der Teilnahme von Kreisen seiner Vaterstadt Prag vor fünfzehn Jahren ausgehen ließ, als „Die frühen Gedichte“ erneuert. Zartheit und Zärtlichkeit, der die Worte zu laut, Sehnsucht und Träume, denen das Leben zu hell ist; Gärten mit dämmernden Weihern und Schwänen, leise läutende Rosen, Mädchen, die wie Blumen langend und bangend des Sommers und der Erfüllung harren, die in heiß verträumter Sinnlichkeit zur Mutter Gottes um Blühen und Frucht beten, wie sie ihr beschieden gewesen — so ist Stoff und Stimmung dieses Erstlings (der jetzt durch einen monotonen und wirr exaltierten Einakter vermehrt, nicht bereichert worden ist). Schon er konnte durch das Vorherrschen des Erträumten, durch den Mangel an Erlebtem und an menschlichen Beziehungen und durch die große Weichheit und Melodie der Sprache auffallen; es sind Züge, die sich zum Teil noch verstärkt in Rilkes letzten Produktionen zeigen. Manches davon habe ich in einer früheren Besprechung (Kw. XXII, 4 und 5) berührt; so möchte ich jetzt anderes hervorheben. Rilke ist mehr und mehr der Reisende geworden, der an immer neuen Menschen und Gegenständen vorbeigeht, vorbeigleitet, ohne inneren Anteil an ihnen zu nehmen, und dem sich schließlich die Außenwelt in ein Gleiten und Fließen auflöst: Farbeneindrücke, Bewegungsspiele, die er, mehr wie ein bildender Künstler denn wie ein Dichter, impressionistisch sieht und skizziert. Diese geistige Haltung aber — die Rilke heute keineswegs allein, doch am glänzendsten und einseitigsten zeigt —, um welchen Preis wird sie erkauft? Mir scheint, um nichts Geringeres als um das einzige und ewige Vorrecht, das der Dichter den andern Künsten gegenüber hat, um das Recht, Gedanken auszusprechen. Selten hat eine Dichtung mehr Scheu vor dem Gedanken gezeigt als die heutige; sie ist damit die unglückliche Erbin des Naturalismus geworden. Wir wissen alle, wie sehr diese Stellung in unsrer Zeit begründet ist, welche — letzten Endes keine künstlerisch-philosophische, sondern eine naturwissenschaftlich-historisch gerichtete — den Menschen immer deutlicher in den unzählbaren Bedingungen seines Daseins verstrickt zeigt und ihn dem schlimmsten Zweifel an der Auto-

Digitized by Google

nomie, ja der Existenz der sittlich-geistigen Persönlichkeit überliefert hat. Keine Frage, diese böse Skepsis wird überwunden werden, aber inzwischen spricht die moderne Kunst nur um so nachdrücklicher ihr letztes Wort aus; denn nicht genug, daß sie selbst keine Werte zu setzen wagt, sucht sie mit Vorliebe die großen Gestalten der Dichtung und Geschichte auf, um sie zu erniedrigen; vor allem das Gebiet zusammengefaßter und weitblickender Energie — das Gebiet der Religion wird zu solchen Versuchen gebraucht. Man denke an „Salome“: der Prophet wird zum brüllenden Simpel umgeschaffen, der kräftige und bewegliche jüdische Despot zum lallenden Tollhäusler und so fort; ich brauche an Hofmannsthals „Elektra“, an Slevogts Iliasbilder, an Corinths „Kreuzigung“ nur zu erinnern (und erwarte jeden Tag die entsprechenden Umdichtungen der Odyssee und der Nibelungen). In unserer Lyrik zeigt keiner diesen Zug stärker als Rilke, der eine Menge biblischer Stoffe in dieser Weise „bearbeitet“ hat; die großen Menschen der Bibel zerfließen ihm zu verkommenen und verworrenen Subjekten, die er noch gerne mit Vorstellungen aus dem Geschlechtsleben oder mit Bildern körperlichen Verfalls und der Verwesung verquickt. — Wir hatten dergleichen schon einmal, in einer übelberüchtigten Zeit unsrer Literatur, als „Auf die schöne Blatternde“ und auf noch Schlimmeres die schlesischen Aristokraten um 1700 galante Sonette dichteten; man braucht kein Prophet zu sein, um dieser neuen Monotonie von Fratzen eine ähnliche Wertung vorauszusagen.

Ein zweiter Punkt ist die Form und die Sprache. Ich höre und schreibe nach: „Du wußtest nicht, was den Haufen ausmacht. Ein Fremder fand Bettler darin. Sie verkaufen das Hohle aus ihrer Hand.“ — Und nun wird mir gesagt, daß dies ein Vierzeiler sei, — ich werde es nie glauben, obwohl wirklich vier Worte darin reimen. In der Tat: Rilkes Sprache ist über dem genauen Beschreiben so prosaisch, sein Rhythmus so hart und klappernd geworden, daß man von Gedichten meist nicht mehr sprechen darf: es sind Prosaskizzen, in denen gelegentlich ein gleichgültiges Wort auf ein anderes reimt. Der Inhalt dieser Skizzen verlangt auch gar nicht nach betonendem Reim und beschwingendem Rhythmus; es ist sinnlos, ihn doch geben zu wollen. Zu welcher Roheit übrigens das nervöse Spiel mit Klangeffekten führt, zeigt ein Stück aus „Absaloms Abfall“:

„Der König hatte geboten,
Daß man den Schönen schone.
Doch man sah ihn ohne
Helm an den bedrohten
Orten die ärgsten Knoten
zu roten Stücken von Toten
auseinanderhaun.
Dann wußte lange keiner
von ihm, bis plötzlich einer
schrie: »Er hängt dort hinten
an den Terebinthen
mit hochgezognen Braun.«“

Soviel von den „Neuen Gedichten“, die nicht nach ihrem poetischen Werte, sondern als Zeitdokument vielleicht diese Ausführlichkeit verdient haben. Gewidmet sind sie: „A mon grand ami Auguste Rodin“.

Das „Requiem“ gilt dem Tode zweier befreundeter Menschen; aus einer merkwürdig kühl redenden und zuweilen in rohen Vorstellungen sich gefallenden Trauer blüht mitunter, blüht selten ein herzliches Wort oder eine knapp gebildete Zeile wie die letzte: „Wer

Digitized by Google

spricht von Siegen? Überstehn ist alles."

Die Auswahl von Gedichten, die Mombert in dem Bändchen „Der himmlische Zecher" zusammengestellt hat, ist sehr glücklich getroffen, um von menschlichen Tönen allmählich in die fremde Welt seiner Dichtung zu führen. Da über ihn schon mehrfach im Kunstwart gesprochen worden ist, kann ich mich hier kurz fassen. Ein großes und wirres Gefühl ist bei Mombert; er mutet an wie einer der Aszeten oder Büßer wilder Kulte, der sich zergeißelt bis zur blutschäumenden Ekstase, bis zum Rausch glühender Hypnosen. Dann zuckt und braust es im fiebernden Gehirn: — große Bilder, unsinnige Fratzen, dröhnende Töne; Gehör, Gesicht, Gefühl ist ungeschieden, alles nur Symbol eines Großes wollenden, trunknen Empfindens. — Mombert ist, wie alle Romantiker, ein schlechter Gestalter. Er ist nur weniger Töne fähig, der Kontraste bar. Der Monotonie seiner Leidenschaft, die zuweilen wie unter den Schwingen des Wahnsinns geboren scheint, wird man sich nur selten und nie ohne Widerstreben überlassen.

Auch Dauthendey ist lyrischer Impressionist; auch ihm ist die Zeile wichtiger als das Ganze, auch er spricht am liebsten in Bildern. Aber es sind nicht wie bei Mombert ungeheure Gestalten, „der Gestirne Riesenbilder" (Novalis), sondern kleine hyperbolische Vergleiche. Beide drücken sich immer uneigentlich aus, aber Mombert wie ein Prophet (von jenen Besessenen, wie sie Rilke zeichnet), Dauthendey wie ein übertreibender Liebender. Denn Liebender ist er immer, und es kleidet ihn, seinem Schatz einige Unmöglichkeiten wie Blüten vor die Füße zu streuen:

„Die Blumen bestaunen dich und
sterben für dich und machen
anderen Platz, die dich sehen
wollen.
Meine Zunge wird heiß und beredt für dich wie der eiserne
Hammer der Glocke."

In größere seelische Tiefen dringt dies Gefühl nicht, wie denn auch kein Bild der hundertfach Gefeierten versucht wird: ihre Eigenschaft ist, daß sie geliebt wird; und wie vom Echo zurückgeworfen freut sich das jugendselig verliebte Getändel des immer gleichen Schalles.

Von Gustav Gampers neuem Werkchen kann ich leider nicht so Freundliches sagen wie seinerzeit von seinen „Gedichten"; der Dichter scheint mir die Grenzen seiner Begabung überschritten zu haben, als er daranging, in einem großen Zyklus — dessen erster Teil hier vorliegt — den Preis seiner schweizerischen Heimat zu singen. Gerade zum Charakter der Schweiz hätte vielleicht eine volkstümliche Behandlung der schönen Aufgabe gut gepaßt; doch ist schließlich, wie uns das Beispiel Hölderlins oder Rückerts zeigt, jede, auch die formal künstlichste Darstellung recht, wenn sie nur ein warmes Gefühl dem Leser mitzuteilen weiß. Aber eben die Kraft mangelt dem Buche, das eine Reihe von Erlebnissen, Reflexionen und Empfindungen äußerst nüchtern und unpoetisch in starker Anlehnung an Whitman bringt:

„Wie heftig jene disputieren!
Tüchtig lernende Studenten über
des Vaterlandes Wohl,
Über die Rechte der Parteien,
Über Fortschritte oder Mängel des
Militärs, einer Organisation", usw.

Es ist ein eigen Ding um die Nachfolge Whitmans; sei es, daß sie zu wörtlich und äußerlich versucht

Digitized by Google

wird, sei es, daß die behandelten Stoffe zu geringfügig erscheinen, um jene Prosa ordnen, beschwingen und poetisch machen zu können — genug: keiner der deutschen Nachahmer erreichte bisher auch nur entfernt die hinreißende Kraft des amerikanischen Dichter-Propheten. Vielleicht ließ sich das vermuten. Wer so Neues zu sagen hat, daß ihm die bisherigen deutschen Formen nicht mehr genügen, wird schwerlich zu der Form greifen, die der Amerikaner für die ihm eigene Mischung von biblischem Pathos und nüchternem Wirklichkeitssinn sich geprägt hat.

Den umgekehrten Weg, von der Skizze und dem Dithyrambus zu schlichtem Reimgedicht, scheint der bekannte Maler und Buchkünstler E. R. Weiß gegangen zu sein. Sein Buch ist Mombert zugeeignet, einzelne Gedichte Rilke und Dehmel; damit ist ein Teil des Stoffgebietes angedeutet. Dunkle, oft schwüle Sehnsucht, Leidenschaften des Einsamen, Rausch und Schmerz des sich verschenkenden, verströmenden Künstlermenschen. Alles wie in einem Skizzenbuch impressionistisch hingeworfen, freie Rhythmen, abgerissene Worte, Schreie, Laute. — Aber dann sammelt er sich in den Stücken der letzten Jahre zu einigen Reimstrophen von größerer Einfachheit und Stille. Vielleicht reift er damit zu jener Lyrik heran, die allein Aussicht auf Bestand hat, weil sie Schmerzen und Freuden vieler Stunden und verschiedenster Erlebnisse des Einzelmenschen zum Allgemein-Gültigen und Ewig-Menschlichen verdichtet und läutert.

Hans Böhm

Unschicklichkeiten

In denjenigen Gebieten des Anstandes, in welchen die Sitte versagt, und der Takt entscheidet, kommt es etwa vor, daß selbst hochgebildete, ja feinfühlige Menschen den Takt verfehlen und eine Unschicklichkeit begehen, dann nämlich, wenn an einen Punkt die Einsicht noch nicht hingedrungen ist. In solchen Fällen muß man nun der Einsicht nachhelfen.

Zwei Beispiele über eine nämliche Unschicklichkeit: Man erhält einen Brief, in welchem der Absender mit den höflichsten und ehrerbietigsten Worten bescheiden bittet, ihm über einen Menschen oder ein Buch, die ihn interessieren, aber auch mit Zweifeln erfüllen, unser Urteil zu gönnen. Nachdem wir etwas naiverweise seine Bitte erfüllt und nach gewissenhafter Überlegung unser wohlerwogenes Urteil, das nicht immer leicht ist, abgegeben, stellt es sich in der Antwort plötzlich heraus, daß der Fragende keineswegs zweifelte, sondern sich schon seine eigene hübsche Meinung gebildet hatte, die er sich von unserm Urteil nicht mag trüben lassen.

Oder der Herausgeber einer Zeitschrift erläßt eine Rundfrage bei den angesehensten Schriftstellern über irgendeinen fraglichen Punkt. Nachdem die Schriftsteller sich geäußert haben, spielt er den Oberrichter, setzt sich in die Wagschale, macht neutrale Gebärden und kassiert einfach sämtliche Urteile.

In beiden Fällen haben sich die Fragesteller einer Unschicklichkeit schuldig gemacht. Denn wer über einen Gegenstand sich bereits eine Meinung gebildet hat und entschlossen ist, sich von dieser Meinung nicht abbringen zu lassen, hat nicht das Recht, einen Mann, den er selber als sachverständige Autorität anerkennt, um sein Urteil anzugehen.

Karl Spitteler

Digitized by Google

Berliner Theater

Dem Lessingtheater hat der immer noch anhaltende Erfolg des Bahrschen „Konzerts“ Appetit auf mehr dergleichen wohltuender Humore gemacht, und so erinnert es sich, daß es ja da drüben im Lande unsrer angelsächsischen Vettern einen Schriftsteller namens Shaw gibt, den viele ungezogenerweise für so etwas wie einen Vorausahner, ja sogar Vorwegnehmer Bahrscher Bosheiten und Menschlichkeiten erachten. Hat schon die österreichische Krone so hohen Kurs, wieviel mehr erst der englische Schilling! Man fängt also an zu suchen unter Shaws neuen und alten Bühnenstücken und findet die „Ehe“. Zwar steht dabei als Untertitel „Eine Diskussion“ verzeichnet, aber das macht nichts, im Streichen und Retuschieren hat man Übung, seit man das „Konzert“ durch Ballastauswerfen um 1000 Meter in die Höhe gebracht hat. Also nur gleich frisch beim Titel angefangen! „Ehe“? Viel zu seriös, viel zu hausbacken, schmeckt fast etwas nach Traualtar und Standesamt! Sagen wir „Heiraten“ — das klingt viel verheißend und läßt nichts erraten. Und statt des fatalen „Diskussion“, das fast wie eine Verneinung und Verulkung der Bühne klingt, setzen wir mit Genehmigung des Übersetzers Siegfried Trebitsch und des Verlegers S. Fischer: „Groteske in drei Akten“. Das nenn ich doch wahrhaftig sich gründlich mit Shaw beschäftigen — der Erfolg wird's lohnen. Aber er tut's nicht, nun gerade nicht! Diskussion bleibt Diskussion. Und was schlimmer: diese klassische Hauptmann- und Ibsenbühne findet für den in tausend Farben schillernden Chamäleon-Stil des Iren den Ton nicht. Viel zu bieder, viel zu treuherzig, viel zu solide! Das ist Moser, L'Arronge oder allenfalls auch Hermann Bahr, aber beileibe nicht Bernard Shaw. Diese zweistündige Katzbalgerei um das Thema Heiraten oder Nichtheiraten, Scheiden oder Beieinanderbleiben, Kinderkriegen oder „Sichhüten“ will viel kecker, viel unverfrorener, viel kaltschnäuziger angepackt sein. Diese Regie und diese Herren und Damen Darsteller, sie glauben ja wohl wirklich, das, was da spricht und predigt und parlamentiert und diskutiert, seien Menschen, Individuen, Persönlichkeiten, die schauspielerisch gestaltet werden müßten. Und sehen gar nicht die langen Nasen, die Eselsohren, die der Verfasser hinter ihrem Rücken macht. Da ist ein bemooster Bursche von General, der vor Rührung ins Taschentuch schneuzend schon zum siebenten Male um ein und dieselbe Lady anhält, ohne diese auch nur um einen Zollbreit aus der Festung ihrer jungfräulichen Eitelkeit herauszulocken; da ist ein Ehepaar, das sich in gütlicher Übereinkunft vor Gärtner und Stallbursche geboxt und geohrfeigt hat, um einen anständigen Vorwand zum Skandal mit nachfolgender Ehescheidung zu haben, sintemal Leo Bridgeworth, als die schönere, aber nicht schwächere Hälfte dieses Paares, menschenfreundlich genug ist, all die zärtlichen, ritterlichen und geschäftlichen Obliegenheiten des stärkeren Teils nicht einem und demselben Manne auf die Dauer aufzubürden; da ist ein junges Brautpaar, das nicht so schnell damit fertig werden kann, sich aus Traktaten und Broschüren seine selbständige Persönlichkeitsmeinung über Rechte und Pflichten des Gatten bezw. der Gattin zu bilden, und das deshalb lieber den Standesbeamten warten und den Hochzeitspudding kalt werden läßt; da ist ferner der Bischof von Chelsea, ein wahrer Anarchist an ethischer Wurschtigkeit, und ein

Digitized by Google

Ratsherr-Gemüsehändler-Standesbeamter-Lohndiener (alles in einer Person) und ein Kraftprotz von Snob, der jedem gleich die Geschichte seiner Ausreißerei in Südafrika erzählt, und ein Reverend, der das Zölibat predigt, und endlich, endlich ein Überweib von Kohlenhändlersgattin, so etwas wie eine wildgewordene Candida. Und sie alle, alle bekommen nun von ihrem geistigen Nährvater Mister Shaw der eine diesen, der andere jenen Fetzen Dialektik für das Thema „Heiraten" zuerteilt, und eh sie fertig sind, nimmt der böse Hexenmeister ihnen den Fetzen ab und läßt die Fortsetzung diesen, den Schluß jenen sprechen: eine Katzenmusik, ein Haberfeldtreiben sonder Konkurrenz! Gewiß, es fallen allerliebste Bosheiten auf europäische Kultur im allgemeinen und auf großbritannische im besondern dabei ab, aber zum Teufel auch! was hat das alles auf der Bühne zu suchen, warum sagt dieser nicht weiß statt schwarz, jener nicht ja statt nein, und wozu ist George Collins, die dea ex machina, die Göttin über den Wassern, da, wenn sie mit ihrer Feuerzange den Brei erst recht zum Panaschee rührt?!... Shaw soll sich bei Bahr bedanken: Wenn die versöhnliche Erinnerung an dessen „Konzert" nicht noch im Raume geschwebt hätte, wie ein Wohlduft von gestern, diese „Groteske" wäre ausgepfiffen, regelrecht ausgepfiffen worden, und es hätte sich nicht einmal eine Diskussion darüber entsponnen.

Ja, wenn es ein Einakter gewesen wäre, wie vier Tage darauf unsrer sich leider so rar machenden Agnes Sorma zuliebe einer von demselben Shaw unter dem Titel: „Wie er ihren Mann belog, Eine Warnung für Theaterbesucher" im Neuen Schauspielhause am Nollendorfplatz gespielt wurde! Doch nicht zu vergessen: diese halbstündige Anspruchslosigkeit, hat sie nicht dreißigmal mehr Witz, Geist, Liebenswürdigkeit, Lebenstüchtigkeit, Inhalt, Handlung als jener Dreiakter?... Ein burlesker Seitenschößling der unvergeßlichen Candida-Kostbarkeit. Ein Fant von Lyriker und Liebhaber — oder besser: einer, der sich einbildet, beides zu sein, wird mit seinen glühenden Liebesgedichten an Frau Aurora ertappt. Der Ehemann stellt ihn zur Rede. Er leugnet alles, behauptet, Frau Aurora sei ihm so gleichgültig wie der Halleysche Komet, lasse ihn völlig kalt, sei die letzte, die er je andichten werde. Was? Gleichgültig? Kalt? Nun wird der Gatte erst recht wütend. Seine Frau und gleichgültig lassen. So ein Laffe! Da sind schon ganz andere Männer erglüht! Auf einmal ist die schönste Boxerei im Gange, und wenn nicht Frau Aurora aus Angst, ihr Teddy, ihr geliebter Mann, könnte von dem andern Schaden leiden, dazwischengesprungen wäre, wer weiß, der Lyriker-Liebhaber wäre vielleicht nicht mit der Beule am Hinterkopf davongekommen!... Wie Shaw hier mit den Dingen, Menschen, Situationen, nicht zuletzt mit sich selbst und seiner „ruchlosen Candida" jongliert, das ist ein Meisterstück geistiger Energetik. Es fällt kein Witz, hinter dem nicht so viel Kultur stäke, daß man sich seines Lachens nie zu schämen braucht, und dabei ist das Ganze von einer wahrhaft erfrischenden, stählenden Gesundheit der Lebensanschauung erfüllt... Was ein Mastodon über Nacht niedergestampft hatte, haben kleine Kobolde und Wichtelmännchen im Tau des jungen Morgens behutsam wieder aufgerichtet. David der Einaktige hat Goliath den Dreiaktigen glänzend zur Strecke gebracht.

Friedrich Düsel

Digitized by Google

Dresdner Theater

Das Dresdner Hoftheater, das jetzt auch für das Schauspiel in der vordersten Reihe der „führenden" Bühnen steht, hatte kluger- und richtigerweise das ältere Stück „Leidenschaft" (Buch bei Reclam) gewählt, um seinem Publikum einen Eindruck von Herbert Eulenbergs Wollen zu verschaffen. Denn in dieser frühen Arbeit ist wirklich Empfundenes und Erlebtes, und es macht den eigentlichen Gehalt nicht banaler, sondern wertvoller, daß dieses Weib und dieser Mann, die sich hier finden und doch nicht finden, im Grunde durchaus keine singulären, sondern typische Vertreter von Weib und Mann sind. Sie ließ alles um ihn, weil er ihr ein Leben war, ihm aber war sie nur ein Stückchen vom Leben, ihm war sie eben ein Weib, das er genoß. Sie muß das, als sie sich's endlich nicht mehr verhehlen kann, so fühlen, als bedeute es: sie war ihm nur eine Dirne, — und so tötet sie sich. Er aber, trotz allem kein schlechter Kerl, sondern ein starker, gesunder, ja vornehmer Mensch, nur eben mit allem naiven Ichlertum eine „blonde Bestie", er kann sie nicht begreifen. Es ist manches fein und wahr Gesehene oder doch Geahnte in diesen beiden Gestalten, aber die Ausführung behängt sie so reichlich mit hergeholten Sprachbildern und sonstigen „schönen" Worten, daß wir mitunter szenenweis kein Fleisch und Blut mehr, sondern nur noch Papier spüren würden — wenn die Schauspieler nicht hülfen. Von denen hängt es ab, was von diesen Eulenbergschen Rolleninhabern lebendig wird. In Dresden ward „sie" lebendig, „er" ward's nicht. Aber der außerordentliche Ernst der künstlerischen Arbeit, der an die Aufführung gewendet war, half doch dazu, hier Werte zu erkennen, die bei andern Aufführungen nach Eulenberg kaum herausgeholt werden.

Julius Bittners Musikant

Musik

Ist in der Geschichte der Oper der Komponist, der ein poetisches Nebentalent in den Dienst seiner Musik stellt und sich ein Buch schreibt, keine ungewöhnliche Erscheinung, so gehört der Dichter, der zur Tonfeder greift, um sein Stück mit der erforderlichen Musik zu versehen, zu den seltenen Ausnahmen. Eine solche bedeutet Julius Bittner, von dem die Wiener Hofoper nach der „Roten Gred" nun den Zweiakter „Der Musikant" brachte. Die Fabel ist ziemlich einfach. Sie beginnt anno 1780 in einem Wirtshaus, in der „Musikantenlätitz" zu Salburg, und ihr Held ist ein „wegen Raufens" relegierter Student, Wolfgang Schönbichler, der unter die fahrenden Musikanten gegangen. Er liebt Violetta, den singenden Star seiner Truppe, die auch vom Spielgrafen von Uttensperg umworben wird. Zu Gescheidelheim, wo die Honoratioren der Landstadt die angekommenen Musikanten traktieren, geht Violetta mit dem Grafen durch. Der verzweifelte Schönbichler aber findet Trost bei dem „Geigerle" der Truppe, der stillen, unbeachteten Friederike, in der er entzückt die wahlverwandte Lebensgefährtin erkennt. Der anbrechende Morgen bescheint, der erwachende Vogelsang begrüßt — zwei Glückliche... Man kann das eine ansprechende, anziehende, aber kaum eine reiche und spannende Handlung nennen. Dramatisch entwickelt sie sich eigentlich erst im letzten Auftritt, und auch da offenbart sich mehr die äußere Geste als der volle Griff

Digitized by Google

des Dramatikers. Dieser Schönbichler ist am Ende des Stückes noch immer genau derselbe, ob er nun den Rock oder die Geliebte wechselt. Aber was dem novellistischen Buch in dieser Hinsicht fehlt, wird durch seine Lebendigkeit und Farbigkeit wieder wettgemacht.

Bittner strebt mit aller Macht heraus aus der Opernkonvention, aus der Opernphrase. Er bringt ein Stück Leben mit überzeugender Natürlichkeit auf die Bühne. Hier liegt ein Vorzug und eine Gefahr. Es mag sehr schwer sein, wenn man ein so starkes Talent für kleine, humorvoll ausgemalte Lebensbildchen hat, es zurückzuhalten, aber da muß in der Beschränkung sich der Meister zeigen. Sonst wächst das Genre dem Drama über den Kopf. Es wird in dieser Oper in ausgiebigster Weise, mit Verlaub zu sagen: gesoffen. Ich gebe zu: natürlicher, bajuvarischer, als in andern Opern, wo immer sonst Apoll und Gambrinus Arm in Arm spazieren, aber man muß gerade kein Abstinenzler sein, um zu finden, daß die Apotheose der Alkoholvergiftung in dem Stück einen allzu breiten Raum einnimmt. Man möchte mit dem wackern Fagottisten der Oper sprechen: „Schön, aber etwas länglich." Davon abgesehen verdient das große, sicherstellige Bühnengeschick Bittners volle Anerkennung. Wo sind die deutschen Librettisten, die das besser machen? Die Sprache ist oft von herzgewinnender, schlichter Poesie, meist von erfrischender Natürlichkeit. Sie mag mimosenhafte Gemüter durch ihre volkstümliche Drastik mitunter sogar erschrecken, doch wird die Derbheit immer durch behaglichen Humor verklärt. Und es schadet nichts, daß der Pendel unserer Librettistik aus den Wolken des Mythus und des Märchens ins irdische Bereich des Reinmenschlichen, ja des Allzumenschlichen hinüberschwingt. Hier und da mag das Streben nach Lebenstreue und Urwüchsigkeit den Dichter auch wohl in Regionen geführt haben, in welche die Musik nur schwer nachfolgen kann. So etwa in den Tischgesprächen der Gescheidelheimer Bierphilister:

Zöpf: Wenn man's so bedenkt: Der beste Dung is doch der Roßmist.

Windweilinger: Ja, der Roßmist.

Zöpf: Warm, halt warm!

Windweilinger: Wie a Pelzjankerl.

Zöpf: Aber a Jahrl liegn lassen.

Windweilinger: Daß 's ihm die Schärfen nimmt.

Zöpf: Sonst beißt er an die Wurzen.

Wann hätte jemand dergleichen zuvor in der Oper gewagt? Die kluge Friederike sagt einmal sehr treffend:

„Lied" ist schön!
Es sollte überhaupt keine Musik geben,
Die man nicht Lied nennen kann.
Stumm und tot ist alles, was nicht singt,

und man fühlt sich versucht, Bittner zu fragen: schlafen Lieder im Roßmist? Aber die Stellen haben in der Aufführung doch gut gewirkt. Weil die Musik hier gar nicht den Dung ausdrücken will, sondern nur die dösige Stimmung, in der solche Dialoge gedeihen.

Die Musik!* Man hat bei ihr vor allem das angenehme Empfinden, daß sie mit dem Text „aus einem Hirnkastel kommt." Sie

* Der Klavierauszug ist bei Schott in Mainz erschienen.

Digitized by Google

ist echt dramatische Musik, insoferne sie genau mit der Dichtung, mit der Szene übereinstimmt. „Der Musikant" gehört nicht zu den Musizieropern. Bittner, der Komponist, ist keiner von den Großen, aber ein Echter. Und da die Opernbühne unmöglich nur von den paar Unsterblichen leben kann, dürfen wir froh sein, daß kleinere, aber lebensvolle Talente vorhanden sind, die, um mit Goethes Theaterdirektor zu sprechen, der Mitwelt Spaß machen. Er will sich auf keinen symphonischen Meister, auf keinen Pfadfinder in der Harmonie, auf keinen gelehrten Kontrapunktiker hinausspielen, obwohl er technisch schon weit über „Die rote Gred" hinausgelangt ist. Er hält seine etwas kurzatmige Musik der Hauptsache nach homophon. Das Orchester, figural, bleibt innerhalb eines impressionistischen Sachstils. Als guter Wagnerianer bewährt er sich auch darin, daß er nicht wagnert und überhaupt von niemandem abschreibt. Am stärksten ist er wohl immer, wo er seinem gesunden, saftigen, auf dem Boden der Kommerslyrik, mitunter sogar der Exkneipe erwachsenen Humor die Zügel schießen läßt. Da sitzt jede Note. Da stehen ihm sogar neue Töne und schnurrige Einfälle zu Gebot. Auch für andere volkstümlich-kräftige Empfindungen findet er den rechten, ungekünstelten Ausdruck, worin immer auch etwas aus dem Unbewußten mitschwingt, und was, ohne „bedeutend" zu sein, doch warm und ehrlich deutsch empfunden ist. An rechter Stelle versteht er es auch, die Orchesterfaust zu ballen und dramatisch dreinzuschlagen, daß es blitzt. Weniger liegt ihm die Erotik. In der Verführungsszene des Grafen zum Beispiel versagt er. Das ist doch mehr brutal als lockend und einschmeichelnd. Und in der letzten Szene geht die Wirkung mehr von der Kraft der Poesie, der Situation aus, als von der feingeschwungenen Geigenkantilene. Es ist sicherlich schön so. Allein man hat das Gefühl, daß es schöner, daß es himmlisch sein könnte, wenn hier ein Großer im Reich der Töne das Wort nähme und die Musik in voller Üppigkeit aufblühen ließe.

So erscheint „Der Musikant" als die Schöpfung eines eigenartigen, ursprünglichen Talentes auf der Bahn, die zum Ideal einer deutschen Wirklichkeitsoper führt. Er eröffnet den Blick in eine, hoffen wir's, nicht ferne Zukunft, wo wir die Unnatur und die Pose der herrschenden Modeoper glücklich hinter uns haben.

Richard Batka

Nochmals aktuelle Musik

Die Mitteilungen eines Briefbruchstückes im 12. Hefte über dieses Thema haben in den „Münchner Neuesten Nachrichten" eine mit st. gezeichnete Antwort erhalten, die uns der Wiedergabe wert scheint. „Wir wollen", heißt es da, „die Größe unsrer Zeit nicht bezweifeln: sicherlich steht sie an Gewalt und Reichtum der bewegenden Kräfte hinter keiner Epoche zurück. Aber besitzen diese Kräfte die Einheitlichkeit, wie sie die Reformation, die Revolution, der Freiheitskampf eines Volkes besaß? Was wollen wir? Und gibt es heute noch die Masse, für die die Musik ein gleich wirkendes, gleich erhebendes Wort sprechen könnte? Wir leben im 20. Jahrhundert, in einer »Periode der Reizsamkeit«. Aber — wir besinnen uns — der Künstler kann ja gar nichts anderes gestalten,

Digitized by Google

als was ihm höchst persönlich auf die Nägel brennt; er wird sich, wenn er wirklich ein wahrhaftiger Künstler ist, niemals darauf einstellen können, den Ton, der Massengefühle weckt, zu treffen! Er trifft ihn vielleicht, aber er sucht ihn nicht. Und er trifft ihn heute noch so gut, wie vor neunzig Jahren, als Beethoven, zur Zeit des Vormärzes, auf einsamer Höhe, von der Masse der Zeitgenossen unverstanden (der »Wellingtons Sieg« viel besser gefiel), sein »Seid umschlungen Millionen« sang. Ein schlechter Hörer, der in den Werken von Pfitzner oder Reger nicht die gleichen zerstörenden und aufbauenden, ordnenden, ringenden Gewalten erkennt, die die Zeit bewegen! Und ein Werk wie Hauseggers »Sonnenaufgang« ist so wenig schlafmützige wie egozentrische, wenn auch höchst individuell ausgedrückte Kunst! Die moderne Musik mag Blößen genug darbieten; sie mag auch an kultureller Bedeutung eingebüßt haben, das aber ist dann eine komplexe Erscheinung, für die man nicht sie allein zum Sündenbock machen kann! Deshalb weg mit dem Schlagwort von ihrem Egoismus und mit dem Imperativ an die Künstler: Weckt Massengefühle! Das Genie macht heute wie zu allen Zeiten »aktuelle«, die Sehnsucht der Zeit, die Ideale der Zukunft versinnlichende, gültige Musik."

Nun wäre zunächst die Auffassung zu berichtigen, als hätte der Briefschreiber einen „Imperativ an die Künstler" gerichtet: „Weckt Massengefühle!" Wer den Beruf nicht dazu hat, der lasse das um Himmels willen bleiben! Aber daß so wenige berufen erscheinen, mit ihrer Kunst die Massen zu bewegen, das ist im Interesse dieser Massen beklagenswert. Und noch beklagenswerter, daß so viele, die offenbar nicht berufen sind, über die letzten Dinge zu reden, unter der Suggestion der Mode sich zweck- und ergebnislos mit den höchsten, meist angelesenen, nicht erlebten Problemen herumschlagen. Wenn Beethovens „Seid umschlungen" zu seiner Zeit wenig Verständnis fand, so geschah es nicht der Idee wegen, die eine Idee der Zeit war, sondern infolge der Art, wie er sie ausdrückte. Er hat aber auch zum Beispiel die „Fünfte" geschrieben, und diesen Sturmruf verstand schon damals wohl jeder, dem überhaupt edlere Musik eine Sprache war. Damit kommen wir zum Kern der Sache. Es wäre sehr zu wünschen, daß es neben der persönlich aktuellen Musik noch eine volkstümliche gäbe, und zwar nicht bloß eine solche von Köpfen zweiter und dritter Ordnung, wie bei den Zeppelinmärschen. Daß unsre führenden Musiker den Ton solcher populären Musik nicht finden, den früher sogar Genies zu suchen nicht verschmähten, daß sie das Bedürfnis nicht fühlen, sich auch dem Volke verständlich zu machen, das bleibt jedenfalls eine auffällige und merkwürdige Erscheinung. B

Wie's gemacht wird,

wenn sogenannter „Geist" angestrengt wird, um beim Geschäftemachen mit Kunst zu helfen, davon haben wir alle ja schon viel Erquickliches gesehn. Aber Edleres doch wohl selten als die folgende Reklame in Prager Zeitungen, die sich der Form von Todesanzeigen bedient:

Digitized by Google

Die verewigten Unterzeichneten blicken mit Freude auf das herrliche Erblühen der Musikliteratur im letzten Dezennium hinab, in welchem sich die berühmtesten, unvergänglichen Namen mit denen der jungen Generationen verbinden, die Jüngsten mit den großen Klassikerkollegen. Dies ist einzig und allein das Verdienst unseres lieben Verlegers,

Mojmír Urbánek,

Kammerlieferanten Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Karl Franz Joseph, Ritters des montenegrinischen Danieordens, Ritters des Ordens v. Heiligen Grabe in Jerusalem, k. u. k. Leutnants a. D., Ehrenmitglieds des Museums des Königreiches Böhmen, Mitgliedes vieler patriotischer und humanitärer Vereine, Musikverlegers, Besitzers eines Musikalien- und Klavieretablissements, Herausgebers der musikalischen Wochenschrift „Dalibor", Konzertdirektors, Herausgebers der Volks-Edition M. U., Schriftstellers, Komponisten usw. usw.

Für heuer hat er sein Saisonwerk mit der Ausgabe fast eines vollen Hunderts verschiedener bedeutender Publikationen aller Richtungen und aller Fachgruppen in prachtvoller Ausstattung beendet, deren Katalog bereitwillig jedermann gratis zugesandt wird.

Die heiligen Seelenmessen und andere kirchlichen Feierlichkeiten, die in den Prager Pfarrkirchen abgehalten werden, können nicht ohne geistliche Kompositionen, die in seinem Verlage herausgegeben werden, stattfinden.

Prag, am 1. April 1910.

Für die Familie der Komponisten:

J. S. Bach. L. v. Beethoven. Fr. Chopin.
B. Smetana. Dr. A. Dvořák. Zd. Fibich.

Tendenzen des Kunsthandels

Bildende Kunst

Geschäftliche Wünsche haben Manche unserer Kunsthändler dahin geführt, über den engen Rahmen ihrer Unternehmungen erobernd hinauszugreifen und neben den Werken der freien Kunst auch die Erzeugnisse des Kunstgewerbes in den Bereich ihrer Handelstätigkeit einzubeziehen.

Ich erinnere an den Typus der Kunsthandlung aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. An den Wänden Bilder in goldstrotzenden Renaissance- oder Rokokorahmen, in der Mitte des Raumes eine rote Plüsch-Causeuse, in den Ecken künstliche Palmen. Man findet Vertreter dieser Gattung noch hier und dort, aber sie ist im Absterben be-

Digitized by Google

griffen. Ebenso die „Kenner“, die dazugehörten und durch den Ankauf einer schönen Serie von Kaulbachs oder Lenbachs ihr Mäzenatentum genügend zu erweisen glaubten.

sönlich mit den modernsten Meistern zu tun hatten. Der kommerzienrätliche Prunk verschwand, die Räume wurden schlichter, stimmungsvoller, man experimentierte mit neuen

Bildnis seiner Mutter. Zeichnung von Gustav Klimt aus dem Hyperion-Almanach 1910 (München, Hans von Weber)

Ein andres Geschlecht von Kunstfreunden ist herangewachsen. Man will etwas andres sehen, als Säle mit Plüsch-Causeusen und Bilder in goldstrotzenden Rahmen.

Die Kunsthändler haben dies begriffen. Diejenigen zuerst, die per-

Wandbespannungen, Rahmen, Beleuchtungsmitteln. So entstand ein neuer Typus von Kunsthandlungen.

Inzwischen wurde eine Entdeckung von größter Tragweite gemacht: das Reich der Kunst ist unermeßlich groß! Und man brachte

Digitized by Google

heraus, daß eine schön geschnittene Holzfigur oder ein Stück Steingut unter Umständen einen weit höheren Kunstwert darstellen kann, als eine riesige bemalte Leinwand.

Dresden, Darmstadt und München, dann in den Geschäften. Kunsthandlungen verschmähten es nicht, kunstgewerbliche Gegenstände zur Schau zu stellen und zu verkaufen,

Kleinstädterinnen. Zeichnung von Rudolf Wilke aus dem Hyperion-Almanach 1910 (München, Hans von Weber)

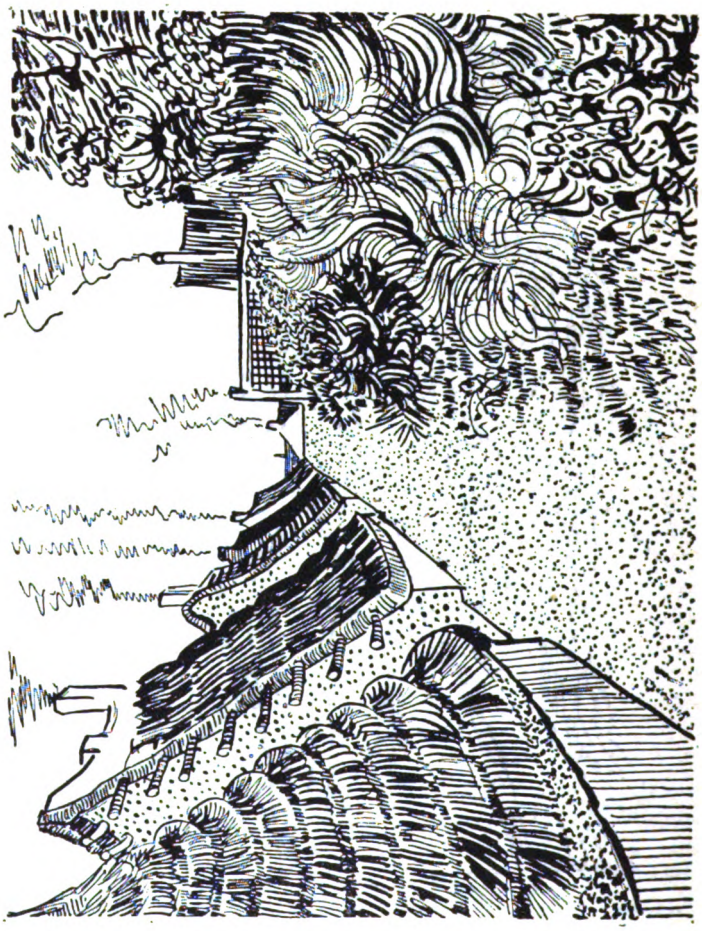
Eine Zeitlang standen sich wohl noch die Stätten des sublimen Kunsthandels und die kunstgewerblichen Werkstätten wie Pole gegenüber. Bald aber vollzog sich ein Prozeß der Annäherung. Zuerst auf den großen Ausstellungen in und die Möbelhändler bereicherten ihre Läden durch Bilder und plastische Arbeiten.

Die Grenzen verwischen sich immer mehr. Manche Geschäfte z. B. in München, Dresden und nun auch Berlin haben sich von dem

Digitized by Google

früheren Schema ganz befreit. Man betritt nacheinander eine Reihe geschmackvoll eingerichteter Wohnräume. Gewisse Bilder eignen sich mehr für ein Frauengemach, andre für einen Musiksaal, andre für einen Empfangsraum. Der moderne Händler nimmt darauf Rücksicht und macht es dem Käufer leicht, sich darüber ein Urteil zu bilden, wie ein Bild an einer bestimmten Stelle in der Wohnung wirkt.

Noch mehr! In diesen Handlungen lassen einige Verleger ihre neuen Bücher und Zeitschriften auflegen. Und in einem der Säle sieht man ein Klavier mit Noten. Ich freue mich darüber, denn Klavier und Bücher haben an dieser Stelle neben dem praktischen Zweck der Reklame auch eine Art symbolischer Bedeutung. Ich nehme sie als Symbole der Literatur und Musik und als lebendige Zeugen für die innige Verwandtschaft aller Künste.



Dorf. Zeichnung von Vincent van Gogh aus dem Hyperion-Almanach 1910 (München, Hans von Weber)

Noch deutlicher und überzeugender tritt dieses Bestreben, sämtliche Ausdrucksformen der künstlerischen

Digitized by Google

Kultur in einem einzigen kaufmännischen Betrieb zu vereinigen, in manchen kunstgewerblichen Geschäften hervor. So in den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk. Was man hier sieht: die Möbel, die Teppiche, die Tapeten, die Vorhänge, das Porzellan, die Gläser, die Fayencen, das Leinen, die Kissen, die Beleuchtungskörper, die Bronzen, die Bilder, die Holzschnitte, die Bücher, die Blumen, alle diese Gegenstände sind zu ihrer Umgebung in eine bestimmte, künstlerische Beziehung gebracht. Man vergißt in diesen Räumen, die von einem bewußten, einheitlichen Künstlerwillen organisiert sind, die Unruhe, das Zerflatternde, die Nervosität des modernen Lebens.

Wird man hier stehenbleiben? Könnten sich diese Betriebe in ihrem Drang nach Ausdehnung nicht noch weiter entwickeln und immer weitere Gebiete des Handels in ihren Kreis ziehen und künstlerisch veredeln? Ich denke an Kleider, Blumen, Hausgeräte und anderes. Ist man nicht schon auf dem Wege zum Kunstwarenhause?

Die Kunsthandlungen und kunstgewerblichen Magazine, von denen oben die Rede war, sind fast ausschließlich auf Käufer aus den begüterten Klassen angewiesen. Von den Wiener Werkstätten ganz zu schweigen. Sollen künstlerisch geformte Gebrauchs- und Schmuckgegenstände in die breiten Massen des Volkes dringen, so bieten sich heute als bequemste Kanäle die großen kaufmännischen Betriebe. Mag nun die Entwicklung sich so vollziehen, daß die kunstgewerblichen Unternehmen sich zu großen Häusern auswachsen, oder daß die bestehenden Warenhäuser unter dem Einfluß tüchtiger Künstler ihre eigenen Betriebe reorganisieren und gleichzeitig ihre Lieferanten zur Erzeugung von geschmackvollen, formenschönen Waren zwingen.

Die Künstler sind auf die Händler angewiesen, aber auch die Händler auf die Künstler.

Georg Martin Richter

Über Konstruktion und Schönheit

Angewandte Kunst

sprach vor einiger Zeit August Endell vor der Freien Studentenschaft der Charlottenburger Technischen Hochschule. Er führte etwa das Folgende aus:

Konstruktion und Schönheit sind nicht identisch, sondern zwei vollkommen verschiedene Dinge. Schönheit ist die reine Wirkung von Farbe und Form auf unser Gefühl, ohne alle Beimengung von Begriffen und Gedanken. Sie aufzufassen, setzt Übung im reinen künstlerischen Sehen voraus. Konstruktion aber ist ein Produkt aus Bedürfnis, theoretisch-konstruktiver Idee, Material, Arbeitsvorgang und Wirtschaftlichkeit. Diese Komponenten ergeben niemals eine schlechthin bestimmte Form, sondern immer eine Form, die in weiteren oder engeren Grenzen veränderlich ist; und diese Veränderlichkeit erlaubt dem Künstler, der rein konstruktiven Form durch Verschiebung der Proportionen Schönheit abzuringen. Freilich kann Konstruktion auch ohne jede Veränderung schön sein; aber das ist selten und nur ein Zufall. Dagegen ist alle Konstruktion die größte Anregerin zur Schaffung tektonischer Form und tektonischer Schönheit. Daher werden oft Konstruktionsformen, die schon tektonische Formen geworden sind, verwendet, auch wo die Konstruktion sie nicht verlangt (Pilaster, Dienste, Rabitzgewölbe), und so

Digitized by Google

entsteht der Schein, als ob alle architektonische Schönheit Konstruktionsschönheit wäre und die Logik ihres Aufbaues aus der Logik der Konstruktion schöpfte. In Wirklichkeit aber gibt es neben der Logik der Konstruktion und völlig unabhängig von ihr eine Logik des formalen Aufbaues, eine Konstruktion der Form neben der Konstruktion der Materie, und diese Konstruktion der Form haben wohl immer die Künstler gemeint, die die Konstruktion als Hauptziel der Architektur bezeichnet haben.

Heimatpflege

Heimatpflegerisches Allerlei

Heut einmal eine Handvoll Notizen, kleine und große, aber lauter solche, die sprechen.

Die Firma Jasmatzi läßt sechs Meter lange und zwei Meter breite und einen Teil neun Meter lange und zwei Meter breite Reklametafeln aus Holz anfertigen. Sie werden mit dem bekannten scheußlichen Gelb gestrichen, und dann kommen die Worte darauf „Jasmatzi, Unsre Marine". Es sollen für ganz Deutschland 2000 Stück solcher Tafeln bestellt sein. In einigen Gegenden allerdings verbittet man sich ja solchen Segen schon. Die übrigen seien gewarnt. Werden die jetzt mehr als 300 000 Dürerbündler in solchen Reklametafeln auch wirklich die Aufforderung sehen, Jasmatzische Bemühungen um „Unsre Marine" zu unterstützen? Oder etwa eine gegenteilige?

„Adlerjagd. Dieser Tage erlegte der Oberjäger S. in den Wänden der Höfats bei Oberstdorf im Allgäu einen besonders starken und schönen Steinadler mit einer Flügelspannung von 2 Meter 25 Zentimeter. Nur unter unsäglichen Mühsalen, wie noch bei keinem zuvor, war es dem kühnen Manne möglich, den Adler zu erlangen; fortwährend drohten donnernd niedergehende Lawinen." So viel Mühe und Gefahr also um einen Steinadler! Und wir haben so wenige noch in deutschen Landen, daß der Schaden, den sie stiften, nach Ansicht der Jäger und Naturforscher gar nicht mehr nennenswert ist. Sollen sie ganz ausgerottet werden?

Eine Annonce: „Jagdexpeditionen nach den nördlichen Polargebieten zur Jagd auf Eisbären, Walrosse, Robben, Polarfüchse, Renntiere, Flugwild usw. Strecke: Juli 1907, 16 Eisbären, 1908, 21 Eisbären, 1909, 14 Eisbären, viele Robben usw. Näheres wegen Teilnahme durch X. Y. Z." Wie sich die Tierbestände im Norden vermindert haben, ganz besonders bei den Robben, so sehr, daß gewisse altgewohnte Nutzexpeditionen gar nicht mehr gemacht werden, weil sie sich nicht mehr lohnen — das weiß jeder, der diese Dinge überhaupt beachtet. Nun wird zu derartigen Aasereien auch noch durch Annoncen in deutschen Blättern eingeladen.

Zur Abwechslung etwas aus dem Idyllenbereich. Die Leberblümchen (Anemona hepatica) sind in unsern Wäldern so selten geworden, daß sie in Nutzgärten gezogen werden. Gegen einen Verkauf in Gärten gezogener Frühlingspflanzen ist ja nichts einzuwenden. Aber die sind dem Publikum nicht mehr fein genug. Auf dem Markt wurden in diesem Frühling „Waldleberblumen" von „Gartenleberblumen" unterschieden. Die „Walderdbeeren" sind ja ebenfalls feiner als Gartenerdbeeren. Also wird auch an der Ausrottung der Leberblumen schon geschäftsmäßig gearbeitet.

Aurich ist die höchstgelegene

Digitized by Google

Stadt Ostfrieslands, nur die Moorkolonie Neupfalzdorf liegt noch höher, und von dieser erhält sie ihr Wasser durch den sogenannten Moorkanal. Der speist ihre Stadtgräben, und je nachdem diese gespeist werden sollen, wird an bestimmter Stelle ein Wehr geöffnet oder geschlossen. Macht man es auf, so fließt das Wasser gerade in die Ee, läßt man es zu, so geht es in die Stadtgräben. Wer irgendwie ostfriesische oder holländische Städte solcher Anlage kennt, der weiß, wie wichtig für das ganze Stadtbild die Stadtgräben sind. In Aurich wird die Stadt von ihnen umfaßt, und was sie überhaupt von Schönheit hat, das bringen sie. Nun geschieht folgendes: man gibt den Stadtgräben nicht genug Wasser, reinigt sie auch nicht ordentlich, erhebt darauf eine Klage, daß sie übel röchen und häßlich seien, schließt aber daraus nicht etwa: also müssen sie mehr gereinigt und besser bewässert werden (obgleich man sie ebenso gut wie früher leichtest bewässern könnte), sondern: die Gräben müssen zugeschüttet werden. Ob wieder, wie gewöhnlich in solchen Fällen, Spekulanten dahinterstecken, wissen wir nicht. Tatsache ist: die Gräben werden beseitigt. Und zwar: nach dem Prinzip, nach dem man dem Hunde den Schwanz zur Milderung des Abergangszustandes zollweise abschneidet: sie werden allmählich verringert und eingepoldert und stückweise zugeschüttet. Nun vor den Augen und mit Zustimmung der Regierung. Denn die Stadt Aurich ist urkundlich verpflichtet, an den Gräben nichts zu ändern ohne Zustimmung der Regierung.

Für Lüdenscheid hat ein wohlmeinender Geheimrat einen Brunnen gestiftet. Er soll „in vier Reliefmedaillons die Eigenart des sauerländischen Völkchens darstellen". Wie wird er nach des Erblassers Tode heimatgerecht ausgeführt? Gemacht wird er in Italien.

In Würzburg will man die allbekannten Brückenheiligen auf der alten Mainbrücke „durch freie Kopien ersetzen", die aber „nach Möglichkeit den Schwung der alten Gestalten zu bewahren haben". Also wird man auf Sockel mit Wappen berühmter Fürstbischöfe Werke moderner Kunst stellen — freilich solcher, auf welche die kürzlich von Cornelius Gurlitt an dieser Stelle gegebene Charakteristik zutreffen wird. Vgl. Kw. XXIII, 12: „Vom Kunstsinn".

In Osnabrück gab es unter andern eine besonders schöne alte Mauer, die am Barfüßerkloster mit ihrem zerfallenen Portal und ihrer mit Sträuchern geschmückten Krönung. Wie viele Maler- und Künstleraugen mag sie außer denen des Schreibers dieser Zeilen schon erfreut haben, dem sie samt seinen Reisegenossen wie eines der feinsten Bilder Osnabrücks erschien! Es war eine rechte Lionardo da Vincimauer, „um Bilder auf ihr zu sehn". Ach, sie war's. Denn es erschien vom Magistrat eine Verfügung: sie böte „durch die schmutzig gewordenen Steine einen unschönen Anblick", deshalb (also nicht etwa aus Gründen der Sicherheit) sei ihre „Abdeckung" „auszubessern", die Mauer selbst aber „abzuwaschen und auszufugen". Widrigenfalls usw. Also arbeiteten die Fachleute mit Zement und Lineal, um sie mit 150 Mark Kosten künstlich zu verhäßlichen — weil leider die maßgebenden Herren keine Augen hatten, um zu sehn.

In Tübingen ist das Uhland-Haus zu verkaufen, in dem Uhland

Digitized by Google

seit seinem fünfzigsten sechsundzwanzig Jahre gewohnt hat, aus dem er in die Paulskirche zog und alle seine spätern Werke über Deutschland sandte, bis man endlich ihn selber hinaustrug. Bisher hat man Haus und Garten unverändert gelassen. Was wird dieses Heimatdenkmal, dieses Denkmal deutschen Volkstums denen sein, die es nun kaufen? Vielleicht ein altmodisches Wohnhaus, das man vor allem erst mal umbauen und nach „den Ansprüchen der Neuzeit" einrichten muß, ehe es sich zu lohnendem Prozentsatze verzinst — woraus keinem kaufenden Geschäftsmann ein Vorwurf zu machen wäre. Es wird den Tübingern jetzt erst bewußt, daß dieser ihr einzigartiger Schatz nicht gesichert ist. Wir denken: die Schwaben werden kein Seitenstück zu der Zerstörung des Klaus Groth-Hauses, sondern statt dessen den Beweis erbringen, daß die Schwabenstreiche jetzt anderswo beliebter sind. Es rührt sich in Tübingen schon.

Ganz was Imposantes bekommen die Münchner in ihre Nähe: ein Flugfeld. An und für sich wird es ja schon etwas Großartiges sein: daß man, wenn man das Geld hat, nach Oberammergau wird fliegen können, erst mit dem D- oder gar Luxuszug von Berlin W. nach München, alsdann aber, wenn man noch mehr Geld hat, mit einem echten oder imitierten Zeppelin — um sich bei den Passionsspielen von Oberammergau in das Leiden und Sterben des Heilands zu vertiefen! Ernsthaft gesprochen: läßt sich eine schärfere Satire auf den Protzen-Snobismus unsrer Zeit denken als sie hier die Wirklichkeit selber salzt? Jedoch, dafür wird das Flugfeld schön. Es ist 1200 Meter lang und 800 Meter breit und wird mit einer „4 Kilometer langen und $2^1/_2$ Meter hohen Umfriedigung aus Eisenbetonpfählen und -Dielen umgeben". „Parallel zu diesem Zaun läuft im Innern eine Barriere: der Streifen dazwischen ist die 2250 Meter lange Flugbahn, welche von den Zuschauerplätzen, angelehnt an die äußere Einfriedigung, begleitet wird." „Es mag dieses weltferne Stück Erde, das, seitdem ihm der Werdegang des Bodens seine jetzige Gestalt gab, immer einsam und menschenfern lag, seltsam anmuten, wenn da mit rasselnden Zügen, tutenden Autos, wallenden Scharen plötzlich das Leben ankommt und über dem unberührtesten Boden, der seit Jahrtausenden der Natur und den Tieren gehört hat, der Mensch mit der letzten seiner Erfindungssensationen seine Triumphe feiert." Na, dafür wird ja die Andacht nachher in Oberammergau innerhalb der Bauernbiederkeit um so urwüchsiger und urchristlicher sein.

Der Kunstwartaufsatz „Busch und Baum an die Ufer!", der viel nachgedruckt wurde, hat an verschiedenen Stellen zu lebhaften Erörterungen geführt. In Schlesien wurde z. B. behauptet, daß dort, im Gegensatz zu andern deutschen Ländern, die „Wasserbehörden" auch nicht das geringste zur Erhaltung solcher Bäume täten, die sich erhalten ließen, daß sich keine Behörde darum bemühte, die Bauern, die des Holzwerts wegen die Bäume fällten, davon abzuhalten, daß man fällte und fällte, auch wo von der berühmten „Schädigung der Landwirtschaft" durch den Schatten (durch einen Baum durchschnittlich 30—40 Pf. jährlich) gar keine Rede sein konnte. Ja, die Behörden, die Flüsse korrigierten und auch die, welche Chausseen bauten, seien dort so gleichgültig, daß sie dem „Wegmachen" der

Digitized by Google

Bäume förmlich Vorschub leisteten. Wieweit das wahr ist, wissen wir nicht; wer aber z. B. in der Umgegend von Hirschberg spazieren gehen will, der hüte sich vor einem Zustande der Erstarrung, falls er Wege auf ganze Strecken von Baumstümpfen begleitet findet. Alles auf diesem Gebiete scheint einem aber für Schlesien möglich, wenn man Auslassungen wie diese in einer Neißer Zeitung liest: nach einem Zeitungsartikel zu urteilen habe sich ein „Pappelfreund“ gefunden. „Muß das nicht ein Muldenhauer sein? Von welchem andern Menschen ist es möglich, daß er Pappeln schön findet, die doch die Landschaft verhäßlichen und verunzieren, wie gar nichts andres? Darum muß die Losung sein: überall weg mit den Pappeln!“ Auf die Neißer Autorität hin sind also z. B. sämtliche Landschaftsmaler, von den Niederländern bis zu den Neuesten, die ja ausnahmelos „Pappelfreunde“ waren, in ihrem eigentlichen Hauptberuf wahrscheinlich Muldenhauer gewesen.

Aber mit so etwas wollen wir diese kleine Zusammenstellung doch nicht schließen, denn der erhielte ein falsches Bild, der nicht betonte, daß die Notwendigkeit der Baumpflege jetzt doch nachgerade den etwas helleren Köpfen klar wird. In Goslar z. B. ist der Schutz der alten Bäume jetzt durch Ortsstatut gesichert worden: nur mit Zustimmung des Bürgervorsteherkollegiums dürfen dort alte Bäume gefällt werden. Selbst die berühmte „Wipfeldürre“, die bisher braven Gartendirektoren als unwiderleglicher Grund zum Fällen erschien, wird dort nicht anerkannt. So hat man das Umschlagen von Bäumen auf dem Friedhof mit der in jeder reinlichen Gemeinde bisher unerhörten Motwierung abgelehnt, daß „die Gefahr eines Umsturzes noch nicht so groß“ sei. Ja, wenn man's davon abhängen läßt. Der älteste Herr hat sogar eine efeuumrankte Stütze bekommen, statt daß man ihm einfach die Beine abschnitt. Auch die Anlage von Hecken und Vogelschutzgehölz ist dort im Werk. Wenn das im schönen Goslar geschieht, wo die Häuser an und für sich schon so viel zu betrachten bieten und wo zudem die waldreichen Harzberge über die Mauern sehen — wieviel nötiger hätten's andre Orte, zu schirmen und zu pflanzen, auch wenn gärtnerische Fachmänner ihre fünfzig Jahre alte Piepenbrink-Ideale hochhalten.

Im sächsischen Ministerium waltet als Haupt und Lenker, wie das dem Beherrscher der Geldbörse zukommt, der Finanzminister von Rüger, ein Herr von allerhand Eigenschaften, der aber durch sein Finanzverständnis und durch seine Sparsamkeit Sachsens heruntergekommenen Geldwirtschaft sehr wohlgetan hat. Das zu bemerken, ist in diesem Zusammenhange nicht überflüssig, dieweil man, sagt man, anderswo fiskalische Geldnöte durch Waldschlachten bekämpft. Rüger geht für seine Kollegen in diesem Punkte das Verständnis ab. Er sagte in der sächsischen Ersten Kammer: „Es ist Ihnen nichts Neues, wenn ich es ausspreche, daß der Wald, den wir in Sachsen haben, ein allgemeines Besitztum ist, auf dessen Vorhandensein wir stolz sein müssen. Die Verwaltung hat die allererste Pflicht, diesen kostbaren Besitz immer zu erhalten. (Sehr richtig) In unserm Lande sind die Anträge auf Aberlassung von Forstareal sehr zahlreich. Ich stehe in der Regel aber auf dem Standpunkt, daß, wenn mir nicht nachgewiesen wird, daß irgendein öffentliches Interesse und ein überwiegendes

Digitized by Google

Interesse überhaupt in Frage kommt, ich jeden Baum bis auf den letzten Ast verteidige; denn er gehört zum Gesamteigentum und es ist unsre Pflicht, dieses wertvolle Besitztum zu erhalten." Das sind nicht bloß Worte, man handelt in Sachsen auch danach. Woraus die Berliner mal klärlich sehn, wie zurückgeblieben ihre Bundesbrüder sind.

Naturschutz

Naturschutz und Heeresverwaltung

Über dieses Thema hielt Oberarzt Dr. Otto Fried einen Vortrag, dem wir einige Anregungen entnehmen. Gerade das militäreigene Gelände in seiner gewaltigen Ausdehnung mit allen großen Truppenlagern, Truppenübungsplätzen, den Kasernen und Kasernenhöfen, allen Wohnungskolonien, Kasino- und Lazarettgärten, Kurhäusern und Genesungsheimen, und vor allem mit seinen Festungsanlagen bietet wertvolle Möglichkeiten zur Entfaltung eines großzügigen Naturschutzes. Schon deshalb, weil es dem allgemeinen Verkehr wenig zugänglich ist und sehr leicht beaufsichtigt werden kann. Ähnlich wie durch die bayrischen und württembergischen Eisenbahnbehörden die Anpflanzung von Hecken im großen gefördert und vermittelt worden ist, hätte die Heeresverwaltung reichliche Gelegenheiten, durch Anpflanzung von Bäumen und Gesträuch freundlich belebte Landschaftsbilder zu schaffen und überdies den Bestrebungen des Vogelschutzes bedeutende Hilfe zu leisten. Besonders in den ausgedehnten Festungsanlagen wäre es leicht, unsern heimischen Singvögeln ruhige Nist- und Brutstätten zu bereiten. Freilich wär' es gut, wenn dann keine allzu „geradlinige" militärische „Richtung" die Hecken beschnitte, und bei der Pflege müßten die praktischen Ratschläge der Vogelschutzbestrebungen berücksichtigt werden.

Fried machte im Anschluß an seine Bemerkungen auf die ästhetischen Werte aufmerksam, auf die Schönheiten, die sich fürs Auge vielfach bei den nüchternen, absichtlich schmucklosen Festungsbauten ergeben. Die von wenigen schönen großen Laubbäumen bestandenen und grasbewachsenen Basteien, mit rasenüberzogenen Auffahrten, Rampen und Geschützeinschnitten vereinigen sich in ihrer eigenartigen Verbindung von sorgfältig mathematisch berechneten künstlichen Rasenflächen und Rasenkanten mit ursprünglichem Baum- und Pflanzenwuchs zu einem Landschaftsbilde von eindringlicher Schönheit. Dieses abwechslungsreiche grüne Gelände wird jetzt in der Nähe größerer Städte häufig dem allgemeinen Verkehr abgetreten und der Bauspekulation ausgeliefert. Hier wäre den Städten die bedeutende und schöne Aufgabe gestellt, die Festungsgürtel, soweit sie noch bestehen, zu erhalten.

Handel und Gewerbe

Daher die Freundschaft!

Auch wenn der Kunstwart den Alkohol für ein sehr edles Lebenswasser hielte, wäre er gezwungen, von der heimlichen Einwirkung des Alkoholkapitals auf die Presse des öfteren zu sprechen. Einfach, weil er ein Blatt für Ausdruckskultur ist: er hat mitzuhelfen, daß Fälschungen des Ausdrucks, also hier der gedruckten „öffentlichen Meinung" durch Bestechung, erkannt und unterdrückt werden. Heute sind wir wieder in der Lage, an einem Beispiele nachzuweisen, „wie's gemacht wird".

Digitized by Google

Alle unsre Leser kennen die Zeitungsnotizen, in denen mit Heiterkeit und Humor von den Wasserpredigern und Schnapstrinkern in Amerika Histörchen erzählt werden, von den Doktoren und Apothekern, die für kranke Pferde literweis Schnäpse oder Sekt verschreiben und ähnlichen Späßen mehr. Wie steht es damit?

In fast allen Staaten der Nordamerikanischen Union ist einer der wichtigsten Bestandteile der Volksrechte die Bestimmung der Gemeindemitglieder (vielfach auch der Frauen) über den Umfang, in dem der Ausschank geistiger Getränke betrieben werden darf. Der praktische Sinn der Nordamerikaner hat auf Grund dieses Volksrechtes den Ausschank meist sehr erheblich eingeschränkt, in sehr vielen Fällen verboten. Gegenwärtig leben mehr als vierzig Millionen Einwohner der Union unter Verbotsgesetzen der Staaten oder der Gemeinden. Die Erfahrungen, die diese „trockenen" Gegenden mit den Verbotsgesetzen machen, sind: erstaunliche Abnahme der Verbrechen sowohl wie der Armenlasten, Zunahme der Gemeindevermögen und -Einkommen, starkes Anwachsen der Vermögen der Privatpersonen. Diese Erfolge führen natürlich zu ständiger Ausdehnung der Verbotsbewegung.

Von diesen Erfolgen aber erfährt der normale deutsche Zeitungsleser wenig oder nichts. Dagegen liest er aus den Verbotsstaaten und Verbotsgemeinden von höchst wunderlichen Vorkommnissen. Darnach müssen die Amerikaner ganz verblüffend dumme Menschen sein, denn sie dehnen fortwährend Einrichtungen gegen den Alkohol aus, die doch augenscheinlich nur zwei Wirkungen haben: sie werden umgangen und sie machen ihre Urheber lächerlich. Im strikten Gegensatze zur Wahrheit pflegen solche Notizen mit der Mitteilung zu schließen, diese ganze lächerliche Gesetzgebung stehe dicht vor ihrer völligen Beseitigung.

Nun wissen wir: mit derartigen Anekdoten wird die deutsche Presse seit etwa einem Jahre von gewissen Zentralen aus systematisch angefüllt. Die entnehmen ihre „Tatsachen" zu großem Teil aus bestimmten amerikanischen Zeitungen. Wie sind sie aber da hineingekommen?

Der amerikanische Alkoholhändlerverband (The American National Liquor Dealers Association) pflegt durch ein Vorstandsmitglied, Mr. Bodley, für ihm angehörige Brauereien mit einer Reihe von Zeitungen gleichartige Verträge abzuschließen. In diesen Verträgen werden den Zeitungen Inserate und sonstige ökonomische Unterstützungen zugesichert. Dafür unterwerfen sich die begünstigten Zeitungen den beiden folgenden Bestimmungen: „Dieser Vertrag verliert seine Gültigkeit und tritt außer Kraft, sobald — vom Tage des Vertrages an gerechnet — für den einzelnen Staat oder die ganze Nation irgendein Gesetz angenommen wird, welches die Interessen der .....brauerei schädigt."

Weiterer Worte braucht es nicht. Wird sich auch nach dieser Aufklärung noch ein großer Teil unsrer deutschen Presse nicht für zu gut halten, durch Verbreitung dieser unwahren Berichte den Kampf zu unterstützen, den das Alkoholkapital gegen Glück, Gesundheit und Freiheit auch unsres Volkes führt? Fr. Karlstadt

Noch immer „Juristen"

Vom Recht

Wir haben eine deutsche Kunst, und wir haben Künstler. Wir

Digitized by Google

haben ein immer romfremder und immer deutscher werdendes Recht, aber wir haben noch immer Juristen.

Kunst kommt von Können, und von diesem Zeitwort bilden wir auch das Hauptwort Könner. Recht kommt von Richten, und davon kommt Richter. In dieser Entsprechung steckt ein tiefer Zusammenhangssinn: ein Richter muß immer Könner, aber er muß nicht gerade Künstler sein (und wenn man auch für den Urteilsrichter oft Künstlerschaft verlangt, so ist auch der in der Regel nur Paragraphenanwender). Hingegen wer das Recht in seinem Zusammenhang darzustellen und wer es zu ändern und zu erneuern hat, der Rechtslehrer und Gesetzgeber also, für den reicht sowenig wie für den Künstler bloßes Können aus; wie dieser bedarf er darüber hinaus echter Schöpferkraft, und wie daher der Künstler nicht vom Können schlechthin, sondern erst von dem aus dem Realstil in den Idealstil der Kunst erhobenen Können den Namen hat, so ist eigentlich nicht einzusehen, warum wir für jene Rechtskünstler nicht das entsprechende Wort Rechtler zu bilden imstande sind. Wie man aber vorwegnehmend und ermunternd schon den Kunstbeflissenen als Künstler zu bezeichnen pflegt, so ist auch das Wort Rechtler geeignet, bereits den jungen Rechtsbeflissenen zu bezeichnen, und dies um so mehr, als seine erste Ausbildung nicht im Realstil des Richters, sondern im Idealstil des Rechtslehrers erfolgt. So ist das Wort Rechtler wie geschaffen, das Wort Jurist zu ersetzen.

Aber der bisherige Nichtgebrauch spricht dagegen! Dann spräche der gegenwärtige Nichtgebrauch alles künftigen Guten gegen dessen dermaleinstige Erfindung und Benützung. Berlin W. wird es freilich nicht goutieren; aber zum Glück kommt es bei Fragen des guten Geschmacks immer noch weniger darauf an, ob jenes Grüppchen Entwurzelter etwas goutiert, als darauf, wie es den Wurzelfesten schmeckt. Von daher aber kommt ein häßliches Bedenken: meinen unsre Wurzelfesten am Ende, es sei gar keine Kunst, Jurist zu sein? Und wenn es schon Künstler und Könner gäbe, so gäbe es doch auch — Artisten? K. Polenske

Streiks und Aussperrungen

1 den Tagesereignissen

Lohnfragen sind im Grunde Rechtsfragen, darum dürfte es in einem vollkommenen Rechtsstaate ebensowenig Streiks oder Aussperrungen geben, wie es in irgendeinem andern Rechtsstreit erlaubt sein kann, sich auf gewaltsame Weise „Recht“ zu verschaffen. Kommunistische sozialistische Politiker behaupten, daß im „kapitalistischen Klassenstaate“ Streiks notwendig wären. Aber sie reden auch von der ganzen gegenwärtigen amtlichen Rechtspflege als von einer „Klassenjustiz“, ohne daß sich deswegen der eingefleischteste sozialdemokratische Arbeiter davon abhalten ließe, bei den bestehenden Gerichten gegen einen Arbeitgeber ein Verfahren anhängig zu machen, sobald ihm die Gesetze des Klassenstaates eine Handhabe hierzu bieten. Dieses Vertrauen, auf dem Klagewege sein Recht zu finden, birgt doch das Zugeständnis in sich, daß die Rechtsprechung im Gegenwartsstaate immerhin wenigstens in weitem Umfange schon aufgehört hat, „Klassenjustiz“ zu sein. Nun beweist die ganze moderne Gesetzgebung — man denke nur an sozialpolitische Gesetze —, daß der Rechtspflege die Neigung innewohnt, sich auszudehnen, sich immer neues Gebiet zu

Digitized by Google

erschließen. Wie die Landwirtschaft fortwährend neue jungfräuliche Boden dem Pfluge unterwirft, so bringt die Rechtspflege, die ja, wie private Schiedsgerichte beweisen, nicht immer in amtliche Formen gekleidet zu sein braucht, überall dort vor, wo bislang die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse noch nicht geschieden waren. Warum sollte sie also auf den „Zukunftsstaat" warten müssen, bevor sie die Grenzen der Lohnfrage zu überschreiten wagt?

Die Bodenbesitzreformer betrachten es mit Recht als eine Schädigung der Allgemeinheit, wenn ausgedehnte Flächen der Bautätigkeit vorenthalten werden, nur weil die Herren Eigentümer die Nachfrage nach baureifem Gelände künstlich steigern und sich dadurch größere Gewinne sichern wollen. Handeln aber Arbeitgeber oder Arbeitnehmer durch Aussperrungen oder Arbeitseinstellungen nicht ähnlich? Auch sie verursachen Stockungen im Wirtschaftsleben, um künstlich eine Nachfrage zu steigern, die sie zu befriedigen berufen sind. Im Falle der Arbeitgeber handelt es sich um die Nachfrage nach Arbeitsgelegenheiten, im Falle der Arbeiter um die Nachfrage nach Arbeitskräften.

So wie die Dinge heute liegen, können sich zwar weder private Bodenbesitzer noch Fabrikanten, noch Arbeiter oft anders helfen, um zu ihrem Recht zu gelangen, als daß sie den Hunger nach der wirtschaftlichen Nahrung, die sie liefern, künstlich reizen. Die Ursache hierfür ist darin zu suchen, daß die Parteipolitik, die nicht das Recht der Allgemeinheit, sondern das Recht einer bestimmten Partei zum Zweck hat, bald der einen, bald der andern Wirtschaftsgruppe die Möglichkeit gibt, die andern auszubeuten. Die ausgebeutete Gruppe, die jetzt nicht mehr in allen Fällen die der Handarbeiter ist, fühlt sich in ihrem Rechtsempfinden gekränkt, und da es keine Rechtsinstanz für sie gibt, bleibt ihr nichts übrig, als das barbarische Mittel anzuwenden, das Wirtschaftsleben des Volkes gewaltsam zu stören. In China rächt sich gelegentlich ein Gläubiger an einem böswilligen Schuldner dadurch, daß er sich vor dessen Tür selbst entleibt. Er weiß, daß er den Gekennzeichneten der Achtung durch die Allgemeinheit preisgibt, daß sich in der ganzen Dorfgenossenschaft niemand mehr finden wird, der mit ihm verkehrt, weder gesellschaftlich noch geschäftlich, daß er als ein Verstoßener die Heimat fliehen muß. Eigentlich wenden Arbeiterbünde oder Arbeitgeberbünde, die ihre Arbeit einstellen, dasselbe Mittel an wie der chinesische Gläubiger, nur mit dem Unterschiede, daß dieser seine ganze Arbeitskraft vernichtet, sie aber die ihrige nur zum Teil. Das Individuum gehört nicht sich selbst, sondern der Gesellschaft. Die Zeit, in der es nichts tut, ist so gut wie verloren, und es könnte, wenn es nicht Güter verzehrt hätte, ebensowohl inzwischen tot gewesen sein.

Wenn die Politik schon ganz im Dienste der Allgemeinheit stände, würde sie das Wirtschaftsleben so einrichten, daß mit der allgemeinen Produktivität auch die Löhne der Arbeiter und die Gewinne der Unternehmer stiegen, wie in kommunizierenden Röhren das Wasser nicht auf einer Seite allein, sondern nur auf beiden zugleich steigen kann. Ob das möglich ist, darüber streiten sich die Gelehrten kaum noch, sondern nur noch die Politiker. Steigt der Lohn des Arbeiters mit der Ergiebigkeit der Produktion, so ist der Arbeiter an der Wirk-

Digitized by Google

samkeit seiner Arbeit unmittelbar interessiert, und damit kann dem Unternehmer nur gedient sein. Anderseits entspricht es dem wahren Interesse des Arbeiters, daß die Gewinne des Unternehmers in dem Maße größer werden, als die Produktivität der Arbeit im allgemeinen zunimmt; denn dadurch wird dessen Erfindungs- und Unternehmungsgeist angespornt, woraus neue Krafterſparungen und neue Arbeitsgelegenheiten entspringen, die dem Arbeiter wieder zugute kommen müssen. Die wahren Bedürfnisse der Arbeitgeber und Arbeitnehmer begegnen sich in dem Wunsche nach immer größerer Fruchtbarkeit der Arbeit. Streiks wie Aussperrungen verringern diese Fruchtbarkeit, vermindern die Kaufkraft des Geldes und betrügen dadurch in der Regel die siegende Partei um ihren Gewinn, indem sie höhere Löhne durch teurere Mieten und Nahrungsmittel, billigere Arbeitskräfte durch teurere Rohstoffe übertrumpfen.

Das gemeinsame Interesse der Arbeitgeber und Arbeitnehmer an der Fruchtbarkeit der Gesamtarbeit muß zum Regulator ihrer gegenseitigen Beziehungen gemacht werden. Dazu ist nichts weiter erforderlich, als daß die Politik zu einem Werkzeug des öffentlichen Rechtsempfindens gemacht wird, das dem Gesetz von Angebot und Nachfrage überall zum Ausdruck verhilft, statt es, wie jetzt noch in der Regel geschieht, zu stören.

Otto Corbach

Mann und Weib

Die Bühnen-Frauenfrage

Ob die Masse der Fernstehenden wirklich so von der Glückseligkeit des Bühnenlebens durchdrungen ist? Ob nicht vielmehr das glänzende Elend der meisten Bühnenkünstler recht allgemein bekannt ist, so daß es eigentlich gar nicht mehr in wildbewegten Kundgebungen und nächtigen Entschließungen an die Öffentlichkeit gebracht zu werden braucht? Wer der Bühne seit langem nahe steht, hat dafür wohl nicht mehr den unbefangenen Blick. Jedenfalls, gar neu kann die Komödiantennot dem verständigen Bürger nicht sein.

So viel aber ist gleichfalls gewiß, daß immer wieder die Jugend, die alljährlich in hellen Haufen der Theaterschule und der Szene zudrängt, an die grau-graue Kehrseite des strahlenden Bildes nicht glaubt, durchaus nicht dran glauben will — wenigstens jeweils nicht für die eigne hoffnungsvolle Persönlichkeit. Woraus folgt, daß das Elend nicht enden will, vielmehr immer noch zunehmen wird.

Die Lage der männlichen Bühnenkünstler kann dabei zunächst außer Betracht bleiben; sie unterscheidet sich im Grunde nicht stark von der Lage anderer Künstler: Unsicherheit des Erwerbs, glänzende Lebensbedingungen für eine winzige Minderheit von sehr Begabten und zugleich oder bloß sehr Glücklichen, dagegen eine dauernde Schule der Entbehrungen für die größere Hälfte; früher Verdienst, aber im ganzen sehr niedriges Einkommen. Das übermäßige, ungeregelte Angebot von Kräften und die ungenügenden Geldmittel, mit denen die meisten Bühnenleitungen rechnen müssen, erklären diese Zustände für den Bereich der Bühne.

Die allgemeine Künstlernot wird für die Bühnenkünstler verschärft durch die Notwendigkeit, unausgesetzt die eigne körperliche Persönlichkeit dem öffentlichen Schauwesen preiszugeben. Grundsätzlich gilt das genau so gut für die männlichen wie für die weiblichen Theaterleute. Und in der Tat, ein körperlicher Un-

Digitized by Google

fall oder das Altern des Körpers kann den Bühnenkünstler (auch den Konzertkünstler) viel schwerer schädigen als etwa den Maler oder den Schriftsteller. Für die große Wirklichkeit aber kommt dies allzu Persönliche doch nur bei den weiblichen Bühnenkünstlern als ein oder gar als das Hauptübel in Betracht.

Die Nachversammlung, die kürzlich in Berlin von den Frauenrechtlerinnen gemeinsam mit den Bühnenfrauen unternommen wurde, und die Erörterungen in der Tagespresse, die sich daranknüpften, schienen die Frage sogar noch mehr verengern zu wollen. Die Beziehung der Mutterpflichten und der weiblichen Schonbedürfnisse zur Bühnenpraxis wurden nur gestreift. Mit voller Kraft wurde immer aufs neue, in verschiedenen Tonarten, allein die eine Forderung erhoben: die Bühne soll ihren Künstlerinnen die Bühnenkleider liefern!

Wie wichtig das Kleid für die Frau im allgemeinen ist, weiß jedermann. Für die Bühnenkünstlerin, im besondern (da die Oper seltener moderne Gewandung verlangt) für die Schauspielerin, bedeutet das Kleid nach ihren eignen Kundgebungen wesentlich mehr als für den Bühnenmann und offenbar auch weit mehr noch als für die Frau an sich. Die Frage der bessern Entlohnung wird heute scheint's von den Bühnenfrauen vornehmlich unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Wer die ganze Bühnen-Frauenfrage minder äußerlich anpacken möchte, wird doch um diesen Punkt nicht herumkommen; er wird gut tun, ihn zum Ausgangspunkt zu machen.

Die Lieferung der Frauengewänder für die Bühne kann durch öffentliche Klageversammlungen, durch das umstürzlerische Pathos von Bühnengenossenschaftlern und Frauenvereinsathletinnen nicht zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt werden. Gerade bei der Bühne zeigt sich's ja am deutlichsten, daß die Frauen in der Kunst am längsten die grundsätzliche Gleichberechtigung mit dem Mann genießen; für Frauenrechtlerinnen ist da noch weniger als sonstwo ein Feld. Und die tapferen Männer von der Bühnengenossenschaft sollten das Feuer ihres Ingrimms gegen die bösen Direktoren lieber in stetige organisatorische Kraft umwandeln. Was die geräuschvolle Flucht in die Öffentlichkeit etwa an moralischem Erfolg bringen könnte, wird durch die Veräußerlichung der Angelegenheit, durch die Verstimmung der Arbeitgeber wieder aufgehoben. Eine reichsgesetzliche Bestimmung über die Kleiderlieferung zugunsten der Bühnenkünstlerinnen, wie sie angestrebt wird, würde nur sehr schwer und sicher nicht ohne einschränkende Klauseln zustande kommen. Nachhaltiger Erfolg ist ohne ernstliche, geduldige Arbeit vom Innern der Berufsgemeinschaft her nicht denkbar.

Verhältnismäßig leicht wird eine Verständigung über die eine Hälfte der Bühnenkleider, die geschichtlichen, erreicht werden. Die großen und manche mittleren Bühnen liefern den Darstellerinnen schon jetzt alle „historischen Kostüme". Wenn die Schauspielerinnen und ihre männlichen Berufsgenossen zusammenhalten, so können die rückständigen Bühnenleitungen gezwungen werden, die geschichtlichen Gewänder, und zwar ausschließlich zweckmäßige und gutgehaltene, den Darstellern beider Geschlechter zur Verfügung zu stellen.

Von den kleinen Bühnen dürfte natürlich nicht dasselbe wie von den größten verlangt werden. Für die Vorbereitung und Eingewöhnung müßte eine Frist gewährt

Digitized by Google

werden. Durch genossenschaftliche Schneidereien und Austauschanstalten mehrerer benachbarter Theater oder aller im „Bühnenverein“ zusammengeschlossenen Bühnenleitungen könnte man die Durchführung bedeutend erleichtern. Die Provinzbühnen, die von einem Stück gewöhnlich, des Abonnements wegen, nicht mehr als vier Vorstellungen schaffen können und ungefähr allwöchentlich eine neue Aufführung zuweg bringen müssen, würden sich solchermaßen ohne große Unkosten mit geschichtlichen Gewändern versehen können. Und diese eine Hälfte der Forderung wird auch unschwer durch ein Theatergesetz festzulegen sein.

Es gibt keinen stichhaltigen Grund, von den Künstlerinnen die Beschaffung der geschichtlichen Gewänder zu verlangen, die (ebenso wie die Nationaltrachten) fast gänzlich auf wenige unveränderliche Typen zurückzuführen sind und ein dauerhaftes Stück Ausstattung vorstellen. Freilich könnten die Leiter der kleinen Theater eben darum ihren Darstellerinnen vorhalten, die einmalige Anschaffung der nötigsten geschichtlichen Kleidungsstücke sei nicht so kostspielig, daß sie nicht von den Damen selber zu Beginn ihrer Laufbahn bewirkt werden könnte. Doch wäre darauf zu erwidern, daß schon aus künstlerischem Grund die einheitliche Herstellung oder Zusammenstellung der kostümlichen Ausstattung für jedes Theaterstück verlangt werden muß; ferner daß die Anschaffung auch nur der notwendigsten Bühnenkleider für die meisten Anfängerinnen über die Kraft geht und die winzigen Gagen erst recht schmählich erscheinen, wenn dafür die Arbeitnehmerin auch noch das Arbeitsgewand zur Arbeitsstätte mitbringen muß.

Viel heftiger als bei den geschichtlichen sträubt man sich beiderseits bei den *modernen* Kleidern gegen die Lieferungspflicht. Von heut auf morgen können die neumodischen Sachen veralten; sie „dürfen“ gewöhnlich nur in einer Rolle oder in zweien verwertet und sollen womöglich ja nicht in die nächste Spielzeit hinübergerettet werden. Auch sind die Bühnenwerke, die in der Gegenwart spielen, im großen deutschen Spielplan weit zahlreicher, als die geschichtlichen samt den romantisch „zurückspielenden“. Wir haben kein einziges Theater, das Dramen mit zeitgenössischer Stimmung ausschlösse, viele dagegen, die sich ausschließlich solchen Werken widmen.

Wie die Dinge heute liegen, ist die Sorge um die modernen Bühnenkleider hauptsächlich schuld daran, daß auch Frauennaturen, die ursprünglich nichts Dirnenhaftes in sich hatten, beim Theater zur Unsittlichkeit, das ist zum Verkauf ihrer selbst hinabsinken. Wenn Einkommen und Ausgabepflichten dauernd in einem argen Mißverhältnis stehen, wenn täglich neue Versuchung anstürmt, niemand dagegen hilft, die Liebe zu dem künstlerischen Beruf nicht nachläßt und durch die Gewöhnung nur noch erstarkt, die Rückkehr in die bürgerliche Welt hierdurch und durch den Mangel bürgerlicher Fähigkeiten meist versperrt wird, wenn Spott vorwärts treibt und Beispiele beständig nachlocken, so gehören Heldensinn und Heldenkraft dazu, sich ohne Selbsterniedrigung durchzukämpfen.

Die Lieferung der modernen Gewänder durch die Bühnenleiter ist also ohne Zweifel ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Ob damit jemals auch nur annähernd eine so gründliche Beglückung des Bühnenlebens gewonnen werde, wie sie von den begeisterten Ruferinnen erwartet wird, bleibt leider sehr

Digitized by Google

fraglich. Eine Besserung der heutigen Zustände kann und muß aber jedenfalls erreicht werden. Es ist hier nicht der Ort, des näheren auszuführen, auf welche Weise. Nur das Wesentliche sei erwähnt.

An die Übertragung der künstlerischen Grundsätze von der gewandlichen Ausstattung des „Kostümstücks" auf die des modernen Dramas, an die Befreiung der Zeitgenossin-Darstellung von dummen und kostspieligen Schneidervorschriften durch charakterisierende, vereinfachende Entwürfe von Künstlerhand hat bedauerlicherweise in der Bühnenpraxis noch kaum ein Mensch gedacht.

Die gemeinsame Schneiderei und Kleideraustauschanstalt der Bühnenleitungen (im Notfall Leihverträge mit reklamefrohen Konfektionshäusern) würden auch die Beschaffung der modernen Kleider erleichtern. Die meisten Großstadtbühnen könnten sie ohne erhebliche Vermehrung ihrer Unkosten übernehmen. Für die mittleren und kleineren Bühnen müßten Stiftungen geschaffen, vor allem aber die Stadtverwaltungen zu ganz andrer Unterstützung herangezogen werden, als sie bisher üblich war.

Vorläufig nämlich haben wir in Deutschland noch immer Stadtverwaltungen mehr als genug, die nicht ahnen, was sie der Schaubühne eigentlich schuldig sind. Dem Leiter oder Pächter (Pächter!) eines städtischen Theaters pflegen so viel Verpflichtungen auferlegt zu werden, daß die karge Begünstigung ihnen gegenüber nicht ins Gewicht fällt. Nur bei ängstlicher, unwürdiger Sparsamkeit kann er bestehen, und dann freilich, falls er ein vielgewandter Geschäftsmann ist, vielleicht auch Geld verdienen. Daher die Bevorzugung kunstfremder Routiniers, wenn die Direktion eines durchschnittsmäßigen Stadttheaters neu zu vergeben ist. Daher wiederum die erbärmlichen Gagen, die in Verbindung mit der Notwendigkeit, allwinterlich eine stattliche Zahl möglichst stattlicher Kleider zu zeigen, so viele arme Künstlerinnen dem ungeliebten reichen Kavalier zutreiben.

Wer alle Verhältnisse, die hier zu berücksichtigen sind, genauer betrachtet, muß schließlich zu der Überzeugung kommen, daß es nur ein Mittel gäbe, die Mißstände radikal zu beseitigen: man müßte zur Sitte der alten Zeit zurückkehren, wonach die Frauenrollen von Knaben oder Männern gespielt wurden. Das ist nun wieder ganz und gar nicht das, was unsre Bühnenfrauen sich wünschen. Soll es also beim jetzigen Brauche bleiben, so kann ihnen nicht dringend genug ans Herz gelegt werden: sorgt unablässig dafür, daß ihr, als Einzelwesen und in der Gesamtheit, möglichst ausschließlich als Künstler und möglichst wenig als Weibchen angesehen werden müßt!

Nicht zufällig, nicht bloß von wegen der Direktorenniedertracht haben es die Frauen bei der Bühne so schwer. Weibliche Wesen tragen die Hauptschuld: die vielen weiblichen Wesen, die nicht aus lauterer Kunstentzückung zur Bühne drängen, sondern aus einem unklaren, bedenklichen Mischgefühl oder gar in der wohlbewußten Absicht, vom erhöhten Standort der Bühne aus ihre Weibchenreize wirksamer als mitten im Publikum spielen zu lassen. Solchen Mitbewerberinnen sollten die andern Bühnenfrauen, die ganz oder doch entschieden in der Hauptsache Künstlerinnen sind, nach Kräften den Weg zur Bühne verleiden. Im Verein mit den männlichen Kollegen, mit denen sie in der Bühnengenossenschaft be-

Digitized by Google

reits eine Standesorganisation gemeinsam haben, vermöchten sie auf die Bühnenleiter gewiß einigen Druck auszuüben. Die Presse, namentlich die allzu gefällige zweite Garnitur der Tageskritik, könnte dieses löbliche Unternehmen recht merklich unterstützen, indem sie ein für allemal eine Teilung vornähme zwischen dem ernsthaften und dem rein unterhaltenden Theater; Kleiderluxus auf der Bühne müßte von der gesamten Kritik systematisch totgeschwiegen oder getadelt werden.

Nehmen wir einmal an, es wäre wirklich durchgesetzt worden, daß alle Bühnen allen weiblichen Mitgliedern die nötigen Gewänder liefern! Oder (wie William Wauer und andre vorschlagen): es würde eine Gehaltszulage für moderne Frauenbühnenkleider eingeführt — eine Neuerung, die gegen einen noch hartnäckigeren Widerstand durchgesetzt und mit recht verwickelten Nebenbestimmungen gestützt werden müßte, wenn Mißbrauch verhütet und dem Spielleiter sein Recht gewahrt werden soll. Angenommen also, die Bühnenkünstlerinnen würden auf irgendeine Weise wirklich von aller Sorge um das Bühnengewand befreit: was würde die Folge sein? Etwas sehr Wichtiges wäre gewiß erreicht. Dem ernst aufstrebenden Talent wäre ein böses Hindernis aus dem Weg geräumt. Es hätte keine junge Künstlerin mehr nötig, sich zu verkaufen — auch könnte keine mehr mit einer solchen Notwendigkeit ein Liebesleben ohne Liebe entschuldigen. Und trotzdem würde das Leben der Bühnenkünstlerin damit noch keineswegs von allen Gefahren und Nöten erlöst.

Die Gagen würden erst recht nicht steigen, wenn den Leitern durch die Kleiderlieferung neue Lasten auferlegt wären. Da die künstlerische Begabung nur selten mit haushälterischem Geist gepaart ist, bliebe ein gut Teil der Schwierigkeiten bestehen. Und selbst wenn gelänge, was nie gelingen kann, nämlich alle kokottenhaften Elemente aus dem Stand der Bühnenkünstlerin auszuschließen, selbst dann würde das Theater nicht gerade ein Hort der Tugend werden. Mit dem Sichverkaufen würde nicht auch das Sichverschenken aufhören. Kunst, zumal körperliche Kunst ist nicht denkbar ohne Sinnlichkeit — womit selbstverständlich die weitestbegrenzte Reizsamkeit der Sinne gemeint ist, die aber doch die engere Sinnlichkeit einbegreift. Junge Frauenwesen, die gleich dem arbeitenden Mann völlig auf sich selbst gestellt sind, die manches bürgerliche Vorurteil überwinden, gesteigerte Leidenschaften täglich verkörpern müssen, die werden durch keine Moralmittel verhindert, sich auszuleben wie der Mann.

Unter allen Umständen können nur Mädchen oder Frauen mit mindestens etlicher Begabung und mit einem festen Kern von Charaktertüchtigkeit heil durch das Komödiantinnenleben hindurchgehen. Nur Persönlichkeiten, denen die seltene Fähigkeit gegeben ist, den Sinnen die Zügel zu lockern und sie doch sicher in der Hand zu behalten, mit einem Worte: nur geborene Künstlerinnen, die Talent und Charakter in sich vereinen, vermögen alles Widrige der Bühnenlaufbahn zu überwinden. Nicht einmal, hundertmal prüfe sich die junge Kunstschwärmerin, ehe sie sich für die Bühne entscheidet. Ist sie nicht ganz sicher, künstlerische Begabung, gute äußere „Mittel“ und überdies unermüdlichen Fleiß und ungewöhnliche Selbstbeherrschung zu besitzen, so bleibe sie fern! Sie wird dadurch — nach Maßgabe ihrer bescheidenen

Digitized by Google

Kräfte — am besten zur Lösung der Bühnen-Frauenfrage beitragen.

Willy Rath

Arbeitsunterricht

Bildung und Schule

„Die Lernschule muß zur Arbeitsschule werden!“ Das ist der Schlachtruf, mit dem die moderne Pädagogik der bis vor kurzem herrschenden zuleibe rückt. „Weg mit allem Buchwissen, hinaus mit dem Gedächtniskram! Arbeiten, arbeiten, wenn wir nicht verzweifeln sollen an der Bildungsmöglichkeit überhaupt!“ Und nun wird „gearbeitet“: gehobelt, geschnitzelt, gesägt und gefeilt, geklebt und verkleistert, experimentiert und was der manuellen Tätigkeiten mehr sind. Denn im Manuellen, in der Beschäftigung der Hand, pflegt man heutzutage das wirksamste Mittel zur Weckung und Pflege der Selbsttätigkeit zu erblicken. Wo nichts buchstäblich Greifbares, nichts Hölzernes, Eisernes, Handwerkstechnisches erzeugt wird, da fehlt der vollgültige Beweis für wahre Selbsttätigkeit.

Ein gefährlicher Irrtum, vor dem gar nicht eindringlich genug gewarnt werden kann! — Arbeit, anstrengende, mühevolle Tätigkeit — kann nur noch die körperliche Betätigung der Muskeln Anspruch auf diesen Ehrennamen erheben? Erfordern logisches Denken, sittliche Entschlüsse, wissenschaftliches und künstlerisches Erfassen und seelisches Verarbeiten nicht auch Anstrengung und Mühe? Ist nicht auch im Gebiete des Geistigen „Arbeit“ zu finden? Ist das Glätten eines Holzblocks oder das Krummbiegen eines Eisenstabes eine Arbeit von höherem Erziehungs- und Bildungswert als das volle Einleben in den Gehalt einer Dichtung? Erfordert jene manuelle Beschäftigung mehr Selbsttätigkeit als diese geistige?

Unsre Bildungsanstalten müssen verflachen, sobald sie das Schwergewicht auf das Manuelle verlegen; denn es ist ein Trugschluß, zu glauben, ein handwerksmäßig zustande gekommenes Produkt beweise die Selbstbetätigung in höherem Grade als irgendeine geistige Leistung. Nur insoweit manuelle Arbeit ein geistiges Moment enthält, nur insoweit sie geistigen Zwecken dienstbar gemacht wird und am Ende hineinwächst in das Gebiet des Geistigen, nur insofern sie den Verstand, die Phantasie, das Gemütsleben in Schwingung zu bringen vermag, hat sie wahren Bildungswert. Ohne dieses geistige Moment ist manuelle Tätigkeit bloßer Handfertigkeitsmechanismus, und damit gerade das Gegenteil wahrer Selbsttätigkeit.

Der Schüler, der still und atemlos einer lebensvollen Schilderung seines Lehrers lauscht, kann in höherem Grade selbsttätig sein als der emsig sägende oder feilende Arbeiter. Körperliche Arbeit innerhalb des Schulbetriebs kann immer nur Mittel zum Zweck sein. Wo sie zum Selbstzweck wird, wo der manuelle Unterricht die Beziehung verliert zu den geistigen Gebieten, da verliert er zugleich jeden höhern Bildungswert. Nur wo jenes Schreinern und Schlossern, jenes Schneiden und Kleben dazu dient, irgend etwas herzustellen, was Ausdruck eines individuellen Innenlebens ist, kann von Selbsttätigkeit gesprochen werden. Und nur wo das manuell erzeugte Gebilde die Grundlage abgibt für wissenschaftliche, künstlerische oder für ethische Betätigung, hat seine Herstellung durch die Schüler pädagogische Berechtigung.

Ein Arbeitsunterricht aber, der diese Forderung vergißt, hat kein Recht, über die alte Lernschule zu

Digitized by Google

schelten; denn er gibt selbst nichts anderes als sie. Jene vielgeschmähte Lernschule erzog trotz ihres verwerflichen Gedächtnisdrills mehr zur selbsttätigen Arbeit als ein Großteil dieser sogenannten Arbeitsschulen mit ihren kindischen Spielereien oder mit ihrem geistlosen Drill nach irgendeinem starren gewerblichen Schema. Ich bin ein Gegner jener Lernschule; aber für die höhern Bildungsinteressen noch schädlicher erachte ich diese moderne Einrichtung, die etwas zu erstreben scheint, was ihrer pädagogischen Unschuld nicht beschieden ist.

Ernst Weber-München

Von der Liste für den Oberpräsidenten usw.

Die „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften", von der die Zeitschrift „Deutschlands Jugend" und die nach den Prospekten zur Verdrängung der Schundliteratur bestimmte „Adlerbibliothek" herausgegeben wird, erregt allgemeines Befremden durch die Art der Reklame, deren sich in ihrem Namen der Verlag Herlet für jene beiden Unternehmungen bedient. Besonders hat die Lehrerschaft allen Grund, ein Rundschreiben, das an die Direktion der höheren Schulen verschickt wird, zurückzuweisen. „Seine Exzellenz, Ihr Herr Oberpräsident hat unser Organ »Deutschlands Jugend« in warmen Worten empfohlen. Da Sie, hochgeschätzter Herr, in allererster Reihe zu den maßgebenden Persönlichkeiten gehören, bitten wir Sie, die von dem Herrn Oberpräsidenten empfohlene illustrierte Wochenschrift gütigst bestellen zu wollen." Folgt dann eine ziemlich unbescheidene Anpreisung der Adlerbibliothek, die nach einem zweiten Rundschreiben des Verlags „den so lange gefehlten (!) einzig wichtigen Ersatz für die Schmutz- und Schundliteratur darstellt", und zum Schluß ein zarter Wink: „Für Ihre große Güte, mit der Sie unsere Ziele unterstützen, können wir Ihnen unseren aufrichtigen Dank nicht anders zum Ausdruck bringen, als daß wir Ihren werten Namen auf die Liste der Förderer der Gesellschaft setzen, die für die maßgebende Stelle, z. H. des Herrn Oberpräsidenten, bestimmt ist." Man fragt sich, wie geachtete Schriftsteller ihre Namen unter solch ein Schriftstück setzen konnten? Der Zweck heiligt doch zum mindesten nicht immer die Mittel: der Bewegung gegen die Schundliteratur werden durch eine solche Werbearbeit recht zweifelhafte Dienste geleistet. Ebenso zweifelhafte wie durch die krassen Umschlagbilder der Adlerbibliothek, die an grellen Effekten den bekämpften Nick Carter-Heftchen nichts nachgeben.

Lebende Worte

Bildung

Von einem haben die sogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorstellung: daß jemand den zusammengesetzten und künstlichen Zustand, den sie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung ist, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen sei. Ihnen scheint alles Schlichte: Unkultur.

Grillparzer

Unsre Bilder und Noten

Der „gute Hirte" von Georg Wrba, der diesem Hefte vorgesetzt ist, der „heilige Franziskus" von Fritz Kunz, der „tote Christus" von Richard Müller sind Werke moderner christlicher Kunst, die in

Digitized by Google

dem Aufsatze von Gustav Langen besprochen werden, wenn auch noch nicht in dem ersten Teile, den unser heutiges Heft bringt. Wir enthalten uns deshalb an dieser Stelle der Worte über sie. Wenn sich der Leser in ihre Betrachtung versenkt hat, wird er den Hauch eben einer religiösen Kunst auch über dem anspruchslosen Aquarell von O. Soltau, „Am Friedhof", spüren. Wie da die dunkeln Lebensbäume im ungewissen Dunkel, die Grabkreuze und Grabfiguren in ungewissem Lichte stehn, regen sie zu mehr als bloß „malerischen" Gefühlen an. Man braucht dem scheinbar nicht sehr eigenartigen, in Wahrheit doch recht besonderen Bilde seine Phantasie nur willig hinzugeben, so wird ein stilles Traumleben in uns wach, das aus den dunkeln immer wieder der lichten Stelle am Horizonte zustrebt.

In Berlin ist, wie unsre Leser wissen, jetzt der Wettbewerb über den Bebauungsplan Groß-Berlin entschieden worden, und zwar hat den ersten Preis Jansen, der Herausgeber des gleich dem „Kunstwart" bei Callwey in München erscheinenden „Baumeisters", davongetragen. Wir kommen auf die wichtige Sache natürlich zurück. Schon heute aber möchten wir den Lesern, da wir in der angenehmen Lage sind, das zu können, mit unsrer Illustrationsbeilage einige Bilder vorlegen, die der Denkschrift Jansens* entnommen, einige Blicke in die geplanten Schönheiten des Groß-Berlins erlauben, das vorläufig noch unterm Horizonte liegt. Wir geben über die einzelnen Blätter Alex. Heilmeyer das Wort:

„Das 1. Bild zeigt eine der großen Ausfallstraßen und zwar den Blick auf die Spree zwischen Schillingsbrücke und Schlesischem Busch.

Was versteht Jansen unter einer Ausfallstraße? Die Ausfallstraße hat den Zweck, aus dem Zentrum der Millionenstadt die großen Massen der Bevölkerung in kurzer Zeit an die Peripherie, in den sogenannten Wald- und Wiesengürtel hinauszuführen. Die aus der Vogelschau dargestellte Ausfallstraße III stellt die langersehnte, großzügige Verbindung des am dichtesten besiedelten Berlin Mitte und Berlin O mit seiner berufenen Erholungsstätte, der Wuhlheide, her, und zwar durch den Schlesischen Busch, den Treptower Park und Plänterwald.

Abb. 2, 3, 4 veranschaulichen interessante Großstadtbilder, wie sie durch die Erschließung neuer Verbindungswege entstehen würden. Sie bringen große Überraschungen: man entdeckt neue ungeahnte Schönheiten im Berliner Stadtbilde. Wie ansehnlich und bedeutend repräsentiert sich nach dem Durchbruch der neuen Uferstraße zur Stralauerstraße das neue Rathaus. Der Blick von der Roßstraße aus gewährt ein reizendes architektonisches Schaubild: das Köllnische Gymnasium und das Märkische Museum.

In dem architektonisch gestalteten Platzbilde vor dem neuen Rathaus in der Jüdenstraße ist mit rein künstlerischen Mitteln durch geschwungene konkave Linienzüge der Platzwände und den vertikalen Dominanten der Bildsäulen eine großartige monumentale Wirkung erreicht.

Zeigen uns die teilweise neugestalteten Straßen- und Platzbilder in Jansen den Künstler des Städtebaues, so lassen uns die auf der Grundlage eingehenden Studiums aller in Betracht kommenden lokalen Verhältnisse ausgearbeiteten Bebauungspläne, die den entschiedenen Vor-

* Sie erscheint demnächst bei Georg D. W. Callwey, München, im Kommissionsverlag zum Preise von 5 Mark.

Digitized by Google

zug haben, daß ihre Ausführung möglich ist, den organisatorischen Geist des modernen Städtebauers erkennen.

Die in der großen Perspektive Abb. 5 dargestellte Kleinwohnhaussiedlung im sogenannten Parkgürtel veranschaulicht in verschieden gruppierten Reihenhäusern den billigsten und bautechnisch rationellsten Haustypus. Es ist nur ein Beispiel von den vielen Vorschlägen Jansens. Sein Vorschlag zu einem Grundplan von Groß-Berlin weist eine ganze Reihe von ebenso zweckmäßigen wie praktischen Bebauungsarten und Wohnhaustypen für Bauzonen innerhalb und außerhalb der Stadt auf.

Da hier nur in Kürze auf die künstlerische Seite, vor allem auf den architektonischen Charakter des Jansenschen Entwurfes hingewiesen werden kann, bleibt die eingehende Würdigung seines großartigen Projektes einer ausführlicheren Besprechung vorbehalten. A. Heilmeyer"

Die drei Textbilder dieses Heftes sind dem „Hyperion-Almanach" für das Jahr 1910" entnommen, der bei Hans von Weber in München erschienen ist. Sie werden gewiß nicht allen unsern Freunden „aus der Seele gezeichnet" sein, aber wir sind ja wohl einig darin, daß man, was die Jugend bewundert, zum mindesten kennen lernen soll, ehe man's „verdammt". Hat man's kennen gelernt, wer weiß, so „verdammt" man's vielleicht gar nicht einmal. Sondern versteht, warum sie „davon weg" ist, und hat dann auch seine Freude daran, wenn schon keine ebenso überschwängliche. Die Proben aus dem Hyperion-Almanach sind jedenfalls ausnahmelos Proben starker Begabungen. Die Künstler, die sie gezeichnet haben, sind ja auch sämtlich Träger schon berühmter Namen.

Zum Schluß dieser Begleitworte noch eine Ergänzung zu früheren. Die schönen Federzeichnungen zu Scheibners Buch über das städtische Bürgerhaus Niedersachsens, die wir im zweiten Märzhefte wiedergegeben haben, stammen von dem Maler Otto Becker in Einbeck. Auf dem Titelblatte des Buchs ist das leider nicht angegeben. A

Unsere Notenbeilage bringt zunächst eine Komposition des lebenden italienischen Tonmeisters Giovanni Sgambati, ein Stück aus jenem „Königsrequiem", von dem Leopold Schmidt in seinem Berliner Musikbericht auf S. 402 unsres zweiten Märzheftes ausführlicher gesprochen hat. Wir bringen diese Noten mit Genehmigung von B. Schott's Söhnen in Mainz. — Dann folgt eine Probe aus der „Hochzeitsserenade" von Heinrich Rietsch für kleines Orchester, die vor kurzem auf einem Reichenberger Musikfest Aufmerksamkeit erregt hat und eine willkommene Bereicherung der Serenadenliteratur bildet. Schon die Idee ist neu und glücklich, nicht minder die geistreiche Faktur und der melodische Gehalt. Die freie einzelne Seite wurde benutzt, um ein sehr humorvolles altniederländisches Volkslied mitzuteilen, als Probe eines Flämischen Heftes, das unser Mitarbeiter A. J. Boruttau für die „Völkerstimmen" des Kunstwarts vorbereitet.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

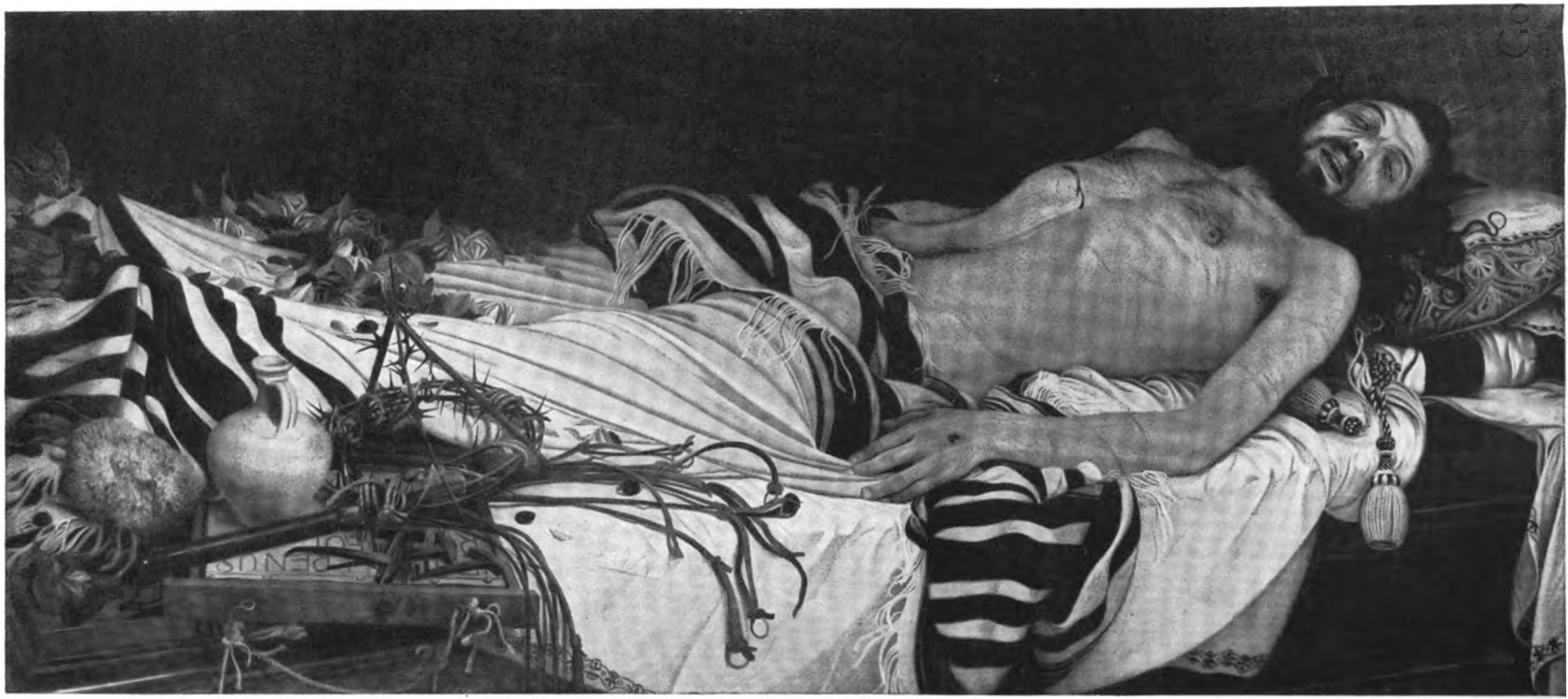
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ KUNZ

Digitized by Google

Digitized by Google



RICHARD MÖLLER

Digitized by Google

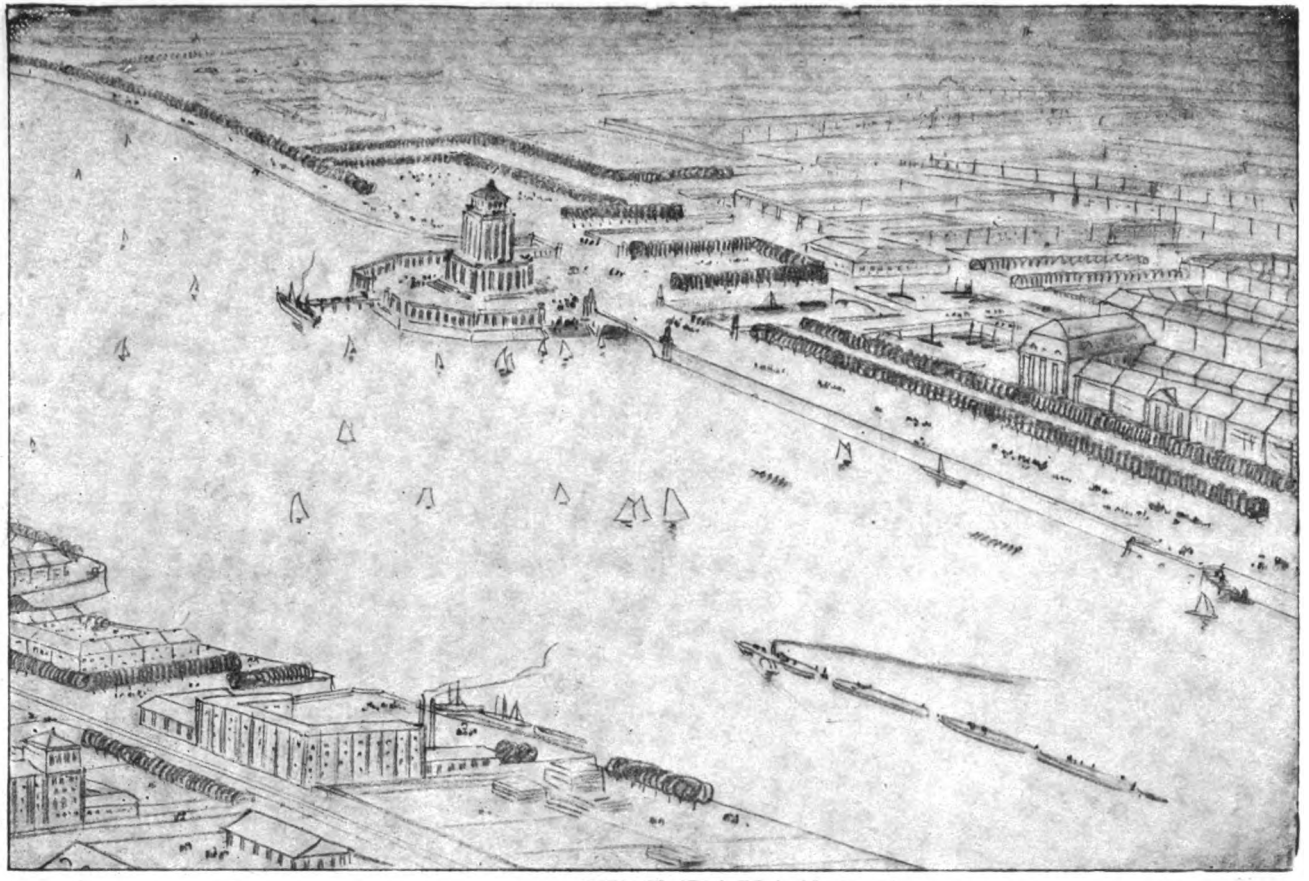
Digitized by Google

O. SOLTAU

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 1: AUSFALLSTRASSE III

Digitized by Google

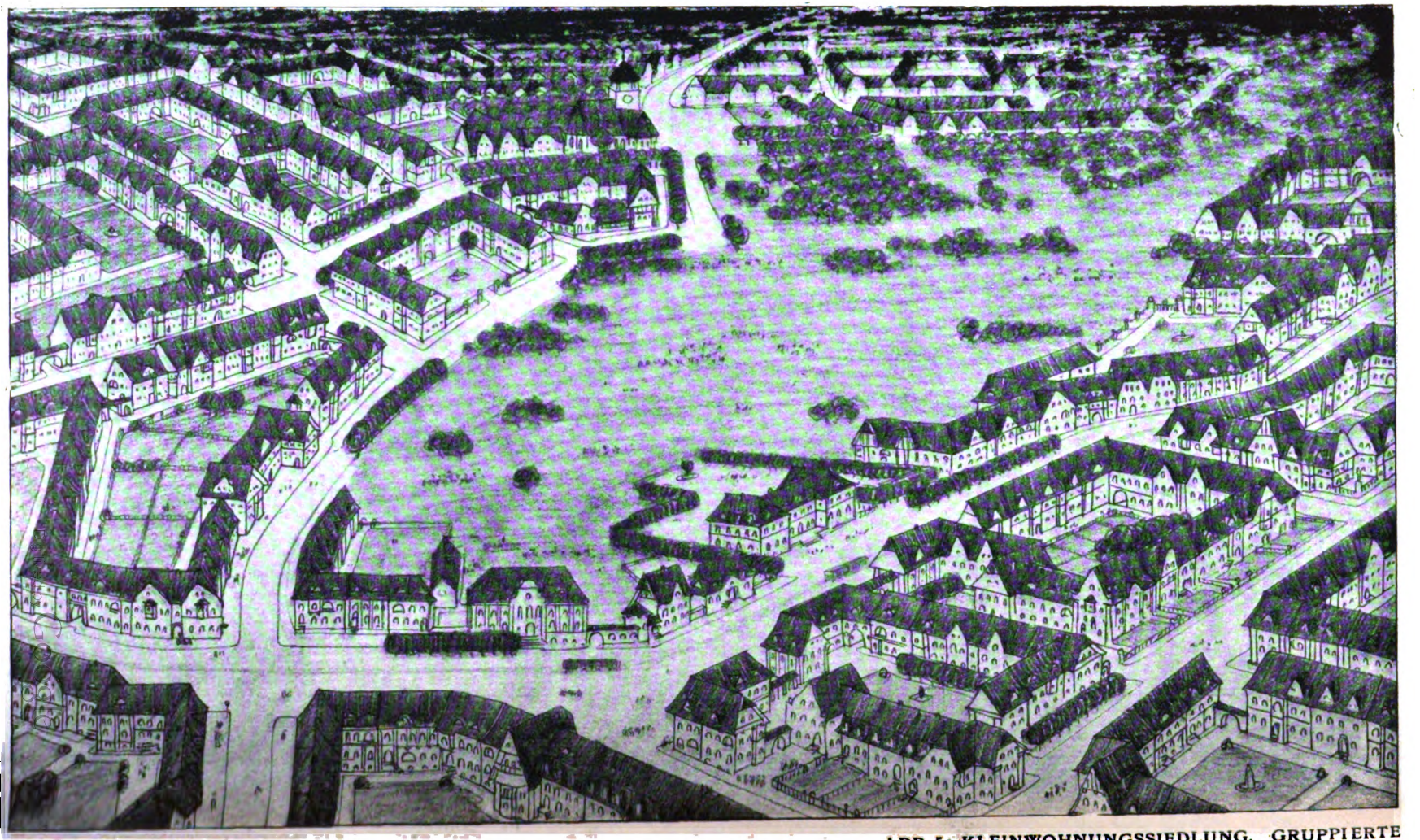
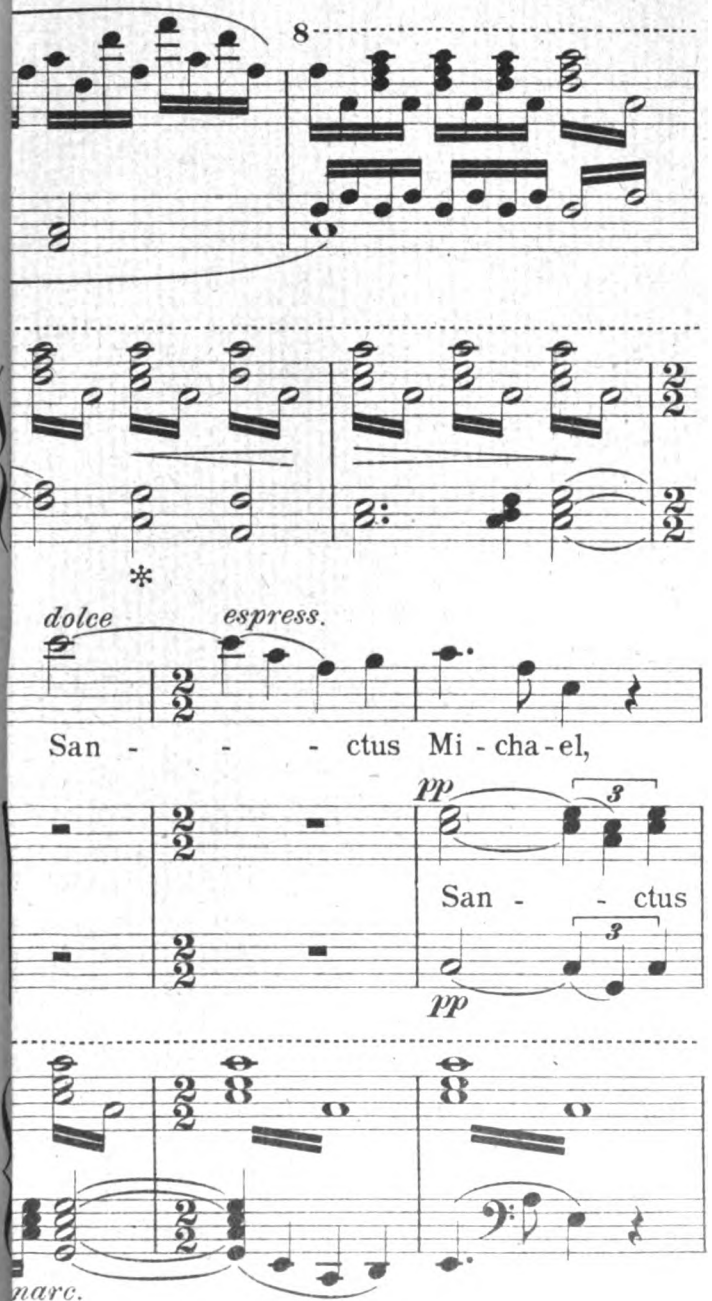
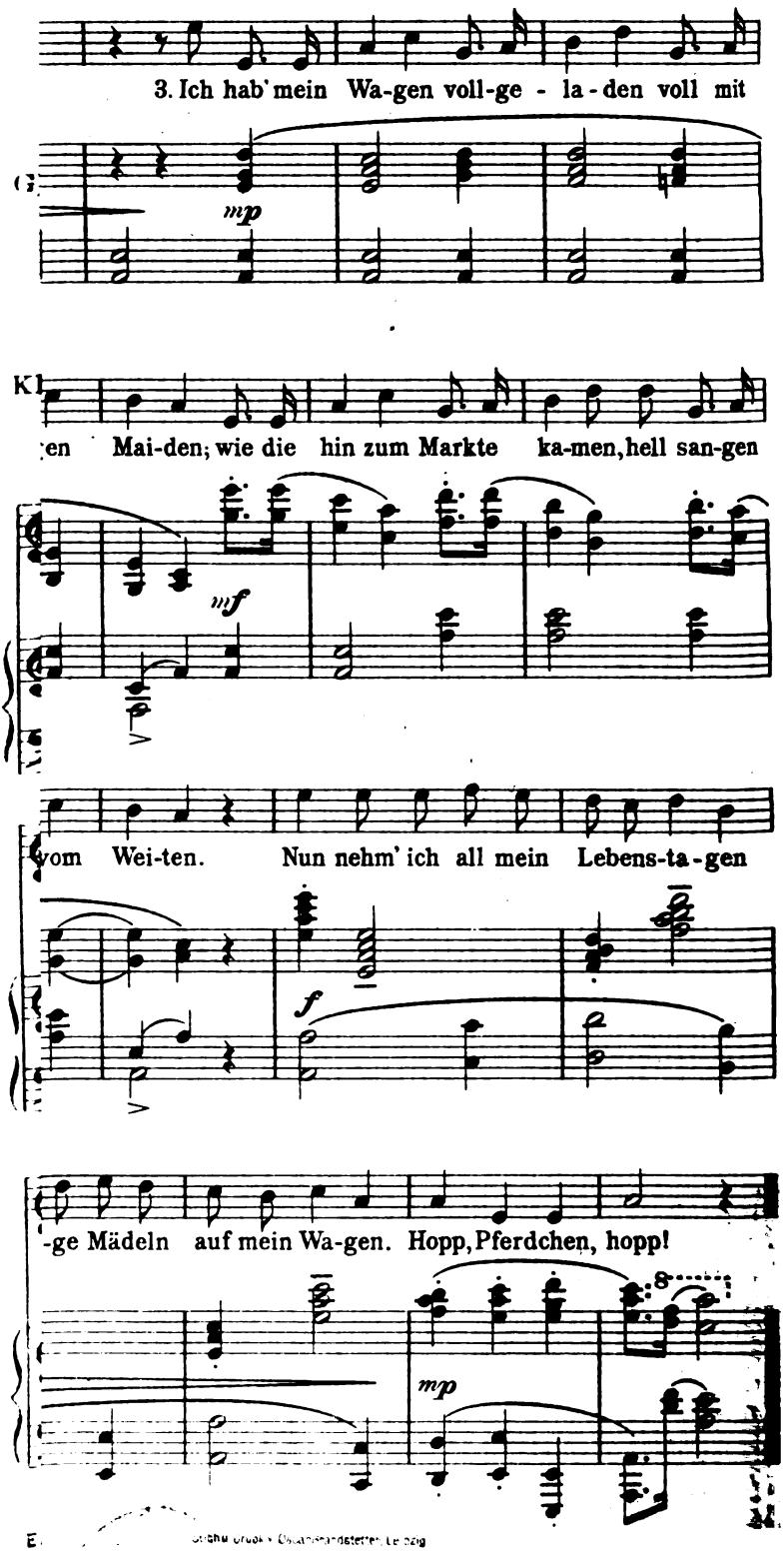


ABB. 5: KLEINWOHNUNGSSIEDLUNG. GRUPPIERTE REIHENHÄUSER AM GROSSEN PARKGÜRTEL

Aus dem
„KÖNIGS-REQUIEM“



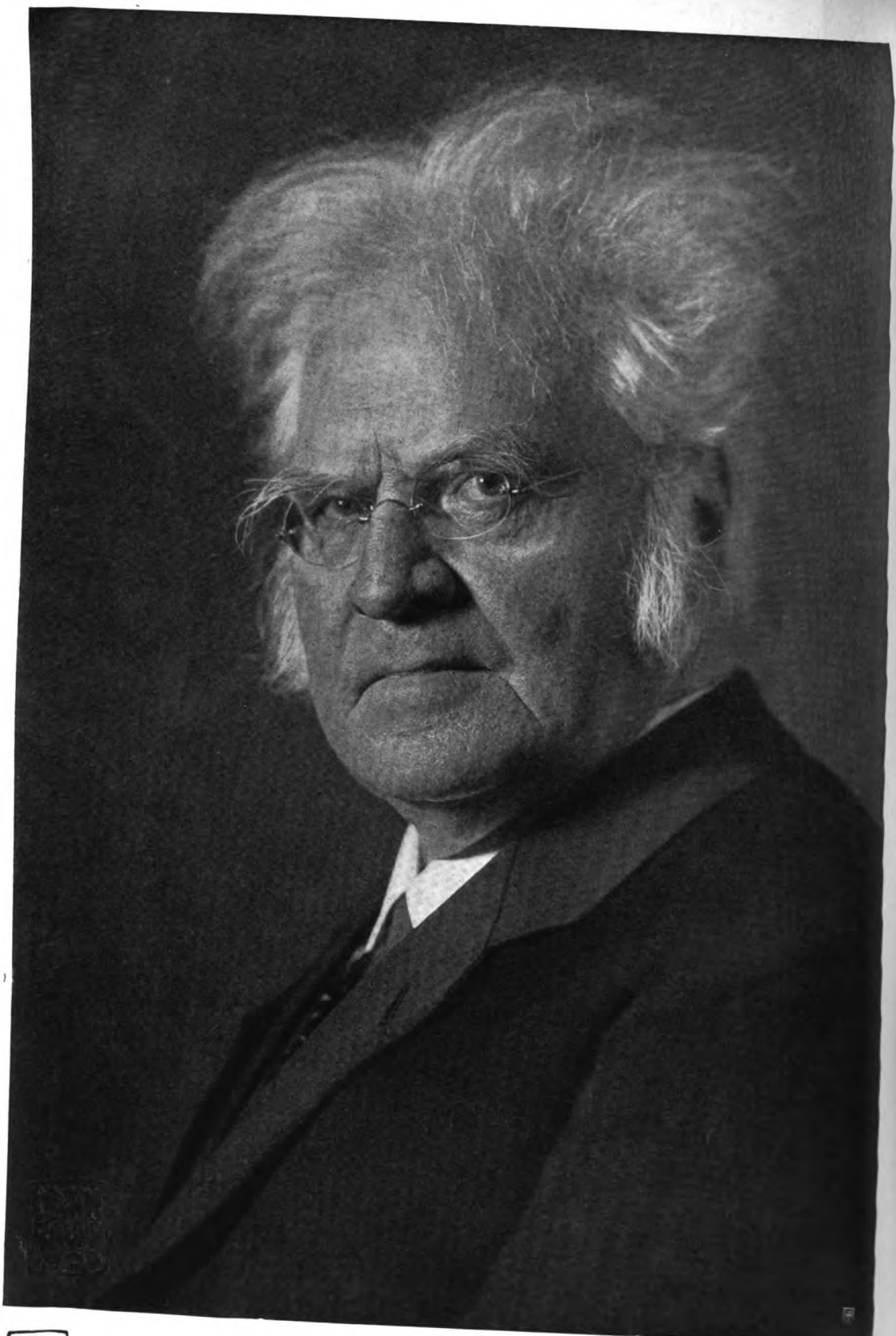
Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



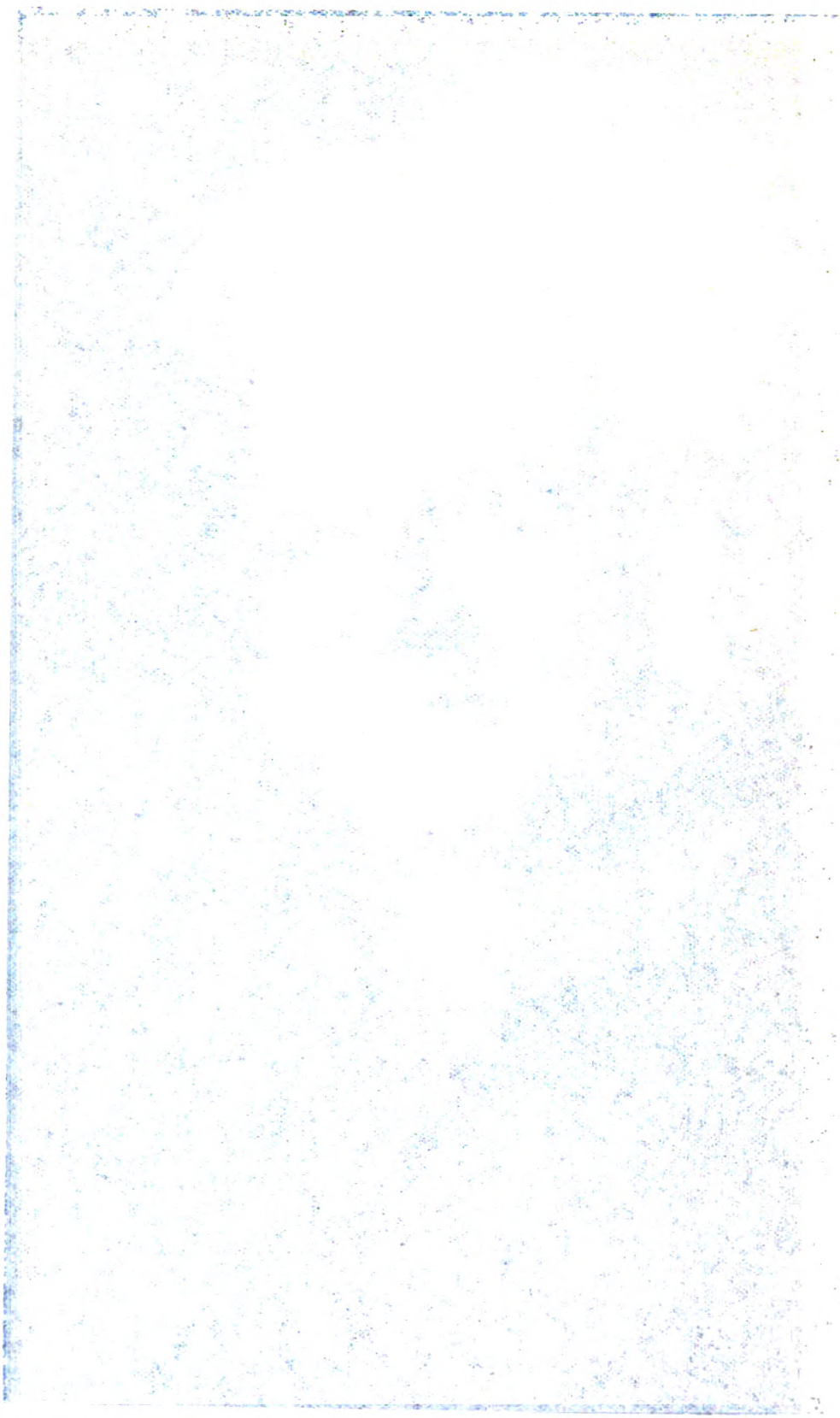
KW

ERWIN RAUPP (phot.)

Björnstjerne Björnson

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Den Germanen im Norden

entbieten an ihres großen Toten Bahre wir Deutschen unsern Gruß. Ihrer war er, weil er nicht nur in, weil er aus ihrem Lande und Volke geboren ward, und für sein Land und Volk vor allen andern mit einer Kraft des Erlebens und Lebenschaffens ohnegleichen gelebt hat. Aber er war auch unser, denn wieviel näher ihr ihm standet als wir, außerhalb eurer Länder sind doch die Männer und Frauen keines Volkes ihm so nahe wie die Deutschen getreten. Ihm, wie den Verwandten seines Geistes, deren Licht wir in euren Ländern mit immer neuen Sternen aufgehen sahen, staunend und bewundernd, neidlos und endlich mit einem stillen und lauten Jubel, der, jetzt beschleunigt, jetzt zögernd, wuchs, wie wir mehr und mehr im Fremden das Brüderliche erkannten.

Wir buhlen nicht, wir werben nicht einmal um eure Liebe. Wie wir Deutschen Sonderbrödler sind, so seid ihr's, und wie wir als einzelne es sind, so sind wir's als Völker, wir alle, wir Germanen, immer zunächst weit eher geneigt, zu sehn, was im andern anders ist und was uns an ihm nicht gefällt. Wir Deutschen verstehen zudem besonders leicht, wieviel euch an uns nicht paßt und was euch bei uns nicht schmeckt, denn eine Menge davon paßt und schmeckt uns selber nicht. Uns unter den Deutschen, die wir nicht in Massenerfolgen einer Massenmacht an sich schon die größten Leistungen der Kultur sehn. Aber ihr wißt auch, daß zwischen dem Deutschtum des Massenrauschs, der Phrase und der Dekoration ein Deutschtum der geistigen Kraft nicht nur gelebt hat und euer Lehrer gleich unserm eigenen gewesen ist, sondern auch noch lebt. Unterschätzt es nicht, es hat das Blut derer in den Adern, die auch ihr liebt und ehrt, und es stärkt und strafft sich mit jedem Jahr. Dann bedenkt: wenn das Erringen und Erhalten äußerer wirtschaftlicher Macht nicht ohne Kämpfe, nicht ohne Verluste an innerem Gut, nicht ohne Widerlichkeiten möglich war: die Kraft im Arme der Masse kann dem Gedanken dienen, indem sie den jungen pflegt und schützt, den lernenden und wandernden fördert und dem großgewachsenen, der bebauen soll, Vollzieherin seiner Befehle wird. Wir wollen so wenig wie ihr ein Pangermanentum, das das Eigenleben der Menschen in uns, der Völker um uns nach ein paar Modellen uniformieren will. Aber wir wollen die Fülle Denkender und Fühlender, die deutsch sprechen, zu Pflegern und Trägern auch eurer Kultur machen, soweit sie nicht nur Heimatskultur allein, sondern germanische Kultur überhaupt ist.

Es ist nicht einer, der bei uns so denkt, so denken in Deutschland schon viele Tausende. Wir haben, wie ihr, uns auch der Romanen und Slawen gefreut, und von ihnen gelernt, und wollen das weiter tun. Was sie uns geben konnten, war viel, aber zumeist blieb es Kenntnis oder Bild, Schönheit oder Gedanke. Oder ein Anregen, ja, doch eins, bei dem wir immer empfanden: es kommt von außen her. Nur in den besten der andern Germanen fühlen wir als

Digitized by Google

innersten Beweger das Beste von uns. Den Drang nach dem Auswachsen der Persönlichkeit, der doch nie zum Aufgehen im selbstgefälligen Schlingtum führt. Den Drang nach Freiheit, der in eine Herde nicht mag, auch wenn sie „Freiheit!“ schreit. Den Drang zur Natur, mit der verwachsen zu bleiben wir um kein Geschenk der Zivilisation aufgeben wollen. Den Drang zum Geistigen, den auch keiner von euch glühender gestaltet hat, als unsres Goethe Faust. Und den Drang zur Verlebendigung des Gedankens durch die Tat, das auch Faustens und Goethes Letztes und Höchstes war. Wie es jetzt wieder Björnsons des nicht bloß Literaten, des nicht bloß Ästheten, wie es Björnsons des Wirkenden Höchstes gewesen ist.

Die Germanenkultur in Deutschland, der Schweiz und Österreich, in den Niederlanden und bei euch im Norden mag sich politisch und religiös, wirtschaftlich und sozial in tausend Widersprüchen auseinandersetzen, wer sehen kann, wird doch in jedem einzelnen echten Stück von ihr das Gemeinsame erkennen, wie in jedem echten Bild germanischer Malerei. Ich glaube: das nicht Sich-Vollenden, das nicht sich voll Enden im Werke, das ist's — das Hinausstreben mit der Wirkung über den Genuß in Aug und Ohr zur Willenbewegung hin, eben zur Tat. Was aus den germanischen Völkern vor andern die wirkenden Völker gemacht hat, äußert sich in unserm Geistesleben so. Seit Jahrhunderten sind wir in der Kultur vor andern die schöpferischen Völker gewesen. Je reicher *wir* einander in geistigem Frieden, in geistigem Kampfe befruchten, je edler werden die Ernten der Welt sein. A

Björnstjerne Björnson

Der Tod Björnsons weckt weithin in Europa Widerhall. Für Norwegen bedeutet er etwas wie eine Landestrauer, denn Björnson war in seinem Vaterland ein ungekrönter König, ein Führer und Vorbild für viele, für alle Gegenstand der Aufmerksamkeit. Man sagt: er verstand sich zu inszenieren. Aber es heißt böswillig am Wesen vorbeisehen, wenn man immer nur auf den Gestus hinweist. Vor allem *hatte* er etwas zu inszenieren mit sich selbst. Er fand seines Geistes Verwandte trotz aller Verschiedenheiten und aller Abstände in einem Julius II., einem Martin Luther, nicht in Peter Aretin oder Johannes Faustus. Man inszeniert nicht einen Kleinen oder Halbgroßen mit *dauerndem* Erfolg, am wenigsten unter dem kritischen norwegischen Volk, wo die rasche Entwicklung bald das Streben an den Früchten zu bewerten erlaubte. Allerdings war Björnson der Mann der großen Bewegung, des weithintragenden Pathos. Achtzigmal hat er den Vortrag über Monogamie und Polygamie für die voreheliche Keuschheit der Männer, die vielbesprochene „Handschuhmoral“ gehalten. Aber 25000 Zeitungsartikel soll er geschrieben haben. Volksredner war er und Politiker, — und zwar *Führer*, nicht Schreihals. Als solcher unbekümmert um Kleinigkeiten. Und darum oft im Irrtum, zuweilen selbst dem Lächerlichen verfallen. Weit gekannt wurde er auch als Theaterdirektor, obwohl er es nicht lange war. Er wußte seinen Ideen, die einem großen Teil seines Volkes heilig waren wie ihm, Geltung zu schaffen. Zum

Digitized by Google

Kampf war er geboren. Und er hatte Freude an seiner Rolle wie jeder echte Theatermann, vorzüglich wenn er sie laut sprechen durfte. So empfanden ihn die sehr Geistigen seines Volkes als zu aufdringlich. Unter den jüngeren Literaten des Nordens findet man eine etwas abwehrende Haltung gegen Björnson.* Es ist gut, daß wir Björnson nicht unter diesem Gesichtswinkel sehen. Für uns kommt alles Gesagte nur in Betracht, soweit es den Dichter Björnson mit bestimmt hat. Von diesem ist im folgenden zu reden.

Jedes dichterische Schaffen hat zur Urquelle jene geheimnisvolle Kraft der Zeugung, über deren Entstehen wir nichts aussagen können, die aber immer als Prinzip gesetzt werden muß. Es ist überliefert, daß Björnson in früher Jugend schon über diese Kraft in sich klar war und darum dem Beruf des Dichters zustrebte. Seine wenigen Examina hat er widerwillig und schlecht genug bestanden. Sein Leben hat bewiesen, daß er recht hatte, sich als Berufener zu fühlen.

Dennoch dürfen wir fragen, welche Anstöße von außen seinem Schaffen die Richtung gegeben haben, welche Zeit- oder Ewigkeitsfragen es erfüllten. Da muß es denn wundernehmen, und es ist ein Zeichen einer starken Persönlichkeit, wie deutlich von Anfang an die eigene Natur sein Werk geprägt hat. Nicht nur, daß er schon in seinem ersten Stück** Konflikte seines eigenen Daseins dichterisch verwertet, sondern auch sein Stil ist bereits sein wohlbeherrschtes Eigentum, obwohl die starken Einflüsse, die man von den alten Sagen Norwegens her darin finden will, in der Tat unverkennbar sind. Noch weniger wollen diese Anregungen für die Gestaltung seiner berühmten Bauernnovellen — sie zählen zu seinen frühesten Werken — bedeuten. Viel stärker spricht aus ihnen eine wirkliche Erfahrung in der lebendigen Umgebung seiner Heimat. Davon berichtet auch sein Biograph Collin ausdrücklich, daß Björnson mitten im Bauernleben und im kindlich-freundschaftlichen Verkehr mit den Bewohnern der väterlichen Pfarre aufgewachsen sei. — Ideell wirkt am stärksten in diesen Jugendwerken die Religiosität des Dichters. Björnsons Vater war Pastor und Björnson selbst ist lange Zeit rechtgläubig gewesen; Frömmelei und Eiferei lehnte aber seine kräftige Natur auch in seiner Jugend triebmäßig ab. Schon in einer glänzenden Szene seines „Fischermädchens“ führt er pietistische Neigungen mit scharfer Dialektik ad absurdum; im Grunde redet er da seiner eigenen Lebensweise das Wort. Er hat wie Goethe das unvergleich-

* Auch Georg Brandes findet in Björnsons größtem Roman zu viel volkserzieherische Absicht. Ich vermag ihm darin nicht zu folgen. Es scheint vielmehr, daß er wie so viele den Ausdruck optimistischer Stimmung und kräftiger Persönlichkeit für „Tendenzkunst“ erklärt. Die Kunst, das ist der Grundgedanke, soll objektiv, soll nur Spiegel des ungefärbten Lebens sein. Björnson hat diesem Ästhetenideal kaum je genügt. Er ging auf Wirkung aus, — seine Absichten lenken aber den Verlauf seines Romans nicht wie ein deus ex machina, und doch wäre das allein ein berechtigter Vorwurf.

** „Zwischen den Schlachten“. (Deutsch in Reclams Universal-Bibliothek).

Digitized by Google

liche Glück gehabt, seine Lebensentwicklung auf dem Grunde einer langandauernden Jugend aufbauen zu dürfen. Es war ihm mit seinem Schreiben heiliger Ernst. Neben dem reinen künstlerischen Trieb, und wenn man diesen Ausdruck erlaubt: in diesem Trieb oder durch ihn wirkte er in mannigfachen Richtungen. Nationale Begeisterung und die Freude an der heldenhaften Vorzeit entflammten ihn, und vor allem suchte er, dem so vieles Menschliche bekannt war, überall tieferes Verstehen für das Menschliche zu erwecken. Auch sonst ist er dafür eingetreten; gelegentlich eines Prozesses hat er noch später betont, daß Seelenkenntnis auch in der Anwendung des Gesetzes eine wichtige und notwendige Forderung der Humanität sei.

Eigentlich aktuelle Zeitgedanken hat Björnson erst später, in der Zeit, wo Georg Brandes seine stärkste Wirkung entfaltete, zum Thema seiner Dichtungen gemacht. So suchte er in einem Drama „Der König" veraltete monarchistische Staatsformen in ihrer Überlebtheit und Verlogenheit zu kennzeichnen; in dem Dreiakter „Ein Handschuh" trat er für die nach dem Titel genannte „Moral" ein, wenngleich nicht ohne eine gewisse Reserve. Von den Dramen „Der Redakteur" und „Ein Fallissement" ist jenes gegen die unsittliche Presse, dieses gegen wüstes Spekulantentum gerichtet. Trotz mancher Szenen von Kraft, Innigkeit, Anmut, charakteristischer Schärfe verblassen diese Werke in ihrer Ganzheit heute doch schon ein wenig. Sie sind nicht nur aus vorübergehenden, zum Teil rein-norwegischen Verhältnissen erwachsen, sondern auch dichterisch nicht sonderlich geglückt. Björnson versucht darin, die realistischen Forderungen der neuen Zeit zu erfüllen. Aber seine Szenenführung ist sprunghaft und zuweilen künstlich; sein Dialog stützt sich auf gute Beobachtung, aber nicht auf reine innere Anschauung: er hatte seinen Bühnenstil in dieser Periode noch nicht gefunden. Für die Kenntnis von Björnsons Persönlichkeit bedeuten die Dramen dagegen viel. Wir sehen ihn mit Eifer und Wucht auftreten. Ironie und Satire, so meisterlich er sie zuweilen handhabt, entspringen weniger seiner ursprünglichen Begabung als seiner unvergleichlichen Gabe der Einfühlung. Sein Biograph Collin erzählt reizvoll, wie er an den ironischen und kühl analysierenden Temperamenten gewisser Jugendfreunde — Ibsen nicht ausgenommen — Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt habe. Diese Einfühlung ist eine der grundlegenden Eigenschaften des Dichters Björnson. Er ist ein Prototyp jener im höchsten Sinn schauspielerischen Begabung, welche im Umkreis aller möglichen menschlichen Begabungen keine verächtliche Stellung einnimmt. Gewöhnlich aber ruft sie eine pessimistische Lebensstimmung, ein nur allzu großes Relativitätsbewußtsein in ihren Trägern hervor: ein Bühnenvertreter wie Mitterwurzer gibt dazu lebendiges Beispiel. Von den großen positiven Geistern hat zuerst wohl Plato ein unerhörtes Beispiel der gewaltigen Geistessiege gegeben, welche dieser Begabung zu erringen möglich ist. Björnson fühlte innerlich stark schauspielerisch, die Energie, womit sein Fischermädchen gegen eine Welt von Widerständen sich zu dem geliebten Beruf durchringt, ist ebenso charakteristisch wie die feine Wendung, den sanften Theologen

Digitized by Google

Ödegaard im Verlauf der Geschichte zum Anwalt des ethischen Rechts der Schauspielerei werden zu lassen. Entschlüpft ihm doch sogar dabei das tiefe Wort von der dem menschlichen Wesen notwendig und stets beigemischten Schauspielerei. Was aber aktiv Schauspielertum heißt, ist als rezeptive Eigenschaft die Einfühlungsgabe eines Menschen. Ihr verdankt Björnson die Herrschaft über einen gewaltigen Reichtum an Charakteren und menschlichen Ausdrucksformen. Zwar, er wiederholt sich in Einzelheiten und zuweilen auch in der Form der dichterischen Einkleidung und im Milieu seiner Werke. Dennoch hat die nordische Literatur keinen Dichter, dessen Humanität so universal war wie die seine. Eine vielgewandte Lebenserfahrung hat ihn da unterstützt. Aber er gewann sie nur durch die Eindringlichkeit seines menschlichen Mitlebens. Seine oft betonte Naivität hat er selbst einmal als die „Fähigkeit an andere zu glauben" gedeutet. Das ist ein gutes und wichtiges Wort, denn diese Fähigkeit hat seine Erfahrung und im Verein mit der schöpferischen Kritik seine Gestaltungskraft begründet. Er konnte in fremden Zungen reden, er konnte auch mit den Menschen umgehen und soll ein hervorragender Theaterpraktiker gewesen sein.

⧈

Es ist unvermeidlich, an dieser Stelle etwas über Björnsons Verhältnis zu Ibsen zu sagen. Die allgemeine Ansicht ist etwa die, daß Ibsens Dichtung unbedingt der Weltliteratur angehöre, daß er der eigentliche Sprecher unsrer Zeit gewesen ist, und daß Björnson neben ihm vielleicht nach seiner Begabung, aber nicht nach seinen Leistungen bestehen könne.* Es soll hier einmal betont werden, was Björnson konnte, Ibsen aber nicht. Björnson konnte einen Charakter entwickeln, konnte Wurzelboden, Entfaltung, Reifen und Wandeln und endlich Höhepunkte gestalten. Er konnte positive Ideen gestalten — nicht nur Zeittendenzen wie in den erwähnten vier Dramen. Man denke an „Laboremus", eine seiner tiefsten Dichtungen, die zu würdigen allerdings ein feiner und dünner Literat wie Hartleben nicht das Format hatte. Ibsens drittes Reich, dessen Vision zeitweilig über den Trümmern seiner Zerstörerarbeit aufleuchtet, aufflackert besser gesagt, war denn doch alles in allem gewiß eine Art Totgeburt. Ich wenigstens habe stets dabei ein Homunkulus-Gefühl; es weht etwas Studierlampendunst um dieses Geistesprodukt. Im rein menschlichen Gestalten ist Björnson dem lebensfremderen Ibsen weitaus überlegen. Gewiß hatte Ibsen den schärferen Kontur, die strengere Abwägung. Das sind aber technische Fragen, die nicht den Ausschlag geben können. Wo er das Unzulängliche Ereignis werden lassen wollte, geriet er nur allzu schnell in die Mystik und auf Schemenland, Björnson vermochte den Wider-

* So schrieb noch kürzlich Harden von dem Weltbild, das Ibsen seiner Generation aufgezwungen habe, er, neben dem Björnson als ein Dichter zweiten Ranges stehe. Ibsen hat, glaube ich, nicht nötig gehabt, „aufzuzwingen", was allen höheren Geistern seiner Generation schon „flüssig" war, er kam aber gerade im günstigen Augenblick, und seine intensive Kühnheit entflammte dann auch die Lauen.

Digitized by Google

spruch alles Menschlichen mit intuitiver Sicherheit im rein menschlichen Umkreis darzustellen. Im Ernst und im Scherz, wie er denn auch herzhaft lachen und wiederum unter Tränen lächeln konnte. Gemeinsam war beiden der Glaube, daß, wie Ibsen am Schlusse seines ersten großen Gesellschaftsdramas sagt, „der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit“ die Stützen der Gesellschaft sind. Sie verfolgten selten gleiche Pläne, ja sie standen sich zuweilen als Gegner gegenüber, aber im Glauben an die Macht freier Erörterung waren sie einig. In der Kritik der öffentlichen Moral, Erziehung, Gesittung, Religiosität und im Aufstellen neuer Werte ist Björnson leidenschaftlicher — auch wohl unbesonnener — und fruchtbarer als Ibsen, der trotz seines wohldurchdachten Apparates hierin eigentlich unproduktiv bleibt. Ibsen gestattete in seltsamer Halbheit des Willens eine grundstürzende Änderung am Schlusse seines „Puppenheims“, Björnson hat zwar nach dem „Handschuh“ sein Denken gewiß verfeinert und vertieft, aber die Richtung seines Wollens beibehalten. Es ist ein froher und schöner Anblick, diesen Kämpfer immer wieder für die individuellen Rechte der Frau — Entwicklungsfreiheit, moralische Gleichberechtigung, Recht auf Erziehung und Aufklärung — eintreten zu sehen, von Svava über Leonarda, Geographie und Liebe, Auf Gottes Wegen u. a. bis zu seiner letzten Romangestalt, der durch schwere „Verfehlung“ zu innerer Freiheit erlösten Mary, während gerade er anderseits das nicht-Individuelle, das Gattunghafte und Enklitische der Frauennatur so unnachahmlich zart und innerlich gestalten konnte. — Überhaupt sind es nicht etwa Zeitfragen und Oberflächenprobleme, die Björnsons dichterisches Werk bewegen. Das Doppeldrama „Über die Kraft“ enthält neben seiner überwältigenden menschlichen Tiefe und dem Reichtum an typischen Gestalten und Stimmungen auch implicite die Diskussion eines sehr ernsten Problems des religiösen, im zweiten Teil: des sozialen Lebens. Beide werden im zwanzigsten Jahrhundert, wenn sich die Hoffnung mancher starken Geister erfüllt, noch nicht aus unserm Gesichtskreis schwinden. Und wer aus einer Dichtung, die als solche immer von irgendwelchen veränderlichen Umständen abhängig ist, das rein-menschliche Problem herauszulesen vermag, das hier ein mit aller geoffenbarten Religion gegebenes ist, wird verstehen, inwiefern „Über die Kraft“ eine Menschheits- und Ewigkeitsdichtung genannt werden kann.* In dem Roman „Flaggen über Stadt und Hafen“ bildet die Erziehung der Jugend den Mittelpunkt. Freilich in etwas anderm Sinn, als ein staatlich gedrillter Durchschnittskopf diese Fragen sehen möchte. Es ist erstaunlich und überwältigend, welche Fülle von Gesichtspunkten Björnson — von der Erbschaftsfrage und sexuellen Problemen bis zu den zartesten subjektiven Hemmungen und Fördernissen — in dieser gewaltigen Arbeit darlegt, wie vorurteilslos in der Sache, wie anschaulich und tief er in der menschlichen Einkleidung ist. Nichts von kleinlicher Tendenz, aber ein

* Ich verweise hier mit Freuden auf ein kleines Heft, das einen Vortrag des evangelischen Theologieprofessors Joh. Weiß enthält: „Über die Kraft“, Björnsons Drama und das religiöse Problem. Berlin 1902, 50 Pfg.

Digitized by Google

ruhiges Erörtern unabänderlicher Tatsachen des wirklichen Lebens und das ernsteste Bemühen, Wege zu weisen und Ziele zu stecken, die, hoch genug über individueller Beschränktheit, doch nicht in das Nebelheim der Abstraktion leiten. Auch hier gibt ein ewiges, ein Menschheit-Interesse die Gewähr, daß das Werk bleiben wird: so lange wir Platos Staatsideal und Goethes Wilhelm Meister als Bildemittel höchsten Ranges nicht verachten werden, wird auch diese Dichtung einen Ehrenplatz behaupten. Ein denkwürdiger Umstand veranlaßt mich, dies hier zu betonen; Björnson hat in Deutschland mit den meisten seiner nach dem ersten Teil von „Über die Kraft" entstandenen Werke keinen lauten Widerhall mehr gefunden. Weder mit der ergreifenden Erzählung „Absalons Haar", die, im Gedankengang dem Erziehungsroman verwandt, wohl das Reifste und Feinste enthält, was dem Menschengestalter Björnson in Prosa glückte; noch mit dem, wieder religiöse Gedankengänge mehr betonenden Roman „Auf Gottes Wegen", der als Ganzes betrachtet seine Meisterleistung und in Einzelheiten von hinreißender Schönheit ist. Gedenkt man des geräuschvollen Erfolges, der den beiden Dramen „Über die Kraft" vor etwa fünfzehn Jahren beschieden war, so wird man gegen die glückliche Hilfe eines Bühnenerfolges für die tiefere Wirkung eines Dichters einigermaßen skeptisch werden. Nicht als ob Björnsons weitere Werke gänzlich übersehen worden wären. Aber man hat den deutlichen Eindruck, daß ihr Erfolg mehr den alten Anhängern des Dichters verdankt wurde, — er genoß ja seit einem halben Jahrhundert europäischen Ruf. Doch wenn einer, so war er berufen, zu einer jungen Generation zu sprechen und in ihr zu wirken. Allein — und damit sei das Thema dieses Teils wieder aufgenommen — es war sein Schicksal, daß Ibsen mehr gelesen, gekannt und gespielt wurde als er. So trete ich denn allen Ernstes hier dafür ein, daß wir nunmehr das Versäumte nachholen und daß die Meisterwerke Björnsons künftig in Deutschland jenen Widerhall finden, der ihnen gebührt. Im Zeitalter eines Frenssen und Bartsch, eines Hofmannsthal und Shaw sind wir an Kraft, Tiefe, Ideen und Kunst nicht so reich, daß wir ihrer ohne Selbstschädigung entbehren könnten!

„Ich lebte mehr als daß ich sang.
Ich glaube, Groll und Lust umschlang
Mich, wo ich war zu Gaste.
Dabei zu sein, wo's nötig war,
Das galt mir allzeit mehr fürwahr,
Als was die Feder faßte." —

Es ist wohl deshalb gut, einer Betrachtung des künstlerischen Schaffens Björnsons diese Gedichtzeilen voranzustellen, weil sie den Schlüssel zu manchem Rätsel darin enthalten. Das Problem ist dies: Björnson gehört als Dichter unzweifelhaft zu den größten seines Jahrhunderts und damit der Geschichte. Dennoch hat er nicht weniges geschrieben, das ganz oder teilweise von geringem Wert ist. Nicht nur Nebenwerke wie die meisten sehr produktiven Poeten,

Digitized by Google

sondern verunglückte Werke von an sich hohem Wurf, Schiefes, Unsicheres dicht neben Genialem, glänzend Gearbeitetem. Ich erinnere an den letzten Akt von „Über die Kraft". Allgemein empfand man ihn als Abfall. Nun glaube ich zwar, daß man mit einigem guten Willen die symbolisierte Schlußidee des großen Werkes auch hier heraushören und eine gar nicht geistlose Wendung in dieser Verkörperung spüren kann. Dennoch bleibt da ein ungelöster Rest; und ein solcher ist an anderen Stellen viel peinlicher. So ist das realistische Stück „Der König" von symbolisch-mystischen Zwischenspielen eingefaßt, welche die Entwicklung der Handlung historisch beleuchten sollen, und es scheint nach einer Vorrede, daß Björnson die völlige Stillosigkeit und peinliche Ausdruckslosigkeit dieses unkünstlerischen Gehabens gar nicht geahnt habe. Seine menschliche Rechtfertigung enthalten aber eben die Worte: ich lebte mehr als daß ich sang. „Der König" ist ein Tendenzstück, und der Theaterdichter Björnson war zufrieden, wenn die Tendenz, sei es auch mit Hilfe einer unkünstlerischen Kulissenmache, wirkte. Und nicht nur einer Tendenz zuliebe tat er der Kunst zuweilen nicht genug. Sie war ihm überhaupt nicht das höchste Ziel; die sorgsame Ausbildung eines reinen Stils, die wohlgemessene Gliederung der Teile eines Ganzen, die prinzipielle Anwendung möglichst geringen Apparates zu möglichst einfacher Wirkung, die absolute Klärung des Gestaltens, die feine und vergeistigte Arbeit der inneren Verknüpfung und Ausfüllung mit Ideengehalt — dies alles stand nur vorübergehend im Vordergrund seines Bewußtseins. Alle Ästheten sind darum von vornherein gebeten, ihm fernzubleiben. Er war ein „Dilettant", — cum grano salis verstanden. Bis in sein letztes, sonnenfrohes Lustspiel hinein ist er der Versuchung unterlegen, gelegentlich einen gordischen Knoten nach Alexanders Vorbild zu lösen oder in einem großen Werk einen unbedeutenden Teil ungebührlich anwachsen zu lassen, weil er ihm gut gelang und Freude machte. Der Stil seiner Zeit, die mit Leidenschaft das wirkliche Leben in der Dichtung zu spiegeln suchte, bot da eine Scheinentschuldigung. Denn lebenswahr blieb dieser Lebenskünstler stets, und somit erschien die Forderung erfüllt, die lange als die wichtigste, ja einzige galt, die Forderung des Realismus. Selbst in seinen „Heldendramen" finden sich Szenen, die ganz offenbar aus der lebendigen Umgebung des Dichters entnommen sind. Wir haben die Einseitigkeiten jener Kunstanschauung kennen gelernt, ein heute Schaffender wird kaum noch an ihnen zu leiden haben. Björnson aber hat das Schicksal getroffen, nur eine verhältnismäßig geringe Zahl völlig vollendeter Werke hinterlassen zu können.

Ob der Dichter selbst an dem Zwiespalt gelitten, ihn auch nur gefühlt habe, das mag dahingestellt bleiben. Er tritt aus seinen Werken dem Beobachter deutlich genug entgegen. Worin lag er? Mit dem Realismus drang die ungeheure Welt der Erscheinungen, das ganze Chaos des Lebens und der Seele ohne Beschränkung in die Literatur ein. Die Herrschaft des Geistes wurde zur bescheidentlichen Anpassung an den Gegenstand; er färbte ihn, wählte unter Millionen von Möglichkeiten, ihn zu spiegeln, stellte sich geflissentlich

Digitized by Google

beiseite und suchte das Objekt aus sich selbst wirken zu lassen. Die Überlegenheit des Geistes konnte natürlich auch so bewahrt werden, man brauchte dem Ansturm der Dinge nicht zu erliegen. Vornehme Naturen wie Maarten Maartens oder der junge Tolstoi oder Ibsen ordneten die Massen unter dem Zeichen eines Gedankens, einer Idee, sie prägten die Gestalten mit dem Signum ihrer unerbittlich das Charakteristische ergreifenden Hand. Aber um die Wirkung auf die Vielen, um das ganze unmittelbare: Gehe hin und tue desgleichen! war es geschehen. Diese Geisteshaltung war dem Kämpfer Björnson im Grunde fremd, wie sie vielen Germanennaturen fremd war; immer hat er mehr Ideen als Milieu, mehr Absicht als Hingabe. Er wollte donnern, wo die Zeitgenossen den Klang des Donners analysierten, wollte zu Allen reden, nicht zu den Auserlesenen. „Nicht die Ausnahmemenschen sind es, deren Sache ich geführt habe und bis zum letzten Herzschlag führen werde. Ibsen und die Zeit, die ihn als ihren größten Dichter bewundert und ihm huldigt, haben meiner Meinung nach einen großen Mangel an sich. Sie haben sich alle viel zu viel mit den Ausnahmemenschen beschäftigt, mit denen, die die Grenzen ausweiten. Aber ich habe meine Kraft darauf verwandt, zu dem Zentralen zu kommen, zu dem Gültigen, dem Allgemein-Menschlichen. Das Alltägliche interessant zu machen, indem ich seine vielfach zusammengesetzten Formen teile. Das Alltagsleben und der Alltagsmensch bieten unendlich viel mehr an Problemen, als wir ahnen und sehen. Die Ausnahmemenschen helfen uns so wenig, sie verrücken nur das Leben und dessen Grenzen, sie verleumden das Leben, sie machen uns mutlos und nehmen uns das Beste, was wir haben, die Lebensfreude. Aber die Lebensfreude zum Hochsitz zu führen, sie zu einer mächtigen Fackel zu machen und mit ihr den Werktag zu durchleuchten, das ist's, was ich gewollt habe." So, berichtet eine Übersetzerin, habe Björnson gesprochen; dann habe er die sozialpolitischen Ideen seines Erziehungsromans dargelegt. Damit erscheint dieser Verehrer der Realität realistischer als irgendeiner seiner Zeitgenossen, aber es scheint nur so. Gleich darauf spricht er von der Bildung einer Eliteschar. „Schließlich werden sich nur noch Menschen der gleichen Atmosphäre zusammenfinden. Das mit der Atmosphäre ist überhaupt etwas so sehr Wichtiges. Ich glaube an die Macht der Atmosphäre. Feinere Naturen stößt der üble Geruch von Menschen aus einer unreinlichen Atmosphäre ab." Und dann: „Wir sollen mehr abgesondert leben, mehr einzeln als jetzt." Unsicher schwankt er im Zirkel der Gedanken. Nein, er wollte den Alltag nicht beschreiben wie seine Zeitgenossen die Ausnahme beschrieben. Er wollte ihm helfen, ihn durchleuchten. Dazu mußte er ihn kennen, und dies Bedürfnis führte ihn zum Realismus des Stils, der seinen Absichten sonst fern war. Seine Kunst psychologischer Schilderung sogar, so reich sie ist, scheint grob im Vergleich zu den zarten Verästelungen seelischen Lebens in Jacobsens oder Dostojewskis Werken. Aber was er gibt, gibt er mit souveräner Sicherheit, und er überzeugt den, der nicht mit fremden Absichten herantritt. Eine kleine Schilderung aus dem „Fischermädchen" zeigt ihn da auf der Höhe:

Digitized by Google

„Nun gibt es nichts Peinlicheres als einen mißlungenen Versöhnungsversuch. Man ging von Tisch, ohne einander in die Augen sehen oder gar sich gesegnete Mahlzeit wünschen zu können. In der Wohnstube wurde es schließlich so schwül, daß alle drei gern hinausgegangen wären; aber niemand mochte den Anfang machen. — Petra ihrerseits fühlte, daß, wenn sie jetzt ginge, es für immer sei. Sie konnte Signe nicht wiedersehen, wenn sie sie nicht liebhaben durfte; sie konnte es nicht ertragen, den Propst um ihretwillen traurig zu sehen. Aber mußte sie wirklich fort, dann ohne Abschied: — wie hätte sie von diesen Menschen Abschied nehmen können? Schon der bloße Gedanke daran versetzte sie in eine solche Aufregung, daß sie sich nur mit äußerster Mühe zu beherrschen vermochte.

Jede Minute macht solch drückende Stille, in der eins auf das andere wartet, nur noch unerträglicher. Man wagt sich nicht zu rühren, weil man fühlt, es wird bemerkt. Jeder Seufzer wird gehört; ja man hört sogar, daß der andre ganz ruhig ist, denn man empfindet das als Härte. Man kommt in Spannung, weil kein Wort gesprochen wird; und doch bebt man, daß etwas gesagt werden könnte.

Jedes fühlte, dieser Augenblick würde niemals wiederkehren.

Die Mauern, die man in solchen Minuten zwischen sich aufbaut, wachsen, unsre eigne Schuld wächst, die Schuld der andern wächst, wächst mit jedem Atemzug. Man ist bald verzweifelt, bald erbittert. Denn wer sich so gegen uns benehmen kann, ist unbarmherzig, schlecht, das ertragen wir nicht, das verzeihen wir nicht."

So gestaltet Björnson Höhepunkte und entscheidende Wandlungen mit machtvoller Überlegenheit. Der Leser empfindet nicht die leise Gebundenheit an den Fortgang, sondern mit elementarer Gewalt bringt Björnsons Gestaltung auf ihn ein. Er ist durchaus der Künstler der großen Gebärde, der weiten Bogenspannung. Er hat in seinen Romanen Stellen, wo die Hochspannung zweihundert Seiten hindurch nicht nachläßt. Ich weiß dem letzten Drittel von „Flaggen über Stadt und Hafen" oder dem Anfang von „Auf Gottes Wegen" nichts Ähnliches an die Seite zu stellen, wenn es auf unwiderstehliche, tiefe und reine Wirkung ankommt. Björnson darf sich eine Naturschilderung von zwanzig oder dreißig Seiten erlauben, ohne die Furcht, daß sie aus dem Rahmen falle: mit ein paar Sätzen ist sie völlig in das Menschliche einbezogen, und plötzlich instrumentiert er die Melodie mit den Klängen des Herzens — eine gewaltige Steigerung, ein Fortissimo des ganzen Orchesters bringt uns zu Bewußtsein, wie sehr das scheinbar allzu Selbständige nur einleitender Akkord war. So ist seine Technik immer von heimlichem Überreden getränkt. Seine Zwiegespräche sind meisterlich, von vollendeter Kunst der Steigerung, des allmählichen Erschließens der Tiefe, des mit allen Mitteln der Retardierung und Anhäufung spannenden Einkreisens seiner Zuhörer. Findet er auch manchmal nicht beizeiten das Ende, so hat er doch stets etwas zu sagen. Die Fülle und Kraft seiner Natur strömt in alle Lücken ein. Nicht ohne persönliche Vorliebe ist es zu erklären, daß Björnson Heldencharaktere häufiger als irgendein anderer gestaltete: er spiegelt seine eigene Willensstärke. Und nicht ohne persönliche Erfahrung erklärt sich

Digitized by Google

die Vorliebe für Probleme aus dem Konfliktgebiet zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Er hat keine idealistische Lösung dafür, wie er denn überhaupt zu abstraktem Denken nicht veranlagt war — wozu seine Worte oben gute Beispiele sind —, und seine Fülle dem Leben, nicht der Reflexion verdankte. Alles scheint in seinen Werken selbst erlebt, so fern es auch hergeholt ist, weil die persönliche Kraft alles durchdringt. Statt der einen idealistischen Lösung hat er eine Reihe genialer Einzeldarstellungen. Und der Freimut seines Geistes bezaubert. Auch da, wo Verallgemeinerung Verderben wäre, ist er doch nicht in olympischer Heiterkeit jenseit von Gut und Böse, sondern mitten im Kampf. Die lichten Grundtendenzen seines hochgestimmten Geistes durchdringen diesen Kampf. Überall strahlt der Wille zum Guten hindurch. Der Wille — das ist denn wohl die letzte Formel für diese in ihren Formen und Wandlungen überreiche Natur. Seinem Willen zum Guten mußte alles dienen, und wir staunen, wie sehr er trotz seines unklaren Verhältnisses zur Kunst auch sie in dessen Dienst gezwungen hat. „Ich lebte mehr als daß ich sang."

Gewaltiges hat Björnson in seinem Vaterland gewirkt, und die Spuren dieser expansiven und impulsiven Lebensarbeit werden noch lange bleiben. Uns bleiben seine Werke. Sie sind berufen, länger zu bestehen als jene. Denn es hat sie jener Wille geschaffen, der aus der Liebe zum Guten seine Kraft saugt; erst mit dem Ende alles Menschlichen kann seine Wirkung enden. Ezard Nidden

Lose Blätter

Aus Björnsons Werken

[Wir drucken im folgenden Proben aus Björnsons Werken, um nach einigen Seiten hin das zu bekräftigen, was im Leitaufsatz dieses Heftes gesagt ist. Unsre Leser erinnern wir an die früheren Losen Blätter aus Björnsons Werken (Kw. XIII, 15 und XVI, 22), welche diese ergänzen.

Eine nicht eben kritische Übersicht über Björnsons Schaffen und dessen Hauptinhalt bietet das kleine Buch von B. Kahle „Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen", das in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" enthalten ist und viel Wissenswertes enthält. Wenn hier noch ein Überblick über Björnsons Werke zu geben versucht wird, so geschieht das mit dem Bewußtsein, daß rein subjektive Empfindungen dabei zwar nicht ausgeschaltet werden können, daß man aber anderseits gerade bei Björnson verhältnismäßig davon unabhängig ist; über die Auffassung, welche zugrunde liegt, gibt unser Hauptaufsatz überdies Aufschluß. Von Björnsons Jugenddramen hat wohl „Halte-Hulda" noch die größte Lebenskraft. Auch „Zwischen den Schlachten" wird man noch mit ungetrübter Teilnahme lesen. Von der sehr ungleichmäßigen Trilogie „Sigurd Slembe" dürfte sich der erste Teil überlebt haben. Die beiden andern enthalten wirksame und tiefe Szenen, obwohl sie etwas effektvoll aufgemacht sind. Wenn man das Ganze ein wenig bearbeitete, gäbe es ein ausgezeichnetes Jugendbuch. Von „Sigurd Jorsalfar" gilt ähnliches, das Stück ist psychologisch wohl feiner, aber in der Arbeit noch gröber. „Maria Stuart in Schottland"

Digitized by Google

(Darnley) gilt als ein gutes Theaterstück, das nur an dem schwankenden, unbedeutenden Charakter seines männlichen Helden etwas leidet. Aber viele leuchtende Schönheiten offenbaren darin den großen Dichter. Über die ersten modernen Stücke („Redakteur", „Fallissement", „König", „Handschuh") spricht unser Aufsatz. „Die Neuvermählten" werden bei guter Darstellung immer ein gern gesehenes Lustspiel leichter Bauart mit ernstem Hintergrund bleiben. Feiner und reicher ist „Geographie und Liebe" mit seinen drastischen Effekten und dem wirklich gemütvollen Humor der Hauptszenen. „Leornarda" zeigt eine schöne, kräftige Frauengestalt und ein tragisches Schicksal; nicht ganz geklärt im Dialog, gehört es doch zu Björnsons gelungenen Bühnenwerken. Auch „Das neue System", obwohl mehr lokal gefärbt, enthält viel Schönes. „Über die Kraft" ist bekannt. Danach schrieb Björnson sein tiefstes und ergreifendstes reinmenschliches Drama „Paul Lange und Tora Parsberg", und das bedeutende Ideendrama „Laboremus"; zu diesem gehört als geringere Fassung „Auf Storhove". „Dagland" ist ihm auch verwandt, aber klarer und wärmer. Menschlich reich, von großer Güte und tiefer Liebenswürdigkeit durchleuchtet ist das letzte Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht" (vgl. unser 2. Dezemberheft 1909). — Björnsons Bauernerzählungen gehören zum Teil der Weltliteratur an. „Man muß gelesen haben": „Synnöve Solbakken" (die beste von allen), „Arne", „Ein fröhlicher Bursch"; alle stehen in den beiden ersten Bänden der „Gesammelten Erzählungen" (Verlag A. Langen, München). Der dritte Band enthält das vollkommenste Meisterwerk des jungen Björnson, „Das Fischermädchen", und die bedeutende Novelle „Magnhild". Der vierte neben anderm die zarte, geistvolle Geschichte „Staub" und „Absalons Haar". Außer den großen Romanen „Flaggen über Stadt und Hafen" und „Auf Gottes Wegen" entstand in Björnsons Alter noch der feine und geistvoll-freie Liebesroman „Mary" mit seinem unvergeßlichen Frauenbild. — Das einzige Epos Björnsons „Arnljot Gelline" enthält viel Schönes, von Sehnsucht und Mannheit Getränktes, wird im ganzen aber hinter Wichtigerem zurückstehen. Die Gedichte geben stark Persönliches und sind dadurch wertvoll (wohlkommentierte Ausgabe!), künstlerisch enthalten sie, in der Übersetzung, nicht allzuviel. — Fast alle Werke Björnsons sind in empfehlenswerten Ausgaben bei Albert Langen in München, manches auch bei Reclam, Meyer und in verschiedenen andern Übersetzungen (zum Beispiel von W. Lange) zu haben.]

Zwei Gedichte

Marits Lied

„Tanz!" rief die Fiedel
Mit schnarrender Saite,
Der Bauer, der breite,
Spreizte sich: „Ha!"
„Holla", rief Ola,
Und bracht ihn zu Falle, —
Wie lachten alle
Die Jüngferchen da!

Digitized by Google

„Hopp“, ſagte Erik,
Und komm zur Decke, —
Da krachten Ecke
Und Wände im Haus.
„Stopp“, ſagte Elling,
Und trug ihn am Kragen
Hinaus ohne Zagen:
„Hier tobe dich aus!“

„Hei,“ ſagte Rasmus,
„Her mit dem Munde,
Randi, du runde!
Schnell, mach dich bereit.“
„Ei,“ ſagte Randi;
Gab ihm eine Schelle, —
Wie rieb er die Stelle, —
„Da haſt du Beſcheid!“

Sünde, Tod

Sünde, Tod, Geſchwiſter zwei,
Zwei, zwei,
Saßen zuſammen im Frührotſcheine.
Heirate, Schweſter, und dein Haus ſei,
Sei, ſei,
Sagte der Tod, auch das meine.

Die Sünde hält Hochzeit, der Tod, er lacht,
Lacht, lacht,
Tanzt bis zum Abend um Schweſter und Schwager;
Aber des Nachts, da naht er, und ſacht,
Sacht, ſacht
Stiehlt er den Freier vom Lager.

Die Sünde wacht auf, weint auf: du Dieb!
Dieb, Dieb!
Der Tod ſitzt droben im Frührotſcheine:
Der, den du lieb haſt, auch mir iſt der lieb,
Lieb, lieb!
Und jetzt iſt er der meine.

Aus dem Drama „Halte-Hulda“

Hulda

(Nachts. Hulda iſt allein, Eiolf erwartend)

Nie kommt er, ehe ich das Licht gelöſcht.
(Sie bläſt es aus und geht nach dem Vordergrunde)
Es war mir jüngſt die Welt ſo eng und klein!
Ha, nicht ein einzger meiner ſtummen Wünſche
Fand Raum darin; doch damals hatte ſie

Digitized by Google

Des Raums für jedes dieser Menschenkinder.
Durch eines Augenblicks Gesicht — o Wunder! —
Ward sie mir nun so hoch und himmelweit,
So unermeßlich, daß erlöschen würde
Die Seele in der Stunde, wo sie's faßte!
Und nun — nun hat die ganze Erde Platz nur
Für einen Einzigen und alle jene
Stehn ihm im Wege nur! — Ich hatte jüngst
Ein Wort für alle jene, ja ein Ohr selbst
Für all ihr Flüstern... Doch wenn nun auf einmal
In Eins die Stimmen flössen, wie ein Meer
Von Lärm und Schreien, ich vernähm es nicht! — —
O wunderbar! Der stille Wald, der Fels,
Der in der Wolke träumt, er redet plötzlich!
Das fruchtbeladne Tal, des Rede stockt
In seines eignen Glückes Überfreude,
Es redet mild mich an... und ich vernehm es.
(Setzt sich. Leise)
Dort saß ich jüngst — — und flüsternd kam das Dunkel
Heran, und voller Schonung legt es sich
Mir um den Busen, — Volk und Hof, Erinnern,
Eins nach dem andern, bang, gedämpften Rufes,
Verging darin.
(Stärker)
Dann saß ich wieder dort
Mit — o! — mit Freudenflammen in dem Herzen,
Erst still und schimmernd, welche wachsen wollten —
Und strahlend stiegen, flammenwirbelnd über
All Erd und Himmel! Doch ich stemmte stark
Die beiden Hände vor die Brust und — schwieg.
— — Und voll und schwer von all der Jubelfreude
Und matt von Licht und Schimmer, konnt mein Auge
Die Träne nicht bezwingen und ich weinte, —
Ich weint mich aus zum allerersten Male
In langen, langen vierundzwanzig Jahren.
(Weint stille; lehnt sich zurück. Leise und zärtlich)
O komm nun! Warum zauderst du, mein Eiolf?
Längst girrt der Auerhahn im Föhrenholze,
Der Nebel steigt im Silbermantel auf
Vom Lager, aus dem Felsensee, und schreitet
Durch Abendluft nach — einem andern Lager!
Und bald steht jede Blume, welcher er
Vorüberglitt, mit Tau auf ihren Wangen,
Und denket sinnend, bebend und doch froh,
An schöne Träume, die vorüberzogen.
(Richtet sich auf)
Komm nun, komm nun! Soll ich denn einsam warten?
Ich, die nicht eine Stunde, nicht ein Blinken
Mit meinem Auge wegzugeben habe?

Digitized by Google

Ich, die in vierundzwanzig vollen Jahren
Auf dich allein gewartet habe, Eiolf!
(Steht auf, angstvoll und schnell)
Komm nun! Vergessen muß ich — weißt ja selbst,
Daß ich vergessen muß, mich zu erinnern!
So komm, daß ich vergeß — und nur an dich,
An dich nur denke! Siehst du noch nicht, Eiolf,
Den breiten Weg, den ich mir brach zu dir?...
Er ist oft schauerlich, der Weg — für Einen;
Steh ich zu lange da, kann's leicht geschehn,
Daß Grausen mich erfaßt! O Eiolf, komm!
(Ausbrechend)
O, stehst du da? Dein fest, tiefblaues Auge
Verschleiert meins; gelehnt an deine Brust
Mit meinem Haupte, seh ich nichts und bin
Für alles fühllos außer deiner Nähe!
(Setzt sich, Pause, dann mit leidenschaftlicher Freude)
Ah, da, da fing ich dich! Mein Aug ergriff
Dein Bild in jenen matten Wolkenmassen
Von Angst und Tränen, die vor meinem Blick
Vorübertreiben. Und das ist das Schlimmste,
Daß ich oft nicht vermag, dich festzuhalten.
Ich greife, doch du fliehst in düstre Luft,
Gemischt aus Zweifeln und Erinnerungen,
Und langsam dann erscheint dein Bild mir neu....
Die Luft zerteilt sich, dort erscheinst du wieder!
(Lehnt sich hintenüber; langsam)
Dort stehst du fest und stark und senkest schwer
Auf mich den Blick. Die Stirne, die ich küßte,
Fällt über mich herab mit Ruh und Glück...
Und jeder Nebelfetzen möge jagen
Weit, weit hinweg — und meine Brust ist frei.
Ich seh dich, Eiolf, seh die kecken Locken,
Die lachend wallen über deinen Nacken
In heiterer Gemeinschaft. Und ich sehe
Auch deinen Arm, den starken Heldenarm,
Tod bracht er oft — mir aber bietet er
Sanft, freundlich eine Schaukel!
(Streckt beide Arme aus)
Komm, indes
Du also lebend vor mir stehst, so mild,
Du mußt dich selbst ja kennen, grüßen: Sei gegrüßt!
(Träumend)
Willkommen sei bei Hulda!
(Eiolf kommt)

Hulda*
(sich an den Stuhl lehnend)

* Thordis ist die Freundin Schwanhildes, welche ebenso wie Hulda den

Digitized by Google

Es geht so wunderbar mit solchen Dingen;
Wer eine Sach am höchsten nötig hat,
Der hat das größte Recht gewiß darauf.
Zuletzt gewinnt sie, wer am meisten bietet,
Und ich — ich biete hoch.

(Pause)

Gedenkst du noch
Der welschen Sage?

Thordis

Nein.

Hulda

(auf das Buch zeigend)

Sie steht im Buche.

Thordis

Ich will's nicht lesen . . .

Hulda

Das ist auch nicht nötig.
Ich kann sie ohnedies: Es war einmal
In Macht und Reichtum eine Königin.
Die Krone strahlte weit, der Wille weiter.
Eins fehlte nur: Sie konnte gar nicht schlafen.
Und in dem weiten Reiche war kein Arzt,
Der Rat gewußt, und alle Kräuter zeigten
Sich ohne Kraft. Da merkte sie zuletzt,
Daß es um Tod und Leben hier sich handelt.
Das große Schloßtor knarrte stets so garstig
In nächtger Stille; gleich ließ sie's verbrennen.
Es störte sie des Turmwarts laute Stimme —
Sie ließ ihn töten. Doch daneben schlief
Ein junger, schöner Mann; sein Atemzug
Blieb immer frisch und stark; — sie macht — ihn stocken.
Der Diener, den verschwiegne Liebe quälte,
Erzählt den Nächten, was der Tag nicht duldet,
Und er — ward stumm. — Nun gab's im Schlosse Frieden.
Nur ihre Jungfern weinten, still, ganz stille,
Bei all dem Jammer, den die Herrin fühlte; —
Auch das hört auf und — ruhig war nun alles.
Nun harrte sie des Schlafs; der Schlaf kam nicht.
Da stand sie auf und brannte ab das Schloß —
Allein der Schlaf kam nicht; sie zog allnächtlich
Von Haus zu Haus; der Schlaf kam nicht. Sie floh
Aus ihrem Reich, und fuhr von Ort zu Ort,
Gejagt von Wahnwitz und des Volkes Klagen,
Und sank zu Boden, wo die Grenze war. —

Recken Eiolf liebt. Es ist die Nacht, in der Eiolf sich für Hulda oder Schwanhilde entscheiden muß. Thordis läßt sich nun widerwillig von Huldas größerem Recht überzeugen.

Digitized by Google

Von Qual umspannt, bat sie um einen Hauch nur
Von süßen Schlafes Kühle, einen Zug
Vom Becher des Vergessens in der Nacht!
— — Und sieh, es kam der Schlaf, licht, leicht und kräftig.
Aufsprang sie da und griff ihn. Doch es trat
Ein Mädchen, jung, unschuldig, vor ihn hin
Und sprach: Er ist ja mein! — — Und er? — ... Lösch nun
(auf das Licht zeigend)
Thordis
(beiseite)
Vergib, Schwanhilde! — Sieh, ich kann nicht anders.
(Löscht das Licht aus; etwas näher, laut)
Leb wohl... und seh ich dich nicht mehr...
Hulda
(umfaßt und küßt sie)
Leb wohl!

Aus dem Roman „Auf Gottes Wegen"

Die ganze Nacht und den Tag darauf ein unglaublicher Schneefall und gegen Abend Sturm, der den frischgefallenen Schnee zu großen Haufen zusammenfegte. Der Sturm ging vorüber, doch der Schneefall dauerte mit ungeschwächter Kraft fort. Die vom Lande, die auf den Ball wollten, mußten bis zur Stadt mit dem Schneepflug fahren; in der Stadt ging er heute schon zum zweiten Male. Zum Ball, zum Ball! Der erste große Weihnachtsball!

Zum Ball, zum Ball! In größeren Städten, wo der Tanz ein Geschäft ist, das die Jugend in den verschiedenen Häusern und Vereinen abwechselnd betreibt, kann man sich nicht vorstellen, was in einer Kleinstadt alles aufgewirbelt wird von der Aussicht auf den ersten Weihnachtsball, und besonders auch unter der ländlichen Jugend, die dann mit dicken Pelzen über ihrem Ballstaat zur Stadt fährt. Aber ebenso wie der Schneepflug gutmütig den überflüssigen Schnee in die Ecken schiebt, so schneidet die bestehende Sitte, die natürliche Schüchternheit mehr als die Hälfte von dem, was man sich zurechtphantasiert hatte, weg. Und was dann da zusammenkommt, ist eine sittsame, ehrbare Schar, die sich anfangs kaum zu kennen scheint.

Kallem lag auf dem Sofa und war in ausgezeichneter Stimmung. Die prächtige Sissel Aune erholte sich;* ihr Mann war heute berauscht von Lebenslust und Branntwein, den die Nachbarn in ihn hineingegossen hatten. Die Kinder waren zum Mittagessen dagewesen, obgleich das

* Edvard Kallem ist Arzt, Sissel eine Patientin, Ragni seine augenblicklich verreiste Frau, Karl ein Hausfreund Kallems, Josephine Tuft Edvards Schwester. Zur Erklärung der Lage sei dies gesagt: Der Pastor Tuft hält Edvards Ehe für unsittlich und wider Gottes Gebot (Ragni war schon vorher verheiratet und hatte Kinder, durch die Scheidung waren Mißhelligkeiten verursacht). Er hat dem Schwager sein Haus und damit „die Gesellschaft" verschlossen, so daß Kallem ohne offenen Bruch aber seinen Verwandten fern und fremd neben ihnen leben muß.

Digitized by Google

Mädchen das nicht mochte; in solchen Sachen war sie genau wie Ragni; die beiden waren sich überhaupt ähnlich.

Die Kinder von Sissel Aune waren nicht ganz so befangen gewesen wie die vom Maurer Andersen, die auch dabei waren. Kallem hatte ihnen schlecht Klavier vorgespielt, war ihnen aber sehr gut auf den Händen vorgelaufen, und der Sattler hatte in einem fort von Maurer Andersens Tod geschwatzt. Maurer Andersen sei an der Wahrheit gestorben; „es gibt so viele, die von der Lüge leben, daß es recht nötig ist, daß mal einer an der Wahrheit stirbt" und ähnliches Gewäsch, das Nase sehr bedeutend fand.

Ein langer, strahlend vergnügter Brief von Ragni lag auf Kallems Magen. Er hatte ihn schon zum zweiten Male gelesen. Karl ließ einen Rapport über ihr Befinden seit des Doktors Abreise folgen, auch ganz witzig, namentlich eine Beschreibung ihres ersten Skilaufes (der zugleich ihr letzter war). Er hatte ihre tiefinnerste Feigheit gut beobachtet.

Und nun wollte er also auf einen Ball, den eine Pastorenfrau arrangiert hatte! Sie und ihre fesche Freundin, Frau Lili Bing. Ob Josephine das wohl gegen den Willen ihres Mannes tat? Das war übrigens ein öffentliches Geheimnis; Lili Bing hatte es ihm verraten. Die Pastorin war die gefeiertste Tänzerin der Stadt. Die Herren wetteiferten miteinander, nur um im Kotillon einmal mit ihr herumtanzen zu dürfen. Er sah sie im Geiste vor sich, hoch, mit bloßem Hals, dunkeläugig, glühend vom Tanz. Ja, er wollte mit ihr tanzen. Er sehnte sich nach ihr, das verhehlte er sich nicht. Ragnis Brief legte er beiseite, ebenso den von Karl und das Buch, in dem er gelesen hatte; stand auf, schraubte die Lampe nieder, sagte dem Mädchen Bescheid — und dann hinauf, um sich umzuziehen.

Es war etwas ganz Außergewöhnliches, dieses Schneegestöber, es schneite, nicht in Flocken, sondern in großen Fetzen, die einander jagten. Wäre es nicht windstill gewesen, hätte man unmöglich den Weg finden können. Die Laternen verdrießlich; ihr Schein reichte kaum über den Lichtkreis hinaus, ringsum kein Laut. Regen hat Klang und Landschaft; Schnee dagegen versteckt alles, nie ist der Mensch so einsam wie im Schnee. Kallem hatte nicht einmal einen Zaun als Begleitung, nicht ein Stein am Wege grüßte ihn, keiner von den Bäumen des Gartens beugte sich vor ihm; er konnte sie nicht einmal mehr sehen, sie waren eingepackt und weggeschickt. Die Kirche stand noch da, aber in einen Steinhaufen mit einem weißen Stock obendrauf verwandelt. Ich und die Kirche, die Kirche und ich — sonst nichts, brummte er in den Bart. Die Häuser auf der Straße unten zogen sich zurück; sie spielten Kobold mit ausgestreckten Pfoten; die Pfoten waren einmal Treppen gewesen. Und unten am Strandweg lagen ein paar umgestürzte Boote; sie sahen aus wie weiße Elefanten im Schlaf. Der See ein Schneemeer; wunderlich — die Insel hatte sich losgerissen und war fortgeschwommen, sie war nicht mehr zu sehen. Nach dem Kalender war Vollmond, und es war nicht ganz finster, obgleich auch der Mond weggeschneit war aus dieser verwunschenen Welt.

Er selbst stapfte vorwärts wie ein umgestülpter Zuckerhut. Er und der fallende Schnee, das war das einzige, was sich rührte. Nicht einmal aus den Häusern glimmten Feueraugen, obgleich es kaum zehn Uhr war.

Digitized by Google

Erloschen und zugeschlossen und verschneit. Nur die verdrießlichen Lichtkerne in den Laternen bezeugten, daß hier einmal eine lebendige Stadt gewesen war.

Doch — nun hörte er eine Klarinette dudeln und einen Baß rumpeln; — es mußten wohl ein Fuchs und ein Eisbär sein, die da irgendwo zusammen hopsten. Es trippelte und es humpelte, die Schneeflocken rieselten herab, und die Häuser standen und faulenzten.

Nun war er so weit gekommen, daß er mitten in einem qualmigen Feuernebel ein großes Haus sehen konnte; da drin war's, wo es dudelte und rumpelte. Dahin steuerte er. War er falsch gegangen? Er plumpste in eine Art Kneipe oder was Ähnliches hinein, — in Tabaksqualm, Punschdampf und Essengeruch. Drinnen sah er ein paar dicke Herren wie Schweine in ihrem Fett sitzen. Sie waren nicht in Ballkleidung; wohl aber die anderen, die dort hereinkamen. Und als er sich endlich zur richtigen Treppe durchgefunden hatte, sah er mehrere Herren im Ballanzug an sich vorbeistürmen, dem Tabak und dem Punsche zu. Kallem haßte und verachtete Tabak und Punsch und Kneipenleben, und besonders die Herren, die das Tanzen nicht aushalten konnten, ohne sich zu „stärken". Man sollte nie zu spät auf einen Ball kommen. Er sah auf die Uhr, — es war nach elf, und nicht erst zehn, wie er geglaubt hatte; entweder war er zu spät nach Haus gekommen, oder er hatte zu lange gelesen. Ein paar aufgedunsene, schwitzende junge Leute, die gerade aus dem Qualm herauskamen, — jedesmal, wenn die Tür aufging, kam nämlich ein qualmiger Nebel heraus, — grüßten ihn und bestätigten dadurch, daß er gekommen war; so ging er denn mechanisch weiter und zog seinen Überzieher aus. Im Flur noch mehr solcher schwitzenden, aufgedunsenen Menschen. Der eine schien herunterzulaufen, weil der andere lief, ihre Worte nichtssagend, ihre Augen unstet, ihr Lachen wie hohler Trommelwirbel. Es kamen auch Damen, drei und vier zusammen, wie aufgeblühte Rosen sahen sie aus, lachten und schwatzten Unsinn, bereit, wieder in Musik und Geschwätz hineingeführt zu werden. Die Musik gellend, die Gasflammen in einem Flor von Qualm, die Kronleuchter gelbrot.

Ein überfüllter Ball; man hatte Mühe, sich durch all die Kavaliere hindurchzuwinden, die müßig an der Türe standen; sie hatten sich in Klumpen zusammengedrängt. Eine Mischung von fein und grob, — eine echt norwegische Mischung.

Es wurde gerade der Walzer im Kotillon getanzt. Kallem konnte, groß wie er war, jetzt, da seine Brillengläser getrocknet waren, sehen, daß seine Schwester sich nicht unter den Tanzenden befand, wohl auch kaum im Saal. Doch er vergaß sie; denn dieser Anblick war in gewisser Weise neu für ihn; von Norwegen kannte er nur das Westland und Christiania. Ein Ball in einer kleinen norwegischen Binnenstadt ist etwas Merkwürdiges. Damen und Herren, die einem feinen Pariser Ball Ehre machen würden, gleiten leicht dahin zwischen jungen Menschen, die alltags schwer auftreten und niemals die Tanzkunst gelernt haben, aber ehrlich und unverdrossen wie Taglöhner den Takt treten. Herren im Frack, Herren im Gehrock, Damen in ausgeschnittener Balltoilette, Damen in biedren, dunklen, hochschließenden Kleidern, einige älter, einige blutjung, jeder auf seine Weise und für sich vergnügt.

Von dem Augenblick an, als Kallem das Pech hatte, in die Restauration

Digitized by Google

zu geraten oder vielmehr nur in ihre Nähe, in den Punschgeruch und den Tabakrauch, den er haßte, war er verdrießlich und pessimistisch gewesen. Aber hier im Ballsaal, angesichts all dieses frohen individuellen Genießens, legte sich das. Da walzten zwei vorüber, er im Rock, sie im dunkeln Wollkleide, wie mit einem Schlüssel zugeschlossen, sie hielten sich treulich umschlungen, machten keine Pause, sondern drehten sich unablässig mit bedächtigem Ernst. Dort streifte sie ein langer, blonder Bursche in rundgeschnittener Joppe, wahrscheinlich ein junger Seemann, der zum Weihnachtsfest nach Haus gekommen war; er tanzte mit einer vierzigjährigen Frau, zweifellos seiner eignen Mutter; die konnte sicherlich noch eine regelrechte Marssegelkühlte bestehen. Dort ein bekannter Eisenbahnbeamter, das Gesicht nach oben gerichtet, ein dünnes Kerlchen in schwarzem Frack, das herumsprang und abwechselnd den Körper nach links und rechts neigte; trat er auf den rechten Fuß, neigte er sich nach rechts, trat er auf den linken Fuß, neigte er sich nach links, immer im gewissenhaftesten Takt und so vergnügt, so lokomotivpfeifenvergnügt; seine Dame lachte immerzu, aber nicht, als wäre sie verschämt, — weit entfernt, sie amüsierte sich. Und sie tanzten immerfort, und wenn sie sich eben gesetzt hatten, standen sie schon wieder auf. Da fegte ein Kaufmann vorbei, dicht dahinter ein Offizier, beide tadellos, mit frischen, jungen, festlich gekleideten Damen; danach ein ganz verrückter Kerl mit einer hohen Haartolle und einem großen, schwarzen Frauenzimmer im Arm. Sie rasten in der Mitte des langen Ballsaals hin und zurück, auf und ab, die Leute fürchteten sich und wichen aus wie vor Pferden. Da drehte sich ein Turm vorüber, ein dicker, hoher, runder Turm mit einer kleinen, schmächtigen Dame, die an ihm lehnte wie eine Leiter. Nach oben zu rührte der Turm sich nicht, er drehte sich nur; hätte man einen Teller Suppe obenauf gesetzt, es würde nicht ein Tröpfchen übergeschwappt sein. Da kamen zwei, die die Hände ausstreckten wie Segel, zwei große Menschen, die nachher Sitzraum für drei normale Paare einnahmen. Aber es schien ein althergebrachtes Ballgesetz zu sein, daß alle das Recht auf so viel Platz hatten, wie sie nur wollten, auf so viel Geschwindigkeit, wie sie nur wünschten, das Recht, nach ihrer eigenen Fasson selig zu werden. Hier tanzte jeder auf eigne Rechnung, und keiner, nur um zu tanzen, alle, um sich zu amüsieren.

Doch sieh, da kamen zwei, die tanzen konnten! Sie kamen aus einem Nebenzimmer, ein flotter, bartloser Kavallerieleutnant und eine hohe —... Josephine! Sie trug ein rotes Seidenkleid mit schwarzem Besatz, der feste Hals, die gedrechselten Arme mit ihrer warmen Farbe, das üppige Haar wie gewöhnlich in einen Knoten gebunden, die wilden Augen, — ja wild waren sie wirklich — und die Gestalt, — ja, sie war die Ballkönigin! Wie sie tanzte! Da sah man, welche Kraft und natürliche Geschmeidigkeit ihr Körper hatte. Und nun blitzte das irische Blut auf; das war sie! Der Bruder drängte sich weiter vor, es war, als ringe er nach Atem. Es schien ihm, als ob alle auf diese beiden starrten, die sich bald rechts, bald links herum schwenkten, bald auf einem Fleck herumkreiselnd, bald durch den ganzen Saal rasend; kein neues Paar kam hinzu, alle sahen zu, und nach und nach hielten viele andere, die noch tanzten, inne; sie wollten zusehen. Der Kavallerist hatte nur den einen Fehler, daß er nicht größer war als seine Dame, sonst war er ein kräftiger, männlicher Kerl, der vorzüglich führte. Das Tanzen war diesen beiden kerngesun-

Digitized by Google

den Menschen Leidenschaft und Rausch: das sah man. Und das wirkte wie ein Rausch. Kallem konnte nicht widerstehen, auch er mußte tanzen, und zwar mit ihr, und am liebsten gleich. Als sie das nächste Mal elegant vorüberschwenkten, sah er sie an. Sah sie so an, daß er wußte, sie würde nun dahin blicken, wo er stand. Und das tat sie. Als wenn jemand sie umfaßt und zum Stehen gebracht hätte, stand sie still. „Vielen Dank", sagte sie zu ihrem Herrn. Sofort war der Bruder an ihrer Seite, aber ebenso schnell auch ihre Freundin Lili Bing. „Komm, setz dich zu mir", sagte sie, und darauf zu Kallem gewandt: „Nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind." — „Besten Dank für die Einladung", sagte er, sich an beide wendend. „Aber ich habe solche Lust, mit dir zu tanzen, Josephine;" er zog seine Handschuhe an; „gestatten Sie?" er verbeugte sich vor dem Leutnant, der sich höflich wieder verbeugte. „Hast du Lust?" sagte er zu Josephine. Sie war von dem raschen Tanzen außer Atem; aber ihre dunklen Augen strahlten. „Ja", antwortete sie leise. Der Saal hatte sich inzwischen wieder gefüllt; deshalb warteten sie ein Weilchen. Aber da das Gedränge nicht abnahm, umfaßte er sie, um zu beginnen. „Es geht nicht", flüsterte sie. „Doch, es geht", sagte er und schwenkte sie an den andern vorbei, ohne anzustoßen oder sich aufhalten zu lassen; wurde es gefährlich, trug er sie mehr, als daß er sie führte. Doch er merkte bald, wie unnötig das war; sie beugte sich und fügte sich in seinem Arm bei dem leisesten Druck. Sie waren sich nicht so ähnlich, daß es „kleisterig" wirkte, aber auch nicht so unähnlich, daß es abstieß. Sie wurden einander interessant und genossen einen Augenblick der Versöhnung vor neuem Streit. Sie sahen sich ab und zu an, immer gleichzeitig, er sehr rot, sie bleich. Nun strahlten die Lampen hell, die Musik war lebhaft, die Menschen froh und natürlich, der Ballsaal prächtig. Sie hatten nicht zusammen getanzt, seit er der Balllöwe und sie ein unleidlicher Backfisch war, mit dem er aus Gnade ein paarmal herumtanzte. Aber in Haltung, Takt und Art, zu tanzen, waren sie miteinander wie eingespielt; sie tanzten leicht und waren glücklich. Während sie sich umschlungen hielten, konnten ihre Gedanken sich nicht voneinander lösen; sie hatten sich ineinander verschlungen. Sie gehörten zueinander in starkem Naturzusammenhang, — jetzt, wo sie auf dem Naturboden angelangt waren. Alles Trennende taumelte als fremd und zufällig beiseite. Und da das, was sie zusammen erlebt hatten, eigentlich in der Kindheit und in einem fernen Lande lag, so wanderten beide dorthin. In der brennend heißen Luft über Meer und Strand, Seite an Seite auf ihren kleinen Ponys reitend, zwischen ihnen der wunderliche Vater, — er war so schön zu Pferde.

Der Bruder, — größer als die Schwester, — sah auf ihre breite Kopfform herab; er erkannte die des Vaters wieder. Sie dachte auch an den Vater, als sie zu des Bruders scharfgeschnittenem Gesicht aufsah; gleichwohl ähnelte der der Mutter mehr als sie; sie erkannte das Kluge und Gute der Mutter in ihm wieder, wenn es auch von den Unwetterzügen des Vaters durchkreuzt wurde. Sie hätte sich an ihn schmiegen können, wie an ihre Mutter, geborgen bei ihm bis zum äußersten, — wie an jenem Abschiedsabend in ihrer Fjordstadt. Und sie hatte auf Erden keine größere Sehnsucht.

Da hörte die Musik auf.

Digitized by Google

Arm in Arm gingen sie zu dem Platz zurück, den Lili ihnen angeboten hatte, — warm und dankbar. Sie trafen Lili mit dem Kavallerieleutnant zusammen, sie in ihrer Appigkeit fast verkommen, er korrekt und ehrerbietig wie immer. — Nicht lange danach war Kallem in Überzieher, Seehundsstiefeln, die Hände tief in den großen Taschen vergraben, wieder draußen im Schneegestöber.

Entweder hätten die beiden Geschwister jetzt allein sein müssen, oder er mußte gehen. So griff es ihn zu sehr an. Er hielt unendlich viel von ihr, und sie vielleicht noch mehr von ihm. In solchen Augenblicken, da ihr Wesen in seines überglitt, gestaltete es sich, wie es wollte und konnte; für gewöhnlich hielt etwas sie gebunden. . . .

Rundschau

Allgemeineres

Bei Gelegenheit der Kometen

Unsre Astronomen belehren uns, daß ein Komet etwas ist, das nicht nur fern am Himmel vor sich geht. Es ist dasselbe, das wir in allen klaren Nächten sehen — fallende Sterne, Meteore. Ansammlungen davon sind Kometen. Manchmal geraten wir in einen hinein, dann regnet es Sterne die Nacht durch.

Noch Sonderbareres lehrt man uns vom Kometenschweif. Er ist nicht nur kein feuriges Schwert noch eine Feuerrute — er ist überhaupt nichts Festes, das morgen dasselbe ist wie heute. Nähert sich ein Komet der Sonne, so scheidet er Gase aus, die hinter ihm zurückbleiben, eine Art Dampfsäule wie aus den Schornsteinen der Lokomotiven! Etwas also, das immerfort neu entsteht.

Diese Auflösung fester Gestalten ist charakteristisch für unsre moderne Wissenschaft, und in solchen Fällen, wo wie hier die Auflösung selbst wieder eine Gestalt ergibt, auch abgesehen vom spezifisch wissenschaftlichen Wert, erfreulich genug.

Der Breithut von Wolken, den der Brocken auf hat, ist nicht eine dort sozusagen stationierte Wolke. Schon Goethe interessierte das Problem dieser Gebirgswolken. Er meinte, er könne es nicht lösen, aber es käme ihm wie eine Art Vision, daß es irgendwie mit der Anziehung der Erde zu tun habe. Jetzt hören wir, daß der Wind, der über die Berge streicht, diese Wolken bildet. Führt er nämlich Wasserdampf mit sich — und das wird er meist tun —, so wird dieser Dampf beim Hinaufklettern auf die Berge in der kälter werdenden Luft sichtbar wie der feuchte Atem unsres Mundes im Winterfrost; jenseits aber beim Wiederabgleiten in wärmere Schichten löst er sich wieder auf. So ist der Wolkenhut etwas, das, während wir es betrachten, unaufhörlich vergeht und neu entsteht, nicht unähnlich jenem Balken aus Staub, der sichtbar wird, wenn die Sonne durch eine umgrenzte Öffnung scheint.

Jeder Mensch ausgeprägten Charakters habe seine typischen Schicksale, die ihm immer von neuem zustoßen, meinte Nietzsche. Es bildet sich um ihn her eine Gestalt, die wir sein Schicksal nennen, immerfort neu entstehend, immerfort vergehend wie Kometenschweif, Wolkenhut oder Sonnenbalken und trotzdem sichtbar wie jene, eine Wetterwolke um sein Haupt her.

Digitized by Google

Und was ist Charakter und Geist der Menschen selbst? Ist er etwas andres als ein immerwährendes Entstehen und Vergehen von Gedanken, Entschlüssen, Gefühlen und Selbstdurchsetzungen? Ein Gesetz der Verdichtung und Sichtbarmachung des Geistmaterials, das wie das Kristallisieren der Steine immerfort in bestimmten Gestalten und Formen erscheint?

Und der Leib? Wie tolpätschig patschte doch seinerzeit der Materialismus durch diese Probleme, der den Leib für das Feste nahm, nur weil er langsamer ist. Denn auch er entsteht und vergeht von Stunde zu Stunde, und wenn die Gesetze dieses Wirbels im Strom freilich unendlich verwickelter sind als die des Wolkenhutes oder Kometenschweifs, so doch keineswegs als die des menschlichen Geistes.

Alles fließt. Selbst die feste Erde unter uns ist ein langsames Gleiten vom Gebirge zum Meer. Da oben in den Bergen löste sich los, was in langen Verwandlungen Ackererde wurde, bis es in den langen Zeitläuften weitergespült wird.

Alles fließt und strömt — es ist wahr. Aber es ist keineswegs eine so wehmütige Wahrheit, als man gewöhnlich annimmt. Denn gerade im Strom und Wandel und durch ihn bildet sich die leuchtende Gestalt. Denn auch das Meteor ist dumpfer Stein: indem er die Atmosphäre durcheilt, flammt er in der Reibung auf und wird — ein Stern.

Bonus

Hebel

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff, sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unsrer Überzeugung verdient der größte Teil dieses Lob.

Wenn antike oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Triaden und Hamatriaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste, anmutigste Weise, durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Ge-

Digitized by Google

ſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erſte Gedicht enthält einen ſehr artigen Anthropomorphismus. Ein kleiner Fluß, »die Wieſe« genannt, auf dem Feldberg im Öſterreichiſchen entſpringend, iſt

Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forſchend herauf, ob ſie wohl ſchon zur Ruhe ſei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenſtern, ſteht früher auf als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen.

als ein immer fortſchreitendes und wachſendes Bauernmädchen vorgeſtellt, das, nachdem es eine ſehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und ſich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieſer Wanderung iſt außerordentlich artig, geiſtreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, ſich ſelbſt immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden

Hat unſer Dichter auf Erden ſeine Liebesleute vorzuſtellen, ſo weiß er etwas Abenteuerliches dreinzumiſchen, wie im »Hexlein«, etwas Romantiſches, wie im »Bettler«. Dann ſind ſie auch wohl einmal recht freudig zuſammen, wie in »Hans und Verene«.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beſchäftigung. »Der zufriedene Landmann«, »der Schmelzofen«, »der Schreinergeſell« ſtellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heitrer

Digitized by Google

Laune dar. »Die Marktweiber in der Stadt« sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Ware den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindizieren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zugute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigentümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind »der Winter«, »der Jänner«, »der Sommerabend«, vorzüglich aber »Sonntagsfrühe«, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Tieren. Das Wachstum des Hafers, bei Gelegenheit eines »Habermuses« von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den »Storch« wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. »Die Spinne« und »der Käfer« dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Tätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerte, was die ganze Natur ausspricht, so gibt es noch andre Gedichte, die zwar direkter, aber doch

Digitized by Google

mit großer Anmut der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir »den Wegweiser«, »den Mann im Mond«, »die Irrlichter«, »das Gespenst an der Kanderer Straße«, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht worden ist.

Das Verhältnis von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hierher gehören »die Mutter am Christabend«, »eine Frage«, »noch eine Frage«.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. »Auf einem Grabe«, »Wächterruf«, »der Wächter in der Mitternacht«, »die Vergänglichkeit« sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andre Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Überhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unsrem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, in-

Digitized by Google

dem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerte Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmärchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der »Karfunkel«, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zugrunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich und ebenso die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, »der Statthalter von Schopfheim«, sagen. Sie beginnt ernst und ahndungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuten; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail, in moderner Bauerntracht nicht parodiert, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöien und unmittelbaren Anteil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche, naive Sprache sehr zustatten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, teils jenen Gegenden selbst angehörig, teils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen,

Worte von einem, von zwei Buchstaben, Abbreviaturen, Kontraktionen, viele kurze leichte Silben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vorteil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstruktionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unsrer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsre Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen und auch dem äußern technischen Teil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation ange-

Digitized by Google

nehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mitteilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es ebenso ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eignen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen! Haben doch die Italiener ihren »Tasso« in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hindernis einer für das mittlere und niedre Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, teils durch Vorlesen, teils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt — eine kleine Mühe, die in jeder Sozietät großen Gewinn bringen wird."

⊡

Wer mag der alte Herr sein, der diese sorgfältige Charakteristik so meisterhaft geschrieben hat? Wir müssen wohl annehmen, manche unsrer Leser wissen es nicht. Aber er hieß Johann Wolfgang Goethe. Seine Besprechung erschien in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung", gelegentlich der zweiten Auflage der Alemannischen Gedichte A. D. 1804.

Aber nicht alle urteilten so über Hebel. Nun, da einundeinhalbes Jahrhundert seit seiner Geburt verflossen sind, und er längst bis in alle süddeutschen Dorfschulen hinein gesiegt hat, nun ist es uns beinah, als hörten wir nicht recht, wenn wir in alten Kritiken über seine „Alemannischen Gedichte" schelten hören. Was wir Heutigen als Muster des Volkstümlichen anzusehn pflegen, das erschien damals manchem bis auf wenige Stellen ganz oder gar nicht als einwandfrei volkstümlich. Ja, sagt noch Wolfgang Menzel, das Volkstümliche bringt wohl in manchen Gedichten durch, und sogar mächtig, „allein widerlich entstellt sind andre durch Einmischung moderner, sentimentaler Gefühls- und Ausdrucksweisen der gebildeten Welt, ja sogar durch die Einmischung des loyalen Beamtengeistes". „Seine Muse ist eine Stadtdame im Kostüm einer Schwarzwälder Bäuerin." Ist das grundfalsch? Es ist Wahres daran! Eine Menge der Beispiele, die gerade Menzel zitiert, beweisen es. Dialekt wirkt wie Volkstracht, ob bei Hebel der süddeutsche echt ist, können zumal wir Norddeutschen nicht gleich erkennen — so wird die Illusion, es mit Volkstümlichem zu tun zu haben, uns Norddeutschen leicht besonders stark, daß sie vom Gewand auf den Menschen „überstrahlen" mag. Wohl, aber die Süddeutschen, auch die feinsten Köpfe darunter, lieben ja ihren Hebel auch. Ich meine: das Rätsel löst sich, wenn wir seine Kunst nicht Volkskunst, sondern Heimatkunst nennen. Es ist nicht das

Digitized by Google

„ungebildete“ Volk als solches, was hier spricht, sondern es ist ein aus dem Volk herausgewachsener und auch als älterer Herr noch mit seiner Heimat innig zusammengewachsener Poet. Den hören wir jetzt, wenn wir seine Gedichte lesen, nicht das Meidli unds Müetterli unds Büebli und den Nachtwächter und wen er sonst noch reden läßt. Wir sind heut nicht mehr auf das damals auffällige Neue eingestellt: daß einer solche Leutlein dialektsprechend vorführte, und prüfen nicht

mehr ihre Werte auf Herz und Nieren — sondern wir sind nun „umgestellt“ auf den schwäbischen Pfarrer, den wir unter all seinen dialogischen Formen selber sehn, wie er seine Menschen fühlt. Nicht der Bauern als solcher, sondern der Hebelschen Bilder von den Bauern genießen wir. Es ist echt Volkstümliches darin (wie könnt es anders sein!) — das genießen wir mit, wie er es genoß. Er mag unserthalben zuzeiten ein bißchen sentimental und pastoral, mag betrachtsam und verwarnelustig sein, wo ein noch größerer Poet nur aus dem Gezeigten heraus erleben lassen würde — ein prachtvoller Kerl ist er doch, ein Mensch voll Innigkeit, voll Freudefähigkeit, voller Wärme und voller Liebe. Die fühlen wir nun immer mit, wo er etwas zeigt, wie etwa die warme Abendsonne auch etwas von sich mit sehen läßt, nicht nur die „Lokalfarbe“ der Dinge, die sie bescheint. Machen wir ihr einen Vorwurf daraus, wenn sie aus Eignem dann und wann das Grau und Braun übergoldet, vielleicht sogar so, daß man diese „Lokalfarbe“ stellenweise kaum mehr sieht?

Wenn wir die Alemannischen Gedichte nicht mehr auf ihre Zuverlässigkeit als Quellen für Volkskunde und Volkspsychologie, sondern als freundliche Pfarrherrnpoesie ansehn, so zeigt uns das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“ einen erzieherisch wirkenden Pfarrherrn. Aber: keinen, der nur zu seiner kleinen Gemeinde spricht, und: keinen, der predigt. Das deutet auf das Mustergültige des Buchs. All diese kleinen Geschichten sind fürs große Volk geschrieben, das der Erzähler nicht körperlich vor sich sieht, nicht persönlich kennt und das nicht mit ihm im gleichen Kreise von Erfahrungen lebt. Be-

Digitized by Google

denkt man das, so erkennt man die ganz außerordentliche Erzählkunst, die in diesen knappen Geschichten steckt; sie sind wirklich „für jedermann“ verständlich, sie sind auch nach der Technik populären Erzählens Musterwerke und Meisterbilder. Dazu nirgend Predigt, nirgend Salbung, immer einfach Veranschaulichung, höchstens mit zwei Worten der Glosse im anspruchslos unbefangenen Ton — immer die Sprache eines Menschen, der ganz auf gleich und gleich mit seinen Lesern verkehrt. In der „völligen Beseitigung der trennenden Schranken zwischen Autor und Volk“ sieht Bartels mit Recht „ein Charakteristikum der neuen Hebelschen Volksschriftstellerei“. Die ganze neue Kalenderliteratur geht tatsächlich auf sie zurück.

Nicht eigentlich ein Lyriker, auch nicht eigentlich ein Epiker, sondern vor allem ein Idylliker wird Hebel durch die Literatur gehen so, wie Goethe ihn sah. Durch die Literatur und durch das Leben. Besonders, wenn ihm einer wie Ludwig Richter zur Seite geht. Die „Alemannischen Gedichte“ mit Richters Bildern sind eins der feinsten kleinen „Gesamtkunstwerke“, die unser Volk besitzt. Deshalb schien es uns richtig, ein paar der Bildchen auch auf diese Seiten hier zu streuen.

Ludwig Bechstein

Fünfzig Jahre sind's her, daß er gestorben ist!

Für viele verbinden sich mit seinem Namen freundliche Kindheitserlebnisse, denn dem bald humorvollen, bald väterlich ernsten Verwalter alten Gutes aus Volkskinderzeiten schließt sich ja das Herz der Kinder immer aufs neue am schnellsten auf. Als ein Erzähler, der sich nie übereilt und nie versäumt, es wäre denn in freundlichstem Behagen, hat sich Bechstein der Volksmärchen und Sagen angenommen. Als Dichter, aus der Liebe und ursprünglichen Verwandtschaft einer volkstümlich reichen und einfachen Natur heraus, hatte er sie ganz innerlich erfassen gelernt und „zuerst mehr ins Gemüt als in Bücher gesammelt“. Seine Liebe zu all dem Zarten und Derben, das der fruchtbare Boden der Volksphantasie aus dem von allen Jahrhunderten ausgestreuten Samen hatte aufgehen lassen, ist ganz persönlich, ganz unliterarisch, auch ohne wissenschaftliche Motive. Ganz wie ein sorgsamer Gärtner verpflanzt er das beste und feinste von diesem wuchernden Reichtum aus dem natürlichen Erdreich, der Volksüberlieferung, darin es in unsern aufgeklärten Zeiten nicht mehr recht gedeihen wollte und oft vom Untergange bedroht war, in den Boden der Literatur. Dabei sorgt er für zweierlei: für die Schonung des ursprünglichen Lebens, dann aber auch dafür, daß die Verpflanzten wieder in gesunden Boden gelangen, so daß sie sich nun ohne Treibhaus halten können. Den Geist des Ganzen, den volkstümlichen Ton der Wunder- und Fabelgeschichten, in deren kindlichsten Scherz oft die Schauer uralter religiöser Ehrfurcht hineinspielen, den besondern Reiz, der ihr Wesen ausmacht, hat er nach Möglichkeit gewahrt. Gleichzeitig aber ist es ihm um eine so lebendige Wirkung auf die heutigen Menschen zu tun, wie er sie selbst aus den alten Erzählungen erfahren hat. Er war nicht der erste und nicht der einzige in seinem liebevollen Bestreben. Aber viele von den Sammlern dienten gelehrten Interessen und sollten vor allem Stoff für die

Digitized by Google

Forschung liefern. Andern fehlte wieder der feine Takt des Abermittelns, sie schalteten zu willkürlich mit dem Überkommenen. Ihnen ist Bechstein ohne weiteres in seiner dauernden Wirkung überlegen. Der Märchensprache der Brüder Grimm kann sich die seine wohl nicht an Süße, Feinheit, Rhythmus, Musik vergleichen. Sein Verhältnis zum Volksgut ist vielleicht weniger künstlerisch. Die alte romantische, andachtsvolle Verehrung, mit der die Entdecker des deutschen Märchens dieses aus der Volksüberlieferung als aus einem Wunderborn entgegennahmen, ist bei dem Sohn der thüringischen Heimat, dem Landsmann Otto Ludwigs von einer liebevollen Vertrautheit überwogen. Vor allem bei den humoristischen Stücken und bei den Sagen, die sich an bestimmte Örtlichkeiten knüpfen, erfrischt so außerordentlich eine ganz realistische, ganz unbekümmerte Auffassung und Darstellung. Freilich: nur wer sich ganz innig eingelebt hat in die alten Schätze, ihnen innerlich ganz nahe gekommen ist und das Alte als völlig jung empfindet, kann sich frei und unbekümmert in dem alten Märchenlande ergehen, ohne in den Ton falscher Ironie oder verständnisloser Überlegenheit zu geraten. Bei einem solchen fließt von selbst eine durchgebildete, lebendige Erzählungskunst und eine feste Hingabe an das Überlieferte harmonisch zusammen. Nur einem solchen wird ein so wahrhaftes Volksbuch gelingen wie es Bechsteins „Deutsches Sagenbuch“* ist. Er widmet es bewußt dem deutschen Volke. Bescheiden und resigniert nimmt er einen Teil der Versprechungen, die diese Widmung und der Titel gibt, zurück: „Ein vollständiges deutsches Sagenbuch ist so wenig herzustellen wie ein einiges deutsches Reich“, und tröstet sich mit der stillen Arbeit für die deutsche Volkskraft, die in diesen Sagen lebendigen Ausdruck findet. Auch wenn nicht so klar die Gesinnung ausgesprochen wäre, aus der das Wirken dieses Mannes erwachsen ist: es wäre doch überall zu spüren, daß er zu jenen treuen Helfern gehört, die noch vor der Verwirklichung des alten Einheitstraumes ein einiges Deutschland im Geistigen schufen.

Hermann Ullmann

* Der Kunstwart bereitet eine illustrierte Volks- und Jugendausgabe des Bechsteinschen Sagenbuches vor.

Robert Griepenkerl

Heute, an seinem 100. Geburtstage, ist er so gut wie verschollen, der zwischen 1850 und 1860 als der Bringer des modernen Dramas gepriesen wurde. Er gehörte zu jenen unglücklichen Naturen, die, von der Idee ausgehend, nicht bis zum Leben durchzudringen vermögen. Es ist an ihm und seinem Schaffen besonders deutlich die merkwürdige Erscheinung zu beobachten, wie die Wandlungen vom Alten zum Neuen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich vollzogen, und die auf eine zunehmende Herrschaft der Masse hindrängten, im deutschen Geistesleben zunächst als ganz abstrakte und allgemeine Gedanken, keineswegs als konkrete Erfahrungen sich geltend machten. Fast scheint es, als hätten sich seit den Aussprüchen des alten Goethe über Weltwirtschaft und Industrie, die oft so erstaunlich sicher in eine ferne Zukunft deuten, keine klareren Erkenntnisse mehr in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts über den neuen Zu-

Digitized by Google

stand eingestellt. Griepenkerl hat eine verschwommene Vorstellung vom Drama der Neuzeit; es müsse nicht mehr romantisch verzerrte Helden, sondern die Leiden und Hoffnungen der Allgemeinheit, die Ideen, die sie bewegen, zum Gegenstande haben. Und er versucht, Schillers Erbe aufzunehmen und die Zusammenfassung einer Masse unter großen Ideen oder die Darstellung großer Massenideen in einzelnen Charakteren durchzuführen. Er scheitert in seinem „Maximilian Robespierre", in seinen „Girondisten", wie in allen übrigen Werken an dieser Aufgabe, der seine Gestaltungskraft nicht gewachsen war. Er genoß eine kurze, berauschende Berühmtheit, die ihn aus dem bürgerlichen Sein in ein haltloses „Dichterleben" im Stile jener genialischen Zeit hineindrängte, bemühte sich vergebens um hohe Gönner und starb im Elend; als ein Opfer jenes Überganges, aus dem sich Hebbel mit äußerster Gefahr und Otto Ludwig mit gebrochenen Kräften herausgerettet haben. U

Der „Internationale Literatur-Bund"

ist das neueste. Er erläßt ein Preisausschreiben von

„Dreißigtausend Mark Preisen in bar"

für eigentlich alles, was ein Dichter-, Denker-, Maler- und Photographengeist hervorbringt. Und verspricht „entgegen der Gewohnheit, aus vielen guten Werken ein paar sehr gute auszuwählen,

sämtliche Werke abzudrucken!"

Nur ganz bescheiden klein gedruckt fügt er hinzu: „Sofern sie den Anforderungen des Wettbewerbs genügen" und, noch sonst dies und das vorausgesetzt, „für einen großen Leserkreis von Wert sind". Nämlich: das Ganze hat ein durchaus ideales Gepräge, man will mit den nicht „retournierten" Produkten der schlechten Literatur entgegenrücken. Zugleich, versteht sich, „etwa 6000 deutschen Autoren und Künstlern eine nie wiederkehrende Gelegenheit bieten, im ganzen deutschen Volke bekannt zu werden". Wiederum fett:

„Kosten für Drucklegung erwachsen den Einsendern nicht."

Bloß, natürlich, man muß Mitglied des Bundes sein. Das, allerdings, kostet 20 Mark jährlich, sofern man nicht durch höhere „freiwillige Beiträge" die Erkenntlichkeit der führenden Persönlichkeiten gewinnen will, was „naturgemäß angenehm" wäre.

Naturgemäß angenehm wär es uns andern Leuten, wenn wir wüßten, wer die Herren vom Internationalen Literatur-Bunde" sind. Auch die Bescheidenheit sollte nicht übertrieben werden: zum mindesten, wer einem solchen Weltbund vorsteht, sollte doch nicht nur die Geldempfangsadresse, sondern auch seinen Namen angeben. Vielleicht ist's Rostand vom krähenden Hahn, oder auch Shaw, oder Gorki, oder unser großer D'Annunzio, oder gar Vater Tolstoi? Nämlich: ein großer Ausländer muß es sein — denn deutsch kann er nicht ordentlich.

Zum Schluß eine kleine Tatsachenangabe unsrerseits. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" wandte sich durch seinen Vorsitzenden an die maßgebenden Berliner Tagesleitungen mit der Bitte, eine aufklärende und warnende Notiz über diese Sache zu bringen. Die Dilettanten sind ja unsäglich harmlose Leute, aber Menschen sind sie doch immerhin auch, sozusagen. Indessen, man lehnte die betreffende Notiz bei verschiedenen Blättern kurzerhand ab.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nämlich: der „Internationale Literatur-Bund“ erläßt sehr schöne, große Inserate.

Björnson über Schauspielkunst

Wie Björnson über Schauspielertum dachte, davon zeugen Worte, die er im „Fischermädchen“ den allem Halben und Geschminkten fernstehenden „weltfremden“ Theologen Ödegaard sprechen läßt:

„Plato hatte ebensoviel gegen die Poesie im allgemeinen wie gegen die Schauspielkunst einzuwenden und über Aristoteles' Ansicht herrschen Zweifel. Diese beiden lasse ich daher unberücksichtigt. Was die ersten Christen betrifft, so taten sie selbstverständlich sehr wohl daran, heidnischen Schauspielen fernzubleiben — ich halte mich also auch bei ihnen nicht auf. Daß ernste Christen der neueren Zeit auch gegen das Schauspiel, das auf christlichem Grunde steht, ihre Bedenken haben, finde ich begreiflich — ich selbst habe solche gehabt. Aber räumt man ein, daß es dem Dichter erlaubt ist, ein Drama zu schreiben, so muß es auch dem Schauspieler erlaubt sein, es zur Darstellung zu bringen. Denn was anders tut der Dichter selbst, wenn er es schreibt, er spielt es — im Geiste, mit Feuer, mit Kraft und Lust und — so einer ein Weib betrachtet — usw. — Ihr kennt doch Christi eigenes Wort. Wenn Schleiermacher sagt, das Drama dürfte nur in Privatkreisen und von Dilettanten gespielt werden, so sagt eignes Fühlen, daß die Fähigkeiten, die uns Gott verliehen hat, vernachlässigt werden sollen — während doch Gottes Wille ist, daß wir sie zur größtmöglichen Vollkommenheit ausbilden; denn dazu haben wir sie bekommen. Wir spielen ja alle tagtäglich Komödie, indem wir andre nachäffen, oder aus Spaß oder Ernst die Ansicht eines andern annehmen. Bei manchen Menschen überwiegt nun diese Gabe alle andern, und da möchte ich doch sehen, wer dieses Talent nicht pflegen würde, besonders wenn es sich obendrein noch zeigte, daß eben die Unterlassung Sünde sei. Denn der, der seinen Beruf nicht erfüllt, wird unbrauchbar zu allem andern, wird verschwommen, wankelmütig — kurz, fällt viel leichter der Versuchung zum Raub, als wenn er seinem Berufe folgte. Wo die Arbeit und die Liebe zur Arbeit Hand in Hand gehen, da bleibt die Versuchung viel leichter draußen. — Aber, sagt man, dieser Beruf trägt an sich die Versuchung in sich. Nun, darüber läßt sich streiten: Was mich betrifft, so meine ich, die größte Versuchung bietet der Beruf, der uns verleiten will, uns selbst für gerecht zu halten, weil er Kunde bringt von dem Allgerechten — sich selbst für gläubig zu halten, weil er zu dem Glauben andrer spricht — nach meiner Ansicht bietet von allen Berufsarten der geistliche Beruf die größte Versuchung! . . .

Alle jene Versuchungen, sich vom Augenblick ergreifen zu lassen, in Hörlust, Schaulust, Phantasielust herabzusinken, sich ohne die geringste Anstrengung die heroischen Tugenden andrer anzueignen, alle die sind wahrhaftig genau so in der Kirche vorhanden! . . .

Wohl gibt es Schauspieler, die sich auf der Bühne rühren lassen und von dort in die Kirche laufen und sich da ebenso rühren lassen — und doch genau so schlimm bleiben. Wohl gibt es Schauspieler, die nichts als hohle Schalltrichter sind, die im Leben doch zu nichts nütze gewesen wären, aber auf

Digitized by Google

der Bühne immerhin noch als Schalltrichter Dienst tun. Aber meist ist es so, daß der Schauspieler gleich dem Seemann gar oft die allertiefste Seelennot leidet — denn die Augenblicke vor dem Auftreten können entsetzlich sein — daß er so oft zum Werkzeug in Gottes Hand berufen ist, so oft dem Unerwarteten, dem Größten ins Auge schaut, daß er in seinem Herzen eine scheue Sehnsucht, ein Gefühl großer Unwürdigkeit trägt, und das wissen wir doch alle, bei den Zöllnern und den reuigen Sünderinnen war Christus am häufigsten zu finden. Ich will ihnen nicht etwa einen Freibrief geben; wahrlich, je größer die Aufgabe ist, die sie meiner Meinung nach in einem Lande haben — was auch daraus ersichtlich ist, daß ein Volk niemals viele große Schauspieler auf einmal hat! — je größere Schuld laden sie auf sich, wenn diese ihre Aufgabe sie zur Gehässigkeit hinreißt oder sie dem Leichtsinn und der Schlaffheit in die Arme wirft. Aber, so wie es wohl kaum einen Schauspieler gibt, den nicht mannigfache Enttäuschungen gelehrt haben, wie nichtig Beifall und Schmeicheleien sind — obwohl die meisten so tun, als glaubten sie dran — so sehen wir wohl ihre Fehltritte und Schwächen, aber was wir nicht kennen, das ist ihr eignes Verhältnis zu ihren Fehlern, und darauf kommt es schließlich doch an."

Björnson auf der Bühne

Vor mehr als fünfzehn Jahren erreichte Björnson mit dem Doppeldrama „Über die Kraft" die Höhe seines Ruhmes als Bühnendichter. Durch die ganze kultivierte Welt erscholl er, in alle Kultursprachen wurde das Werk übersetzt. Und seitdem? Nun, von der überragenden Bedeutung ließ sich nichts abmarkten, das Buch erreichte ungewöhnliche Auflageziffern. Aber von dem Bühnendichter wurde es still. Während Ibsen ruhig auf der Höhe dahinschritt, allmählich aus fernen Bergnebeln Gestalten herabbannend in erschütternde Visionen, verweilte Björnson, der ihn schon oben begrüßt, nunmehr auf der Erde in maßvoller Betrachtung der Wirklichkeit. Hat er denn wirklich noch Dramen geschrieben? Man frage beim Publikum: es wird sich dessen nicht entsinnen. Direktoren und Schauspieler werden von trüben Erfahrungen berichten, in den Annalen der Kritik sind die Aufführungen der fünf weiteren Bühnenwerke (fünf waren es!) dunkel gemerkt. Man wird zugeben, daß diese tatsächlichen Vorgänge etwas Erstaunliches an sich haben. Wie? ein Bühnendichter entwickelt sich langsam zu einer nur den Wenigsten zugänglichen Schaffensmacht — denn Björnson hatte schon eine große Zahl von Dramen geschrieben, ehe er mit „Über die Kraft" durchdrang —, er bringt als begabter Schauspieler, als Theaterdirektor Erfahrung, vielleicht Routine mit, er erringt einen Riesenerfolg — und nun plötzlich ist es vorüber mit allem, der Sieger entpuppt sich als ein triwialer Kopf, als ein „Blender"? Oder sollte nicht doch hier die Menge geirrt, der Eine recht gehabt haben?

Und sei es auch nicht so gewesen, ich will es doch einmal behaupten. Vielleicht, wenn ich die Behauptung zu begründen versuche, ergeben sich nicht ganz gleichgültige Bemerkungen.

Der Naturalismus war ein Kind verschiedener Eltern. Sehnsucht nach Erneuerung — die ewige cupiditas novi — war die Mutter,

Digitized by Google

ein im Reiche der Kunst seltener Gast: die graue Theorie der Vater. Naturalistisch ward zunächst die Literatur, weitere Lebenskreise wurden vom Naturalismus erst ergriffen, als er in der Literatur bereits seine Form gemildert, seinen Neuigkeitsreiz eingebüßt hatte. Nun erst entstand eine Generation von Schauspielern, welche naturalistisch darzustellen vermochten. Die Gefahr des Jambenpathos und epigonaler Wirklichkeitsfälschung entfernte sich, neue Talente kamen, alte paßten sich an. Man hatte an den Dichtern die fachkundigsten Zuchtmeister. Anzengruber stand schon auf der Bühne, nun kam Gerhart Hauptmann, schuf mit jeder Gestalt einen Typ und überwachte seine Verkörperung. Nachfolger und Nachtreter schlossen sich an. Aber allen stand Ibsen. Herrliche Aufgaben bot er den Darstellern. Zwar war er kein konsequenter Naturalist, im Gegenteil, er erkühnte sich gewöhnlich, mehr sagen zu wollen als sich mit naturalistischer Methode sagen ließ, aber das ging den Zuhörer an oder den Regisseur, der Schauspieler sah sich durchweg vor die Aufgabe gestellt, Wirklichkeit zu verkörpern. Björnson hatte sich früher einmal, mit dem „König", bemüht, Naturalismus und Symbolismus auf der Bühne zu verbinden. Der Versuch war mißglückt, das Stück scheiterte. Nun kam er mit ganz realistischen Tönen. „Über die Kraft" ist als Dichtung ein ideenreiches, groß geschautes Werk, weit entfernt von der achtbaren Durchschnittsarbeit eines „Rosenmontag" oder „Traumulus". Man konnte sich dem gewaltigen Eindruck nicht entziehen. Und vor allem: nichts war darin, was sich nicht mit den gewohnten Mitteln darstellerisch bewältigen ließ. Nicht einmal Monologe. Hier und da sogar krassester Naturalismus. Und dazu ganz sichere Effekte. Knalle und Visionen. Die Regie konnte sich ausleben. Der Schritt von der Familie Selicke zu den erwachenden Toten war nun getan, obschon man das nicht allgemein bemerkt hatte. Nur die Schauspielkunst hatte ihn — mit rühmlichen Ausnahmen — nicht mitgetan. Als Elektra und Salome die Bretter betraten, wurden sie zerfasert, als die lieblichen Rhythmen der „Neuromantiker" erklingen sollten, mußte man auf Schillertöne zurückgreifen. Nie habe ich solche Hilflosigkeit der mittelguten Bühne gesehen, wie gegenüber Tor und Tod, König Oedipus, dem Juden von Konstanz, Meroë und ähnlichen neueren Darstelleraufgaben. Und Björnson? Es ist nun Zeit, es zu sagen: er war nie Naturalist. Nicht einmal Realist, so günstig es auf sein Schaffen eingewirkt haben mag, daß er durch Zeitumstände gezwungen war, es zu sein. Schon der zweite Teil von „Über die Kraft" war weit entfernt von allen Tönen einer Holz-Schlafschen Technik oder des Fuhrmanns Henschel. Es war Ideendichtung, eine Synthese realistischer Sprechweise mit idealistischer Dialog- und Szenenführung. Der letzte Akt ging bereits ganz ins Realistisch-Symbolische über. Man gab ihn, wo ich ihn sah, süßlich und naturalistisch, anstatt ihn andeutend und visionär zu gestalten. Er wirkte kindlich — kindisch wäre wohl auch richtig —, und die Kritik „bewies" es. Wirklich ist er ein wenig deutlich, liest man aber das Buch, ohne sich der Bühne und ihrer heutigen Gewohnheit zu erinnern, so wirkt er ernst und schön. Hier lagen Aufgaben für den Regisseur. Hier mußte etwas Neues gefunden wer-

Digitized by Google

den, wie für „Wenn wir Toten erwachen“, das einzige Werk Ibsens dieser Art, und für einige Dramen Schnitzlers, van Lebens „Ysbrand“, Gobineaus „Szenen“, Karl Hauptmanns „Bergschmiede“ u. a. m. Ein Stil war nötig, der einer realistischen Szene klingenden Hintergrund gegeben hätte, eine Sprechweise voll Natur und gleichzeitig voll bewußter Hinwirkung auf das Zustandekommen ideeller Wirkungen, eine Dynamik von sehr viel weniger Milieu-Abhängigkeit und bedeutend größerer Zweckbewußtheit im Geiste der Idee. Man hätte Aufführungen wie die von Tschechows Onkel Wanja durch das Moskauer künstlerische Theater nicht nur auf die Beleuchtungskünste und Schauspielersicherheit, sondern auf die Organisation der Halbtöne und das Zusammenwirken der verborgenen seelischen Energien — auf dieses hin hätte man sie durchforschen sollen, und man wäre innegeworden, wie sich der Naturalismus auf der Bühne verdichten und entwickeln ließ. Einzig Brahm versuchte es; und nur „Wenn wir Toten erwachen“ gelang annähernd. Bei „John Gabriel Borkman“ liegen im Stück Hindernisse, die „Frau vom Meer“ gelang halb, an „Baumeister Solneß“ scheiterte er, während der Gatte von Frau Desprès damit ein Meisterstück auf die Bühne brachte.

Es soll hier den Regiekünstlern nicht mit Druckerschwärze ins Handwerk gepfuscht werden. Wer die Russen, Lugné-Poe und Brahms Rubek-Tragödie gesehen hat, weiß was gemeint ist. So hätte man Björnson spielen sollen . . .

Keinesfalls waren die Stücke bühnenunwirksam,* Freilich, sie hielten ein nicht ganz populäres Niveau. Und sie waren nicht geistreich. „Paul Lange und Tora Parsberg“ war tief, aber entsprechend anspruchsvoll. „Wenn der junge Wein blüht“ sehr heiter, aber von großer Perspektive, im Erotischen leider ein-, nicht zweideutig, so daß ihm das Feuilletongewitzel von Bahrs hübschem „Konzert“, dessen Tiefe man mit einem Streichholz loten kann, in der Saison den Rang ablief, nachdem die empfindungslose Kritik am Ort der Uraufführung, Dresden, schon wirksam Abbruch getan hatte (vgl. Avenarius' Aufsatz „Tageskritik“).

Und also steuern wir auf unsern

* Es ist freilich schwer über Bühnenwirksamkeit ein Urteil zu fällen. Man geht häufig von der Gedrungenheit und Spannungskraft der Handlung aus. Aber in vielen Meisterwerken liegt die Wirksamkeit gerade nicht in den Worten, welche die Handlung bewegen, sondern in denen, welche lediglich den Zustand spiegeln. Der erste Teil des Faust enthält seitenlange Partien solcher Dramenlyrik, wie man diese Verse genannt hat. Shakespere bietet Beispiele in Fülle, Schiller findet gewöhnlich geschickte Kompromisse, Grillparzer die geistvollsten Kombinationen, die Antike brachte sie in den Chören unter. Björnson selbst hat in einem einzigen seiner „realistischen Dramen“ wesentlich mehr Worte gemacht, als die Handlung bedingt, und dieses ist notorisch sein wirksamstes, „Über die Kraft“. Die späteren sind viel straffer, die Handlung geht rüstiger vorwärts. Die Dialektik ist mit Rücksicht auf den Antrieb der Handlung gebildet, so daß der alte Bühnenpraktiker auch hier wieder zum Vorschein kommt. Allerdings steht das Ganze unter dem Gesetz der Idee, — und diese ist nun einmal noch immer verpönt.

Digitized by Google

Bühnen immer weiter von den Möglichkeiten ab, von denen oben die Rede war. Es gereicht meines Erachtens Björnsons letzten Stükken nicht zur Unehre, daß sie die Bühne nicht mehr oft eroberten. Ich diskreditiere mich zuletzt allen Bühnenfreunden durch das Geständnis, daß ich, nicht nur Björnson zuliebe, ein Freund auch des gelesenen, nicht aufgeführten, noch aufzuführenden Dramas bin, daß ich die dramatische Dichtung, die mit dem Theater nichts zu tun hat, für eine Kunstart halte, welcher die Zukunft mehr als bisher ihr Recht einräumen wird. Ezard Nibden

Berliner Theater

Mut hat dieser Reinhardt. Manchmal möcht man's schon Übermut nennen. Da hat er nun seit einiger Zeit die ornamentale Ausstattungsregie zugunsten einer strengen, manchmal fast schon kargen Stilgerechtigkeit zurückgedrängt, hat angefangen, seine Aufmerksamkeit der Kultur des Wortes zu widmen, und damit die Waffen derer gestumpft, die immer noch die „unfruchtbaren dekorativen Gelüste" gegen ihn ausspielten — und plötzlich, was steht da auf dem Theaterzettel seiner Kammerspiele? „Sumurûn. Eine Pantomime nach orientalischen Märchenmotiven von Friedrich Freksa, Musik von Viktor Hollaender, Regie: Max Reinhardt." ... Ein Kaleidoskop bunt bewegter, orientalisch farbenfreudiger Bilder. Wenn man sehr aufmerksam ist, kann man sogar den Faden einer jener novellistischen Handlungen verfolgen, wie sie uns aus „Tausendundeiner Nacht" geläufig sind: Ein Teppichhändler, noch mehr Knabe als Mann, wird von der spielerischen Laune einer Scheich-Frau in den Harem geschmuggelt, und er macht diese gefährliche Reise zusammen mit einem Scheintoten, einem buckligen Gaukler, der sich aus unglücklicher Liebe und berechtigter Eifersucht stranguliert hat, dann aber, lange von reinen und unreinen Händen wie ein Mehlsack hin und her gestoßen, zum Herrn über dieser aller Geschick erkoren wird: er, der Bucklige, ist es, der den Scheich, den Besitzer, und dessen Sohn, den Liebhaber der ihm entlaufenen Tänzerin, in tödlicher Raserei aufeinanderhetzt und endlich den Scheich dem Messer des jungen Teppichhändlers ausliefert, so daß Sumurûn, jene spielerische Unschuld, und der Stoffhändler, der mehrmals nichtsahnend über dem Abgrund schwebte, schließlich doch noch ein beglücktes Paar werden. Das alles ist mit den krausesten Arabesken phantastischer, humoristischer, burlesker, parodistischer Art umschnörkelt, und als sei es damit der Verschlingungen und Verwirrungen noch nicht genug, mischen sich auch innerhalb der orientalischen Sphäre die Motive noch wieder nach ihrer verschiedenen Herkunft: zu byzantinischen gesellen sich ostasiatische, der japanische Hanamichi, jener blumengeschmückte Steg, der aus dem Zuschauerraum auf die Bühne, von der Bühne zurück in den Zuschauerraum führt, wird als „Bereicherung" unsrer Bühne übernommen — genug, ein Überfüttern der Sinne auf Kosten des Gemüts, des Herzens und des Verstandes, wie es auch im Metropoltheater nicht vollendeter dagewesen sein kann.

Denn man wird sich unschwer vorstellen können, was Reinhardts alte Liebe, wie Dornröschen aus dem Schlummer erwachend, da alles aufbietet an kostbaren Stoffen, bunten Gewändern, malerischen Aufzügen, küh-

Digitized by Google

nen, stockweise übereinandergetürmten und ineinandergeschachtelten Bauten, und was sonst noch Meister Miedings Herz erfreut. Merkwürdig oder nicht: man denkt bei all diesem Bei- und Durcheinander gar nicht an den Dichter, obwohl man ab und an etwas von dem schmerzlichen Zusammenklang zwischen höchstem Lebensdrang und tiefstem Erdenweh zu spüren glaubt, der seine „Ninon de l'Enclos“ erfüllt, man denkt immer nur an den Regisseur und seine technischen Gehilfen. Nicht einmal für die Schauspieler fällt viel ab, obwohl Freksa sich redliche Mühe gegeben hat, schon vor der Aufführung als berufenster Interpret seiner Absichten all die neuen Möglichkeiten und Bereicherungen aufzudecken, die die Kunst des Schauspielers, wie sie heute beschaffen, gerade durch das stumme, absolut stumme Spiel erfahren müsse. Das, was Schildkraut als Buckliger mit kreideweiß geschminktem Gesicht an „beredter“ Mimik gibt, das leistet ein guter Zirkusclown auch; Moissi als verliebten Toren vier Stunden lang nur sich bewegen zu lassen, ohne einmal seine Stimme zu bemühen, heißt ihn seines Besten berauben. Am Ende sind es die beiden Schwestern Wiesenthal, als flüchtige Gäste aus Terpsichorens Reich in dies Ensemble geladen, die durch ihr bloßes Dasein, die Anmut ihrer Glieder, die Kultur ihrer Bewegungen, den Liebreiz ihrer Mienen und Gesten über Darsteller triumphieren dürfen, die sonst gewürdigt werden, den Hamlet, den Lear, den Holofernes, den Tellheim zu spielen. Ein mächtiger Wille, vor dem man auch noch Respekt haben muß, wenn er falsche Wege geht, hat die Künstler auch diesmal noch unter seine Absichten gebeugt; aber deutlich merkte man einigen von ihnen bereits an, daß sie selber wider diesen Stachel zu löken beginnen. Denn was da von ihnen verlangt wird, ist keine Aufgabe, die sie ausfüllt; und nichts erniedrigt den Künstler mehr, als einen Teil, den besseren und besten seines Könnens, von vornherein aufs Faulbett zu strecken. Ein „reizvolles Experiment“ soll dies sein? Ein gefährliches, gedankenloses, verantwortlichkeitsvergessenes Unterfangen ist es, das um nichts und wieder nichts einen Bruch in eine hoffnungsvolle Entwicklung bringt. Reinhardt war dabei, eine dramaturgische Synthese zwischen Dingelstedt,. dem Regisseur der Sinne, und Laube, dem Regisseur des Sinnes, herzustellen — auf einmal fällt er wieder in die Einseitigkeit der Äußerlichkeiten zurück, aus der er gekommen, in die aber kein „Blumenweg“ zurückführen wird. Es heißt, „Sumurûn“ sei ein bestelltes Gericht für die bevorstehenden Münchner Gastspiele, die sich einigermaßen doch auf die eng benachbarte „Mohammedanische Ausstellung“ zuschneiden müßten. Ist dem so, ist diese orientalische Pantomime in der Tat berufen, die Kunst des „Deutschen Theaters“ in München zu vertreten, so können schon heute seine Freunde nichts Besseres tun, als diese Repräsentation unwahrhaftig zu schelten und jeden, der Reinhardts Art und Verdienste etwa nach dieser Oberflächenkunst abschätzt, durch Zufall, wenn auch nicht ohne Schuld des Verantwortlichen selbst, mangelhaft unterrichtet zu nennen.

Im übrigen war unter den Neuheiten des wetterwendischen Aprilmonds die liebe Ehrbarkeit Trumpf. Im Hebbeltheater gab es erst eine französische Komödie von Gui-

Digitized by Google

raub, in der ein „Nesthäkchen“, ein Muttersöhnchen auf recht zahme Weise zur Selbständigkeit und gleich auch zur Ehe erzogen wird, und bald darauf ein Kaufmannsstück von einem Neuling namens Fritz Peters, das sich „Konkurrenten“ nennt, seinen sentimentalen Helden, einen menschlich und geschäftlich erstaunlich begabten jüdischen Generaldirektor, aber so rosig ideal schildert, daß alle Konkurrenz ausgeschlossen erscheint. Im Schillertheater feierte ein braves Lustspiel des Österreichers Gustav Davis („Die Katakomben“) die Fridolintreue eines standhaften Verehrers ebenso treuherzig, wie es entrüstet alles Streber- und Kriechertum geißelte. Und im Königlichen Schauspielhause begann mit einer im Biedermeierkostüm vorzüglich gelungenen Aufführung von Bauernfelds „Romantisch und bürgerlich“ ein historischer Lustspielzyklus, ein Unternehmen, das schon deshalb vollen Beifall verdient, weil es in seiner Behaglichkeit ganz auf den Ton dieses geruhsamen Hauses abgestimmt ist, nirgends Konflikte mit seinen guten Manieren und gesitteten Traditionen heraufbeschwört und die drei besten schauspielerischen Kräfte mobil macht, deren sich das Haus erfreut: Vollmer, Vallentin und Anna Schramm.

Friedrich Düsel

Julius Blüthner †

Dem 86jährigen Reinecke ist der 86jährige Blüthner rasch gefolgt. Die beiden Namen gehörten in mehr als einem Sinne zusammen. Das deutsche Haus, das Reinecke so viele Gaben verdankt, verdankt Blüthner die Vervollkommnung des Instruments, das im Hause fast alle die Kunstwerke selbst auszuführen gestattet, die man nach solcher häuslichen Vorbereitung um so besser im Konzert genießt. Und Blüthner hat darauf besonderes Gewicht gelegt, auch gerade Instrumente zu schaffen, die im Hause eine besonders ideale Klangwirkung ergeben und dem Laien künstlerischen Vortrag erleichtern. 80000 Instrumente hat die Firma bei Lebzeiten ihres Gründers gebaut. Mit drei Gesellen fing Blüthner vor fast sechzig Jahren an, und schuf ein Welthaus. Die immense Entwicklung des deutschen Musiklebens kam ihm zugute, aber seine eigne Leistung ist darum nicht minder hoch zu werten.

Gerade im Kunstwart seiner zu gedenken, dazu veranlaßt aber etwas anderes. Er war einer der wirklichen Mäzene Leipzigs. Er hat in einer Unmenge von Fällen, ohne Aufhebens davon zu machen, junge Musiker gefördert, er hat für Leipzigs Musikleben außerordentlich viel getan, er gehörte zu denen, die, weil sie selbst wußten, wie schwer es ist, in die Höhe zu kommen, andern den Weg erleichterten. Daß diese Art Mäzenatentum, die wir jetzt mit Neid bei den Amerikanern sehen und deren sich Leipzig z. B. auch in dem Gründer der Musikbibliothek Peters, Dr. Abraham, erfreute — daß diese vernünftige Art eines fruchtbringenden, kulturfördernden Mäzenatentums nicht aussterben möge, scheint in unsrer Zeit, der der Sinn für die Ökonomie des Geisteslebens so vielfach fehlt, ein besonders angebrachter Wunsch!

Georg Göhler

Schulgesangbücher

Die gesteigerte Bedeutung, welche die Pädagogik dem Schulgesange beimißt, drückt sich auch in den Liederbüchern der letzten Jahre aus.

Digitized by Google

Es darf dem Kunstwart zur Freude gereichen, daß in ihnen manches von ihm ausgestreute Saatkorn aufgegangen ist. Die frühere Hauptabsicht der Gesangstunde, patriotische und Schulfeiern mit Musik zu ermöglichen, tritt mehr und mehr zurück hinter die Erkenntnis vom Kulturwert des Schulgesanges. Eine Anzahl Schulliederbücher, die sich nach und nach auf meinem Büchergestell zusammengefunden haben, läßt es deutlich verfolgen, wie dieser Gedanke immer mehr Einfluß gewinnt. Sie wollen nicht mehr der Schule bloß, sondern wirklich dem Leben dienen.

Da ist zum Beispiel das Schweizerische „Gesangbuch" von Sebastian Rüst (Zürich, Hug & Co.), das den sehr wichtigen Grundsatz aufstellt, der Schulgesang solle sich nach dem Gemütszustande und der Geistesverfassung des Kindes richten, nicht einem abstrakten Kunstideal nachstreben. „Vor allem ist das Kind zu gewöhnen, im Liede den Ausdruck einer bestimmten Gemütsstimmung, einer Empfindung zu sehen. Das ist aber nicht dadurch zu erzielen, daß ihm von diesen Empfindungen vordoziert wird, sondern daß man die Lieder dann singt, wenn das Kind in einer entsprechenden Stimmung ist, oder wenigstens indem man es in sie hineinzuversetzen sucht, durch Andeutung der die Stimmung hervorrufenden Situation." Rüst will, vom einfachen Volkslied ausgehend, den Schüler allgemach in das Verständnis reicherer und weiterer Formen einführen, aus der schlichten Zweistimmigkeit geht es aufwärts zum vierstimmigen harmonischen Satz, zum Kanon, zum Kunstliede mit Klavierbegleitung. Schade, daß der Herausgeber sich mehrmals hat verleiten lassen, Liebeslieder durch Parodierung ihres Textes dem Schulgebrauch gewinnen zu wollen. Es ist eine Verfälschung des Gefühls, wenn eine erotische Klage in die Sehnsucht eines Kindes nach der Mutter (oder umgekehrt) verwandelt wird, oder wenn ein Tagelied wie „Wach auf meins Herzens ein Schöne" in ein Lob des Morgens umtextiert wird.

Mit dieser Tendenz hat das Chorbuch „Frisch gesungen" von Hans Heinrichs und E. Pfusch (Hannover, E. Meyer) gebrochen. Wie es die ganze Breite des Lebens umfaßt und die Lieder inhaltlich nach Gruppen zusammenstellt, so geht es auch der Berührung jenes Empfindungskreises nicht aus dem Wege, dessen äußere Erscheinungen auch dem Blicke des Kindes nicht verborgen bleiben können. Die Auswahl ist fast in allen Punkten vorzüglich, und es erfreut namentlich das Bestreben, dem Schulgesange neuen Stoff zu gewinnen, den Rahmen des Schulrepertoirs durch gute Lieder aus abgelegenen Quellen zu erweitern. In dieser Hinsicht haben Heinrichs und Pfusch eine sehr glückliche Hand gehabt. Ihr Liederbuch ist das beste von allen, die mir unter die Hände kamen. Die jungen Sänger werden auch als Erwachsene gerne wieder darnach greifen, obwohl es hauptsächlich dem chorischen Gesange dient. Auch hier wird zuletzt das Kunstlied herangezogen und durch gute Beispiele bis herab zu Hugo Wolf vertreten. Daß an den mehrstimmigen Sätzen hie und da, aus Rücksicht auf den Umfang der jugendlichen Stimmen kleine Änderungen gemacht wurden, kann ich nicht mißbilligen, so lange es sachkundig und diskret geschieht.

Ausschließlich vierstimmige gemischte Chöre bringt das für Mittelschulen herausgegebene Buch „Gute Geister" von A. König und K. Küffner (Nürnberg 1910).

Digitized by Google

Auch hier ist die Auswahl durchaus lobenswert. Das ausländische Volkslied ist noch in weiterem Umfange berücksichtigt, die neuere Musik, zum Beispiel Wagner, Jensen, Plüddemann herangezogen.

Wenden die beiden oben erwähnten Veröffentlichungen sich an die Schüler des reifern Knabenalters, so will das von H. Fraungruber und J. Pommer besorgte „Deutsche Schulliederbuch“ (Wien, k. k. Schulbücherverlag) sich an die Volksschule, im besondern an die österreichische, richten. Es berücksichtigt hauptsächlich deutsche Volkslieder und volkstümliche Lieder und ist durchaus zweistimmig gesetzt. Spezialitäten dieser vortrefflichen Sammlung bilden Kanons, Jodler und Dialektlieder.

Eine Enttäuschung hat mir der „Liederstrauß für Schule und Haus“ gebracht, den Franz Mohaupt bei Sollors in Reichenberg erscheinen ließ. Er hat sich zum Schaden der Sache an das „Vaterländische Liederbuch“ von E. Wagner und W. Sluka gehalten, das ein Ausbund von Philisterhaftigkeit zu sein scheint. Vor allem schwelgt diese Vorlage in „Umdichtungen für den Schulgebrauch“. Man braucht kein fanatischer Anhänger der Buchstäblichkeit zu sein, und ob in einem so harmlosen, wenig ausdrückenden Liedchen wie „Kommt ein Vogerl geflogen“ ein Gruß vom Liebchen oder von Muttern gebracht wird, spielt gewiß keine Rolle. Wenn aber in einem Liede, wo die Erotik so fühlbar mitschwingt, wie in „Wenn ich ein Vöglein wär“ die Sehnsucht nach Mama singen soll, wenn „Jetzt gang i ans Brünnele“ mit seiner schwärmerischen Liebeswehmut dem „Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee“ weichen muß, wenn aus dem gemütvollen „Steh ich in finstrer Mitternacht“ ein religiöses Glaubenslied gemacht wird („Mein Vater, der im Himmel wohnt“) — so hört's eben auf. Fühlt der Musikus nicht den geistigen Unverstand, wenn Mozarts Don Juan-Menuett mißbraucht wird zu einem Reigenlied „im grünen Wald“? Spürt er nicht, daß diese Melodie das glatte Parkett unter den Füßen voraussetzt, nicht Moos und Wurzelwerk? Merkt er nicht, daß, wenn er „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ in „Reichet all die Hand zum Bunde“ verändert, der schöne Wortausdruck der Melodie verloren geht? Damit stehen wir vor dem Kernpunkt der Frage. Änderungen in Liedern sind nur dann zulässig, wenn sie aus dem Geist und Ausdruck der Musik gerechtfertigt werden. Auch die Auswahl der Lieder scheint mir nicht sehr gelungen. Sie bringt nichts Wertvolles, was nicht überall sonst sich vorfände, und vieles Schwächliche, ja Süßliche in Wort und Weise, Bonbonverse und flache Melodien. Die Sentimentalitäten eines Abt zu verbreiten, ist doch keine Aufgabe „für deutsche Mütter“. Ich bedaure lebhaft, dem Sammler, der offenbar den besten Willen hatte und einen sehr sauberen, leichten Klaviersatz schreibt, keine bessere Empfehlung seiner Arbeit mitgeben zu können. Richard Batka

Pfitzner und die Münchner Hofoper

Pfitzner hat in München gegen die Neueinstudierung seiner „Rose vom Liebesgarten“ öffentlich protestiert, weil die Besetzung „fast durchweg zweiten Ranges“ sei. Wir können nicht beurteilen, ob er dazu ein Recht hatte. Wenn die Münchner Generalintendanz erklärt hätte, sie müsse nun auf die Aufführung dieses Werkes verzichten, so begriffe man das, vor-

Digitized by Google

ausgesetzt, daß sie reinen Gewissens ist. Aber sie erklärt durch Bekanntmachung, daß sie infolge der Beleidigung ihrer Künstler durch Pfitzner von einer Aufführung Pfitznerscher Werke überhaupt absehe.

Und das ist ein Vorgehen, das wieder die Kunstfreunde zum „Protest“ aufrufen muß. Führt ein Kunstinstitut die Werke eines Künstlers aus persönlichem Entgegenkommen für diesen oder um der Kunstpflege willen auf? Hier ist ein Vermischen und Verwechseln von sachlichen und von persönlichen Interessen, das bei einem königlichen Kunstinstitut doppelt bedenklich erscheint. Denn als solches hat es in Hinsicht auf Sachlichkeit Vorbild zu sein.

Bildende Kunst

Berliner Sezession 1

Als in den frühlingswarmen Tagen des heurigen Januar der Jugend in der Sezession das Blut rebellisch wurde, und sie mit einer neuen secessio in montem sacrum drohte, da sahen wir voll Besorgnis der möglichen Zersplitterung einer Idee entgegen, deren geschlossene Macht und Stoßkraft der Kunst noch heut genau so nötig ist wie vor elf Jahren. Es wurde uns einmal wieder klar: die Sezession ist „trotz alledem“ noch immer der eigentliche Träger der Entwicklung unsrer Kunst. Das bekannte Gerede: die Sezessionen hätten sich überlebt, ihre Arbeit sei getan, die „moderne Kunst“, die „impressionistische Malweise“, die sie durchsetzen wollten, sei ja längst auch auf allen Akademien inauguriert, — es trifft nicht den Kern. Die Sezession hat nicht für Kunsttheorien, sie hat für Persönlichkeiten zu kämpfen, sie hat den ringenden Talenten, ohne Ansehn der „Richtung“, zum Zeigen ihrer Arbeiten zu verhelfen, zum Geprüftwerden und damit zum Erstarken und zur Läuterung. Alle neuen künstlerischen Ideen, so absurd sie sich auch gebärden mögen in ihrer Unreife, wenn nur irgendwelche Keime zu Lebenswerten irgendwo in ihnen stecken, sie sollen hier ihre Pflege finden. Das Prinzip der Sezession ist die Unterstützung der Jugend. So blieben eigentlich die Alten nur ihrem Grundsatz und damit sich selber treu, als sie in der Krisis dieses Winters das Opfer brachten und nachgaben, der Jugend größere Rechte einräumten und die Unzufriedenen zurückholten nach Rom. Wäre doch auch das Publikum der Sezession immer ernst und reif genug, die besondern Aufgaben der Sezessionsausstellungen zu verstehen! Sie sind nicht nur dazu da, „Wandschmuck“, auch nicht nur dazu, „Schönheit“ zu zeigen oder Bilder, die der Besucher „haben möchte“. Sie sollen in das Brodeln der Jugend, in das Gären der Zeit, ins Wirren der Begebenheit blicken lassen und fordern deshalb mehr als alles andere Duldsamkeit. Die andern Ausstellungen sind ja auch noch da.

In der diesjährigen Ausstellung sollten nun die Jungen zeigen, daß sie des Vertrauens, das ihnen erwiesen, auch würdig seien, daß mit dem größeren Recht zugleich auch ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl über sie gekommen. Und um es gleich zu sagen, sie haben die Erwartung nicht getäuscht. Da ist diesmal viel weniger von den Gewaltsamkeiten des Auffallenwollens um jeden Preis, von den Outriertheiten, Verrücktheiten, von Artisexerei und der wilden Originalitätsbrunst verzweifelter Ohnmacht, von Hysterie und Absinth — kurz, von all den Dingen, die den Philister so furchtbar ärgern und den

Digitized by Google

Snob so entzücken. Steigt auch keiner von ihnen gleichwie ein Adler und verdunkelt die Sonne, so sind doch manche ein gut Stück vorwärts gekommen, und künstlerischen Ernst und ehrlichen Willen zum eignen Bekenntnis in verständlicher Form können wir allenthalben entdecken. Hierin liegt auch wohl der Hauptreiz der diesjährigen Ausstellung, die sonst, von seiten ihrer gefeierten „Matadore", bei allen vortrefflichen Leistungen doch der wirklich großen Überraschungen, der „Schlager" entbehrt.

Die Sezession pflegt ihre Ausstellungen immer unter den Ehrenvorsitz eines ihrer großen Vorkämpfer zu stellen. Diesmal unter den Manets. Mit einem einzigen Bilde, aber einem, das eine ganze Entwicklung repräsentiert. „Seht," sagen vor diesem Bilde die Alten zu den Jungen, „man kann der größte Revolutionär eines Jahrhunderts sein, und braucht doch nicht gleich alle Gesetze der Kunst zu vergewaltigen und den wilden Mann zu spielen." „Seht," sagen die Jungen zu den Alten, „der war für seine Zeit auch der wilde Tempelschänder, vor dem man sich bekreuzigte, und nun ist er uns der kanonisierte Kirchenvater. Wer weiß, wir Revolutionäre von heut, ob wir nicht die Klassiker von morgen sind?" Liebermann aber fand einen Ausgleich, als er in seiner Eröffnungsrede auf die handwerklichen Grundlagen als den gemeinsamen Boden aller künstlerischen Ideen hinwies, womit er natürlich nicht das akademische „Können" meinte. „Die Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko", welche die Sezession sich aus dem Besitz der Mannheimer Kunsthalle entliehen, muß immer als ein Hauptwerk Manets gelten.* Ein Historienbild, ein Monumentalbild: Vor einer hellen Mauer, über die ein Knäuel neugieriger Köpfe sieht, ein Peloton Soldaten, fast lebensgroß in dunklen Uniformen mit weißen Kopeln und Gamaschen; sie feuern gerad auf den einen der beiden Getreuen, die zur Seite des Kaisers dicht vor den Flintenläufen stehn; weißlicher Pulverdampf steigt auf; links oben aus der Ecke des Bildes sehen ein kleines Stückchen blauer Himmel und Zypressen über die Mauer. Ein ganz sachlicher Bericht des Pinsels, ohne jede literarische Zutat. Auch malerisch ohne alle „Zutat". Das Bild ist fast ohne Farben gemacht, und doch, wie farbig, wie malerisch und wie lebendig wirkt es! Zart hellgraue, dunkelgraue, weiße Töne in schöner Flächigkeit gegeneinandergesetzt, es wirkt farbig stärker als der blaue Himmel. Impressionistisch ist es noch nicht das stärkste Werk Manets, aber man braucht nur an Piloty und andere zu denken, um zu erkennen, welche Revolution in der Historienmalerei es bedeutet. Nur ist es hier merkwürdigerweise der Revolutionär, bei dem Ordnung und Gesetz, bei dem die „handwerklichen Grundlagen" und künstlerische Tradition zu finden sind. Und zwar eine Tradition, die von keinem geringern als von Velazquez stammt. Diese Revolution ist die Rückkehr zu einer strafferen Ökonomie, die sich auf diesem Bilde in einer wunderbaren Beherrschung der Massen und ihres Valeurs kundgibt. Das ist so breit und tonig und so erstaunlich einfach in seinen sichern, ruhigen Pinselstrichen hingesetzt.

* Der Kunstwart wird die erste farbige Nachbildung des Werkes bringen, aber sie anzufertigen geht nicht so schnell — unsre Leser müssen auf die Reproduktion schon noch ein Weilchen warten.

Digitized by Google

Und diese Pinselstriche sind immer Menschen, Menschen, die in ihrer Welt stehn, die leben und handeln.

Nicht weniger als drei Sonderausstellungen enthält diesmal die Sezession, in drei Sälen. Ein bißchen viel, die andern Säle sind nun etwas bedrängt und wirken ein wenig bunt und unruhig. Der Schwede Zorn, die Deutschen Habermann und Trübner sind die Auserwählten, alle drei uns geläufig und bekannt. Etwas Neues über ihres Wesens Art vermögen diese Sammlungen hier uns nicht zu sagen. Man kann auch darüber streiten, ob diese Kollektionen im einzelnen glücklich zusammengestellt sind. Die Ausstellung Zorns ist, äußerlich gesehen, am mannigfaltigsten — und doch wirkt sie am monotonsten. Gerade kein gutes Zeichen für den innern Reichtum des Künstlers. Zorn ist ein glänzendes Talent, und das ist gewiß sehr viel; aber er ist weiter nichts, und das ist wieder sehr wenig. Sympathisch ist es, wie er die französischen Einflüsse in sein kühleres, blondes, nordisches Temperament umartet. Eine eigne Mischung von flirtendem Esprit und kühl frischer Sinnlichkeit. Aber die tiefere Entwicklung fehlt ihm, und so wird seine Kunst allmählich Rezept und Virtuosentum. Gerade in der Häufung der Bilder wird das deutlich; mit einem einzigen Gemälde, etwa der Mutter mit dem Kind im Bade, wird diese Kunst sich immer glücklicher präsentieren als mit einer Sammlung. Dieser feine, kühle, silbergraue Luftton, ist er wirklich immer ein neues Erlebnis, oder ist er oft nur — die geschickte Aufmachung? Geschickte Schmeichelei? Manche seiner Bilder nähern sich der Gattung des „reizenden Salonbildes“. Die dalarnischen Natur- und Genrebilder sind frisch und fein gemalt; aber er sieht, malerisch, eigentlich immer dasselbe: er hat ein paar Typen, er hat ein paar Farben, und er hat „seinen“ Luftton. Seine Bildnisse sind recht flau und flach, das des schwedischen Königs ist ein virtuos gemaltes Repräsentationsstück. Auch als Kleinplastiker finden wir ihn hier, ohne Neues über seinen künstlerischen Charakter zu erfahren.

Der Freiherr von Habermann kann immer wieder ein und dieselbe Frau malen, er weiß doch stets etwas Neues an seelischem Ausdruck aus diesen nervös erregten, eckigen Linien herauszuholen. Mit einem fast grausam ehrlichen Realismus. Er ist psychologisch nicht abgrundtief und nicht einmal immer frei von Routine, aber er ist doch ein ganzer Kämpfer, der in einer langen, mühsamen Entwicklung sich zu einer durchaus eignen Persönlichkeit durchgearbeitet hat. Seine Anfänge stecken in der Münchner Malerei der siebziger Jahre, wo Wilhelm Diez die Führung hatte. Er malt das „Bildnis mit dem roten Barett“ und den „Spanier“, altmeisterlich schön, aber doch mit eignem Temperament. Dann geht er befreiter und kühner auf die Natur los und gibt Landschaften und Interieurs von reizvoll realistischer Schönheit; bis er in der ganz modernen psychologisch interessanten Menschendarstellung seinen letzten und eigensten Ausdruck gefunden hat.

Trübners Ausstellung wirkt auf den ersten Blick monoton. Ein Braun und ein Grün, das ist der erste Eindruck. Aber allmählich fängt das Braun an zu leben, eine wohlige animalische Wärme kommt in unsre Augen, und dann fühlen wir plötzlich eine ganze Fülle von Tönen in diesem Braun sich bewegen, ein wenig träge, sonnig sattflüssig. Und nun ist auch das Grün nicht mehr der eine Ton, eine ganze

Digitized by Google

Melodie geht darinnen auf und nieder und weht uns an, so vegetabilisch kühl, frisch, atmend: Trübner ist Sieger geworden über das Ungeschick der Ausstellungsleiter, die ein Halbdutzend braune Pferde neben ein Halbdutzend grüne Landschaften gehängt haben. Je länger wir in diesem Saale weilen, um so eigner hält uns der Reiz dieses Künstlers, um so heimischer fühlen wir uns bei ihm. Immer wieder kehren wir aus dem wogenden Meer ringsum zu diesem ruhigen, fruchtbaren, festen Lande. Zu diesem „Ufer am Starnberger See", dessen Wald so frisch und schattig ist, als hätt er alle Kühle des Wassers in seine grünen Blätter aufgesogen. Es gibt, seit Courbet, von dem Trübner gewiß vieles hat, keinen Künstler, der die Natur so organisch gibt; und sie doch zugleich so „schön" in seinem breiten Pinsel hinstreicht, in diesem flüssigen und doch so festen Strich, der so eindeutig scheint und doch so nuancenreich ist. Eine wundervolle Reife ist in dieser Hand. Das ist nicht die zuckende, fiebrige Jugend, die hinreißt und betört, und schließlich doch nur enttäuscht; das ist der stetige, warme, ruhige Pulsschlag männlichen Fühlens und männlicher Kraft. Dieser sichre, breite Pinselstrich, unter dem, im Bildnis, auch der Mensch seinen Charakter so willig und vertrauensvoll offenbart. Wenn dieser Künstler eine nackte Frau unter die kühlen Blätter eines Waldes stellt, durch die hindurch nur hier und da ein wenig Sonnenlicht warm über die frische Haut hinfließt, so liegt in der organischen Ehrlichkeit, in der das gegeben ist, eine Reinheit, die beinahe ethisch genannt werden muß; und wenn wir bei solchem Motiv an die spielerische Art des Schweden Zorn denken, so freuen wir uns doppelt, daß dieser Trübner ein so wunderbar — deutscher Maler ist.

Von den Künstlern, die als die eigentlichen Führer der Berliner Sezession noch immer das Hauptinteresse zu beanspruchen haben, ist diesmal eigentlich am wenigsten zu sagen. Liebermann bringt gute Arbeiten, aber eben doch nur — Arbeiten. Zwei Bildnisse: Friedrich Naumann und Richard Dehmel, der Volksredner und der Dichter, zwei interessante Gestalten interessant gegeben. Der einheitlich gläubige Kämpfer für das Volk, der kompliziert skeptische Kämpfer für sich. Und dann die „Reiter am Meeresstrand", ein Motiv, um das er schon so oft gerungen. Hier hat er ihm endlich, wie in einem Extrakt, den letzten endgültigen Ausdruck gegeben: in der Kraft und Bewegung der Silhouette, in dem Reiz der Farbe, in dem atmenden Durchbringen der Luft.* Lovis Corinth hat sich's mal wieder herzlich, herzlich bequem gemacht. Schade um dieses starke, reiche Talent. Wer Großes will, muß sich zusammenraffen! Er bringt rechtes Mittelgut, wenn auch Corinthisch gemessen. Salopp, ohne Ehrgeiz. Das beste ist noch die „Fußwaschung". Aber eine Enttäuschung geradezu ist Slevogt. Er hat nur ein Bild da, eine übergroße Leinwand „Der Hörselberg". Er hat den Vorwurf weder als Idee noch als Bild bezwungen, und so entläßt er den Beschauer mit einem ziemlich unbefriedigten Gefühl. Von einem Kreis brünstig verschlungner nackter Paare umringt, steht in einem Rausch von Rot, durch das lech-

* Wir werden auch von diesem Werk eine farbige Nachbildung bringen und auch das Naumann- und das Dehmel-Bildnis unsern Lesern zeigen.

Digitized by Google

zende Tiger schreiten, die Liebesgöttin und neigt sich mit lockender Gebärde dem Jüngling entgegen, der mit ekstatischer Inbrunst ihr in die Arme stürzt. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Ich sagte Rot, es ist aber ein fatales flaues Rosa, das das ganze Bild durchschwimmt. Es soll das Element ekstatisch sinnlicher Erregung sein, aber es wird im höhern Sinne gar nicht Ausdruck, Symbol, Medium der geistig-sinnlichen Belebung, es bleibt — Farbe, Malerei, und erinnert schließlich übel an die liebe alte Himbeersauce theatralischer Feerien. Dem ganzen Bild, besonders bei dieser Größe, fehlt es auch durchaus an Geschlossenheit, an symphonischer Kraft, es ist bedenklich gestrudelt. In den Einzelgestalten betätigt sich das starke Slewogtsche Talent ebenfalls oft nur recht äußerlich.

Um an dieser Stelle gleich noch die Hauptvertreter des Auslands (das heißt für die Sezession natürlich: Frankreichs) zu nennen, das diesmal nur gering vertreten ist: Monet, Renoir, Cezanne, van Gogh haben Bilder da, der erste drei, die andern je eins. Ganz wundervoll ist die „Seinebrücke" Monets, der das Auge so fein gestimmt durch die Luft nachtastet. Aber nicht weniger auch seine „Wasseriris" und die „Seerosen" seines Teiches, den er nicht müde wurde immer wieder in einer andern Lichtstimmung zu malen. Renoir kommt mit einem in Sonnenlicht zerfließenden „San Marco" von Venedig. Es ist fast ein bißchen zu viel umgestaltende Lichtphantastik, es ist ein orientalisches Märchenschloß aus „Tausendundeiner Nacht" geworden. Cezannes „Provenzalische Landschaft" mag in einer größeren Kollektion seiner Bilder ein interessanter Beitrag zum Verständnis dieses interessanten Künstlers sein (dieser eigenartig „mauernden" synthetischen Kraft, mit der sein Pinsel die Landschaftsmassen in wenigen stark betonten Valeurs zusammenzuhalten weiß) — als einzelnes Werk sagt es uns eigentlich nichts. Anders der „Bahndamm" van Goghs. Ein einziges Bild spricht bei ihm immer das ganze Genie und die ganze Tragik dieses Künstlers aus. Dieses holländischen Bauern mit dem Nietzschegeist, — und der Nietzschekrankheit. Scharf und fein schlägt das Erleben, der Naturreiz seine Krallen ihm ins Gehirn. Er muß. Er muß sich befreien. Ein jäher, zuckender, wilder Dolchstoß: das Glück des Messers! Scharf, überreizt, schrill bis zum Zerspringen ist der Ausdruck, den er gefunden. Aber wir fühlen das Müssen, das geniale Müssen, das uns immer versöhnt; auch in dieser exzessiven Form, die schon etwas Pathologisches an sich trägt. „Fanatiker des Ausdrucks mit einem Fond von Unheilbarkeit" sagt der Ecce homo-Nietzsche. „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? . . ."

Erich Vogeler

Angewandte Kunst

Der Wettbewerb „Groß-Berlin"

Während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verstand man unter Städtebau die Aufteilung des auf das Reißbrett gehefteten Stadtplanes mittels Schiene und Winkel. In hervorragenden Fällen nahm man sogar den Zirkel hinzu. Da außerdem nur die Kanalisation zu berücksichtigen war, legte man die ganze Sache in die Hände des Tiefbaumeisters mit derselben Logik, mit der zum Beispiel noch heute das Ressort der Brunnen und Denkmäler Berlins dem Tiefbauamt zu-

Digitized by Google

geteilt ist. Warum, fragt der törichte Bürger. Weil die Brunnen an die Wasserleitung angeschlossen sind, lautet die Antwort.

Diesem Städtebau des Tiefbaumeisters und Ingenieurs verdanken wir Berlin, wie es heute ist, Berlin, dessen Plätze meist Verkehrserschwerungen statt -erleichterungen bilden, dessen überbreite Prachtstraßen der eigensinnige Verkehr nicht benutzen will, während er die stillen Wohnstraßen durchbraust; dessen Vororte sich nur nach dem Vorteil der spekulierenden Terraingesellschaften formen und dessen Wälder der spekulierende Staat verschachert.

Vor etwa einem Jahrzehnt erwachte das Bewußtsein wieder, Städtebau sei eine Kunst und bedürfe der Hand des Künstlers, des Architekten. Unterm Drucke der Not erwachte die Erkenntnis, daß eine moderne Großstadt nicht nur rechnerische Aufgaben der Parzellierung und der Straßenführung stelle, sondern daß sie dem Handel, dem Handwerk, der Industrie, dem Wohnbedürfnis, der geistigen Arbeit, den Künsten und der Erholung Stätten bieten müsse, die einander nicht stören und zerstören, sondern in harmonischer Beziehung zueinander stehen.

Und das Ergebnis des Wettbewerbs „Groß-Berlin", das seit dem 1. Mai in der Berliner Städtebauausstellung vor der Öffentlichkeit steht, zeigt, daß die Künstler ein Recht hatten, den Städtebau in ihre Hand zu nehmen.

Als eine reife Frucht liegt vor uns die Arbeit Hermann Jansens, die unter den eingelaufenen 27 Entwürfen mit der ersten Hälfte des vereinigten ersten und zweiten Preises ausgezeichnet wurde. Was sie vor andern Entwürfen ohne weiteres hervorhebt, ist, daß sie den Stempel eines Kopfes trägt. Wir können an dieser Stelle nur kurz die Idee der Arbeit skizzieren, näheren Aufschluß gibt Jansens eigne Broschüre* und die Betrachtung seiner Pläne.

Konzentrisch mit der Stadtringbahn sind in wachsenden Abständen zwei Gürtelbahnen vorgesehen, denen sich als äußerster Ring die schon bestehende Städtebahn Jüterbog — Lübben — Frankfurt a. O. — Neu-Ruppin — Brandenburg anschließt. Radien, sogenannte Ausfallstraßen, führen den Schnellverkehr aus dem Zentrum möglichst direkt in fünf Richtungen an die Peripherie. Ebenfalls radial verlaufen mehrere Bahnen. Wo sie die Ring- und Gürtelbahnen schneiden, liegen Umsteigebahnhöfe. Diese Umsteigebahnhöfe, die also Züge nach vier Richtungen aussenden, markieren in der Stadt die wichtigen Punkte, weiter draußen nisten sich bei ihnen die Vororte und Kolonien an. Rings um die kompakte Stadt zieht sich der große Wald- und Wiesengürtel, durch zahlreiche grüne Radialstreifen mit der Innenstadt verbunden. In diesen Gürtel sind die Kolonien gleich Inseln eingebettet, jede mit ihrem Bahnhof oder Umsteigebahnhof. Die Wohnhäuser selbst aber zeigt Jansen in sinngemäßer Abstufung der hohen zur niedern, der geschlossenen zur offenen Bauweise, frei und natürlich um Spiel- und Sportwiesen gruppiert — also nichts von Schweizerhäuschen, Bauwich, Sta-

* Die Ausgabe für die Öffentlichkeit erscheint demnächst bei Callwey. Einige der Bilder und Pläne Jansens konnten wir mit Begleitworten von A. Heilmeyer unsern Lesern schon in dem vorigen Kunstwarthefte unterbreiten. K.-L.

Digitized by Google

cheldraht und „Schutz des Publikums“.

Wie zweckmäßig und übersichtlich diese Grundanlage ist, zeigt uns Wien, das in seiner Eigenschaft als eine Gemeinde und unter rechtzeitiger Benutzung der freiwerdenden Befestigungen heute schon das Gürtel- und Radiennetz besitzt. Die Leistung des Jansenschen Entwurfs aber liegt nicht nur in der Klarheit dieser Grundidee, die er mit andern Projekten mehr oder weniger teilt, sondern in der Art, wie diese Idee dem Bestehenden eingeschmiegt ist. Vorhandene Bahnstrecken oder Straßen sind verknüpft, bestehende Radialadern geschickt dem Herzen der Stadt zugeführt; die grünen Verbindungen der Stadt mit dem Wald- und Wiesengürtel sind über das billigere Hinterland der Parzellen und über die vorhandenen Parkeinsprengungen des Stadtbildes geleitet; nur wirklich käufliches Gelände ist zum städtischen Besitz vorgeschlagen; die wenigen stillen Schönheiten der Altstadt sind vor Straßendurchbrüchen ausdrücklich bewahrt; die Keime guter Neuanlagen sind feinfühlig hervorgesucht und sinngemäß durchgeführt; es sind aber nicht sowohl bestimmte architektonische Vorschläge für einzelne Punkte gegeben, es ist vielmehr ein guter Rahmen geschaffen, in dem die kommende Zeit sich entwickeln und sich ihre Bauten errichten kann. Und das, scheint uns, ist die eigentliche Aufgabe des Wettbewerbes gewesen. Das, was sofort geschehen kann und muß, war darzustellen. Freilich gehören zu diesen Notwendigkeiten auch allerlei kostspielige Straßendurchbrüche und Verlegungen im Innern. Aber müssen nicht eines Tages der Potsdamerplatz, die Potsdamerbrücke, die Leipzigerstraße, der Alexanderplatz u. a. m. entlastet werden, muß nicht eines Tages die Tiergartenstraße wieder zur ruhigen Wohnstraße werden, wenn sie nicht ihren eigenartigen Wert ganz verlieren soll, müssen nicht Bahnhöfe vereinigt und die vereinigten Bahnhöfe untereinander verbunden werden? Je später, desto schwieriger und teurer bis zur Unmöglichkeit und Unerschwinglichkeit. Also lieber heute als morgen, denn es ist schlimm, daß es nicht gestern geschah. Von dieser Erkenntnis geht das Projekt aus und schlägt vor, seinem Motto getreu, was „in den Grenzen der Möglichkeit“ liegt.

Der mit dem dritten Preise belegte Entwurf nennt Prof. Eberstadt, Prof. Bruno Möhring und Oberingenieur Petersen als Verfasser. Auch ihm liegt ein klares System von Radien und Gürteln zugrunde mit einzelnen besonders glücklichen Verkehrslösungen, dagegen wirtschaftet er bei Gewinnung der grünen Verbindungen zwischen Stadt und Wald- und Wiesengürtel offenbar teurer. Seine Stärke im übrigen sind die architektonischen Detailvorschläge, zum Beispiel zur Gestaltung des Königsplatzes am Reichstag zum wirklichen Platze, zur Anlage eines Ausstellungsparkes an Stelle der Alt-Moabiter Zollschuppen, also am Rande des Tiergartens, zum Neubau der Königlichen Oper im Tiergarten am Kopf der durch die Ministergärten zu führenden Französischen Straße u. a. m.

Der Entwurf der Ingenieure Havestadt und Contag mit Professor Bruno Schmitz und Professor Blum-Hannover hat den vierten Preis erhalten. Die meisterhaft dargestellten Kohlebilder sind genauer Betrachtung in hohem Maße wert. Es ist hier zwar kein Rahmen für künftiges Schaffen ge-

Digitized by Google

geben, sondern das bestehende Berlin ist eingeäschert und aus seinen Trümmern hat Bruno Schmitz eine monumentale Stadt nach seinem Sinne aufgebaut, kein Berlin in hundert Jahren, vielleicht ein Berlin in tausend Jahren, aber auch dann eine Stadt der Toten. Dennoch sind hier große monumentale Gedanken niedergelegt, und jeder Städtebauer Berlins möge seine Phantasie daran in Schwung setzen.

Das Projekt Professor Brix, Professor Genzmer und Hochbahngesellschaft teilt mit Jansens Entwurf den vereinigten ersten und zweiten Preis, mit welchem Rechte, ist schwer zu sagen. Die Lösung der speziellen Verkehrsfrage ist ausgezeichnet; hierin bildet das Projekt einen wertvollen Beitrag zur gemeinsamen Arbeit und hoffentlich auch einen Baustein des künftigen Berlins. Doch war die spezialisierte und detaillierte Lösung der Verkehrsfrage sicherlich nicht der Zweck des Wettbewerbes, der vielmehr den Ausgleich der vielen sich widerstrebenden Fragen und ihre einheitliche Lösung zum Ziele setzte. Was aber das vorliegende Projekt außer den Verkehrsvorschlägen bringt, das ist keine Befreiung aus dem Bauelend Berlins, sondern ein Weiterwursteln nach der alten Methode, der wir ja gerade das bestehende Elend verdanken. Auf dem Königsplatze zum Beispiel werden die bewährten Versatzstücke offener Säulenhallen als Verkehrshindernis quer über die Bismarckstraße aufgebaut, nach demselben System werden die alten Königskolonnaden am Alexanderplatz freigelegt und mumifiziert, der Leipziger Platz wird in Zwickel zerstückt, dafür wird an völlig unmotivierter Stelle im Tiergarten ein runder Platz angelegt usw. usw. Da haben wir den früheren Städtebau der Tiefbaumeister und Ingenieure, ausgestattet mit abgetragenen Flittern der Architektur. Daß diese alte Schule noch besteht, ist ganz natürlich, daß sie aber neben und vor besseren Leistungen der Städtebaukünstler prämiiert wird, das ist bedauerlich und bedarf der Erklärung.

Otto Bartning-Berlin

Dresdnerisches

Heimatpflege

In Dresden plant man einen neuen Theaterbau, der auch tatsächlich dringend not tut. Man hat einen Wettbewerb ausgeschrieben und auch interessante und schöne Entwürfe erhalten, die jetzt ausgestellt waren. Aber eine Frage drängt sich angesichts ihrer sehr ernsthaft auf: wird die Ausführung eines so hochragenden Gebäudes an dieser Stelle nicht die Schönheit der Zwingersilhouette auf das Bedenklichste gefährden und damit eine der größten Schönheiten, die Dresden überhaupt aufzuweisen hat?

Man hat seit langer Zeit in Dresden gerade mit der Platzverwendung keine glückliche Hand gehabt. Als noch alles „beim Alten“ war, als das alte Zeughaus und das Brühlsche Palais noch standen und die Terrasse noch außer dem feinen, kleinen Kaffeehause nur die alte Akademiegruppe trug, da wäre noch Zeit gewesen, den Städtebaugedanken festzuhalten, für den wir damals eintraten: die Terrasse als das auszubilden, was der einzigartige „Balkon Europas“ seit Menschengedenken war, als vornehme Erholungsstätte, als Mittelpunkt des schönen, heitern Verkehrs der Einheimischen wie der Fremden, nur solche Gebäude auf sie zu setzen, die einem verfeinerten ästhetischen Genuß und freundlicher

Digitized by Google

Beschaulichkeit dienten, für ernste Arbeitsanstalten aber ein neues Zentrum, etwa am Großen Garten zu bilden. Man hätte dies tun können, während man die wirklich erforderlichen neuen Gebäude in mäßiger Größe, in Leichtigkeit und in Anmut hielt, nicht den historischen Formen, wohl aber dem architektonischen Geiste nach verwandt mit dem Zwinger, so: daß der machtvolle Unterbau der Terrasse als solcher in Wirkung blieb, über ihm aber und um ihn ein Gebiet luftiger, anmutiger, grünumsponnener und aussichtreicher Raumweite gewahrt blieb, in dem sich Alt-Dresdens gefeierter Reiz neuzeitlich weiterbilden konnte. Was brauchte der Akademiebau, was brauchte der Landhausbau sich an dieser Stelle breit und hoch zu machen, und warum brauchten sie so zu werden? Man hat auf die Mahner nicht gehört. Ferner: die einst weltberühmte Aussicht von der Terrasse, die mit dem Wachsen der Stadt verbaut werden mußte, ist nicht durch ein planvolles Gebilde der Städtebaukunst ersetzt worden, sondern durch gute und schlechte Bauten auf einem Bebauungsplan, dessen Zeichner sich um das werdende Gesamtbild als solches kaum gekümmert zu haben scheinen. Und wie hier, so in den weitern Ringen. Nur der Schloßumbau hat das Stadtbild mit Glück bedacht. Sonst: Straßendurchbrüche nach dem Lineal. Wo alte Anlagen die Motive zu besondern malerischen Schönheiten gleichsam auf der flachen Hand darboten, kümmerte man sich nicht darum, sondern applanierte alles Besondre, zum Beispiel auf der Ringstraße. Der neue Ausstellungsplatz am Großen Garten in riesigen Ausmessungen ein steinernes Nichts, das vor Langerweile gähnt. Die umgebende Landschaft nicht nur durch die wachsenden Vororte geschädigt, wie sich's nicht, sondern durch die große Esse des Wasserwerks und die neue Gasanstalt auch geschädigt, wie sich's immerhin vermeiden ließ. Die Eisenbrücke zwischen Loschwitz und Dresden trotz des Vorbildes Tetschen-Bodenbach so, wie sie zwischen Fabrikorte passen mag, aber nicht hier. Das altberühmte Loschwitz ein Musterbeispiel dafür, wie ein von der Natur verschwenderisch bevorzugter Ort durch Unverstand und Spekulantentum nach und nach verderbt werden kann, beispielsweis: ohne einen einzigen Höhenweg, der die Fülle der Aussichten frei genießen läßt. Wie lange könnten wir das Aufzählen noch fortsetzen! Man klagt über den Rückgang des Fremdenverkehrs, ein „Palasthotel" soll abhelfen. Dabei macht man den Fremden wie den Einheimischen Dresden selbst durch solche Kleinigkeiten ungemütlicher, daß man die Rastplätze beschneidet oder ohne Ersatz wegräumt, auf denen der Fremde früher im Freien seines Kaffees oder seines Schnitzels genießen konnte, während er doch dem Straßenleben zusah.

Die Fremden sind uns nicht die Hauptsache. Die Einheimischen haben unter der falschen Wirtschaft auch gelitten. Vor allem tat das ihr früher eingeborenes, natürliches instinktives Schönheitsgefühl. Jetzt hat man redlichste Absicht, zu bessern, und betätigt sie. So prüfe man gründlich, ob man nicht mit dem neuen Theaterbau wieder einen Fehler macht! Und wenn man zu dieser Einsicht kommt, so scheue man nichts, auch einen etwaigen Platzwechsel nicht, so schwere und ärgerliche Arbeit er machen würde.

Das ist unsre Bitte. Ich per-

Digitized by Google

sönlich bin durch Zufall verhindert gewesen, die Theaterentwürfe zu sehen, ich habe also nicht einmal eine eigne Ansicht darüber, ob ihre Ausführung wirklich schaden würde. Ich weiß nur, daß sehr urteilsfähige Männer das behaupten. Und ich weiß aus dreißigjähriger Erfahrung, wie Dresden durch Versehen gelitten hat. Möge es für das neue Jahrhundert an Schönheit und Liebreiz wieder werden, was es um die Mitte des vorigen für jenes Jahrhundert war. Trotz alledem, es kann das noch, denn weder sein Kapital an Schönheit noch sein Kapital an gutem Ruf ist schon aufgebraucht. Und schwerlich leben in irgendeiner gleichgroßen deutschen Stadt mehr Männer von guter Einsicht, ehrlichem Willen und froher Bereitwilligkeit, arbeitend zu helfen. Gerade der Dürerbund kann aus nächster Beobachtung davon zeugen. Die Sachsen sind nicht nur „hell", sie sind auch fleißig. Wir können hoffen, wenn es gelingt, ihnen die Aufgabe bewußt zu machen: Dresden muß auch seine besonderen Vorzüge entwickeln: als Kunststadt, als Stadt in schöner Natur, und nicht zuletzt als Stadt der berühmten „Gemütlichkeit", das heißt für Gebildete: eines Ausspannens aus Hatz und Lärm, das doch wieder verbunden ist mit feiner Anregung. A

Alleenschutz

Das bayrische Ministerium des Innern hat, übrigens schon vor einiger Zeit, die folgende Bekanntmachung erlassen: „Es ist zu beklagen, daß im Innern und in der Umgebung der Ortschaften, an Distrikts- und Gemeindewegen manche alte Baumallee verschwindet, teils weil aus dem Verkaufe des Holzes Nutzen gezogen werden soll, teils weil die Grundbesitzer glauben, daß sie durch den Schatten und das Wurzelwerk der Bäume an der Erzielung eines besseren Erträgnisses von Grund und Boden gehindert seien. Durch die Beseitigung der Alleen wird das Naturbild geschädigt, und es bedarf eines langen Zeitraums, um durch Neupflanzung von Bäumen dies wieder gutzumachen. Die mit der Niederlegung von Alleen verbundenen Vorteile werden meistens überschätzt und durch den Nachteil, den die für die Bekämpfung schädlicher Insekten so nützliche Vogelwelt erleidet, weit überwogen. Wenn man in neuerer Zeit da und dort zum Zwecke des Vogelschutzes Gehölze und Hecken anlegt, so erscheint die Beseitigung ganzer Baumalleen, die oft auf weite Strecken die einzig höhere Vegetation und so für viele Vogelarten die einzige Nistgelegenheit und den einzigen Unterschlupf bilden, unbegreiflich. Zu den Aufgaben der für die Naturpflege bestellten Obmänner gehört es, sich von allen Vorgängen, die den Bestand der Naturgebilde berühren, Kenntnis zu verschaffen und im Falle drohenden Schadens dem zuständigen Landesausschusse zu berichten, auch selbst unverzüglich zu leiten. Auf dem bezeichneten Gebiete wird nun vielfach Anlaß zur Betätigung gegeben sein. Sollte die Entfernung von Bäumen, die die Felder in besonderem Maße schädigen, sich nicht umgehen lassen, so wird in vielen Fällen schon durch einen Wechsel in der Baumart sich Abhilfe schaffen lassen, ohne daß eine Auflassung der Allee Platz zu greifen hätte. Den Behörden der inneren Verwaltung obliegt die förderliche Unterstützung der Obmänner durch entsprechende Einwirkung auf Gemeinden und Private. Soweit Baumpflanzungen als not-

Naturschutz

Digitized by Google

wendige Bestandteile der Wege erscheinen, zum Beispiel zur Sicherung des Verkehrs erforderlich sind, ist es nicht ausgeschlossen, daß im Einzelfalle aufsichtlich auf die Anlage oder Erhaltung der Baumpflanzungen hingewirkt werden kann."

Was an Vernichtung von Alleen geschieht, ist auch in einigen Teilen Norddeutschlands immer noch unbegreiflich, aber nicht nur die Alleen stellen die Opfer. Besonders schlimm ist es zum Beispiel mit den Bäumen an Fluß- und Kanalufern bestellt, die doch, mit dem Wasser zusammen, besonders viel zur Verschönerung des Naturbildes beitragen. Es sind oft nur die paar Mark Holzwert, wegen deren eine Landschaft ihres besten Schmuckes beraubt wird.

Handel und Gewerbe

Heimischer und ausländischer Markt

Wir messen Auf und Ab der wirtschaftlichen Entwicklung zumeist an der Bewegung des Außenhandels, einfach, weil uns ein andrer Maßstab dafür fehlt. Aber es ist ohne weiteres ersichtlich, daß dabei die Marktgestaltung innerhalb der Landesgrenzen gänzlich außer acht gelassen wird. Über sie und über das Verhältnis, in dem ihre Entwicklung zu der des Außenhandels steht, Genaueres zu erfahren, ist aus mannigfachen Gründen sehr erwünscht. Die Frage, wieweit wir unsre Handelspolitik mehr auf den Export einstellen dürfen, oder wieweit wir mehr auf die Sicherstellung des heimischen Marktes bedacht sein müssen, ist nur zuverlässig zu beantworten, wenn wir ermitteln können, welche Bedeutung der ausländische Markt, welche der Absatz im Inlande für unsre Industrie im Rahmen der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung haben. Nun hat man natürlich mancherlei Versuche unternommen, um sich darüber Klarheit zu verschaffen, und wir haben auch eine Reihe Anhaltspunkte, etwa in der Bewegung der Verkehrsstatistik und in den Zahlen, die für den Verbrauch einiger wichtiger Rohstoffe und Produkte (einiger Minerale, Zucker, Bier, Branntwein, Getreide usw.) regelmäßig festgestellt werden. Aber beide Ermittlungen sind völlig unzulänglich. Ausreichende Aufschlüsse geben sie nur für ein paar Erzeugnisse. Im übrigen vermögen sie günstigenfalls ein Steigen oder Fallen ganz im allgemeinen zu registrieren, ohne daß wir erfahren, wie diese Bewegungen zustande kommen. Wir haben aber gerade das lebhafteste Interesse daran, zu wissen, in welchem Umfange jede einzelne Industrie am heimischen und am ausländischen Markte mit ihrem Absatze beteiligt ist.

In England hat dieses Bedürfnis eine Produktionsstatistik veranlaßt. Die ersten Ergebnisse der Erhebungen, die auf Grund der „Census of Production Act" vom Jahre 1906 vorgenommen wurden, kommen soeben an die Öffentlichkeit. Die Zahlen sind ungemein lehrreich auch für uns. Sie geben über eine Reihe von Produktionsproblemen Aufschluß, über die auch in anderm Zusammenhange noch zu sprechen sein wird.

Die vom britischen Handelsministerium herausgegebenen Tabellen verzeichnen an erster Stelle den Wert des „Bruttoprodukts", das heißt den auf Grund der Fabrikpreise berechneten Gesamtwert der Produktion bestimmter Gewerbezweige für das Jahr 1907. Da man ja nun auch die Exportziffern für diesen Zeitraum kennt, so kann man die Größe und Bedeutung des inneren Marktes für die nationale Produk-

Digitized by Google

tion annähernd feststellen, wenn man den Wert der Ausfuhr von dem ermittelten Werte der gesamten Produktion abzieht. Den Anspruch auf unbedingte Genauigkeit dürfen die Resultate allerdings nicht erheben. An den Ausfuhrziffern haben auch die Vorräte aus der Produktion früherer Jahre Anteil. Aber sie werden ungefähr kompensiert durch die Überschüsse, die bei der des Ermittlungsjahres ja auch wieder bleiben. Ein Teil des Exports stammt außerdem wahrscheinlich gar nicht aus der inländischen Gütererzeugung, sondern ist erst vom Auslande bezogen. Er wird immerhin kaum beträchtlich sein und er würde, wenn man ihn genau erfassen könnte, das Bild noch mehr zugunsten des heimischen Marktes verschieben.

Die bis jetzt vorliegenden Ergebnisse umfassen die unten verzeichneten Industriezweige mit etwa 25 000 Unternehmungen, in denen rund $2^3/_4$ Millionen Menschen (Handarbeiter und sonstige Angestellte) beschäftigt waren. Für sie wurden die folgenden Zahlen festgestellt:

Industriezweig	Gesamtzahl der beschäft. Personen	In Millionen Mark			Anteil des innern Marktes an der Gesamtproduktion
		Produktion	Ausfuhr	Innerer Markt	
					%
Schiffsbau (Regier. Werften)	25 058	131	—	131	100
Kokswerke	10 944	202	16	186	92
Papierfabriken	39 990	272	48	224	88
Schiffsbau u. Schiffsmaschinenbau (Privatfirmen)	184 557	851	204	647	76
Maschinenfabriken (einschl. elektr. Maschinen)	455 561	2 075	648	1427	68
Kohlengruben	840 280	2 464	802	1662	67
Lederfabrikation (Gerberei und Zurichterei)	27 258	358	135	223	62
Wollindustrie	257 017	1 406	614	792	56
Baumwollindustrie	572 869	3 538	1900	1638	46
Eisen- und Stahlwerke	262 225	1 480	930	550	37
Blechplattenwerke	21 222	186	118	68	36
Zusammen	2 696 981	12 963	5415	7548	58
Fahrrad- und Automobilindustrie	46 800	217	?	?	
Mineralölwerke	3 591	46	?	?	

Natürlich schwankt der Anteil, den der innere Markt an der Produktion hat, zwischen den einzelnen Industrien ganz erheblich. Wenn wir von den nur für den Bedarf des eignen Landes arbeitenden Regierungswerften absehen, dann ist er am höchsten bei den Kokswerken, der Papierfabrikation und dem Schiffsbau. Die Kohlen-, Maschinen- und Lederproduktion arbeiten zwar auch noch vorzugsweise für den inländischen Verbrauch, aber bei ihnen ist doch immerhin schon ein Drittel und mehr auf den Auslandsabsatz angewiesen. Bei der Baumwollindustrie beginnt das Überwiegen des Exportinteresses, das dann bei den Eisen-, Stahl- und Blechplattenwerken besonders stark zutage tritt.

Trotzdem liegt im ganzen das Schwergewicht im heimischen Markte,

Digitized by Google

der über die Hälfte der nationalen Produktion absorbiert. Da die Hauptausfuhrindustrien Englands in den bisherigen Tabellen bereits vertreten sind, darf man annehmen, daß die Quote eher noch steigen wird, wenn auch die weiteren Ergebnisse der Statistik vorliegen werden.

Wenn man auf Grund der in der obigen Tabelle errechneten Prozentzahlen feststellt, in welchem Verhältnis Handarbeiter und Angestellte am Export und am inländischen Absatz interessiert sind, dann ergibt sich, daß rund 60 Prozent von ihnen (etwa 16|2300) ihre Existenz im wesentlichen auf den heimischen Markt stützen mußten.

Diese Zahlen können natürlich bei veränderter Konjunktur Verschiebungen erfahren. Sie sind aber doch sehr bedeutsam, denn sie beleuchten scharf, wie sehr das Gedeihen der Industrie auch eines so ausgesprochenen Exportstaates, wie England es ist, von der Kaufkraft und der Kulturhöhe der eigenen Bevölkerung abhängt. Für Deutschland gilt das sicherlich noch in weit höherem Maße.

Johannes Buschmann

Mann und Weib

Die Frauen und der Gartenbau

In unsrer Zeit, die so viele unfrohe, an der Oberfläche der Dinge haftende Menschen zeitigt, gilt immer noch an erster Stelle das Wort Ruskins: die hilfreichste, heiligste Arbeit, die gegenwärtig getan werden kann, sei die, die Leute zu lehren (und zwar durch Beispiel), nicht wie sie sich bessern, sondern wie sie Befriedigung finden können. Solche Befriedigung aber kann nur aus einer wirklichen Arbeit erwachsen. Die lebenfördernde Freude verlangt im Gegensatze zum nur zerstreuenden Vergnügen immer ein gut Teil Selbsttätigkeit. Auf vielen Wegen schon strebt man heute der Forderung Ruskins nach. Gartenbau und Gartenpflege aber standen unter den Mitteln zu neuer Freudigkeit, die er empfahl, voran. Eine innigere Vereinigung reinsten aufnehmenden Genießens mit froher Tätigkeit ist nicht leicht zu finden. Ob diese Beschäftigung als Beruf oder in freundlichen Mußestunden geübt wird: sie sollte eine recht verbreitete und möglichst allgemeine Frauenbeschäftigung sein. Die gesundheitlichen Werte, die Besitz und Pflege eines Gartens bedeuten, sind unmittelbar verknüpft mit erzieherischen, ästhetischen, ethischen. Die Gartenarbeit macht nicht nur körperlich, auch geistig gesünder, vor allem einfacher und natürlicher. Nur ein Beispiel zu wählen: Freiheit der Bewegung, daher Einfachheit und gesunde Zweckmäßigkeit der Kleidung sind natürlich Vorbedingung für jede Arbeit im Garten. Wer aber einmal das Behagen einer solchen vernünftigen Kleidung kennen gelernt hat, hütet sich wohl, seinem Körper fürderhin unnatürliche Fesseln aufzuzwingen. Daß sich spezifisch weibliche Eigenschaften, manuelle Geschicklichkeit, liebevolle Sorgfalt, Geduld, Pflichttreue, Pünktlichkeit in der Gartenarbeit vorzüglich entwickeln können, wird jeder bestätigen, der weiß, wie streng sich jede Nachlässigkeit in dieser Arbeit rächt und wie erfreulich sich liebevolle Mühe lohnt. Die Hausfrau, die diese Erfahrungen gewinnt und es zu schätzen weiß, wieviel Sorgfalt dazu gehört, gutes Obst, Gemüse, schöne Blumen zu ziehen, wird auch die Arbeit und das Leben der einfachen Leute, mit denen sie beim Einkauf täglich verkehrt, besser verstehen lernen.

Digitized by Google

Es ist sehr erfreulich, daß sich die Gartenbauschulen für Frauen in Deutschland, ebenso wie die Wirtschaftsschulen auf dem Lande (in denen Gartenbau ein Hauptfach ist) allenthalben mehren. Daneben sind in vielen Städten Gartenbaukurse für Liebhaberinnen unter der Leitung tüchtig ausgebildeter Gärtnerinnen entstanden. Dort, wo es noch an Gelegenheit fehlt, sich in diesem Fach zu vervollkommnen, wäre es eine lohnende Aufgabe der Frauenvereine, für eine solche Gelegenheit zu sorgen. Das Bedürfnis ist entschieden vorhanden, und gerade der Gartenbau, vor allem die Obstzucht, die in Deutschland noch lange nicht auf der Höhe ist, könnte durch die Mitarbeit gebildeter Frauen sehr gefördert werden.

Es gehen viele Millionen deutschen Geldes für Obst ins Ausland, die uns erhalten bleiben könnten, wenn alles Brachland mit Obstbäumen bepflanzt würde, wenn alle kahlen Hauswände, die vom Sonnenlicht umspielt werden, von Spalieren überzogen wären. Durch Anlage von Mustergärten können gebildete Frauen auf dem Lande oft vorbildlich für ganze Ortschaften wirken und die Bevölkerung zur rationellen Pflege der Hausgärten, die in Mittel- und Norddeutschland oft viel zu wünschen übriglassen, anregen.

Gartenbauvereine für Frauen könnten viel Gutes leisten. Durch den gegenseitigen Austausch von Erfahrungen, durch gemeinsames Halten von Gartenbauzeitungen, durch Veranstaltung von Vorträgen, durch Besichtigungen von Mustergärten, gemeinsamen Bezug von Samen, Pflanzen und Bäumen und schließlich durch Wettbewerb in der Anzucht bestimmter Obstbau- oder Gemüsesorten kann das Interesse und die Freude an der Gartenarbeit sehr gehoben werden. Die Gründung einer derartigen Frauenvereinigung hat in Kassel und der benachbarten Gartenstadt Harleshausen den Obstanbau und die Gartenpflege sichtlich gefördert.

Durch die allenthalben mächtig erstarkende Gartenstadtbewegung, die ja darauf hinzielt, auch den weniger Bemittelten den Besitz eines Stückchen Landes zu ermöglichen, durch den gut entwickelten Vorortverkehr wird selbst den in der Großstadt Wohnenden bei gutem Willen ein Stückchen eignen Gartenlandes keine Utopie mehr bedeuten müssen. Ein solcher Besitz aber kann in der Unrast des heutigen Lebens eine Insel des Glückes werden, besonders für die Kinder, die sich nirgend besser zu gesunden und frohen Menschen entwickeln können. Den Wert, den ein in sich geschlossenes, an eine bestimmte Örtlichkeit innig gebundenes Jugendleben, frohe Kindererinnerungen an ein Stückchen festen Eigentums, an eine Heimat der ersten Erfahrungen und Empfindungen für die spätere Entwicklung haben, wird jeder Psychologe und mancher — Psychiater bezeugen.

Freilich sprechen wir dabei nicht von Zier- und Renommiergärten hinter durchsichtigen Gittern. Die Gärten unsrer Vorväter, von denen in den Jugenderinnerungen so vieler wertvoller Männer die Rede ist, waren von Mauern umgeben, hinter denen man unbeobachtet arbeiten, träumen und sich freuen konnte. Unsere Voreltern besaßen eine durchgebildete, aus Naturliebe und geselliger oder persönlicher Kultur erwachsene Gartenkunst. Wir verderben unsre Gärten noch immer durch die abgeschmackteste, lächerlichste Künstelei. Im Grase stehen Hündchen, Hühner, Hirsche und

Digitized by Google

Gnomen aus Steingut, die Wege sind sorgfältig geglättet und durchziehen in Schnörkeln und Kringeln den ängstlich gepflegten Rasen, kokette Schweizerhäuschen, die mit Laubsägearbeiten verziert sind, sehr künstliche Naturzäune, kleine Wasserfälle und Attrappenspringbrunnen protzen überall recht aufdringlich mit einem gemachten idyllischen Behagen, das mit soviel einfacheren Mitteln soviel echter und gediegener zu schaffen wäre. Nirgend ist die Rücksicht auf irgendwelche Forderungen der Mode mehr von Übel als hier. Die Gebote zweckmäßiger und einfacher Schönheit gelten mehr als neuerungssüchtige Blumenkataloge. Wer des Rats bedürftig ist, der hole ihn sich in den vielen guten Büchern über Gartenbau, die uns zur Verfügung stehen und die im Sinne unsrer Vorväter, aber nicht in blinder Nachahmung, sondern in freiem, den Bedürfnissen unsrer Zeit entsprechenden Schaffen wirkliche Hausgärten, Heimstätten in der Natur anstreben. Die Frau aber, die am besten die Bedürfnisse der Familie kennt, ist vor allem berufen, den Garten individuell, den besondern Zwecken und Rücksichten angepaßt, schön, zweckmäßig, sich und den Ihren zu unabschätzbarem Segen zu gestalten. J. W.

Bildung und Schule

Der deutsche Volkshochschultag,

nun schon der vierte, fand diesmal in Wien statt — er brachte uns nicht nur die Erörterung wichtiger Grundfragen, auch die Besichtigung des Wiener Betriebes dürfte manchem Deutschen neben Freude und Bewunderung auch Neid und Scham erweckt haben. Zwei große Gebäude, das Volksheim und das Volksbildungshaus, stehen hier den verschiedenen Bestrebungen zur Verfügung mit großen und kleinen Sälen, mit Bibliotheken, chemischen, physikalischen und andern Experimentierkabinetten ebenso wohl ausgerüstet wie mit Büchereien und Leseräumen. Neben zahlreichen opferwilligen Dozenten aus dem Kreise der Hochschullehrer widmen viele jüngere Herren ihre freie Zeit regelmäßig den gemeinnützigen Bildungszielen, sei es, daß sie als Bibliothekare oder Geschäftsleiter die notwendigen laufenden Arbeiten versehen, sei es, daß sie in Kursen assistieren oder selbst unterrichten. Mit wieviel Liebe und Ernst hier weit mehr als hundert Männer eine stille Arbeit sozialer Aufopferung tun, das dürfte manchen Gast erstaunt und erfreut haben. Die innere Befriedigung des Wirkens in bester Sache, die Freude an der eignen Arbeit, die starke innerliche Bereicherung, welche aus dem Verkehr mit wissensbegierigen, aber fachlich ungebildeten Kreisen und der sich immer tiefer offenbarenden Sympathie mit dem eifrig strebenden Volk ergibt — dies alles prägt den Wiener Helfern an dieser Sache jenen Zug von Optimismus und Schaffensrüstigkeit auf, der im Reich so häufig fehlt, aber eigentlich den einzigen ganz unentbehrlichen Antrieb zu kräftiger Arbeit bedeutet. Die durch Erfolge gerechtfertigte Überzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges ließ auch in der Diskussion des ersten Tages die Meinung der Wiener leitenden Herren als die besser und tiefer gegründete erscheinen.

Professor Titius aus Göttingen betonte in seinem (ersten) Vortrag über das Ideal der Volksbildung und die Volkshochschulkurse, worin er den bisherigen Bau mit dem Senkblei des philosophisch postulierten Ideals maß, daß für unsre Zeit

Digitized by Google

das Bildungsideal der Zeit Goethes noch gelten, doch nur mit Ergänzungen gelten könne. Vor allem trete nationale Gesinnung und als ethische, nicht als praktische Forderung Sozialbewußtsein hinzu. Inhaltlich habe das Anwachsen der naturwissenschaftlichen Bildungsmittel gewaltige Revolutionen hervorgerufen. Doch noch immer gelte das Ideal der Persönlichkeit mit seiner höchsten Inkarnation Goethe. Volksbildung aber ist höchste Bildung, Bildung zur Selbsterziehung, zur eignen Arbeit an sich und am Gegenstand. Die größte Notwendigkeit sah Titius in der Bildung zu einer Gesamtweltanschauung. Darum forderte er nachdrücklich, daß Gegenstände wie Religion und Weltanschauung nicht ausgeschlossen werden dürften. Man solle jedem die Freiheit geben, seine Überzeugung in wissenschaftlicher Form zu bekennen. Ästhetik, Ethik, Pädagogik und als vorbildliche Erziehungsmittel Biographie und Autobiographie müßten einbezogen werden. „Ein Ideal, das nicht ästhetische, religiöse, politische Bildung einschließt, das taugt nichts." Als Beispiel für politische Bildung führte Titius die Möglichkeit an, geschichtliche Vorträge über Deutschland und Österreich abzuhalten, denn das Bündnis der Länder solle nicht nur auf einem Wollen, sondern auf einem erkennenden Wollen beruhen. In ähnlicher Weise sollten „historische" Vorträge über Religion von überzeugten Monisten, Protestanten, Katholiken usw. gehalten werden, andre über Kolonialwesen usw. „Geschichtlicher Sinn wird nur vermittelt, wenn alle ohne Scheu für ihr subjektives Denken eintreten, wenn sie zeigen, wie jeder seines für absolut nimmt." — Den mit warmem Pathos vorgetragenen Anschauungen vom inhaltlichen Ideal der Volksbildung des Göttinger Theologen gegenüber stellte der Wiener Historiker L. M. Hartmann das formale Ideal in den Vordergrund. Nicht das Was, sondern das Wie des wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens wolle man vermitteln und könne man allein vermitteln. Anpassung an die Erfahrung unter Ausschaltung dessen, was Exaktheit ausschließt: alles Subjektiven, Stimmunghaften, gefühlmäßig Erworbenen, kurz, der Weltanschauungsfragen im weitesten Wortsinn. In der Tat, psychologisch gesprochen, gewinnt der Lernende ein tieferes Interesse und Vertrauen, wenn er überzeugt wird durch Beweis und Tatsache, als wenn er durch Worte und Pathos überredet wird. Ein dauerndes Verhältnis baut sich auf, ein von Proselytenmacherei, Eitelkeit und Eigenliebe gleich weit entferntes, wo der Lehrer nicht Bekenner, sondern Unterrichter ist. Gerade der Ungebildete läßt sich leicht vom schönen Wort überreden, aber die Tiefe und Dauer der Wirkung steht im umgekehrten Verhältnis zur Schnelligkeit der Bekehrung. Suggestion verfliegt, und nur die Hohlheit eines Bewußtseins besteht, das sich von etwas „überzeugt" fühlt, was es gar nicht verstanden hat. Dies ist die ständige innere Gefahr, um derentwillen man bisher von den Weltanschauungsfragen absah. Äußerlich besteht eine noch größere: instinktiv oder auch von eignen politischen oder sonstigen Überzeugungen und Geboten geleitet, meidet das ungebildete Publikum die „subjektiven" Kurse, sie führen zu Propaganda, Parteiung, innrer Zerrissenheit, zu Verdächtigung und letzten Endes zur Diskreditierung und dem Ruin der Volkshochschulbewegung.

Digitized by Google

Im Sinne von Professor Titius sprachen, mit sehr wesentlichen Einschränkungen, der greise Wilhelm Jerusalem und der Berliner Leiter der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Dr. von Erdberg, der einen vermittelnden Standpunkt einnahm. Der Wiener Soziologe Goldscheid trat energisch für ihn ein: neben dem Wissen müsse Weltanschauung eingeführt werden; im Anfang gelte es vorsichtig zu sein, aber kein halbes Werk dürfe getan werden. Wir müssen zu Größerem und Höherem hinaufkommen! Wieviel größer und schwerer die bisher geübte Entsagung ist, wieviel mehr sie innerlich wert sei, als das Bekennenwollen um jeden Preis, das Sich-selbst-in-den-Vordergrund-rücken, wurde von andrer Seite aufs glücklichste ausgeführt.

Entscheidend wirkte der glänzende und scharfgefaßte Vortrag des Münchner Finanzwissenschaftlers Professor W. Lotz über Fiskus und Volkshochschulbewegung. Lotz gab zunächst einen für das Deutsche Reich kläglichen und beschämenden, für Österreich weit rühmlicheren Überblick über die staatlichen und gemeindlichen Geldunterstützungen, deren sich die Volkshochschulbewegung erfreut oder — nicht erfreut. Während in Österreich sowohl der Staat wie die Landesregierungen, wie einzelne Gemeinden vielfach die Bewegung durch bare Mittel oder Nachlaß von Steuern und Abgaben fördern, begegnen die beteiligten Kreise in Deutschland Schwierigkeiten und Interesselosigkeit. Lotz setzte auseinander, daß es keineswegs Begünstigungspolitik bedeute, wenn die Behörde und der Staat die Volksbildung unterstützen, sie stehe als voluntaristische Ergänzung eigentlich dem Staate obliegender Pflichtarbeiten der Armen- und Krankenpflege gleich. Und wie jene sich der tatkräftigen Unterstützung Privater erfreuen, sollten sich unsre Gebildeten auch hier besinnen, wie sehr diese Bestrebungen von ihrer Opferwilligkeit abhängig sind; ebenso müßten aber unermüdlich Staat und Behörde zu Subvention und Gewährung von Lastenfreiheit aufgefordert werden. Eingeschlossen liegt aber in dieser Forderung eines: wer so fordert, muß sich zu Objektivität und strengster Sachlichkeit verpflichten. Nur wer Allgemeingültiges lehren (also ein formales Bildungsideal verwirklichen) will, wird die Unterstützung der Allgemeinheit mit Recht erwarten und fordern. So trat der Finanzwissenschaftler ebenso fein wie überzeugend für die Wiener Praktiker ein.

Auf einzelne, für uns besonders wichtige Themen und Anregungen kommen wir vielleicht im Kunstwart zurück.

Wolfgang Schumann

Ein allgemeines Schulgeschenk

in Gestalt eines guten Buches, das nicht als Prämie und nicht als Unterrichtsmittel gelten, sondern durch sich selbst Wert haben und wirken soll, schlägt Ernst Guggenheim in der „Frankfurter Zeitung“ vor. Jedes Jahr sollen die Schüler ein bestimmtes, von weitsichtigen Erziehern ausgewähltes Buch, ganz ohne Rücksicht auf Lernerfolge und Schulzwecke, erhalten. Die Schule ist dabei nur als Vermittlerin eines allen gemeinsamen Ausdrucks- und Verständigungsmittels gedacht. Die acht Bücher, die jeder Deutsche auf diese Art bei seinem Austritt aus der Schule sein eigen nennen könnte, wären dann der Grundstock einer allgemeinen deutschen

Digitized by Google

Hausbücherei, die mit Hilfe eines jedem Schulgeschenke beigefügten Wegweisers leicht ergänzt werden könnte. Man braucht nur daran zu denken, mit welcher Pietät oft einfache Menschen, die nach ihrer Schulzeit wenig oder gar nicht zu rein geistigem Streben Muße und Gelegenheit finden, an ihren Schulbüchern hängen, und man wird dem Gedanken eines solchen Schulgeschenkes seine Sympathie nicht versagen können. Die höhere Kulturabsicht wäre dann, ein gemeinsames geistiges Gut dem ganzen Volke zu sichern und damit die Gemeinsamkeit der Lebensinteressen und Lebensformen zu stärken und zu fördern; in der Art, wenn auch in weit bescheidnerem Maße, wie dies in früheren Zeiten die Bibel vermochte. Hier stoßen wir aber auf die Hauptschwierigkeit, die sich, abgesehen von den Geldhindernissen, ergeben würde. Wird man die Bücher finden, die allen unsern Volksgenossen in Nord und Süd heute die ersten Grundlagen gemeinsamen und zugleich persönlichen, nicht aufgezwungenen Strebens zu geben imstande sind? Bei der Auswahl dieser Bücher würde sich fast etwas wie eine Probe auf unsre gegenwärtige nationale Gesamtkultur ergeben.

Christliche Kunst

Der Tod Björnsons hat unsre Anordnungen für den Kunstwart umgestoßen. Wir unterbrechen deshalb das Erscheinen der Langenschen Arbeit, die so überschrieben ist, bis zum nächsten Hefte und erhoffen dafür die Zustimmung unsrer Leser.

Die Fürsten und Thomas Mann

Die Kritik, die ein deutscher Fürst in unserm 1. Aprilheft an der Darstellung eines deutschen Fürsten durch Thomas Mann geübt hat, ist von der deutschen Presse durchweg sympathisch kommentiert worden. Das ist insofern gut, als es den Angehörigen unserer Fürsten hoffentlich Lust macht, sich öfter persönlich an Aussprachen über ihre Angelegenheiten zu beteiligen. Weniger gut ist es Thomas Mann dabei ergangen. Ich meinerseits war der Gastgeber, deshalb habe ich nur einige allgemeine Bemerkungen gelegentlich dieser Debatte gemacht. Nun wünschen aber eine Anzahl von Lesern meine eigene Stellung zu diesem Streite zu kennen, und es schiene mir ein Versteckspiel, zögerte ich.

Manns Antwort hat insofern kein Glück gehabt, als sie bei vielen den Anschein erweckt hat, er hielte Fragen seiner dichterischen Produktion für wichtiger, als die allgemeineren nach dem Wesen unsrer Fürsten. Mann wäre „politischer“ gewesen, wenn er weniger subjektiv gesprochen hätte. Aber das ist wohl nicht so leicht, wenn einer auch in seiner Autorenfähigkeit angegriffen wird. Sein Buch, jedenfalls, wird dadurch weder besser noch schlechter. Ich sehe in ihm, wie Willy Rath (Kw. XXIII, 4), keine Simplizissimus-Satire, und in dem dargestellten Fürsten keinen Serenissimus im Stil unsrer Witzblätter. Auf mich wirkt Manns Buch, als Ganzes gesehen, wie eine Gabe wirklichen Humors. Von dem Ernsten, das auch zum Humore gehört, finde ich hier genug. Der Fürstenberuf bringt nach Manns wie nach meiner eignen Auffassung, wenn er sich nicht, was „Zufall“ bleibt, mit besonders starken persönlichen Eigenschaften verbindet, mehr von Äußerlichem, Dekorativem, Artistischem mit sich, als ein ehrlicher Kopf von gutem Durch-

Unter uns

Digitized by Google

schnittsmaß ohne Schaden vertragen kann, ohne Schaden sei es an der Klarheit seines Denkens, sei es an seinem Fühlen und an seinem persönlichen Glück. Es scheint mir, ganz abgesehen von den dichterisch-literarischen Werten oder Nichtwerten des Mannschen Buchs, ein unbestreitbares Verdienst, auf diese Seite im modernen Fürstentum einmal hingewiesen zu haben. Daß Manns „Hoheit" von der Liebe zur Arbeit geführt, daß dadurch ihr Leben vertieft wird, scheint mir auch durchaus glaublich. Daß seine dea zugleich Amerikas Milliarden ins deutsche Ländchen bringt, das macht sie auch für mich, wie für Rath, zu einer dea ex machina — aber in so hohem Maße, daß ich gerade in diesem Zuge die Glücksfee aus Märchenland empfinde. So ist für mich der Eindruck der sonderbaren Geschichte dem Stimmungswert nach allerdings der eines Märchens gewesen, eines symbolischen, humoristischen Fabulierens, das Gegenwartselemente frei phantastisch zusammenbaut. Nur wünschte ich, es hörte da auf, wo „Held" und „Heldin" sich innerlich gefunden haben. Von dort ab nämlich kann ich mit Manns Detailverarbeitung nicht mehr mit, mir ist es, als sei hier seine Kraft erlahmt. Die letzten Kapitel empfinde ich als schweren Abfall, der mich stellenweise geradezu an Hauffs „Mann im Monde", also an den seligen Clauren denken läßt.

Ich kann dem Künstler aus seiner Behandlung des Fürstenthemas keinerlei Vorwurf machen; er schuf aus seinen künstlerischen Vorbedingungen heraus und brauchte kaum auf Nebenwirkungen zu achten, die mit dem Wesen des Kunstwerks nichts zu tun haben. Da ich in Manns Buch keinerlei Verspottung des Fürstentums sehe, so sehe ich auch in seiner Darstellung nichts, was unsre Fürsten herabsetzte, eher etwas, was sie ehrt. Es steht kein Stand mehr unter „gottgewollten Abhängigkeiten", um mit Bethmann Hollweg zu sprechen, als der der Fürsten (man denke nur an Liebe und Ehe), während keiner mächtiger, also freier scheint, und hieraus ergibt sich eine besondre Gruppe von Konflikten.

Nun haben wir aber mit der leidigen Tatsache zu rechnen, daß Manns Buch in weiten, künstlerisch nicht genug erzogenen Kreisen als Schlüsselroman mit Hofklatsch aufgefaßt wird. Wir sind eben in weiten Kreisen sensationslüstern und servil. Sogar als „Quelle" dafür benutzt man's, wie es überhaupt an unsern kleinen Höfen zugehe. Wenn ein deutscher Fürst das falsche Bild, das sich hieraus ergibt, zu korrigieren wünscht, so können wir von ihm lernen, wenn wir uns auch seiner Kritik des Buches als Kunstwerk nicht anschließen.

Mir war besonders der vorletzte Absatz in der Einsendung des Herrn interessant. Zunächst, weil er deutlich von einer Vorstellung in fürstlichen Kreisen selber zeugt davon, daß das Volk seine Monarchen „pekuniär gut stellen" müsse, um ihnen „freieren Ausblick zu verschaffen". Ich glaube, unser Fürst hätte sich hier nicht nur auf den Großkaufmann berufen können. Überfluß an Geld bedeutet ein Herausheben aus dem Kampfe ums Geld, und damit in einer Menge von Fällen: aus den Kämpfen der Parteien. Nur sind die Geldinteressen nicht die einzigen, auch nicht die einzigen materiellen Interessen. Und dann werden die Fürsten durch die unvergleichlich höheren Zuwendungen, als sie alle andern Diener des Staats erhalten, doch wohl auch be-

Digitized by Google

sonders verpflichtet. Nochmals: unsre Dynastien täten gut, auch den Verstandesmonarchisten das Interesse an ihrem Bestehen zu stärken. Wie man das macht, dafür bieten z. B. in England das Königshaus wie der hohe Adel Anregungen in Fülle. Mit unsern „Protektorats“- und andern Nichtigkeiten ist es nicht getan. Die an Einkommen und Ansehen über das übrige Volk so hoch Gehobenen sollten nicht bloß durch „Repräsentation“ und durch dekoratives Dabeisein, sondern durch tatkräftige und opferfreudige Mitarbeit an unsern großen Kulturaufgaben beweisen, daß sie das ererbte oder aus den Steuern empfangene Geld gleichsam als Vertrauensleute des Volks für seine höchsten Kulturzwecke verwenden. Einzelne wenige tun das ja schon. Erst, wenn es alle täten, würden unsre Fürsten auch im höchsten Sinne unsern „ersten Stand“ bilden. Und wie sich die Dinge entwickeln, liegt es auch in ihrem Interesse, daß sie ihn nicht bloß unter dem Begriffe des Gottesgnadentums bilden, der für die Mehrheit des Volkes nun einmal im Verblassen ist.

Weiter schien mir aus so berufenem Munde die Äußerung sehr interessant: „die Gefahren des Fürstenstandes liegen jetzt auf ganz anderm Gebiete“, und die Hindeutung darauf, daß die Unruhe und die Mußelosigkeit unsrer Zeit ihnen am meisten gefährlich werden, da sie ja den Fehlern der Zeit am stärksten ausgesetzt seien. Hier liegt eine Seite des Fürstentums, bei deren Erwähnung jeder an allbekannte Erscheinungen denken wird. Es wäre gut, man täte auch das weniger mit Spottlust und sonstigen satirischen Gefühlen, als mit der Anerkennung: daß unsre Fürsten gerade bei gutem Willen und bei tatenlustigem Temperament noch leichter als wir unter den tragischen Folgen unsrer Zivilisation mit ihrem „Zuviel“ an Gaben leiden müssen.

Die nächste Forderung scheint mir jedenfalls, daß die Fürsten und wir andern uns aussprechen. Ohne Voreingenommenheit von beiden Seiten. Dort ohne „Ehrfurcht“ zu verlangen, als wäre das Wort eines Fürsten schon als solches von höherer Autorität, und hier ohne Servilismus und doch mit dem Bemühen, das Denken und Fühlen der Fürsten aus ihren besondern Bedingungen zu verstehn. A

Björnson

Lebende Worte

In der Literaturgeschichte stehen deine Werke in erster Reihe und werden immer dort stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift dein Denkmal einst erhalten soll, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung.

Und — in seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben wir alle, einer wie der andere: aber die allermeisten verpfuschen sie.

Henrik Ibsen

Unsre Bilder und Noten

An die Spitze unsres Heftes stellen wir das Bildnis dessen, dem es gewidmet ist, übrigens wohl Björnstjerne Björnsons letztes Bild. Es ist 1909 von Erwin Raupp photographiert worden. Wen erinnert das Bild von Jakob Alberts, eine Friesenstube von den Halligen, nicht an Bilder aus Skandinavien, die er kennt? Und doch

Digitized by Google

würde er beim Vergleich im einzelnen wohl nur an den Unterschieden haften bleiben. Die Friesenkultur, die an der Nordseeküste im Holländischen beginnt und bis ins Dänische hineingeht, ist trotz allerlei Zusammenhängen eine Sache für sich, und sie hat zudem in ihren noch erhaltenen Formen eine Menge von dem aufgefischt, was mit den Zeiten draußen vorüberschwamm: Renaissance, Barock, Rokoko, Empire ließen wie bei mancher andern Volkskunst so auch bei dieser ein und das andre zurück, was uns Heutigen nun an diesem Strande von den Dingen in Mitteleuropa zeugt. Trotzdem gibt es von Ostfriesland bis zur nördlichsten Spitze Europas nur noch ein Wandeln, kein Abreißen mehr, kein Einsetzen von Andersart.

Und wer die skandinavische Landschaft kennt, wird finden, daß Karl Ernst Morgensterns schönes Bild aus dem Riesengebirge ebensowohl irgendwoher aus Norwegen stammen könnte. Die Bergpflanzen, die mit ganz verwandten Formen gleichsam „Sprünge machen" von den Alpen zur Sudetenkette und wieder zum Nordland, wissen, sozusagen, warum. Morgensterns Bild empfehlen wir übrigens aufmerksamer Betrachtung nicht nur, weil die Reproduktion weich und kräftig gelungen ist. Das stille Schattenreich vorn, aus dem der See blinkt, die lichten schneeigen Höhen im Hintergrund droben, das schafft eine der oft wiederkehrenden Schönheiten in unsern Gebirgsländern, die man erst recht genießt, wenn man einmal ihrer bewußt geworden ist. So kann ein Kunstwerk zum Genuß von hundert Naturbildern gleichsam der Erwecker werden.

Auch das graphische Blatt nach Otto Ubbelohde gibt, was in einem Björnson-Hefte kaum stören wird. Dem landschaftlichen Motiv nach so gut nordländisch wie mitteleuropäisch und auch wohl italienisch, ist das kleine Werk dem gestaltenden Gefühle nach heroisch. Einfach gesehn, auf das Große gesehn, auf das Epische gesehn. Der Wind, der die Bäume bewegt und die Vögel trägt, führt seine Linien zunächst durch den Himmel, aber das Streben von rechts nach links geht mit den Linien und Formen durchs ganze Bild. Geht auch durch dieses Gelagerte da, daß uns die uralten Steine fast zu gefallenen Recken werden, denen das Sausen droben in ihren ewigen Schlaf von grauer Vorzeit singen mag. Rein als Zeichnung ist das Blatt in der Gehaltenheit und Gemessenheit der ganz beherrschten Kunstmittel überaus vornehm. A

Die acht Gartenbilder unsrer Beilage sind dem Bande meiner „Kulturarbeiten" entnommen, der unter dem Titel „ergänzende Bilder zu Band 2" vom Kunstwart herausgegeben worden ist und von dem nächstens eine neue, um zwanzig Bilder vermehrte Auflage erscheinen wird. Bei den Vorarbeiten zu diesen Büchern mußten manche Studien und Aufnahmen entstehen, die in den Textbänden keine Verwendung finden konnten, da diese Bände nicht mehr Bilder enthalten durften, als der Text notwendig machte. Da die so entstandenen Bilder aber ein umfangreiches Anschauungsmaterial darstellen, das wohl geeignet scheint, den Wert guter einfacher Gestaltungen von neuem erkennen zu lehren, so entschlossen wir uns, zu jedem der Textbände einen oder mehrere ergänzende Bilderbände herauszugeben.

Was vom Prinzipiellen zu den Bildern gesagt werden muß, ist im Textbande gesagt worden, so daß es hier nur eine Wiederholung bedeuten würde. Es genügt deswegen, wenn ich kurz einige Bemerkungen an die hier gezeigten Bilder anknüpfe. Die Bilder des Buches zeigen

Digitized by Google

Lauben- und Heckengänge, Alleen, Brücken, Bänke, Treppen- und Terrassenanlagen, Statuen und Vasen, Lauben, Geräte- und Gartenhäuser aller Art, Eingangspforten und Umwehrungen aus schönen Gärten Deutschlands und Österreichs.

In den Textbänden kam es mir darauf an, den Blick auf das typisch Gute zu lenken, das man überall finden kann, und ich hatte daher dort die Herkunft der einzelnen aufgenommenen Motive nicht genannt. Der Leser soll nicht zu dem Glauben gebracht werden, daß sich nur da und dort gute, gleichsam katalogisierte Sachen fänden, sondern er sollte die Augen öffnen, um zu sehen, daß sich vernünftige und schöne Gestaltungen aus älterer Zeit überall finden lassen, die im schroffen Gegensatz zu den gedankenlosen aus neuer Zeit stehen. In den Bilderergänzungsbänden habe ich dagegen die Herkunft der Bilder namhaft gemacht, da ich von vielen Seiten darum gebeten worden war. Die erste Abbildung, die ich aus dem Buche hier anführe, zeigt Laubengänge aus dem Schloßgarten in Dornburg. Das Bild ist wohl geeignet, eine Vorstellung von den lauschigen, schattigen Wegen zu geben, die so entstehen und die verhältnismäßig leicht und rasch anzulegen sind. Aber gerade gegen sie wütet das blinde Vorurteil am meisten. Man sollte wohl meinen, daß die Leute, die beständig von der dumpfen Luft in Laubgängen reden, noch nie einen Laubgang betreten hätten. Schließlich wird man auch die dichten Wälder demolieren wollen, weil unter ihrem Blätterdach am Ende auch die Luft dumpf werden könnte. Abbildung 2 ist eine der schönen Alleen aus dem Schwetzinger Schloßgarten mit der langen Perspektive und den reizvoll aufgestellten Statuen. Auf Abbildung 3 sieht man einen der Teiche im Schloßgarten von Oliva und im Hintergrunde die hohen Heckengänge, die zum Teil noch erhalten sind. Über geschnittene Bäume habe ich Eingehenderes in dem Buche über Gärten selbst gesagt, ich kann mich deshalb darauf beschränken, hier kurz zu wiederholen, daß natürlich im allgemeinen die Pflanzen ihre freie Entwicklung behalten müssen, daß es aber schwerlich irgendeine berechtigte Regel gibt, die Pflanzen nicht auch einmal zu beschneiden. Bei einer kleinen Hecke versteht sich das von selbst, was für seltsam poetische Reize aber die hohen Heckengänge haben, muß wohl jeder empfängliche Mensch beobachten, der zwischen solchen hohen und tiefen grünen Mauern je wirklich dahingewandelt ist. Abbildung 4 zeigt den Blick aus einem kleinen Berggärtchen hinunter ins Tal und auf den Fluß (in Orlamünde) mit seiner Erlenumrahmung und einem kleinen Holzbrückchen über dem Mühlkanal. Wie hier Landschaft und Gebäude zusammengehen, wird man leicht erkennen und daraus ersehen, daß in solchen Fällen die Landschaft nicht nach kostbaren Architekturgebilden verlangt, sondern daß gerade für solche Aufgaben die kleinen, wie aus dem Boden gewachsenen Bauten die vortrefflichsten sind. Ein etwas reicheres Gartenhaus zeigt Abbildung 5 (aus Kahla). Es ist an eine hohe Futtermauer angelehnt und durch Treppenbauten sehr anmutig mit dem Gelände verbunden. Das obere Geschoß enthält einen kleinen Teesalon, das untere einen Geräteraum. Haben sich die Zeiten wirklich so geändert, daß nicht für jeden Garten, dessen Besitzer Gartenleben zu genießen versteht, ein solcher Aufenthaltsort ein köstliches Geschenk wäre? Abbildung 6 zeigt Terrassenmauern mit Gartenhäuschen, die sich am Ufer des Rheins in Mainz hinziehen. Hier sind die Unterbauten

Digitized by Google

des angrenzenden Pavillons aufs glücklichste mit dem Eingang zum Garten verbunden. Was für anmutige Sitze die Terrassen und die kleinen Salons in den Häuschen bieten, wird man schon aus dem Bilde erkennen. Abbildung 7 zeigt wieder ein Gartenhäuschen in der Nähe von Neustadt an der Orla, das von einem Hügel weit aus nach allen Seiten ins Land schaut. Es bietet nicht allein einen entzückenden Aufenthalt, sondern es bietet auch für den Hügel selbst in seiner einfachen, schlichten Silhouette die beste Bekrönung, sie hebt die großen Umrisse der Landschaft nicht auf, sondern gibt ihnen durch den kleinen Akzent gleichsam den Maßstab für ihre eigene Größe. Die letzte Abbildung endlich ist wieder dem Schwetzinger Schloßgarten entnommen. Sie zeigt den Blick aus der Durchfahrt des Schlosses hinein in den Garten, aus dem hier die Abendsonne volle Wogen Lichtes herströmen läßt. Der ganze Garten scheint mit Gold überflutet und die Pforte deutet an, daß man zu einem kleinen Paradies schreitet. Paul Schultze-Naumburg

Die Bildchen im Text sind Proben der köstlichen Illustrationen Ludwig Richters zu Hebels „Alemannischen Gedichten", die sich in den bei Wigand erschienenen Ausgaben befinden. Man kann die Gedichte dort sowohl alemannisch wie in Reinicks liebenswürdiger Übersetzung hochdeutsch für 4 Mark gebunden bekommen. Ebendort ist aber auch eine „zweisprachige" Auswahl erschienen, die der Hamburgische Jugendschriften-Ausschuß gemacht hat und die gleichfalls eine Anzahl der Richterschen Bilder enthält. Sie kostet nur 90 Pfennige.

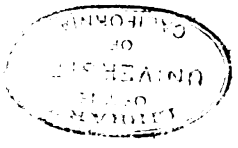
Unsre Notenbeilage bringt diesmal eine Probe aus der im vorigen Heft besprochenen neuen Oper „Der Musikant" von Julius Bittner. Zunächst als in sich abgeschlossene Nummer ein „Lied zum Spinett", das den warmen, innigen Liederton der Mozartzeit, da deutsches Empfinden zuerst wieder kräftig durch die Sprache der Töne redete, in sehr glücklicher Weise aufgreift, ohne zur kunstgeschichtlichen Imitation zu werden. Klingt doch auch schon etwas von der Wärme der Schubertschen Lyrik mit hinein. — Dann folgt als Probe des Dialogs ein Gespräch der Gscheidelheimer Ackerbürger über die Musik am Biertisch, anknüpfend an den Bericht ihrer Abgesandten, daß die Musikantentruppe für die Festlichkeiten des Städtchens engagiert ist. Zu den Ansichten der braven Philister, denen sich der Begriff Musik natürlich in ländlichen Tanzweisen erschöpft, kontrastiert der Schulmeister mit seinem Vergnügen am gelehrten, steifen Kontrapunkt. Dort primitive, aber starke Naturlaute, hier gemachte Papiermusik. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

I. ALBERTS

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

KARL ERNST MORGENSTERN

Digitized by Google

OTTO UBBELOHDE

Digitized by Google

Digitized by Google

ABB. 1

ABB. 2

ZU DEM AUFSATZ VON
SCHULTZE-NAUMBURG
„KULTURARBEITEN“

KW

Digitized by Google

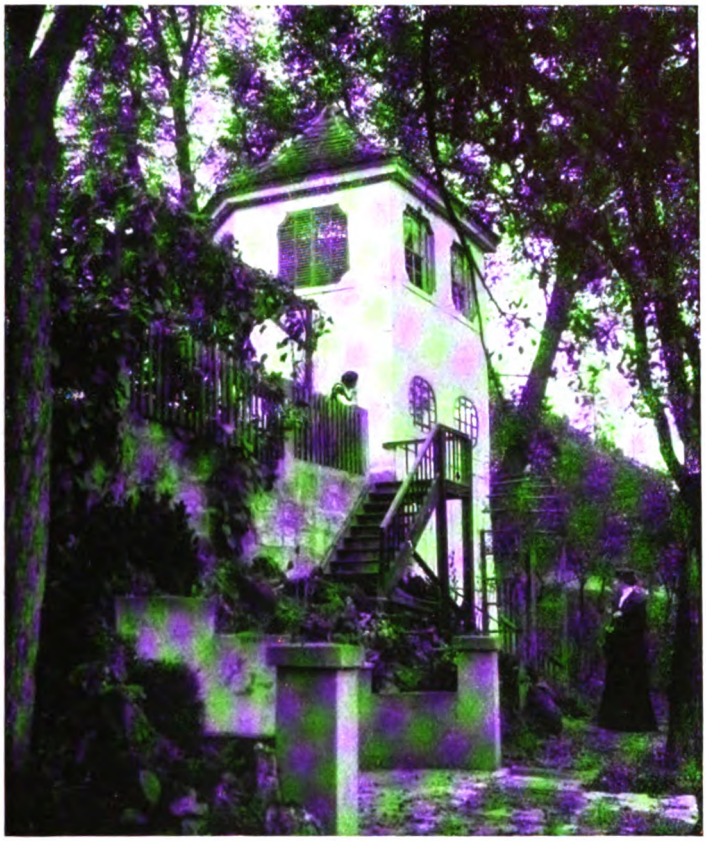
ABB. 3

ABB. 4

ZU DEM AUFSATZ VON
SCHULTZE-NAUMBURG
„KULTURARBEITEN“

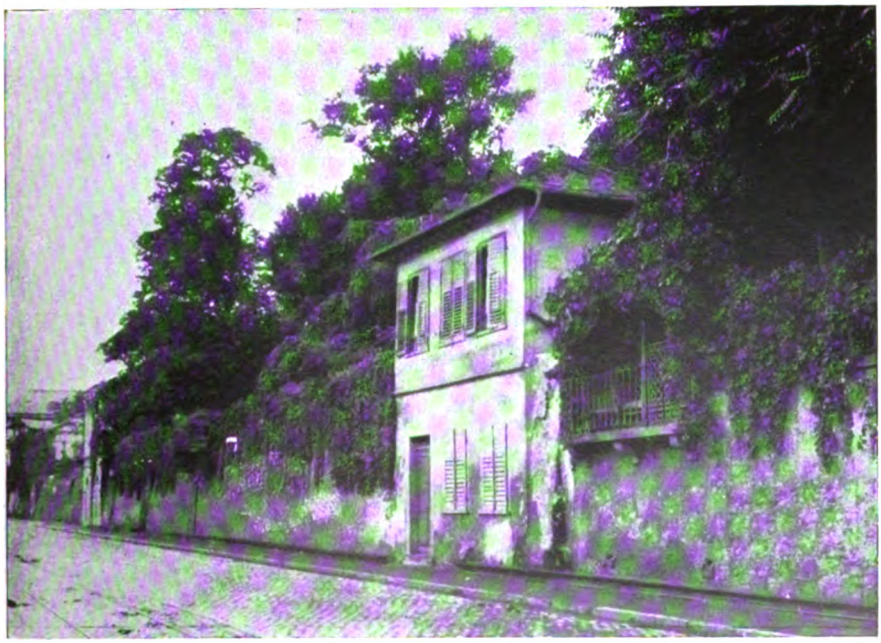
Digitized by Google

ABB. 5



UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ABB. 6



KW
Digitized by Google

ABB. 7

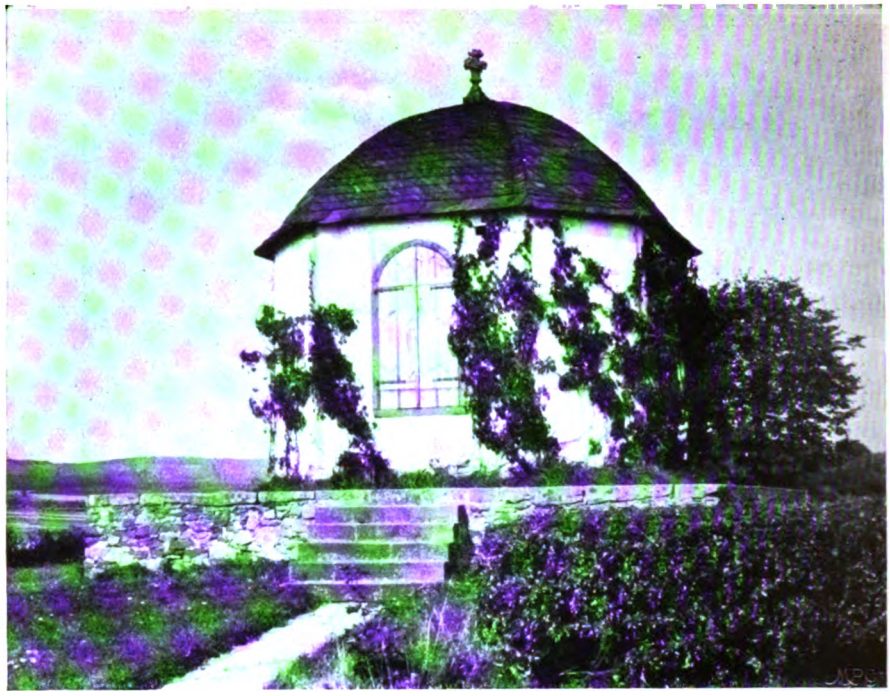


ABB. 8

ZU DEM AUFSATZ VON
SCHULTZE-NAUMBURG

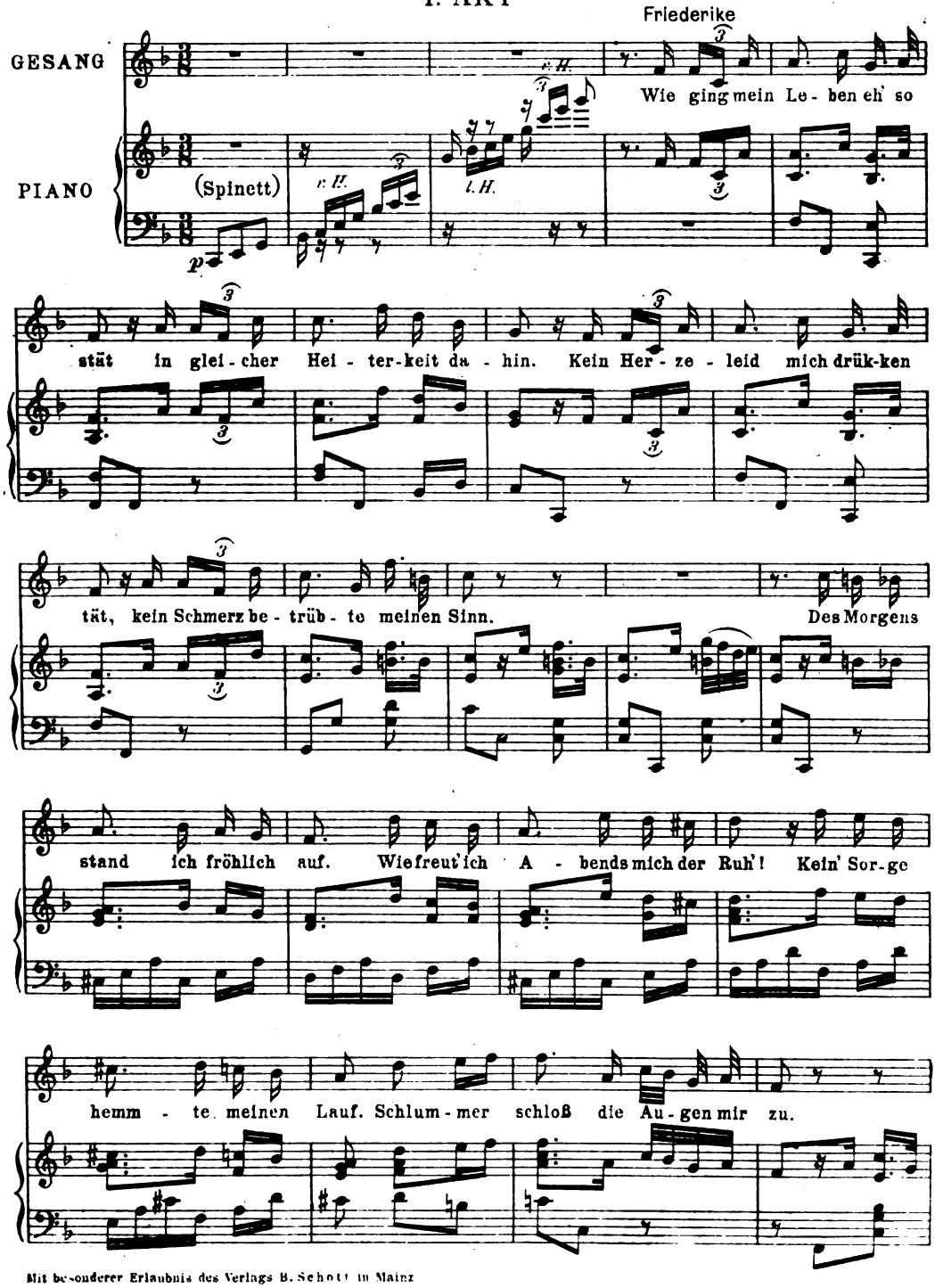
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

JULIUS BITTNER

Aus der Oper:
„DER MUSIKANT"

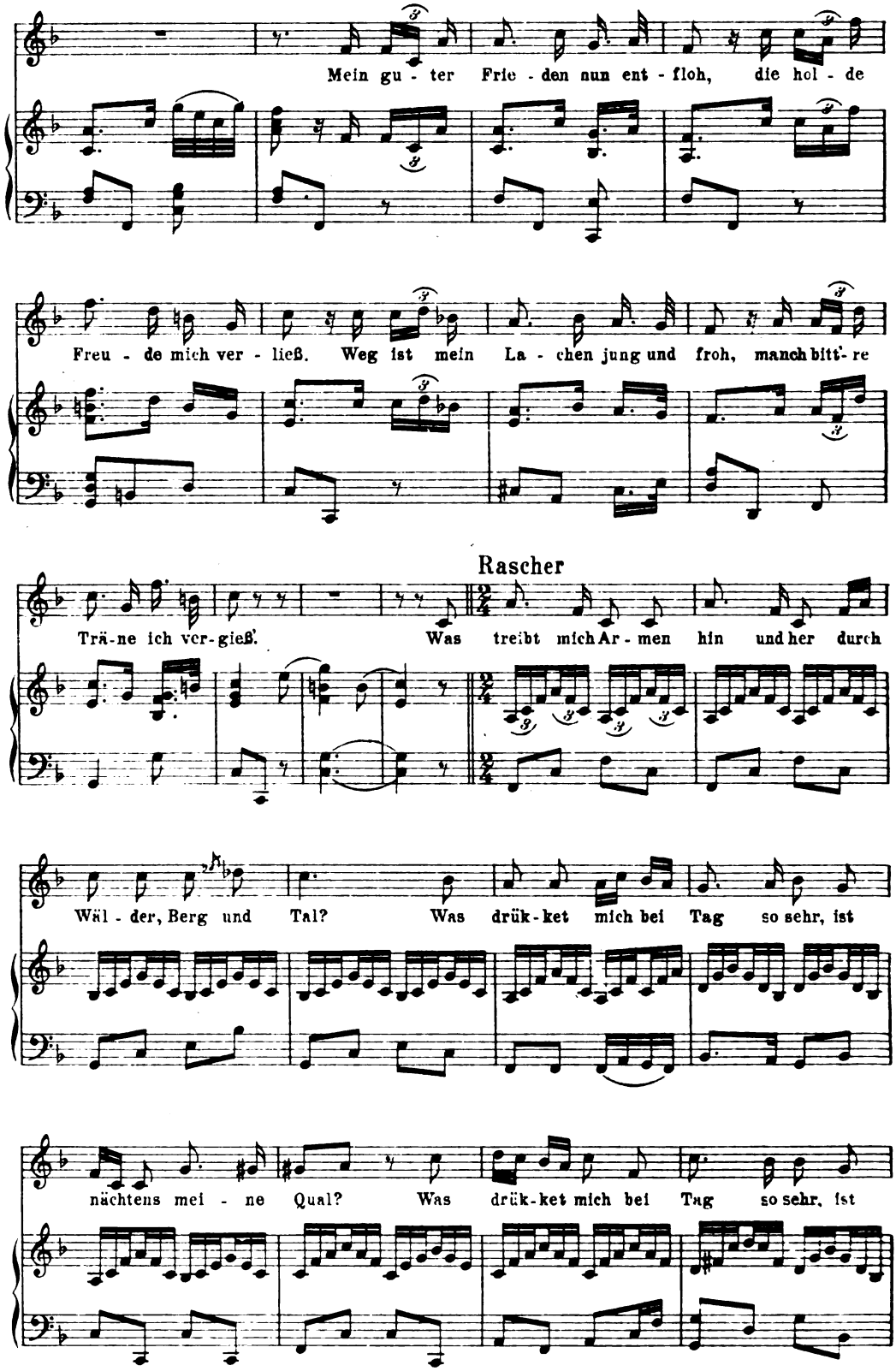
I. AKT



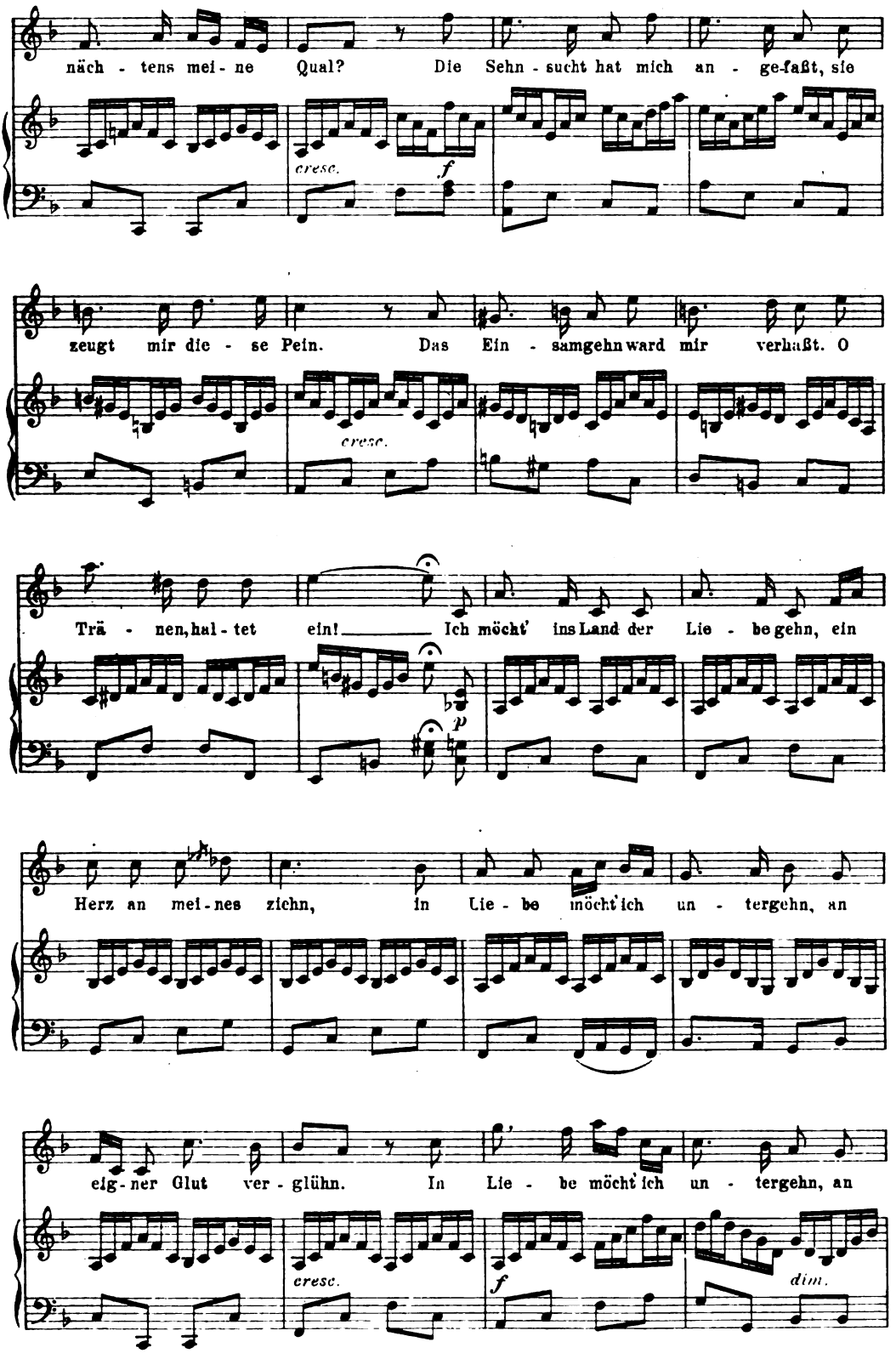
Mit besonderer Erlaubnis des Verlags B. Schott in Mainz

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

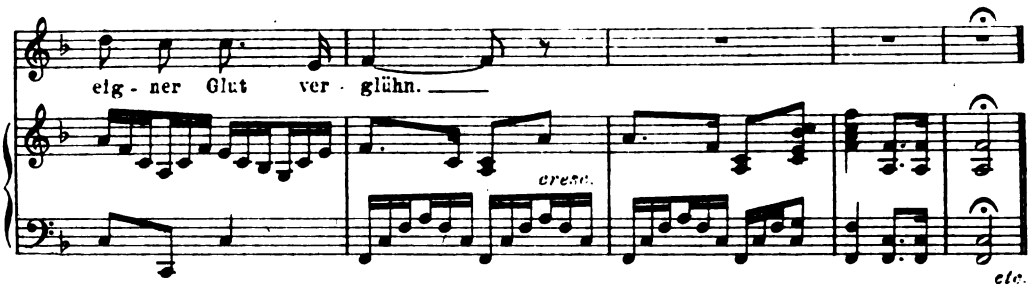
Digitized by Google



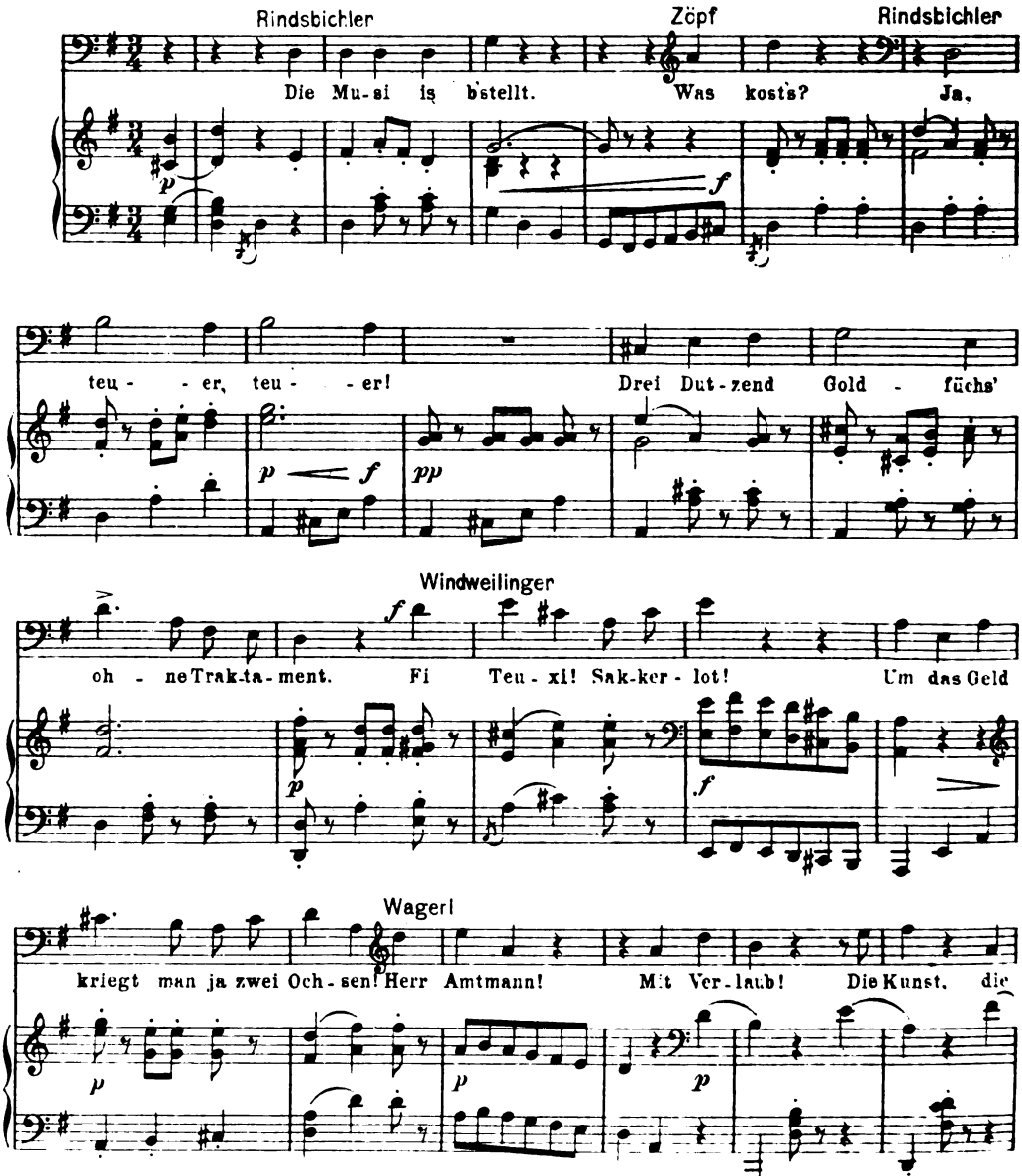
Digitized by Google



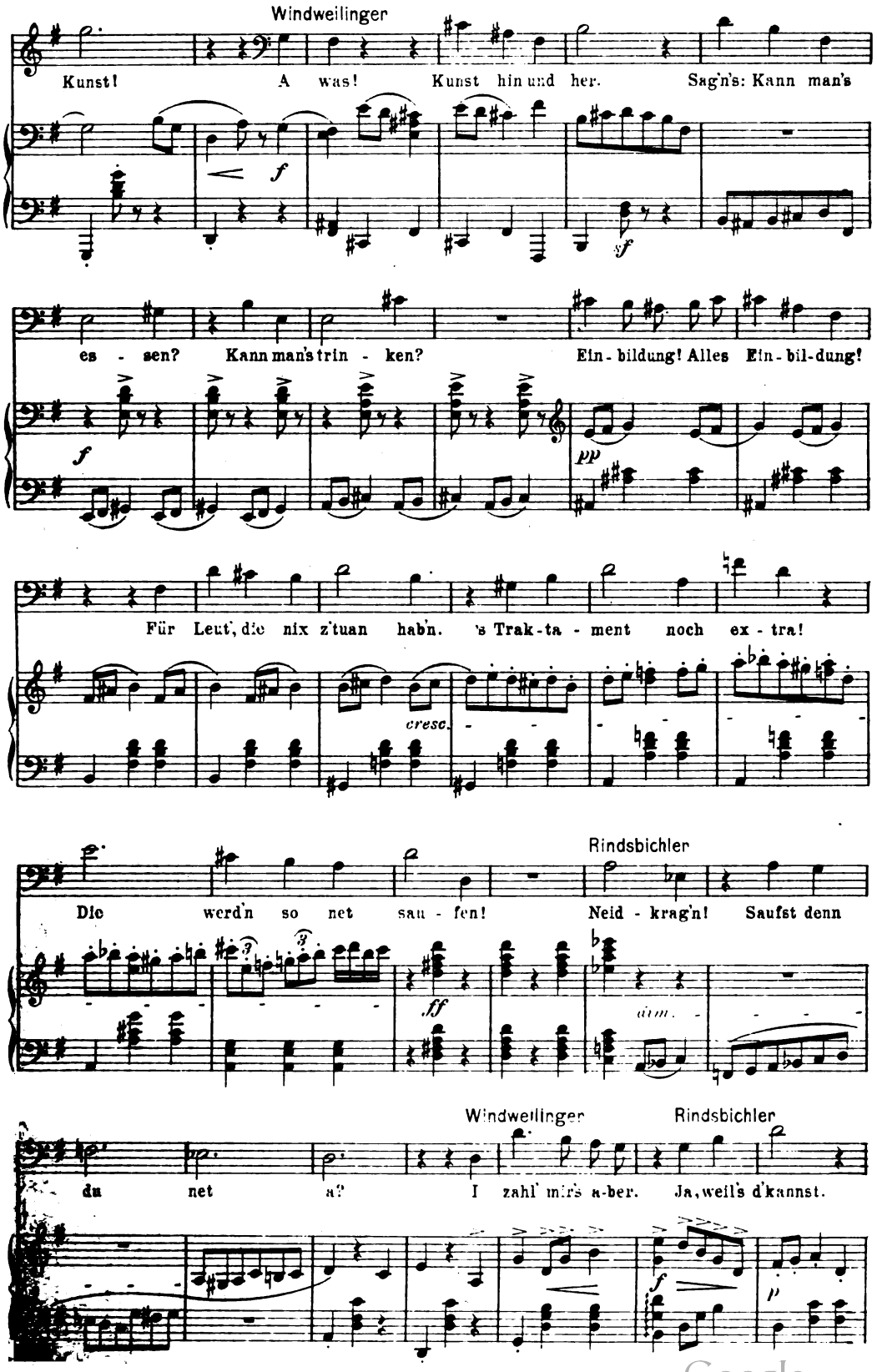
Digitized by Google



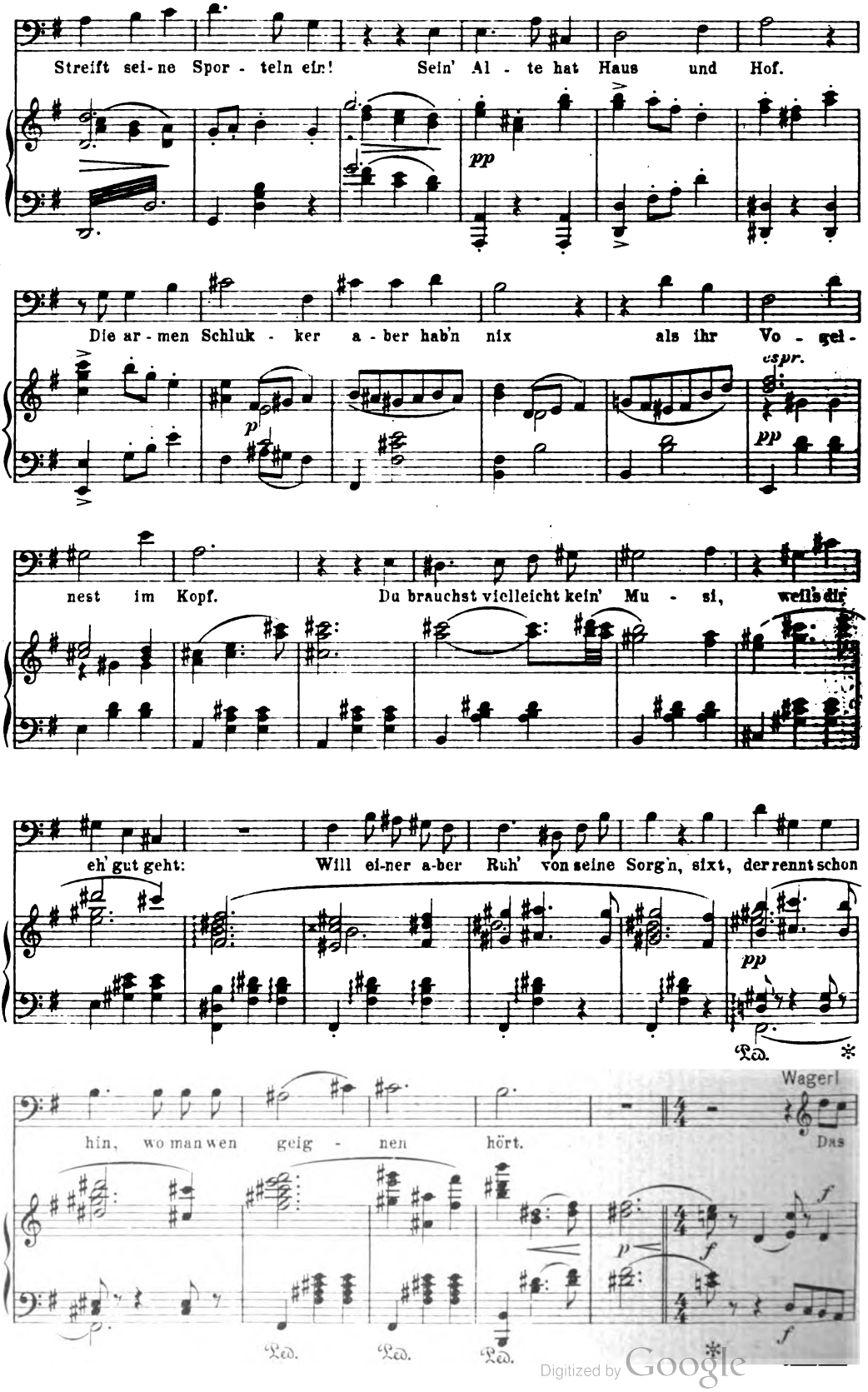
II. AKT



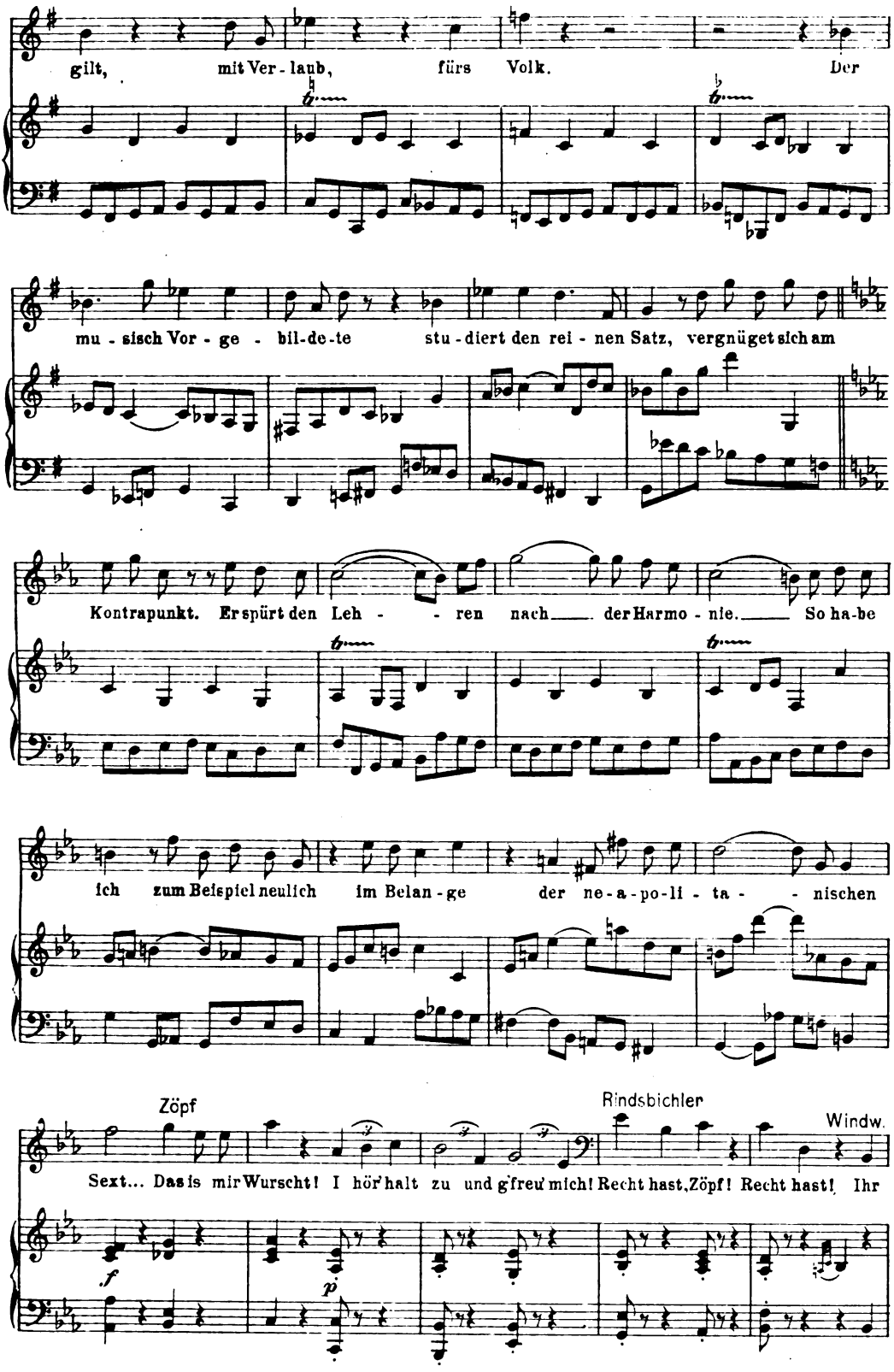
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

zwei werd's auch net alt. Hundsjung und dumm seid's trotz die grauen Haar! Ihr seid's im-

Zöpf

stand' und geht's noch tan-zen! Na, a-ber frei - lich, al - ter

ff *f*

Grandscherb'n! *) Will's der Wein und a

p

Wei-berl und d'Mu-si fangt an und's Zipperl beißt'n grad net: Tanzt er no, der

Zöpf! Wirtshaus! An Wein! I mag ka Bier mehr!

8

ff *ff*

etc.

*) grantiger, grämlicher Mensch

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

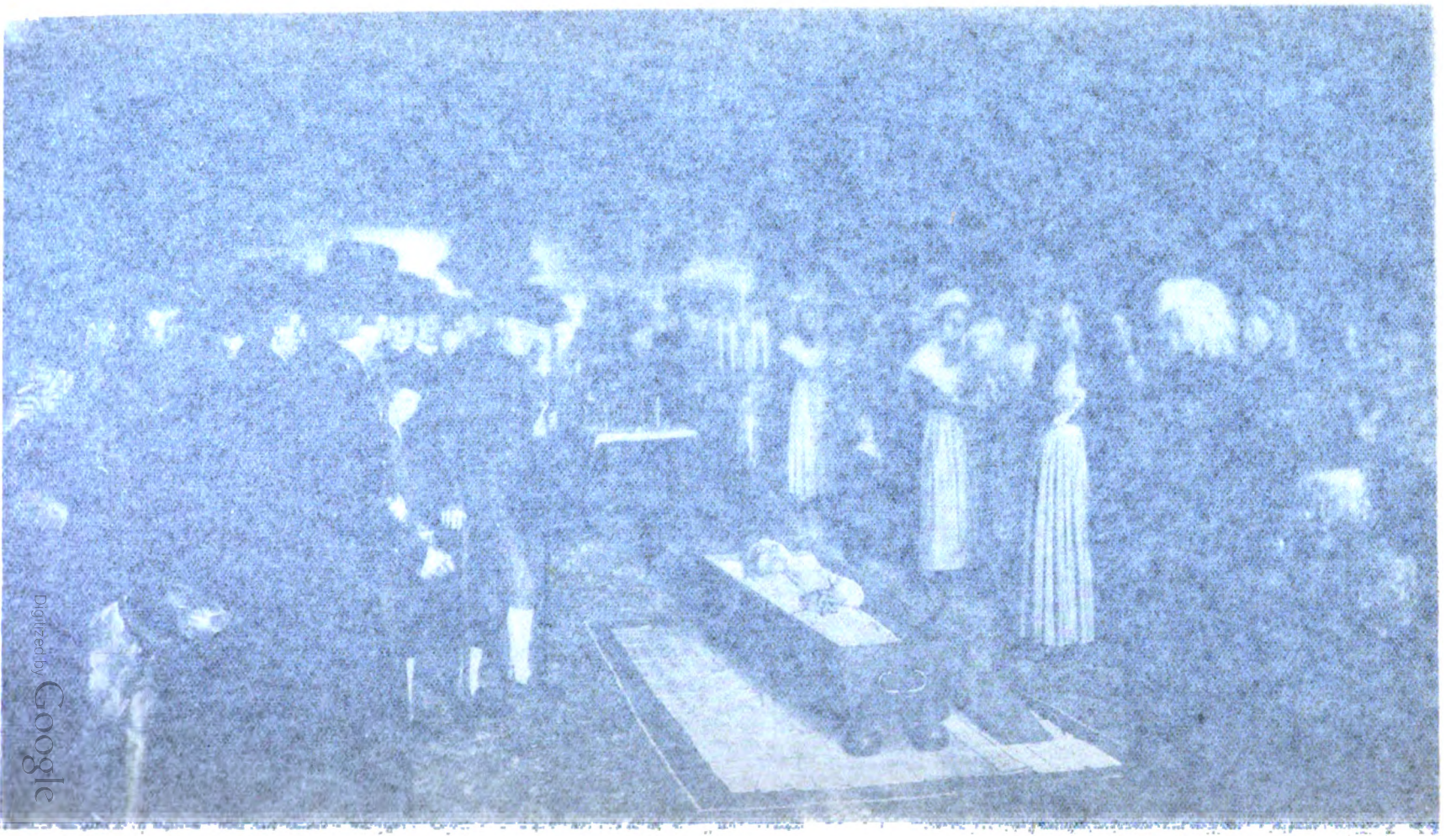
Digitized by Google

BERNHARD WINTER

Der Berliner Wald[illegible]

Im Grunewald, im Grunewald ist [illegible] rum, rechts um die Ecke rum, überall [illegible] Dieses seinerzeit etwas verfrühte [illegible] mit Recht singen, denn in der Tat [illegible] in diesem Aufsatz kurzweg Berlin, [illegible] den weiten Wäldern, auf privatem [illegible] fiskalischem Gelände, überall [illegible] Berlinern allein überlassen, wie sie mit diesem [illegible] den? Es handelt sich um das Wohl und [illegible] Millionen Groß-Berliner Bevölkerung. [illegible] nicht „nur" darum, es handelt sich auch [illegible] modernen Deutschlands, von dem, ob wir [illegible] tagen die weitestgehenden Einflüsse auf [illegible] das letzte Dorf hinein ausstrahlen und dessen [illegible] auch für ganz Deutschland von größter [illegible] Kulturfrage, und zwar um eine solche [illegible] es hier.

Schon die einfachsten Rücksichten der Gesundheit [illegible] daß der großstädtischen Bevölkerung — und zumal der Berl[illegible] nervenaufreibenden Treiben der Weltstadt — der Zus[illegible] mit der Natur nicht abgeschnitten wird. Dort draußen [illegible] Spiel und Sport, die immer mehr als unerläßlich [illegible] zung des modernen städtischen Lebens zu harmonischer Kultur[illegible] same Forderung. Und wo soll in dem heimatlosen Ziel[illegible] meere von Berlin sich noch die Heimatliebe festranken, [illegible] an den stillen Zufluchtsstätten der [illegible] Wald- und [illegible] landschaft? Auch für den Schatz lebendiger Anschauung [illegible] großstädtischen Bevölkerung ist der Zus[illegible] mit der Land[illegible] unerläßlich. Oder sollen wir denn im[illegible] hin kommen [illegible] diese Bevölkerung Bäume und Sträuch[illegible] den [illegible] Parkanlagen, die Tiere und Gewächse [illegible] nur abgebildet aus den Schulbüchern [illegible] aus den Museen, höchstens noch [illegible] Schon jetzt besteht für Berlin die [illegible] ung des ganzen Lebens dort immer [illegible] widriger wird. Es ist nicht auszudenken [illegible] für Berlin, sondern für ganz [illegible] dort, von wo ein so gewaltiger [illegible] strömt, diese Natur- und damit [illegible] tung der jetzt noch vorhandenen [illegible] Die Natur: das ist aber für Berl[illegible] Wald und den von diesem betränzten [illegible] in Berlin im Gegensatz zu London, [illegible] großen Städten nur kümmerlich mit [illegible] und Anlagen versehen. Gärten sind ein [illegible] Vater-



Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Juniheft 1910 Heft 17

Der Berliner Waldskandal

„Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion, links um die Ecke rum, rechts um die Ecke rum, überall und überall ist Holzauktion!“ Dieses seinerzeit etwas verfrühte Lied kann der Berliner jetzt mit Recht singen, denn in der Tat: rings um Berlin — wir sagen in diesem Aufsatz kurzweg Berlin, meinen aber Groß-Berlin — in den weiten Wäldern, auf privatem sowohl wie auf kommunalem und fiskalischem Gelände, überall kracht die Axt. Kann man es den Berlinern allein überlassen, wie sie mit diesem Zustande fertig werden? Es handelt sich um das Wohl und Wehe von drei bis vier Millionen Groß-Berliner Bevölkerung. Aber es handelt sich nicht „nur“ darum, es handelt sich auch um das Zentrum des modernen Deutschlands, von dem, ob wir wollen oder nicht, tagaus tagein die weitestgehenden Einflüsse auf das ganze Reich bis in das letzte Dorf hinein ausstrahlen und dessen Kulturzustand daher auch für ganz Deutschland von größter Wichtigkeit ist. Um eine Kulturfrage, und zwar um eine solche allerersten Ranges, geht es hier.

Schon die einfachsten Rücksichten der Gesundheit erfordern, daß der großstädtischen Bevölkerung — und zumal der Berliner in dem nervenaufreibenden Treiben der Weltstadt — der Zusammenhang mit der Natur nicht abgeschnitten wird. Dort draußen finden auch Spiel und Sport, die immer mehr als unerläßlich erkannte Ergänzung des modernen städtischen Lebens zu harmonischer Kultur, bedeutsame Förderung. Und wo soll in dem heimatlosen Mietkasernenmeere von Berlin sich noch die Heimatliebe festranken, wenn nicht an den stillen Zufluchtsstätten der märkischen Wald- und Wasserlandschaft? Auch für den Schatz lebendiger Anschauung in der großstädtischen Bevölkerung ist der Zusammenhang mit der Landschaft unerläßlich. Oder sollen wir denn immer mehr dahin kommen, daß diese Bevölkerung Bäume und Sträucher nur aus den städtischen Parkanlagen, die Tiere und Gewächse des Waldes und des Feldes nur abgebildet aus den Schulbüchern oder ausgestopft und getrocknet, aus den Museen, höchstens noch aus dem Zoologischen Garten kennt? Schon jetzt besteht für Berlin die dringendste Gefahr, daß die Richtung des ganzen Lebens dort immer überreizter, naturfremder, naturwidriger wird. Es ist nicht auszudenken, welcher Schaden nicht nur für Berlin, sondern für ganz Deutschland angerichtet wird, wenn dort, von wo ein so gewaltiger Einfluß auf die ganze Nation ausströmt, diese Natur- und damit die Kulturwidrigkeit durch Abschlachtung der jetzt noch vorhandenen Natur immer mehr gefördert wird. Die Natur: das ist aber für Berlin fast gleichbedeutend mit dem Wald und den von diesem bekränzten See- und Flußflächen. Zudem ist Berlin im Gegensatz zu London, Wien und vielen andern großen Städten nur kümmerlich mit großen öffentlichen Parks und Anlagen versehen. Gärten sind ein Luxus fast nur für die Aller-

Digitized by Google

reichsten, selbst die Höfe sind klein und unzureichend. Aber Berlin besitzt — wird man bald sagen müssen: besaß? — einen Schatz in seinen ausgedehnten und zum Teil bis nahe an die Stadt heranreichenden großen Wäldern in ihrer Verbindung mit den Seen und Flußläufen. Diesen Schatz galt es bei dem ungeheuren Wachstum der Stadt zu wahren, zu pflegen und richtig nutzbar zu machen. Keine leichte Aufgabe gegenüber den kapitalistischen Tendenzen unsrer Zeit, aber gewiß eine im höchsten Grade lockende und lohnende. Und das Beispiel etwa Wiens beweist: eine Aufgabe, die sich bei ernstem Zugreifen lösen ließ.

Es ist klar, was vor allem hätte geschehen müssen. Berlin hat noch gegenwärtig in einem Umkreise von zwanzig Kilometern um den Leipziger Platz annähernd 26000 Hektar Wald, das ist etwa viermal soviel als das jetzige Weichbild der eigentlichen Stadt umfaßt. Es war nicht notwendig, diese Waldflächen in allen Teilen zu erhalten, aber notwendig war, daß gerade die nächstgelegenen und somit für die Bevölkerung am leichtesten zugänglichen Wälder gesichert wurden und darüber hinaus dauernd ein solcher Bestand an Wald, daß er für die Bedürfnisse auch einer fernen Zukunft ausreichte. Notwendig war weiter, die vorhandenen besonderen Naturschönheiten, namentlich die idyllischen See- und Flußufer, soweit irgend möglich, sorgfältig zu schonen und allgemein zugänglich zu erhalten. Ferner kam es darauf an, den vorhandenen Bestand an Wäldern u. dgl. planvoll in einer solchen Verteilung zu erhalten, daß er sich soweit möglich als ein Naturganzes um die Stadt herumlagert. Endlich war es von entscheidendem Wert, den Waldbestand zweckentsprechend dem wachsenden Riesenkörper von Groß-Berlin einzufügen. Natürlich setzte eine solche Politik einen großen, sorgfältig ausgearbeiteten und mit Energie, Geschick und Zähigkeit verfolgten Plan voraus. Auch eine Verständigung mit den zahlreichen Gemeinden ringsum und ihre Heranziehung zu erheblichen Geldopfern für die Walderhaltung war notwendig. Ebenso ein Druck, sei es nun durch die Verwaltung oder sei es durch die Gesetzgebung, auf die privaten Waldbesitzer, um schädliche Waldabholzungen zu verhindern.

Geschehen ist von all dem mit geringen Ausnahmen nichts. Schlimmer: fast in allen Punkten ist gerade das Gegenteil des Notwendigen geschehen. Der Waldbestand ist in umfassender Weise verringert worden, und große weitere Verwüstungen stehen bevor. In besonders hohem Maße gerade in den nächstgelegenen Wäldern. Im Augenblicke zum Beispiel sollen weite Strecken des Berlin zugekehrten Randes vom Grunewald sowie der dicht an das bebaute Gebiet heranreichenden Jungfernheide vernichtet werden. Auf die Naturschönheiten ferner ist nur in kümmerlichster Weise Rücksicht genommen worden. Von dem vielumstrittenen Pichelswerder — der schönen Havelinsel — hat der Forstminister neuestens amtlich mitgeteilt, daß sie nunmehr zum großen Teile der Bebauung erschlossen werden soll. Andre köstliche Uferstrecken zum Beispiel am Wannsee und an der Oberspree sind entweder bereits geopfert oder stehen in der dringendsten Gefahr, es zu werden. Von einem

Digitized by Google

einheitlichen großen Plane endlich, die Walderhaltung und Waldbenutzung sinnvoll in die Gesamtidee einer großen, schönheitlich und sozial befriedigenden Ausgestaltung des machtvollen Ansiedlungskörpers Groß-Berlin einzufügen, ist gar keine Rede. Nur ein Plan und eine Absicht grinsen uns überall mit Deutlichkeit entgegen: Geld, Geld und nochmals Geld, Geld unter allen Umständen und in möglichst großem Ausmaße aus dem Wald herauszuschlagen. Alles übrige ist Nebensache. Beteiligt daran sind alle drei Hauptklassen von Waldbesitzern: der Fiskus, der überhaupt der größte Waldbesitzer bei Berlin ist, die Privatbesitzer und die Gemeinden, besonders aber die beiden ersteren. Geht es mit dieser Gesinnung und in dem jetzt eingeschlagenen Tempo auch nur noch ein bis zwei Jahrzehnte so weiter, so wird von den näher gelegenen Waldungen nicht mehr viel übrig und das Unheil vollendet sein.

Wer ist an diesen kläglichen Verhältnissen schuld? Zu einem guten Teile sicherlich die Berliner Bevölkerung selbst. Räsonnieren über die Waldverwüstung tut sie ja schließlich genug, aber zu jenem zähen, opfervollen und energischen Kampfe, der hier allein Hilfe bringen könnte, hat sie sich bis heute noch nicht aufgeschwungen. Auch hier wieder ein Beweis dafür, daß der innere Kulturstand und opferfreudige Bürgersinn der so schnell emporgewachsenen Riesenstadt nicht nur von dem der Großstädte andrer Kulturländer, sondern sicherlich auch von dem vieler Provinzstädte weit übertroffen wird. Schuld sind ferner aber auch die Gemeindeverwaltungen Groß-Berlins. Sie haben sich bis in die allerneueste Zeit hinein, wo langsam eine gewisse Umwandlung vor sich geht, viel zu wenig tatkräftig und opferfreudig um die Walderhaltung gekümmert, zum Teil wohl in dem naiven Glauben, daß sie, wenigstens was die ausgedehnten staatlichen Wälder angeht, „sicher“ seien und also nichts zu opfern brauchten. Aber freilich haben die Gemeinden für ihre Versäumnisse auch einen triftigen Milderungsgrund, das ist die unselige kommunale Zersplitterung Groß-Berlins. Soll zum Beispiel Köpenick, das genug und übergenug Wald in seiner Nähe hat, diesen unter großen Opfern allein der Köpenicker erhalten, damit die Einwohner der Stadt Berlin dort spazierengehn können? Anderseits: soll die Stadt Berlin die Köpenicker Wälder erhalten, ohne daß vielleicht das viel näher gelegene Rixdorf und andre Orte einen entsprechenden Anteil zahlen? So stand und steht es fast hinsichtlich aller Waldgebiete. Diese kommunale Zersplitterung auf dem Wege der Freiwilligkeit zu überwinden ist aber eine Aufgabe, die wirklich von außerordentlicher Schwierigkeit ist. Die Gesetzgebung hätte eingreifen müssen. Aber das hat sie bisher eben nicht getan.

Schuld trägt auch der preußische Landtag. Zwar haben sich sowohl das Herren- wie das Abgeordnetenhaus schon wiederholt und schon seit Jahren der Berliner Waldfrage angenommen, aber diese Versuche sind viel zu schwächlich ausgefallen. Unsres Erachtens wäre das Parlament sehr wohl in der Lage gewesen, wenigstens die fiskalischen Waldschlächtereien durch Gebrauch der ihm zustehenden etatrechtlichen Befugnisse zu verhindern, und auch gegenüber der privaten und kommunalen Waldverwüstung hätte ein energischer Druck des

Digitized by Google

Parlamentes wohl entsprechende Schutzmaßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung erzielen können. Immerhin hat der preußische Landtag doch wenigstens nicht ganz versagt.

Mit aller Wucht und Schwere aber trifft die Verantwortung die preußische Staatsregierung. Sie war dreifach verpflichtet, dem Unheil zu wehren: erstens als Hüterin des Staatswohles im allgemeinen; zweitens, weil sie längst der kommunalen Zersplitterung Groß-Berlins, welche so sehr zur Verschärfung der Sachlage beigetragen hat, ein Ende hätte machen müssen, und drittens und vor allem als Besitzerin der größten und wichtigsten Waldgebiete bei Berlin. In dieser letzteren Beziehung kommt insbesondere das preußische Landwirtschaftsministerium in Betracht, dem die Forstverwaltung und damit auch die Forsten der Berliner Umgebung unterstellt sind. Welcher Geist hier herrscht, das haben wir ja schon aus der Aufzählung der Tatsachen ersehen. Die kleinen Konzessionen, die der Fiskus auf endloses Klagen und Drängen hin gemacht hat, sind gänzlich unzureichend; er marschiert an der Spitze der Waldverwüster. Von irgendwelcher auch nur halbwegs genügenden Auffassung der großen Aufgabe keine Spur. Man fragt sich, ob denn dem Geldmachen gegenüber alles einerlei sein soll, Gesundheit und Moral der Erwachsenen, Kraft und Blüte der Jugend, Erfrischung und Erholung des Alters, der Kulturstand der Reichshauptstadt und das Gedeihen der kommenden Geschlechter. Begonnen hat das Unheil unter Podbielski, aber in weitestem Umfange fortgesetzt worden ist es unter dem jetzigen Landwirtschaftsminister v. Arnim und unter dem eigentlichen Strategen der Berliner Waldverwüstung, dem Landforstmeister Wrobel, welcher der Dezernent für die Berliner Waldangelegenheiten im Landwirtschaftsministerium ist. Diese Männer sind es, die in allererster Linie die Verantwortung vor Gegenwart und Zukunft zu tragen haben, an sie hat man sich zu halten.

Dabei scheint es, als ob es der Minister selber noch gar nicht der Mühe für wert gefunden hätte, sich ernstlich in diese Fragen zu vertiefen. Wenigstens kann man sich's anders nicht erklären, daß er in öffentlicher Parlamentssitzung grobe Unrichtigkeiten vorträgt. In der Besprechung der Berliner Waldfrage im preußischen Abgeordnetenhause am 13. März 1909 beklagte sich der Minister zum Beispiel bitter, daß der ganze Grunewald von den Gemeinden als Baustelle eingeschätzt und mit dem Baustellenwerte zur Steuer herangezogen sei. Dabei ergibt sich aber, wenn man die Angaben des Ministers nachrechnet, daß der von ihm angegebenen Steuersumme ein veranschlagter Grundwert von etwa 15 Pfennig auf den Quadratmeter zugrunde liegt. Und das nennt der Herr Minister einen Baustellenwert! In der Sitzung vom 3. Februar 1910 wies ferner der Minister beruhigend auf die 26000 Hektar Wald hin, die in der Umgegend von Berlin in einem Umkreise von zwanzig Kilometern vorhanden seien und stellte dem gegenüber, daß im Jahre 1909 nur 53 Hektar in der Berliner Umgegend verkauft worden seien; bei einem derartigen Verkaufstempo würde der Waldbestand noch auf annähernd 500 Jahre reichen. Diese Angaben enthalten eine geradezu unglaub-

Digitized by Google

liche Verkehrung der Sachlage. Zunächst hat der Minister einen Fehler gemacht, den jeder Anfänger in der Statistik zu vermeiden weiß, indem er durchaus Unvergleichbares miteinander verglichen hat. Die 26 000 Hektar beziehen sich nämlich auf den Gesamtbestand an Wald um Berlin, einerlei ob fiskalisch, kommunal oder privat, die 53 Hektar dagegen beziehen sich nur auf fiskalische Verkäufe. Zählt man zu ihnen die privaten und kommunalen hinzu, so käme natürlich eine viel höhere Ziffer heraus. Das Schlimmste ist aber, daß jene 53 Hektar auch nicht entfernt den wahren Umfang der fiskalischen Waldverwüstung im Jahre 1909 bei Berlin wiedergeben. Außer diesen 53 Hektar, die durch Verkauf preisgegeben wurden, sind nämlich auch sehr bedeutende Waldstrecken bei Berlin im Jahre 1909 auf dem sinnreichen Wege der Verpachtung der Vernichtung preisgegeben worden. So vor allem ein 200 Morgen großes Gelände bei Johannistal, das zu drei Vierteln aus Wald besteht und an die Deutsche Flugplatzgesellschaft verpachtet worden ist, die mit der Niederlegung des Waldes bereits begonnen hat. Der Minister hat also in öffentlicher Parlamentssitzung selbst die fiskalische Waldverwüstung um ein Vielfaches zu gering angegeben — wenn man auf das Wesen der Sache sieht und nicht an ihrer äußern Form klebt. Da böser Wille ausgeschlossen ist, so können doch solche Dinge nur jemandem unterlaufen, der sich noch gar nicht richtig in die Sachlage vertieft hat. Und in solchen Händen liegt eine der wichtigsten Kulturfragen Deutschlands!

Ist noch auf Rettung zu hoffen? Trotz dieser Misere, trotz aller Schwierigkeiten hat es den Anschein, als ob sie langsam käme, käme von da, von wo sie eigentlich immer kommt: von einer kleinen Schar einsichtiger und opferwilliger Persönlichkeiten. Zunächst haben sich in der Presse schon seit einer Reihe von Jahren eine Anzahl Männer dieser Dinge angenommen, sodann aber ist in den letzten Jahren eine organisierte Bewegung zum Schutze der hier bedrohten Interessen ins Leben gerufen worden. Vor einigen Jahren wurde der Berliner Waldschutzverein gegründet, ferner hat sich die Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutz wiederholt und mit Erfolg dieser Dinge angenommen. Einen eigentlichen Wendepunkt in dieser ganzen Sache bedeutete aber doch erst der am 16. Januar 1909 abgehaltene Zweite Berliner Waldschutztag, der von Hunderten von Delegierten angesehener Berliner Körperschaften beschickt war und in der Tat eine Aufrüttelung großen Stils in dieser Angelegenheit zuwege gebracht hat. Er war organisiert in erster Linie von dem etwa ein Jahr vorher gegründeten Ansiedlungsverein Groß-Berlin, der sich auch nachher bis auf den heutigen Tag der Walderhaltung auf das nachdrücklichste angenommen hat. Aus der Initiative dieses Vereins und aus der des Zweiten Berliner Waldschutztages hervorgegangen ist ferner der „Berliner Zentralausschuß für die Wald- und Ansiedlungsfrage", der dauernd eine große Zahl einschlägiger Berliner Körperschaften zu Rat und Tat vereint. Von ihm ist die neueste Aktion auf diesem Gebiete ausgegangen, der Anfang April erschienene große Aufruf in der Berliner Waldfrage, der die Unterschriften von

Digitized by Google

Hunderten der besten Berliner Namen aus allen Lagern und Schichten — vom Präsidenten des preußischen Herrenhauses bis zu August Bebel — auf ein praktisches großes Reformprogramm vereint. Eine besondere Unterstützung hat die ganze Bewegung erfahren durch die vor kurzem vom Ansiedlungsverein herausgegebene Schrift von H. Kötschke „Die Berliner Waldverwüstung und verwandte Fragen“ (103 Seiten, Kommissionsverlag von R. Federn, Grunewald, Kaspar Theyßstraße 12, 1.30 Mk.). Sie ist die einzige bisher vorhandene zusammenfassende Übersicht des ganzen weitverstreuten und schwer zugänglichen Materials und führt mitten in diese Kämpfe hinein. Dieser Bewegung ist es nun auch mehr und mehr gelungen, das Parlament für sich zu gewinnen, so daß jetzt im Abgeordnetenhause fast alle Parteien entschieden für die Berliner Walderhaltung eintreten und einen Druck auf die Regierung in dieser Richtung auszuüben suchen, nur die Zentrumspartei hat sich hier bisher merkwürdigerweise recht zurückhaltend gezeigt. Besonders verdient haben sich in dieser Angelegenheit der Konservative v. Brandenstein und namentlich der Nationalliberale v. Bülow gemacht; letzterer hat sich in sehr eindringlicher Weise dauernd der Materie angenommen und hat neuestens einen bedeutsamen besonderen Antrag in dieser Angelegenheit eingebracht. Auch die Gemeinden, namentlich die Stadt Berlin selber, sind allmählich zu einer tätigeren Politik übergegangen. Einzelne Ankäufe größerer Waldstrecken zum Zwecke dauernder Erhaltung sind bereits erfolgt, noch viel größere stehen jedoch allem Anscheine nach nahe bevor. Es ist natürlich sehr schwierig, die verschiedenen beteiligten kommunalen Körperschaften hier zu gemeinsamer Leistung zu vereinigen, doch sieht es im Augenblicke so aus, als ob auch diese Schwierigkeit, vielleicht unter Mitwirkung der Provinz Brandenburg, überwunden werden würde.

Aber das, was sachlich notwendig ist, sind die Meinungen eigentlich geklärt. Auch die Vorkämpfer der Berliner Walderhaltung verlangen meist nicht, daß den Groß-Berliner Gemeinden, die ja durch die Lage der Verhältnisse in zahlreichen sonstigen Beziehungen: in Erwerb und Verdienst, in Bildung und Verkehr, in Genuß und Anregung, vor den Provinzstädten außerordentlich begünstigt sind, auf diesem Felde der Erhaltung der Wälder und Naturschönheiten Geschenke gemacht werden. Diese Gemeinden sollen vielmehr für die Erhaltung der staatlichen und anderen Wälder usw. erhebliche Opfer bringen, nur darf die Forderung solcher Opfer nicht so groß sein, daß das Ziel unerreichbar wird. Nach all dem muß zunächst einmal der Forstfiskus mit seiner Waldverwüstung einhalten, und es muß ein planmäßiges Übereinkommen zwischen dem Staat, den Gemeinden, den beteiligten Landkreisen und der Provinz die Erhaltung der notwendigen Wälder dauernd sichern. Dabei handelt es sich nicht nur um die staatlichen und kommunalen, sondern auch um die gleichfalls sehr wichtigen in privatem Besitze befindlichen Wälder und Gebiete; auch hier muß das Notwendige in reichlichem Ausmaße planmäßig gesichert werden und zwar sowohl durch Ankäufe der öffentlichen Hand wie durch Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung.

Digitized by Google

Diese Grundlinien sind es auch, auf denen sich der obenerwähnte Aufruf bewegt. Jedenfalls aber, so oder so, muß diesem Berliner Waldskandal, der allmählich ein Skandal für ganz Deutschland wird, ein Ende gemacht werden! Oder sind wir nur zu dem Ende reich geworden und emporgekommen, um alle höheren und dauernden Interessen mit Füßen zu treten? Der Pioniere sind nun genug vorangegangen, jetzt kommt es — dringend! — auf die Unterstützung, auch die finanzielle, aus weitern Kreisen für die Bewegung an. Möchte sie der guten Sache nicht fehlen!* Karl von Mangoldt

Robert Schumann

Vor vier Jahren haben wir seinen fünfzigjährigen Todestag gefeiert. Der Kunstwart widmete ihm eine Betrachtung seines Wirkens und Wesens, eine Auswahl aus seinen Schriften und Briefen, und gab dazu eines seiner schönsten Lieder und eines seiner reizendsten kleinen Klavierstücke. Nun begehen wir den hundertjährigen Geburtstag des Meisters, den die musikalische Welt in der üblichen Weise durch Aufführungen seiner Werke, leider meist wieder nur der bekanntesten und beliebtesten, festlich zu gestalten sucht. Wie in jedem solchen Fall muß auch hier die Frage laut werden: geschieht das alles nur, um ihn pflichtgemäß zu ehren? rauscht es vorüber und ist es dann vorbei? oder greift es tiefer und wirkt es nachhaltiger? hat Schumann uns noch etwas zu sagen, das uns unverloren bleibt? Wenn es sich um eine Geburtstagsfeier handelt: lebt uns seine Person und sein Werk, oder wird er nur zu einem Scheinleben erweckt und verfällt dann um so sichererem Tode? Das muß sich bald entscheiden.

Er wird gepriesen als der große Romantiker. Aber seine Romantik liegt uns recht fern. Wir können nicht mehr so naiv schwärmen wie er, meinen wir. Am Ende stellen wir uns unter dieser romantischen Schwärmerei etwas anderes vor als sie war, etwas Schwächliches, Sentimentales, oder etwas Unklares, Verschwommenes. Schumann aber war eine Doppelnatur: sinnig und innig verträumt, weltfremd, zart und empfindlich, und zugleich sprudelnd und feurig, keck und frisch, gesund und natürlich. Und er war sich dieses Doppelwesens bewußt und gestaltete es (als Florestan und Eusebius) immer neu und immer wahr. Das ist das Wesen seiner Romantik; und ich meine, es ist echt deutsch, es liegt uns allen im Blut, wir kommen alle nicht davon los. Oder wenigstens nur scheinbar. Zuzeiten mag es so ausschauen, als hätten wir die Kinderschuhe ausgetreten, die Kinderkrankheit überwunden. Es mag sogar so weit gehen, daß wir uns ihrer schämen, daß wir uns über sie lustig machen. Aber jedesmal, wenn wir so klug und so stark geworden zu sein glauben, daß wir alle alten Schwächen hinter uns werfen, folgt sofort der Rückschlag, die Ernüchterung, der Katzenjammer, und reuevoll kehren wir zurück zu dem, was wir verkannt haben, und müssen aufs neue erkennen,

* Wer etwas in dieser Richtung tun will, wende sich an den „Ansiedlungsverein Groß-Berlin", Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 30.

Digitized by Google

daß wir die Wurzel unsres Wesens nicht ausreißen können. Schumann aber wurzelt tief in diesem unserm deutschen Wesen; wir sind und bleiben Romantiker, das heißt: Poeten und große Kinder. Und hier steht ein echter Poet vor uns, ein Poet mit echtestem Kindergemüt. Ich sage das nicht etwa nur unter Berufung auf seine „Kinderszenen“ und sein „Album für die Jugend“; sein ganzes Leben und Schaffen zeugt davon. Mit Poetenaugen schaute er Welt und Menschen an, und wie ein Kind stand er ihnen gegenüber. Niemand hat das so wundervoll verstanden wie seine Klara, die einzige Vertraute seiner Seele. Das soll aber nicht heißen, daß er absolut unpraktisch und unkritisch geblieben wäre. Er offenbart ebensoviel scharfen Verstand wie goldenes Gemüt; nur dienen eben beide der schöpferischen Phantasie, dem künstlerischen Gestaltungsvermögen in Wort und Ton, scheinbar unlogisch, scheinbar inkonsequent, einzig und allein in der Wahrheit seiner Persönlichkeit begründet, rein subjektiv gerechtfertigt, tief originell und absolut naiv, darum auch überzeugend und hinreißend für jeden, der sich ihm hingibt.

Das alles ist echt musikalisch. Frau Musika selbst ist ja Romantikerin durch und durch. Das Ahnungsvolle, Träumerische, Helldunkle ist ihr Reich; Seelengeheimnisse vermag sie uns zu verraten. Und sie tut es in einer Art und Weise, die dem Uneingeweihten unlogisch, ja unsinnig, widerspruchsvoll und willkürlich, formlos und unfaßbar scheinen kann. Es ist ihr ja auch mit Worten und Begriffen niemals beizukommen. Und doch verfügt diese mystische Kunst über monumentale Gedanken, wuchtige Themen, kecke Rhythmen, sprudelnden Humor, und was das überraschendste ist, über klare Gliederung, geistvolle Durchführung, konsequenten Aufbau und erschöpfende Darstellung. Da haben wir das scheinbar Unvereinbare verbunden! Es fragt sich nur, ob es jedem Meister gelingt, beides zu beherrschen. Erstrebt wird das wohl von allen, erreicht nicht von allzuvielen. Schumann soll zu denen gehören, die sich vergeblich um den höchsten Preis bemühten. Man begnügt sich nicht damit, zu sagen, seine phantastischen Schöpfungen in kleinerer Form seien wertvoller als seine Versuche in größerer; man geht vielfach so weit, ihm die Fähigkeit zu letzterer ganz abzusprechen. Wie man dieses Urteil formuliert, ist eigentlich gleichgültig. Es läuft auf die Behauptung hinaus, Schumann sei echt und bedeutend nur in seiner Sturm- und Drangperiode; später habe er die eigene Jugend verleugnet und dem für ihn und seine ganze Begabung verkehrten klassischen Ideal zugestrebt. Daran habe er scheitern müssen, ganz natürlich, wie jeder, der wider die Natur schaffen will. Schließlich wird sogar nicht die Einbuße an Genialität allein, sondern sein tragisches Ende in geistiger Umnachtung mit dieser Überspannung seines Talents in ursächlichen Zusammenhang gebracht.

Unverkennbar und unleugbar liegt der ganze Zauber Schumannscher Poesie über seinen Klavierwerken ausgegossen. Da ist er ganz sicher absolut er selbst. Wir wissen, daß er es liebte, am Flügel sitzend zu phantasieren; und wie festgehaltene Improvisationen, wie Gelegenheitsgedichte in Tönen muten uns diese entzückenden Gebilde an. Wobei aber doch darauf hinzuweisen wäre, daß sich auch unter diesem echtesten Schumann größere Schöpfungen wie die Fis-moll-Sonate,

Digitized by Google

die C-dur-Phantasie, die symphonischen Etüden befinden. Zugegeben sei aber sofort, daß auch diese stilistisch nicht wesentlich über die kleineren und kleinsten Stücke hinausragen. Es sind alles lyrisch-phantastische Impromptus. Man darf sich nur ja nicht verleiten lassen, sie irgendwie programmatisch aufzufassen; trotz der zahlreichen Überschriften und sonstigen Andeutungen ist es absolute Musik. Es wäre auch ganz verkehrt, zu sagen, Schumann hätte ein Dichter in Worten werden können so gut wie in Tönen. Nein, seine Poesie kann nur in Tönen zu uns sprechen, niemals in begrifflich bestimmten Worten. Denn es ist Stimmungs- und Empfindungspoesie, von der zartesten Regung bis zum übermütigsten Kopfsprung, absolut musikalisch. Und was ebenso wichtig ist und nicht übersehen werden darf: echt lyrisch. Bei allem Wechsel, bei dem jähesten Nebeneinander niemals ein dramatisches Ineinander wie etwa bei Beethoven, niemals Kampf und Sieg, niemals Verwicklung, Peripetie und Entscheidung. Schumanns eminent lyrische Natur ist es, die seinem Leben und Schaffen Ziel und Grenze setzt.

Darum war er zum Liedersänger berufen. Viel wird an seinen Liedern mit vollem Recht gepriesen: die feinsinnige Auffassung, die edle Melodie, der harmonische und rhythmische Reichtum, die ebenbürtige Vermählung des Klaviers und der Singstimme. Aber alledem vergißt man nur zu leicht die entscheidende Hauptsache: es sind echte Lieder; Klavier und Stimme singen um die Wette. Die Stimmung wird getroffen, festgehalten und ausgetönt, einheitlich, ungebrochen, das heißt eben echt lyrisch. Schubert ist viel dramatischer und unendlich vielseitiger. Aber Schumanns beste Lieder sind ganz echt lyrische Poesien. Das beweist schon die Wahl der Texte und ihre Behandlung bis ins einzelne. Und dazu stimmt es, daß die Ballade nicht seine Sache war: er zu lyrisch, Schubert zu dramatisch für die epische Gesangskomposition. Allerdings mit Ausnahmen, zu denen aber zum Beispiel der „arme Peter“ nicht zu rechnen ist. Denn da ergibt sich die „Geschichte“ nur aus der Aufeinanderfolge der drei lyrischen Gesänge; ähnlich wie in Schuberts „Müllerliedern“ und „Winterreise“. Viel eher beweist der „Belsazar“, daß Schumann in glücklicher Stunde auch musikalisch zu erzählen imstande war; seine Novelletten wären damit zu vergleichen. Überhaupt darf man eben nicht behaupten, daß seiner lyrischen Natur jeder dramatische Akzent und jede epische Weise absolut versagt geblieben wären; die Kraft wollte nur nicht vollständig dazu ausreichen.

In diesem Sinne dürfen wir alle seine größeren Werke beurteilen. Sie sind nicht mißlungen, aber sehr ungleich geraten. Die größere Form zu beherrschen hat er gelernt, soweit sich das lernen läßt; manchmal handhabt er sie mit erstaunlicher Meisterschaft. Dazu gehören aber vor allem entsprechend große musikalische Gedanken. Die fehlen nirgends; aber dabei, manchmal dicht daneben, stehen matte, schwache, unbedeutende. Ein Wurf wie das Klavierquintett oder die B-dur-Symphonie bleibt Ausnahme. In der C-dur-Symphonie geht dem unsagbar herrlichen Adagio ein geniales Scherzo und ein eigensinniges Allegro voraus. Warum ist das Adagio so wundervoll? weil es rein gesanglich, echt lyrisch bleibt. Warum ist das Scherzo so reizvoll?

Digitized by Google

weil es den Charakter einer freien Improvisation trägt. Und warum versagt der erste und der letzte Satz des Werkes trotz offenbar hochstrebender Intentionen? weil ihnen dramatische Wucht und Konsequenz fehlt, weil sie sogar an die Grenze der Monotonie gelangen. Ähnlich wird fast überall der Eindruck ein geteilter sein. Aber ebenso findet sich überall mindestens ein Satz, der uns entschädigt, so in der im ganzen recht schwachen Es-dur-Symphonie die grandiose Domszene in Es-moll. An wertvollen, langsamen Sätzen ist nach Beethoven überhaupt kein Musiker so reich wie Schumann: auch in seiner sprühenden D-moll-Symphonie werden wir geneigt sein, dem volkstümlichen Gesang der Romanze den Preis zu erteilen.

Und was nun endlich seine großen Gesangwerke betrifft, so beklage ich es laut, daß man außer dem „Manfred" fast gar nichts mehr aufführt. Gewiß, der „Manfred" ist das Schumannisch echteste von allen. Aber er ist leider keine Oper, sondern ein Melodram, unerträglich für jedes empfindliche Ohr. Die „Genoveva" dagegen ist gar nicht so unwirksam auf der Bühne, als man glaubt; sie enthält Szenen von erstaunlicher Kraft. Und „Paradies und Peri" zerfließt durchaus nicht in lauter Duft und Schwärmerei; der Freiheitschor ist hinreißend, anderseits die orchestrale Schilderung der Pest sehr charakteristisch. Selbst „Der Rose Pilgerfahrt", im ganzen recht matt und schwach, lohnt das Studium in kleinerem, am besten mit Klavier im häuslichen Kreis; die Elfenlieder sind reizend, das Grablied wunderschön, die Tanzchöre sehr lustig. Der Jägerchor (mit Hörnern) bedarf allerdings trefflicher Ausführung, um zu wirken. In allen diesen Werken ist des Schönen und Guten gar viel verborgen, wenn sie auch alle zusammen beweisen, daß Schumann, der Lyriker, weder für Oper noch für Oratorium ausreichend befähigt war. Eine Schande aber muß man es heißen, daß seine Faustszenen weitesten Kreisen ganz unbekannt sind. Gewiß sind wir diesem Stoff gegenüber doppelt empfindlich für jede Schwäche; gewiß sind auch diese sechzehn Nummern von sehr ungleichem Werte. Aber Szenen wie die der vier grauen Weiber, Fausts Blendung und Tod, und dann der ganze letzte Teil, der als „Fausts Verklärung" auch ganz gut allein gegeben werden kann, sind so wundervoll, daß es einfach einen unersetzlichen Verlust bedeutet, wenn man sie uns vorenthält.

Und so sei denn mit der dringenden Mahnung, unsern Schumann nicht kritiklos zu preisen, aber endlich und wirklich ganz zu kennen, der Wunsch verbunden, daß sein Jubiläumsjahr ihn uns dauernd schenke, den Menschen und den Künstler, den Poeten, der es als seine Sendung erkannte, „Licht zu senden in die Tiefe des menschlichen Herzens".

Hermann v. d. Pfordten

Christliche Kunst

(Schluß statt Fortsetzung)

Da aber die Kirche Darstellungen Christi verlangt, so bleibt zunächst nichts übrig, als zu versuchen, sie besser zu machen als bisher. Hierfür schien die vorjährige Ausstellung zunächst drei Möglichkeiten zu eröffnen. Das Schaffen, erstens unter dem Einfluß der

Digitized by Google

alten Kunst, zweitens unter dem Einfluß der modernen Geschichtsforschung, drittens unter dem Einfluß des Neuen Testamentes. Die drei Wege sind mannigfach verschlungen.

Die alte Kunst, die wir nicht kopieren, von der wir aber unermüdlich lernen sollten, ist monumental. Je mehr sie auf Wirklichkeitsdarstellung verzichtet, desto symbolischer, „bedeutender", inhaltreicher ist sie. Sie ist niemals süß, weich, rührselig, sondern sie ist voll, kräftig, herb wie alter Wein. Unser Gefühl aber verlangt kein Porträt Christi, sondern ein Monument mit einem Hauch der Ewigkeit. Unsre Christusdarstellungen müssen strenger sein, aber nicht von der inhaltlosen Strenge eines Kunstgewerblers, sondern von der, die harte Formen bildet, damit sie den Druck des Inhalts, die innere Spannung aushalten können.

Dieses Bändigen des Inhalts nennen wir Verschwiegenheit. Die alte Kunst ist tief verschwiegen. Sie macht nicht viele Worte wie ein schlechter Redner, sie schreit nicht wie ein Bekehrungsprediger, sondern sie läßt ihre Kinder ungestört, wie eine vernünftige Mutter, und zieht uns geheimnisvoll an, wie eine stille Frau.

Das ist die Wirkungsweise aller echten, tiefen Religiosität und die erste Forderung, die wir an eine christliche Kunst zu stellen haben.

Es waren auf der genannten Ausstellung nicht viele Arbeiten, die so wirken.

Wir können mit den Nachfolgern des süßlichen Guido Reni nichts anfangen. Die nervenaufregenden, tränen- und wundenreichen, süßblutigen Darstellungen, mit denen die jesuitische Gegenreformation auf die Massen zu wirken versuchte, sollten bei protestantischen wie bei katholischen Künstlern überwunden sein.

Trotzdem läßt uns ein Maler aus etwa anderthalb Metern Entfernung in das gerötete Auge und entstellte Antlitz des Gekreuzigten sehen. Ein anderer zeigt uns Christus am Seeufer, hübsch so gewendet, daß wir in sein „brünstig zum himmlischen Vater aufgeschlagenes Auge" sehen können. Der Maler zwingt uns dadurch zu einer taktlosen Annäherung, die sich keiner der Jünger Jesu erlaubt hätte.

Ein dritter versucht uns eine Szene unmittelbar vor der Kreuzigung mit allem technischen Können eines Historienmalers zu schildern. Der Zug ist eben auf Golgatha angekommen. Der Herr, natürlich in Bildmitte und weiß gekleidet, blickt mit hohlwangigem Entsetzen zu den bereits Gehenkten auf. Die bösen Kriegsknechte weiden sich zunächst eine Zeitlang an diesem Anblick. Zu des Herrn Füßen windet sich natürlich seine „schöne Geliebte" mit weißen Gliedern und rotglühendem Haar. Das Kreuz liegt am Boden davor, gleich werden sie ihn ergreifen und niederwerfen, und die Geliebte wird — das Bild hat den Kitzel der Sensation und ist, versteht sich, in großen Reproduktionen in den Schaufenstern zu sehen.

Diese Malerei, welche mit dem Anspruch, Wirklichkeiten zu schildern, auftritt, schlägt die Phantasie in Fesseln. Um die still ragenden Schöpfungen der alten Kunst kreisen unsre Gedanken und Gefühle unaufhörlich; sie fliegen fort durch die Jahrtausende und alle Welträume und kehren wieder zurück wie ein Schwarm weißer Tauben zu dem, der ihrem Herzen Frieden gibt. Mit andern Worten: sie wirken christliche Weltanschauung.

Digitized by Google

Alle die Wirklichkeit nicht bis zur Täuschung wiedergebenden Künste: Bildhauerei, Glas-, Mosaik-, Gobelin-, Freskomalerei sind von Natur monumentaler, symbolischer, verschwiegener, sie haben mehr Orgelton im Gegensatz zu den Orchesterwirkungen der Ölmalerei. Sie rücken ferner ab in die christlichen Gedanken- und Ideenreiche. Dafür stehen sie in der Gefahr, zur hochkirchlich-kalten Dekoration zu werden.

Zu den besseren unter denjenigen Christusdarstellungen der Ausstellung, die am Alten gelernt haben, gehörte die große, plastische Gestalt des „Guten Hirten" von Wrba, die, obgleich anscheinend ohne viel innere Wärme geschaffen, doch einen Hauch von der symbolischen Wirkung hat, welche dem Gegenstand entspricht, und durch ihren überlebensgroßen Maßstab sinngemäß den Starken darstellt, „der der Welt Sünde trägt". Diese Arbeit ist ein Anfang zu Besserem. Das Technische versteht sich immer von selbst.

Taschner lehnt sich mit seinen vorzüglichen Kruzifixen an das Beste vom Alten an, wirkt aber dadurch mehr historisch als religiös.

Gut als Ölgemälde ist ein toter Christus von Richard Müller-Dresden. Es ist vielleicht lehrreich zu fragen, was daran gut ist. Erstens ist das Werk trotz Anlehnung an das Alte in Farbengebung und Auffassung modern, zweitens ist es in gutem Sinne dekorativ, wie das fast alle Arbeiten der alten Zeit sind, denn es bildet eine Fläche mit nicht zu schreienden Kontrasten, ist auf einen Ton gestimmt, steht gut im Rahmen, würde sich auf einer weißen Kirchenwand gut ausnehmen und bildet für den, der es nicht an sich betrachten will, doch einen angenehmen Farbfleck im Raum. Wer aber hinschaut, der sieht auf kostbarem Holzsockel, von einer mit Rosen bestreuten Wolldecke halb bedeckt, die ruhenden Marterwerkzeuge neben sich, ein kostbar gesticktes Kirchenkissen unter dem Haupt, einen — toten Orientalen, wie er vom Kreuz herabgenommen worden ist, doch ohne Schrecken und Entstellung ruhend. Es ist herbe Objektivität. Nichts Gewolltes oder Gesuchtes trotz der eigenartigen Zusammenstellung von Legende und Wirklichkeit. Die Persönlichkeit des Künstlers tritt ganz zurück. Die Rosen und die Marterwerkzeuge liegen dicht beieinander. Die Fransen der Decke und die Riemen der Geißeln haben etwas Schlangenartiges, und die Glieder des Leibes sind zart. Das Befremdende und Anziehende des Bildes hält sich die Wage und die Schalen senken und heben sich immerzu. Das Bild wird zum Ausgangspunkt einer langen Reihe von Vorstellungen und Gefühlen. Es ist ohne Tendenz, jeder wird seine eigene Andacht vor ihm halten können, es ist weder katholischen noch protestantischen, weder altgläubigen noch modern-gläubigen Charakters, es ist weder mystisch noch rationalistisch, weder legendenhaft noch historisch, es ist von allem etwas. Es leitet uns vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hinüber und führt uns aus der sinnlichen Welt in das Reich christlicher Ideen, kurz: es ist christliche Kunst.

Wie wir bei Beethovens Neunter das Orchester, die Partitur, ja selbst den thematischen Aufbau, gerade das, was eigentlich Musik ist, vergessen und vergessen sollen, so soll uns auch die christliche Kunst durch reine Kunstmittel, durch sich selber, über sich selber hinausheben.

Digitized by Google

Weder im Inhalt noch im Handwerk steckenbleiben, das ist eben die „Kunst“. —

Der zweite Weg für die bildende Kunst, zur Person Jesu zu gelangen, ist das Studium der modernen Geschichtsforschung.

Wir sind darüber hinaus, Christus im modernen Gewande darzustellen. Dazu fehlt uns die Einfalt. Auch in den Gewändern des Mittelalters und der Reformation können wir ihn und seine Umgebung nicht mehr ertragen. Weder Uhde noch Gebhardt werden einem modernen Menschen restlose Freude bereiten.

Es gibt für uns da nur zweierlei: entweder ist die Christusgestalt das Symbol der Gottheit, oder sie ist die Gestalt des jüdischen Rabbi vor zweitausend Jahren. Im ersten Falle ist ihr Gewand und ihre Umgebung zeitlos, ihre Handlungen sind typisch, nicht historisch. So gewissermaßen in einer strahlenden überirdischen Welt dargestellt, wirken auch die Wunder von dem Blinden, dem „die Augen aufgetan werden“, oder dem, der Gehen oder Hören lernt, in ihrer ganzen tiefen Bedeutung, während alle die Plockhorst- und Thumann-Szenen in ihrer unglücklich idealisierten Wirklichkeit weder Erdensaft noch Himmelskräfte haben.

Im zweiten Falle müssen wir uns jedes heiligen Scheines enthalten und orientalische Geschichte malen, wie wir sie künstlerisch nacherleben. Auf die Stärke und den Gehalt dieses unsres Erlebens kommt dann alles an. Aus dem cholerischen und sanftmütigen Rabbi, aus dem geißelnden und herzenden Propheten, aus dem sarkastischen und kindlich betenden Meister, aus dem weinfrohen Freund und bis zum Tode leidenden Märtyrer wird Göttlichkeit und ewige Größe strahlen, wenn sie in uns empfunden war.

Weg mit aller falschen, gemachten Heiligkeit! Christusbilder sollen so profan, wie das dem Künstler möglich ist, geschaffen werden, dann erst sehen wir, was Heiliges im Künstler in Wahrheit gelebt hat.

Es gibt wenig gute Bilder dieser Art. Sie sind alle verweichlicht und abgeschwächt. Keine Wunderszene, bei der man fühlte, daß „eine Kraft von ihm gegangen“ oder daß „sich entsetzten, alle die es sahen“. Es geht alles so glatt und gut vonstatten.

Niemand verkennt die elementare Gewalt Jesu so sehr, verkleinert die Größe des Christentums so sehr, als die „frommen Christen“, die mit dem hehrsten Gottessohn so ganz auf du und du sich stellen; sie dürfen sich nicht wundern, wenn eine süße, schwächliche Kunst ihr Spiegel wird.

Von den guten Darstellungen dieser christlich-geschichtlichen Art ist mir nur eine genügend gegenwärtig, um mit ihr argumentieren zu können: Klingers Radierung „Bergpredigt“. Sand und Steine des gelobten Landes, Fußtapfen, die bald verwehen. Disputierend und der Predigt nachsinnend kommen ein paar Menschen den sonnenbeglühten Abhang herunter, das Volk ist noch hinter dem Berge. So etwa könnte es der Künstler damals gesehen haben. Wer dieses Bild betrachtet hat, dem bekommt die Bergpredigt einen neuen frischen Klang, und gerade weil es uns nackte Wirklichkeit gibt, wirken die Worte, deren Reflex wir auf dem Bilde sehen, als schnitten sie noch durch die heiße Luft.

Digitized by Google

Der dritte Weg zur Darstellung Jesu und seiner Zeit öffnet sich nur dem, der sich ganz in den Sinn des Neuen Testamentes versenkt und sich ohne Kritik seinem Zauber hingibt. Können die anderen Wege auch von Künstlern beschritten werden, die dem Christentum innerlich fremd gegenüberstehen, so ist der letzte Weg nur dem Künstler zugänglich, der im engern Sinne eine christliche Persönlichkeit ist. Seine Werke werden zwar subjektiv empfunden, aber doch in der Unterordnung unter den kindlich biblischen Sinn für alle „Bibelchristen" allgemeingültig sein, und auch die Fernerstehenden durch die ihnen innewohnende persönliche Energie zwingen. Man kann solche Bilder, in denen die Andacht einem bedeutenden Künstler den Pinsel führte, wohl als die eigentlichsten Werke christlicher Kunst bezeichnen. Solcher Art sind die Arbeiten Steinhausens.

Wenn wir durch die Ausstellung gehen, so können wir uns oft des Eindruckes nicht erwehren, das Ganze sei nur ein naturhistorisches Archiv. Viele von den Bildwerken und Geräten wirken wie Versteinerungen christlicher Anschauungen, die früher einmal lebendig waren. Es ist viel versteinertes, oft wunderschön versteinertes und kristallisiertes Christentum vorhanden, wir können da so hübsch über den Glauben der Väter nachdenken und uns in historischer Betrachtung erheben. Im Steinhausensaal aber ist lebendiges Christentum, und ohne es zu merken, werden wir mit fortgezogen, uns trotz moderner Zweifel und Kritik ganz dem Zauber unsrer deutschen Lutherbibel hinzugeben. Steinhausen zieht nicht alle Register, welche die bildende Kunst einem Großen zur Verfügung stellt. Er will nicht, wie leider viele, auf dem vollen Werk sich ergehen, er zieht einen leisen und lieblichen Flötenton dem falschen Posaunen und Trompeten vor, aber in dieser Beschränkung zeigt sich der Meister. Die tiefreligiöse, sturmgewaltige Malerei des Michelangelo steht turmhoch über ihm. Als Zeichner wie als Maler wird er auch von vielen Lebenden übertroffen, und als religiöser Künstler hat er enge Grenzen. Aber auf dieser Ausstellung wirkt er, weil er sein sanftes Instrument zu spielen versteht und seine Werke sich zu einer Einheit zusammenschließen, die doch größer wirkt als all das einzelne andere. Steinhausen gibt uns nicht biblische Szenen, sondern das stille Leuchten, das die alten Geschichten in unsern Seelen zurücklassen. Er verzichtet in echt christlicher Weise auf alles Körperliche, Sinnliche, Stoffliche „dieser Welt". Beleuchtung, Farbe, Form sind ihm als Wirklichkeiten gleichgültig, aber als Träger und Erreger christlicher Gedanken und Gefühle sind sie ihm Seelensprache. Vielleicht ist diese Verachtung des Stofflich-Sinnlichen das Kunstgeheimnis, durch welches der feurige Busch Jehovas so göttlich leuchtet, durch welches seine Abendhimmel nicht gemalte Luft, sondern gemalte Andacht sind. Seine Erde ist nicht feuchte Ackerkrume oder lebensprießender Dürerscher Rasen, sondern das Symbol der Arbeit und der Ruhe. Seine Luft ist fromm, warm, voller Strahlen, die emporziehen. Er malt sie im Bild vom barmherzigen Samariter „vom Aufgang bis zum Niedergang"; die Tageszeiten fließen weich ineinander; es ist die Lebenslust des Malers selbst. Er malt mit denselben ätherischen Farben, die Jesus für die Bilder seiner Gleichnisse brauchte: „Lebendiges Wasser", „Feuertaufe", alles flimmert,

Digitized by Google

und die Idee der Dinge leuchtet weit über ihre Umrisse hinaus. So sind auch die biblischen Szenen, wie die „Auferweckung der Tochter des Jairus“ und „Christus und Nikodemus“. Daß Steinhausen bei seinem Kruzifixus mit den vulkanischen Gebirgen und dem vulkanischen Himmel, mit den nebeneinander stehenden Sonnen- und Mondfinsternissen den Weg der historisch-symbolischen Kunst betreten hat, ist ein Zeichen für sein Feingefühl einer alten Aufgabe gegenüber und sollte allen denen eine Lehre sein, die mit geringerem Können „mehr“ zu geben versuchen. Alle historische, formal schöne oder realistische Malerei ist aufgehoben: Gott ist Geist! Auch die Person Christi sollen wir nicht im einzelnen betrachten. Sie lebt in den Mienen der Umstehenden, in aller Umgebung, in der Luft, sie füllt den ganzen Rahmen und ist nicht gebunden an die Körpererscheinung Christi.

So in der Darstellung mit Nikodemus.

Die Stimmung eines nächtlichen Gespräches, in dem die Seelen übergehen, ist unser erster Eindruck. Die erhobene, zarte Hand Jesu ist das einzige, was in diesem Augenblicke redet. Es ist Morgendämmerung vor Sonnenaufgang, draußen in den Wäldern brauen die Nebel. Ein kühler Nachtwind weht den Vorhang in das Zimmer: „Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Zu vielen Bildern Steinhausens fallen uns Bibelworte ein. Wenn „christliche Kunst“ nicht die ist, welche bloß nach Bildmotiven im Christentum sucht, sondern die, welche nach Ausdruck des wahrhaft Christlichen strebt, so steht die Kunst Steinhausens hier an erster Stelle. Auf jedem Bilde sieht man wie auf den Bachschen Partituren das „Soli Deo gloria!“

Ob Steinhausens Kunst *kirchliche* Kunst ist? Mir scheint sie dafür zu selbständig. Wo dieses Künstlers Werke predigen, da kann kein anderer auf der Kanzel stehn. Sie gehören in ein besonderes Heiligtum, gesammelt wie die Grünewalds in Kolmar. In Lübeck gibt es eine große, leere Kirche, die für kunstgewerbliche Ausstellungen benutzt wird. Vielleicht wartet auf Steinhausen ein altes Wallfahrtskloster mit einer Waldkapelle.

Auch Hudler ist vielleicht an dieser Stelle zu nennen.

Von den drei genannten Wegen wäre man versucht, den historischen für die katholische, den realistischen für die modern protestantische und den biblischen für die altevangelische Kunst in Anspruch zu nehmen, wenn man nicht hoffen dürfte, daß wir auf diesen drei Wegen *gemeinsam* zu der *einen* christlichen Kunst gelangen könnten, die, *über* den Konfessionen und Richtungen stehend, sie alle in sich vereinigt.

Mit der zweiten Forderung an die christliche Kunst, ein Ausdruck dessen zu sein, was durch Christus in die Welt gebracht wurde, tritt die Kunst aus dem engen Kreis christlicher geschichtlicher Stoffe in das weite allgemeine Leben hinaus. Hier kann sie zeigen, ob das Christliche im modernen Leben noch ein Faktor, eine Macht ist, stark genug, um künstlerischen Ausdruck zu verlangen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Kunst sich als christlich gibt, ja es ist sogar besser, sie erscheint zunächst profan und hat dabei Eigenschaften, die als christliche zu bezeichnen sind.

Man stelle sich nur eine Susanna im Bade oder eine bestrickend schöne büßende Magdalena in einer Kirche vor und daneben einen gemalten Blumenstrauß oder eine sonnige Landschaft von Thoma. Die Bilder mit religiösen Stoffen werden durchaus unreligiös-sinnlich wirken, die beiden profanen können voller Andacht und seelischen Erlebens sein.

Nicht das Motiv, sondern der künstlerische Gehalt, der ganz bestimmte Werte zeigen muß, entscheidet, ob ein Werk christlich ist oder nicht. Wir befinden uns auf dem Boden reiner Kunstbetrachtung.

Was sind nun diese Werte und in welchem Verhältnis stehen sie zu dem, was durch Christus Neues in die Welt gekommen ist, von seiner Persönlichkeit abgesehen?

Christus ist der Entdecker der Seele und des Kindes. Sein Reich gründet sich auf die Überzeugung, daß jeder Mensch eine unendlich wertvolle Seele habe. Wohl gab es vor ihm Geist, Vernunft, Gemüt, Gefühl und etwas, das der Seele ähnlich ist, aber durch Christus ist die Seele Weltmacht geworden, ist Hunger und Durst nach geistigem Leben zum Bedürfnis und zum Recht der ganzen Menschheit geworden. Die sinnliche, materielle Welt mußte der geistigen weichen. Je vergeistigter, beseelter, desto christlicher: das ist die *eine* Komponente des Christentums.

Das bedeutet eine Veredelung der Persönlichkeit in sich selber.

Das *andere*, was Christus bringt, ist die Veredelung der Persönlichkeit im Verkehr mit andern. Nicht mehr die Selbstsucht, das Hervorkehren des eignen Ichs soll herrschen, sondern die Liebe, die Selbstlosigkeit, die Demut, das Mitleid, kurz: das Interesse nicht des einzelnen, sondern der Gesamtheit. Diese Tugenden gelten auch der Kreatur und Gott gegenüber. Je tugendkräftiger, desto christlicher — das ist die *andere* Komponente des Christentums.

Diese neue Welt- und Lebensauffassung ist zu gewaltig, als daß sie nicht auch in der Kunst zum Ausdruck kommen müßte. Je mehr sie voll ist dieses Neuen, desto mehr ist sie christliche Kunst. Je vergeistigter, beseelter, übersinnlicher oder auch symbolischer, desto religiöser, je bescheidener, demütiger, andächtiger, desto christlicher ist auch die Kunst.

Darum auch das wunderbare Aufblühen der Musik unter der Sonne des Christentums und die innige Verschmelzung dieser Seelenkunst mit dem christlichen Gottesdienst.

Die bildende Kunst wirkt gewiß durch den Reiz des Stoffes, aber erst durch seine Beseelung wird sie zur religiösen und christlichen Kunst befähigt.

Wie stofflich und beseelt sind doch *Segantinis* Werke!

Seine Trilogie „Werden, Sein und Vergehen“ ist tiefreligiös-christliche Kunst. Wie wäre sie ohne die Seelenkultur der christlichen Jahrhunderte möglich gewesen?

Anderseits gibt es Bilder Böcklins, die, trotz reichen Ideengehaltes, mit Material und Farbenreiz zu schwer beladen sind, als daß sie

Digitized by Google

CALIFORNIA

im christlichen Sinne erheben könnten. Sie wollen es auch nicht und sind lachende Propheten der Weltfreude.

Aber was haben, von ihren Allegorien abgesehen, die christlichen Tugenden mit der Kunst zu tun? — Sie sind inniger mit ihr verwachsen, als die meisten ahnen, und mancher weiß nicht, daß ihm viele Werke lieb sind, weil sie diese Tugenden besitzen.

Daß ein moderner Dramatiker aus Mitleid schaffen kann, wird zugegeben, in Gerhart Hauptmann steckt ein gutes Stück latenten Christentums. Christlich aber ist auch ein Maler, der die Natur mit jener hingebenden Liebe und scheuen Ehrfurcht betrachtet, die im Kleinen und Großen das ewig Göttliche sieht, daß er, sich selbst vergessend, dem Geiste folgt, der ihm aus allen Dingen zuströmt. Er selber tritt ganz zurück, seine Technik steht im Dienste des Geistes, aller bloße Effekt, alles Persönlich-Kleine und Süßliche schwindet. Wir können dann mit Abwandlung des bekannten Satzes sagen: Christliche Kunst ist Natur, gesehen durch ein christliches Temperament.

Von diesem Standpunkte aus ist Thoma christlicher als Corinth, und Steinhausen christlicher als Thoma.

Corinth sucht seine eigene Herrlichkeit, er vergewaltigt durch seine wundervolle Technik mit der Moral eines Herrenmenschen jeden Stoff, seine Bilder rufen: „Ich bin ich, und so ist's gut."

Wir empfinden eine Freude, wie an jedem Können, potenziert aber wesensähnlich der Freude an der Geschicklichkeit eines geübten Tischlers. Beherrschung der Mittel ist der Zauber dieser Kunst. Aber christlich ist sie auch bei Kruzifix und Dornenkrone nicht.

Bei Thoma leuchtet das Ding an sich. Wie er eine Wolke schaut, eine Wiese, ein Abendrot, Blumen und Bäume, Meer und Alpen, wie er einen Menschen malt, das geschieht alles mit Ehrfurcht und der Bescheidenheit eines großen, gereiften Könnens. Dabei malt der Meister mit nüchternen, klaren Augen, er wird sich des Christlichen kaum bewußt sein.

Bei Steinhausen dagegen ist das christliche Temperament im Wallen, es ist oft, als ob dem Maler vor innerem Erleben die Augen übergehn.

Wie das Christentum persönliche Religion ist, so ist auch die christliche Kunst persönlich: nicht das dargestellte Motiv, sondern des Künstlers Art macht ein Werk christlich. *Dieses* Christliche ist absolut echt, es läßt sich nicht nachmachen, aber auch nicht verleugnen. In diesem Sinne sind auch Haider und Segantini christliche Künstler, sie mögen nun wollen oder nicht.

Vielleicht löst sich hierdurch das Rätsel, weshalb die Genannten gerade den edleren Kreisen unsres Volkes so sympathisch sind. In ihnen liegt ein verfeinertes, religiös-christliches Empfinden verborgen, das die äußeren Ansprüche des modernen Menschen, wie seine innere Sehnsucht in gleichem Maße stillt.

Wir alle verlassen die Ausstellung eines dieser Künstler mit einer Andacht und fühlen vom Guten *das* in uns wach werden, was seit Christi Erscheinen in der Welt Heimatsrecht erhalten hat. Wir fühlen uns erhoben und doch voll Demut, lachend und doch voll Ehrfurcht, froh und doch voll Wehmut, wir haben die Hingabe gewonnen an das Ganze der Welt, die Liebe, die nach dem Wort und Leben Christi selbst der Inbegriff des Christentums ist.

Digitized by Google

Es ist erklärlich, daß dieser feinste, intimste und verborgenste Teil gemalten und gemeißelten Christentums auf der Ausstellung eine bewußte Vertretung nicht gefunden hat. Was nicht mit Friedhofskunst, Kirchenkunst und religiösen Stoffen zu tun hatte, wurde hier nicht aufgenommen.

Christliche Werte zeigen unter anderen Werken die seelenvollen, stillen Grabreliefs von Rudolf Bosselt und ein hl. Franziskus von Fritz Kunz. Dieses Bild zeigt uns eine Dämmerung, die Seele hat, einen Morgen im Hochgebirge. Der Heilige sitzt in strenger Profilhaltung, ohne irgendwelche Beziehung zum Beschauer, wie ein Symbol träumender Andacht da, so still, daß selbst die Vögel zu ihm flattern und sich auf seine Hand setzen. Bald wird das Himmelstor sich öffnen, die Sonne kommt! Dieses Bild ist die feinste Ouvertüre zum „Sonnenlied" des heiligen Franz.

Die meisten Bilder dieser Gruppe zeigen das christliche „Leben" ganz von der Außenseite. Darstellungen von monstranztragenden Priestern, von Gottesdiensten im Freien oder in der Kirche, die entweder figurenreiche Gemälde oder tüchtig gemalte Interieurs sind. Auch Darstellungen von Abendmahlsfeiern, bei denen wir der Ehrlichkeit religiösen Ergriffenseins nicht trauen, weil es sich zu offen zeigt, beweisen nur, daß nichts schwerer christlich zu malen ist, als christliche Stoffe.

Befreit sich die christliche Kunst energisch von allem Scheinwesen, so wird sie dadurch auch zur Richterin über das werden, was im christlichen Kultus nur Scheinwesen ist.

Mit dem dritten Teil dieser Abhandlung kommen wir zur Schaffung und Schmückung unsrer gottesdienstlichen Stätten und damit zu einer der interessantesten Streitfragen, welche die Kirche seit ihrer Entstehung immer wieder beschäftigt hat.

Die Kirche kann als älteste Trägerin unsrer christlichen und ästhetischen Kultur auch in diesem Punkte für unser modernes Leben eine Lehrmeisterin sein. Und so verallgemeinert sich unsre Frage folgendermaßen: Ist die Gestaltung unsrer Umgebung von Einfluß auf unser Seelenleben, vertieft sie das Geistige in uns oder verflacht sie es, zerstreut sie unser Interesse oder gibt sie ihm eine bestimmte Richtung, beansprucht sie ausschließlich das Auge oder weckt sie auch das Ohr und die Seele?

Diese Frage ist verhängnisvoll auch für unsre Theater und Konzertsäle, für Museen, Schulen, Gerichte, ja für alle öffentlichen und privaten Gebäude sonst. Was lehrt uns da die Kirche, was unsre Ausstellung?

In Zeiten einfältigen Glaubens, das ganze Mittelalter hindurch, gewahren wir eine naive Freude an Bau und Schmuck der Gotteshäuser. Das Handwerk sammelte seine besten Kräfte zu kirchlichen Aufgaben, und sicher war neben persönlichem und Standes-Ehrgeiz auch viel Liebe und Frömmigkeit dabei. Die Kirche war aber damals zur Hälfte weltliche Macht und Repräsentation.

In der Reformationszeit beobachten wir nebeneinander zwei Erscheinungen. Man sagt: Der Protestantismus, die „reformierte" Kirche, sucht den Geist und verbannt die Kunst, der Katholizismus,

Digitized by Google

die alte Kirche, sucht die Weltmacht und fördert die Kunst. Aber das ist zu schroff. Der Protestantismus will die Freiheit und den nüchternen Willen des einzelnen, der Katholizismus will mystische Gebundenheit, Andacht und Gefühl der Massen. Dieser will aktive, jener passive Religion.

Der Protestantismus tüncht die Kirchen weiß, wirft die Bilder hinaus, manchmal auch die Orgel, begnügt sich mit einer Scheune und ist wohl nie so protestantisch gewesen, wie bei den heimlichen Gottesdiensten der verfolgten Hugenotten. Der verarmte Katholizismus kommt mit Farbtöpfen und Birkenzweigen, mit bunten Tüchern oder Papierschnitzeln, mit Rauschgold und Flitter, wenn es nur schmückt, nur annähernd wirkt, als sei es nicht von der alltäglichen Welt.

Der Protestantismus will denken und braucht dazu strengste Einfachheit, wie ja auch Goethe sagt, daß er in einem reich ausgestatteten Raum nicht arbeiten könne.

Der Katholizismus will fühlen, das gesprochene Wort ist ihm Musik, nicht Gedankenträger und so soll sich auch durchs Auge sein Gefühl berauschen an einer Fülle von Sinneseindrücken.

Hierüber ist sich der Katholizismus längst klar: es kommt für ihn darauf an, die wunderbaren Gebilde alter Kunst in allen ihren Feinheiten zu erhalten und sich mit den Errungenschaften der modernen Kunst soweit vertraut zu machen, daß er erkennt, welch reiche Mittel ihm auch da zu Gebote stehen.

Die moderne Verwendung kostbarer Materialien, der neue Aufschwung der Glasmalerei, ein neuentwickeltes lebendiges Raumgefühl, die langsam wiedergekommene Kunst, über eine Fülle von Wirkungen weise zu disponieren, bieten dem Ideal des katholischen Gotteshauses ganz neue Möglichkeiten dar. Mystisch sein, die Sinne mit Dämmerlicht, mit Schimmern und Leuchten und großen einfachen Linien zu umfangen, das liegt der modernen Kunst außerordentlich; wenn die Anzeichen auf der Ausstellung nicht trügen, werden wir bald eine katholisch-christliche Kunst haben, die an Reichtum und Eigenart die protestantische weit übertrifft.

Der Protestantismus dagegen ist sich über die künstlerische Lösung seiner Gotteshäuser noch nicht klar. Er kommt vom romantisch-mittelalterlichen nicht los und möchte doch etwas andres. Ein wenig nüchtern, ein wenig mystisch, teils Predigtkirche, teils Andachtsraum, teils Musiksaal, teils Vortragssaal und Schule, aber nichts Ganzes ist die Kirche. Orgel, Altar und Kanzel wissen nicht recht, wohin, und wenn sie in der Mittelachse zusammentreffen, so leiden alle Teile. Die Kanzel will hell, der Altar dunkel stehen und die Orgel erdrückt durch ihre Masse beide. Nichts, das herrscht, kein Ziel, das mit Beseitigung alles andern allein erstrebt wird, Unsicherheit und haltloser Charakter noch überall.

Wollten wir nach dieser Kunst allein urteilen, so hätten wir überhaupt keinen lebendigen Protestantismus mehr, sondern eine schwächlich weiterlebende Kircheninstitution mit mehr oder weniger mittelalterlichen Formen, und in diesen keine Entwicklung. Das alte Kirchengebäude war ein Gehäuse für die weitere künstlerische Betätigung.

Digitized by Google

Immerfort arbeitete und schmückte das Leben an ihm, und der Tod band die Liebe, die Ehrfurcht und die religiösen Gefühle des Volkes enger an die Gotteshäuser, in denen man die bedeutenden Verstorbenen beisetzte. Heute ist eine Kirche mit der Einweihung fertig, unveränderlich, tot. Wir nehmen keinen Teil an ihrer Weitergestaltung — das nennt man teilnahmlos.

Aber: noch weniger als lebendig ist dieses Gotteshaus protestantisch. Der wahre Protestant trägt ja seinen Gott in sich selber und bedarf keiner Wohnung für ihn. Er dient ihm durch die Tat, er besucht die Kirche nur, um sich dort durch Zusammenkunft mit Gleichgesinnten für diese Tat mit neuen Energien zu laden. Dazu bedarf es keines Schmuckes, keiner großen Räume und schöner Orgeln, sondern einfacher, lichtvoller Säle, denen man ansieht, daß man nach Helle und Klarheit des Geistes in ihnen sucht und nach einem lebendigen Willen. Solche Räume können in ihrer Einfachheit mehr Ausdruckskunst zeigen, als stark geschmückte, und können wenigen guten Kunstwerken eine edle Stätte bieten. Am nächsten kommen diesem Protestantenideal einige Herrnhuterkirchen, die mit hellen gescheuerten Holzfußböden und Bänken, mit weißlackierter Kanzel und Orgel, mit Messingleuchtern und hellen Bleiverglasungen einen Akkord geben, in dem strenge Einfachheit mit Freundlichkeit und Würde schön zusammenklingen.

Die Kunst ist eine strenge Richterin. Sie ist unbestechlich und kann weder heucheln noch täuschen. Wo eine Kunstlösung nicht zustande kommt, da ist an der Aufgabestellung etwas nicht richtig, oder unwahr. Hier gibt es keine Kompromisse. Solange der Protestantismus nicht genauer weiß, was er mit seinen Kirchen will, solange wird ihm kein vollkommenes Gotteshaus gelingen. Predigtsaal und Dom bedingen sich für uns gegenseitig wie Verstandesleben und Gefühlsleben, wie hell und dunkel. Eines lebt vom Gegensatz zum andern. Wenn der Protestantismus eine vollkommene Religion bleiben will, so wird er sich entschließen müssen, die beiden Pole religiösen Lebens: Verstandes- und Gefühlsreligion gleichmäßig zur Hauptachse seiner Bewegung zu machen. Daraus aber erwachsen ihm zwei Programme:

Erstens Gemeindehäuser, die der Erziehung, der Bildung und Verpflegung, der christlich-sozialen Arbeit dienen. Hier, in Hörsaal und Bücherei, mag der Streit der verschiedenen Richtungen zum Austrag gebracht werden, hier habe jeder Sitz und Stimme, ob geistlich oder weltlich, ob streng oder liberal. Den Mittelpunkt bildet der große Predigtsaal: es steht in eines guten Redners Macht, ihn zur Kirche zu machen durch sein Wort.

Zweitens Gotteshäuser, die der Andacht, der Ruhe und inneren Sammlung dienen, Tempel für heilige Kunst und Musik. Hier schweigt der Streit. Hier kann man Gott loben durch gemeinsamen Gesang und fürchten mit ernsten Totenfeiern. Die Beisetzung verehrter Toten wird diesen Räumen eine tiefe religiöse Weihe geben, wie auch die nahe Berührung von Leben und Tod der Zauber unsrer alten Dome ist.

Man wende nicht ein, daß hierzu ungewöhnliche Mittel erforder-

Digitized by Google

lich seien. Das Programm verlangt diese nicht. Es verlangt nur Stätten der Andacht, die wir in alten Kirchen, in heiligen Hainen, in Gruftkapellen und Friedhofsanlagen suchen, pflegen und gründen können.

Es ist auch unbenommen, etwa nach Art der alten Klöster, Gemeindehäuser und Gotteshäuser zusammenzulegen. Reformierte Gemeinden werden sich oft mit Predigtsälen begnügen, andre wieder die Andachtsräume mehr ausbilden. Die Hauptsache ist: daß die bauenden Gemeinden wissen, was sie wollen, und daß sie den Künstlern die Freiheit lassen, aus örtlicher Bauweise und den geistigen Eigentümlichkeiten einer Gemeinde immer neue Kunstgebilde zu schaffen.

Ob der schönste Schmuck eines Predigtsaales die weite Aussicht aus seinen Fenstern ist oder die trauliche Lage im Grün, wo Kletterrosen und Efeu durch die Scheiben winken, oder ob verschwiegene Kunstwerke leise durch den Raum klingen, ob Holz, Stein oder Eisen seine Formen bilden — immer wird strengste Einfachheit seinen protestantisch nüchternen Sinn betonen müssen. Kein Riesenbild darf, wie leider so oft, den Raum mit süßlich weicher Passionsstimmung erfüllen. Das „feste Burg" muß ebenso in ihm klingen, wie das „O Lamm Gottes". Der Geist des einzelnen schafft sich dort Burg und Gruft frei, aktiv und ungehemmt durch eine irgendwie festgelegte Raumstimmung. Es ist von unbewußter psychologischer Feinheit, daß der Protestantismus die alten Malereien nicht braun, rot, grau, grün oder steinfarben, sondern weiß übertünchte, daß die bunten Fenster immer heller wurden und schließlich den blanken kleinen Scheiben weichen mußten. Nun schien das liebe Himmelslicht frei in den Raum, man sah die Wolken ziehn, die Ranken spielen, und das Innere verfärbte sich nach Morgen- und Abendsonne. Nun war die Kirche nicht mehr ein abgeschlossener Raum für sich, sondern ein Spiegel der weiten Welt, wie auch die protestantische Predigt Schatten und Lichter des Tages auffangen und sammeln soll.

Unsre Aufgabe ist es, diesen geraden Weg des protestantischen Kirchenbaues weiter zu verfolgen.

Der andere Weg führt uns zur Mystik, zur Gefühlsreligion des Mittelalters zurück. Schon Luthers Stellung zeigt, wie besonders der deutsche Protestant auf die Gefühlswelt der alten katholischen Kirche nur ungern verzichtet. Immer wieder, besonders zur Zeit der Romantik, ist diese Sehnsucht nach dem Religiös-Poetischen im Protestantismus wach geworden. Sie wird nicht eher gestillt werden, als bis die christliche Kunst, besonders die Baukunst, ihr eine Heimstätte bietet. Mit ihren hohen gewölbten Hallen und Chornischen, gefüllt mit dem Schmuck, den Erinnerungen, den Gräbern einer langen Vergangenheit bieten sich da von selbst die großen Kirchen an. Welch wundervolle Aufgabe, einer jeden abzulauschen, wie sie einst gewesen und wie sie heute weiterwachsen möchte. In diesen für den katholischen Kultus geschaffenen Räumen ist die einzige große protestantische Kirchenkunst entstanden, für sie ist sie gedacht: der Volkschoral des 16. und die Kirchenmusik des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie bringen den Beweis, daß der Protestantismus sich mit der einseitig betonten

Digitized by Google

Predigt doch nicht hat begnügen können und daß es keine Neuerung, sondern nur eine Weiterentwicklung ist, wenn er der Pflege unsagbaren Seelenlebens durch die Kunst in Zukunft wieder seine Liebe und Kraft zuwendet.

Freier in den Mitteln und Zielen, als die katholische Kirche, kann hier der Protestantismus dem modernen Empfinden auch durch neue Anlagen Stätten heiliger Andacht bereiten. Und alles aufnehmen, was, ohne Falsch, vom Geiste der Liebe geheiligt und mit dem Siegel der Kunst geadelt ist. Denn das alles ist — christliche Kunst.

Gustav Langen

Lose Blätter

Balladen von Gustav Schüler

[Gustav Schüler gilt unter denen, die seine bei Fritz Eckardt in Leipzig erschienenen „Balladen" überhaupt schon kennen, durchaus nicht zu Unrecht für einen unsrer besten Balladendichter. Unter seinen Mängeln mag der wichtigste sein, daß er vielleicht zu stark auf die unmittelbare Wirkung geht; wär er Dramatiker, so könnte man sagen: daß er zu theatralisch arbeitet. Nicht aus Äußerlichkeit, sondern weil die Begabung für die besondere Ausdrucksweise die allgemein poetische übertrumpft; man kann zu viel „Balladenblut" haben wie zu viel „Theaterblut". In seinen schwächern Stücken schlägt Schüler mit dem Worte von Anfang an drein; wir sehen mehr ein Geschehen als ein Werden, hören schließlich zu viel vom Donner und fühlen zu wenig den Blitz als Blitz. Aber dieser Fehler wirkt gerade in unsrer heutigen Dichtung fast wie ein dekaut de la vertu, denn gerade was Schüler hat, das fehlt den meisten: eben das „Balladenblut". Seine ungewöhnliche Tugend ist zudem Knappheit verbunden mit Anschaulichkeit. Er ist von jeder Geschwätzigkeit frei, seine Balladen haben keinen Vers mehr, als die Sache verlangt. Und er ist nie ein abstrakter Erzähler, er läßt immer sehen. Das besagt schon, daß er kein Epigone ist, er pfeift oder trommelt nicht in andrer Leute Ton, er ringt persönlich mit den Stoffen. Zuzeiten tauchen Gebilde auf, die durchaus eigenartig und sehr eigentümlich sind.]

Die Geige

Prunkalte Möbel. Spinnend Dämmerlicht.
Er lehnt vor einem Bild. „Veronika."
Er sagt's, als wenn ein Nardenglas zerbricht.
„Sag mir, daß du mich siehst. Kannst du mich sehn,
Veronika, vor deinem Bilde stehn?" —
Und von der Wand her ging ein leises: „Ja."

Der Frager starrt, wird kühn. „So sprachst du, sag?"
Er kniet vorm Bilde, küßt's. „Veronika!
Ist's, wo du weilest, Tag? Sonst schüfst du Tag.
Und allen Toten würdst du großes Leben
Mit deinem Atem, deinen Augen geben!" —
Und von der Wand her ging ein leises: „Ja!"

Digitized by Google

Die Tür ist zu. Ihm ist, als knirscht das Schloß.
„Kommst du, mein Weib? Wie ich zuletzt dich sah?
In gelber Seide, die dich knapp umgoß.
Die Augen schattend mit den halben Händen?
Ist's jetzt noch so, daß dich die Lampen blenden?“ —
Und von der Wand her ging ein leises: „Ja!“

„Bist du noch schöner?“ Seine Stimme sagt.
Sein Auge trinkt sich ihren Augen nah.
Blutroter Sturm aus seiner Sehnsucht fragt.
„Kannst du noch immer aus den Spinnenecken
Ganze Hände voll roter Rosen wecken?“ —
Und von der Wand her ging ein lieblich: „Ja!“

Er schreit vor Glück. Mit beiden Armen reißt
Er an dem Bilde. „Sag's, Veronika,
Küßt mich in diesem Augenblick dein Geist?
Nein, nein, mein Weib, dein Mund, dein Mund! So müssen
Die Lippen der Gestorbnen saugend küssen!“ —
Und von der Wand klirrt ihre Geige: „Ja!“

Der ewige Jude

Wenn nur heute kein Bettler kommen möcht,
Wir müssen ihn hausen, der Unheil bringt,
Den ewigen Juden, den Satansknecht,
Der heut in die einsamen Höfe dringt.
Wenn doch keiner käme! — So geht ein Geraun
Und gespensternd Angsten um Tür und Zaun.
Die westfälischen Höfe, die Waldreviere,
Starren und stehn, als ob sie friere.

Der Weihnachtsabend läuft ins Land.
Lichter kreiseln. Gespenster ziehn.
Im Tannenbaum huschelt manche Hand,
Und glimmend alle Fenster glühn.
Da schleicht ein alter Bettler den Weg,
Er steht — er horcht — er biegt in den Steg.
Auf ein düsternd Gehöft zu. Er schwankt im Schreiten
Und sperrt sich, um nicht in den Graben zu gleiten.

Die Hunde empfangen den übeln Gast.
Sein Bart ist weiß und binsenlang.
Der Bauer kommt, die Laterne gefaßt,
Des Alten Stimme hat Grabesklang:
„Gib mir ein Lager für die Nacht.“
In den Stall hat ihn der Bauer gebracht,
Grimmig. — — Die Pferde scharren, — schnaufen.
Und die Kühe mahlen an den Raufen.

Digitized by Google

Der Bauer ſtampft ins Haus zurück.
Die Muhme murmelt den Geiſterſpruch.
Der Bauer zählt Geld. Stück für Stück.
Und was er murmelt, iſt ein Fluch.
Der Wind kriecht aus den Eichen am Haus
Und taumelt auf das Feld hinaus.
Im Nachbarhofe heulen die Hunde,
Vom Kirchturm ſchallt die Mitternachtsſtunde.

Der Morgen ſchält ſich aus dem Graun.
Schneegerieſel ſchneidet die Haut.
Der Bauer ſieht, wie überm Zaun
Die erſte Morgenröte braut.
Die Kühe brüllen. Er geht in den Stall.
Die Stalltür knirſcht und klatſcht im Fall,
Und er brüllt ins branddunkle Morgenrot:
„Der ewige Jude iſt tot!“

Godiva

Godiva, die Königin, ſchön wie Licht,
Neigt für die Stadt ihr Angeſicht:
„Deine blutige Steuer die Stadt zerbricht,
Laß nach, mein Gemahl, ſie können's nicht!“
Da lachte der Rohe frech und grimm:
„So laß ſie zerbrechen, was wär's ſchlimm?“
Aber todblaß bettelt ſie fort,
Wie angſtvolle Tauben flattert ihr Wort
Um den Erbarmungsloſen her,
Ob nicht ein Körnchen Erbarmen wär.
„Die Städter, die Krämer, was kümmern dich die?
Nicht einen Finger gäbſt du für ſie!“
Da flammt ihr Geſicht in großem Erbarmen:
„Mich ſelber gebe ich für die Armen!“
„Dich ſelber?“ Er hält ihren Arm gepackt:
„Gut — dich ſelber! So reite nackt
Durch die Stadt, durch die Krämer und rüden Geſellen,
Die ſich an den Weg, den du reiteſt, ſtellen,
Dich zu beſudeln mit ihrem Blick,
Reite nur, ich wünſche zum Reiten Glück. —
Daß dich jeder Hund ſieht in der Stadt,
Reite, wenn's Mittag geſchlagen hat!“
Das Weib wankt, wie ein Rohrhalm bebt,
Wenn ein Maulwurf an ſeinen Wurzeln gräbt.
Kurz wie ein Hauch. Sie ſtarrt ins Weite,
Blaß wie der Tod. „König, ich reite.“ —
Und ſchnell verbreitet ſich das Gerücht. —
Da ſchloß die Stadt ſelber ihr Augenlicht.
Nägel und Hammer mußten hervor,
Vernagelt ward jede Ritze im Tor,

Digitized by Google

Jedes Schloß geprüft, jede Tür, jeder Riegel,
Jeder Fensterladen lag unter Siegel.
Alle Schornsteine wurden zugedeckt,
Hunde und Katzen im Keller versteckt.
Jedes Haus ward verdunkelt wie die Nacht,
Kind und Gesind in die Kammer gebracht.
Die Hausväter schließen von innen zu —
Königin, nun reite du. —
Grellrote Sonne stach, wo sie ritt,
Huschelnde Schatten schwammen mit.
Ritt auf weißestem Schimmel, den sie gefunden —
Ihm waren die Augen zugebunden.
Wie eine Lilie auf Schnee hervor
Ritt die Königin durchs erste Tor.
Ihr Blondhaar wuchs, je länger sie ritt,
In Scham um die hohe Fraue mit.
Sie saß wie Stein. Ihre Arme hingen
Am Zügel wie matte Vogelschwingen.
Ihre zarten Wangen brannten heiß,
Ihre Blicke schwirrten rund im Kreis.
Starren die Dachtraufen? Die Brunnen sind frech?
Vorm Wirtshaus klappt das Schenkenblech.
Bei jedem Spalt, wie fest er verklebt,
Hat das nackte Weib gezagt und gebebt.
Ein schwimmender Schwarm gurrender Tauben
Tät ihr Atem und Sinne rauben. —
Als sie ritt durchs zweite Tor,
Lockte ihr Haar auf die Bügel vor.
Ging, von Gott gestärkt, das Schleiergespinn
Über Brust und Füße hin.
Eine Stille steht auf von Straße und Stein,
Schluckt Hufschlag — Hufschlag — Hufschlag ein.
Dicht vorm Ziele, am dritten Tor,
Schlug eine Menschenstimme empor.
Durch ein feines Bohrloch konnte man sehn
Eines Buben Blicke gierig gehn.
Ein Schrei, der im Schrein zu Eise gerinnt:
„Barmherziger Himmel, ich bin blind!“
Ja, blind und irre. — Wahnsinn schlug
Um seine Stirn ein brennend Tuch.
Manchmal sagt er, wie aus Weiten:
„Ich sahe die Mutter Gottes reiten.“

Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer

Wie glimmen die grauen Wellen des Inn.
Bei Mühldorf reitet Herr Friedrich hin,
Auf dem Helme die Kaiserkrone!

Digitized by Google

Drum wiegen sich alle Wellen so,
Und alle blinken und winken froh
Zu Rudolfs Sohnessohne.

Doch mitten in seiner Ritterschar
In grauem Erz geht Ludwig dar,
Der andre zum deutschen Throne.
Und es rinnen und spinnen die Wellen des Inn
Zu Ludewig dem Bayer hin,
Zu Rudolfs Tochtersohne.

Und es stampft die Schlacht, und ein Würgen hebt an.
Der Goldgekrönte reitet heran,
Die Kronzacken glinzern und prunken.
Aber des anderen ward der Tag,
Und Friedrich mit Rudolfs Kronlast lag
Zum Sande hingesunken.

Burg Trausneck schließt ihre Keller auf
Und klammert mit Ketten den edlen Stauf,
Doch dem andern ward's nicht zum Glücke.
Stimmen züngeln wie Nattern durchs Land,
Bis der Ruf über Dörfern und Städten stand:
„Wir wollen Friedrich zurücke!“

Und Ludwig schloß seine Ketten auf:
„Feinde stehen wie Mauern zuhauf,
Du mußt mich als Kaiser grüßen,
Deine Brüder zügeln, die gegen mich sind,
Und wenn dein Werben sie nicht gewinnt,
Wieder in Ketten büßen.“

Und Friedrich gelobt es. Dann eilt er nach Wien.
Mit den Händen findet eine ihn,
Sein Weib, vom Weinen erblindet.
Seine Brüder lachen vor Haß und Hohn:
„Du! Kaiser! Deine Großen warten schon!
Deine Treuen sind hochverbündet.“

Da zeigt sich Friedrich groß und erprobt:
„Ich gehe. Was ich in Banden gelobt,
Ich kann's, nun ich frei bin, nicht halten. —
Hier bin ich, Herr Vetter, wie ich bin.“
Da brach dem Kaiser der harte Sinn:
„So soll uns kein Hader mehr spalten!

Hier hast du die Hälfte von meinem Reich.
Wir beide sind Kaiser und beide gleich,
Nun hast du genug gelitten.“
Doch Friedrich rollte wie ein Rad,
Das sich vom Wagen verloren hat,
Ist leis aus dem Leben geglitten.

Digitized by Google

Der König und das Kind

Beim Jagen weit verirrt ins Land
Ein König von Nordlands Macht
Fand eine Hütte dicht am Strand
Und ein Lager drin zur Nacht.

Die schilfigen Wände krauste der Wind.
Es klopfte zur Mitternacht,
Und draußen stand ein frierend Kind,
Als der König aufgemacht.

Ein Mägdelein, zerlumpt das Kleid,
Saumfetzen um das Knie.
Der König öffnet die Türe weit,
In die Hütte führt er sie.

„Leg dich aufs Lager zu mir her,
Für ein Kind hat's gut noch Raum.
Sag an, was zitterst du so sehr?
Schlaf dich in guten Traum.

Du schaust, als fürchtetest du dich.
Bei meiner Väter Ehr,
Mein Schwert hier zwischen dich und mich!
Nun leg dich und bange nicht mehr." —

Der König schläft und schrickt empor.
Was liegt das Zimmer klar?
Das Kind — der Mond steht groß davor —
Ist anders als es war.

Der Atem überspielt die Haut,
Die nackt und blütenweiß.
Der König ruckt empor, ihm graut,
Sein Blut wird rasch und heiß.

Er tastet, schrickt: sie ist ein Weib!
Es befällt ihn rote Glut,
Er zitterte am ganzen Leib
Und betete vor Wut.

Zuletzt stehn Flammen, dicht wie Saat.
Übers Schwert hin geht die Bahn.
Dann weiß er's, was er dem Weibe tat,
Hat er dem Kinde getan.

Und blechern von dem Lager fällt
Sein Schwert, der Ehre Pfand —
Die Hand, die er in seiner hält,
Ist eines Kindes Hand.

Digitized by Google

Der König zwang sein Stöhnen nicht,
Es stöhnte alles mit —
Vom Lager, rasch durchs Mondenlicht,
Ein Schlänglein huschelnd glitt.

Da wußt er, wer das Mägdlein war.
Ein Fieber kroch ihn an.
Der vorher Fürst der Meere war,
Kein Siegen mehr gewann. —

Unruhig Angsten rann durchs Heer,
Wenn eine Schlacht geschehn,
„Der König", raunt es scheu und schwer,
„Hat wieder die Schlang gesehn."

Rundschau

Allgemeineres

Zu dem Streit um Jesu Erdenleben

Ein Epilog

Es war der Hauptfrage in diesem Streit: „Hat Jesus je gelebt?" durch ihr Fragezeichen leicht, populär zu werden, denn sie regte — sicher sehr gegen die Absicht ihres Urhebers, des Professors Drews in Karlsruhe — einen vorkenntnislosen und daher Allen zu vermittelnden Widerspruchsgeist gegen die Autorität der Jahrhunderte an, und derartiger geistiger Sansculottismus hat immer den Beifall der Vielen. — Ich lasse das Theologische an diesem Kampf, wie billig, den Theologen, möchte aber doch bemerken, daß, nach der philosophischen Natur der verwendeten Methoden und der in Frage kommenden historischen Data, mir der Streit um die geschichtliche Wirklichkeit von Jesu Erdendasein als unentscheidbar und darum müßig erscheint. Die Zweifel, die man gegen die Realität von Jesu Persönlichkeit vorgebracht hat, lassen sich gegen eine jede Gestalt der Geschichte kehren, die in die pragmatische Ordnung ihrer Zeit wenig eingegriffen hat und erst später bedeutsam geworden ist, als womit sich von selbst ergibt, daß sie von den zeitgenössischen Historikern übersehen wurde. Homer und Shakespere haben das erfahren, und vielleicht kann in 300 Jahren ein Historiker beweisen — dank der Güte unseres Holzpapiers —, „Goethe" sei kein Dichter gewesen, sondern der Name einer Akademie der Wissenschaften, die Anno 1800 n. Chr. in Weimar ihren Sitz gehabt habe. — Dem Philosophen aber war in letzter Zeit nicht nur Gelegenheit gegeben, sehr schöne Belege mustergültiger logischer Schließfehler zu sammeln, sondern es bot ihm auch der Kampf um gewisse letzte, durch den Streit an die Oberfläche des öffentlichen Bewußtseins gespülte metaphysische Fragen ein bedeutendes kulturpsychologisches Interesse.

Zunächst war es interessant zu sehen, was da alles redete. Dies „was" näher besehen, ließ allerdings Schweigen rätlich erscheinen, denn man redet doch schließlich, um etwas zu wirken; ist es aber je schon einem gelungen, den sich

Digitized by Google

für skeptisch haltenden philosophierenden Philister an seiner Gottähnlichkeit bange zu machen? Noch sucht man die Definition der Philosophie; ich schlage hiermit eine, aus der allgemeinen Praxis abgezogene vor: Philosophie ist diejenige Wissenschaft, in der man ohne Talente, ohne Vorkenntnisse nur von der Güte seines Mundwerkes bedient, ein großer Mann sein kann.

Nach dem Grundsatze: „Hau, schau, wen" geböte also die Selbstachtung, schlechthin nichts zu sagen. Dieses Schweigen aber scheint nicht mehr am Platze jetzt, nun der Streit ein ganz andres Aussehen gewonnen und so bedeutende Wellen der Zeit und dem Raum nach geschlagen hat, daß dies nicht mehr als Wirkung der Eigenkraft betrachtet werden kann, die in der Phrase steckt „Hat Jesus gelebt?" Vielmehr muß diese Phrase als eine Ursache angesehen werden, die potentielle Energien ganz andrer Herkunft in Umsatz gebracht hat. Bringen wir dabei ein psychologisches Moment in Abzug. Es gibt für den Bruchteilgebildeten keine größere intellektuelle Wonne, als die, über Fragen mitzureden, deren Lösung die menschlichen Erkenntnismittel übersteigt, und diese Wonne ist um so größer, je kleiner der Bildungsanteil ist, den er aufgegriffen hat. Der Grund davon ist der, daß diesen Fragen gegenüber der Klügste vom Dümmsten sich nicht unterscheidet und jeder mit gleicher Scheinbarkeit über sie schwätzen kann. Dies erklärt zum Teil die ungeheure Popularität des gegenwärtigen Streites. In diesem „zum Teil" (nur) steckt Optimismus, gewiß, aber ich will versuchen, ihn mit Gründen zu stützen. — Religionen können allein dann Macht und Verbreitung gewinnen, wenn bei ihrem ersten Auftreten einerseits ganz bestimmte starke Stimmungen die Seelen beherrschen, und wenn andererseits große philosophische Systeme da sind, denen sie ihren geistigen Gehalt entnehmen können. So kann man sagen: Das Christentum war als Weltreligion möglich, weil es das Römerreich und damit einen weit verbreiteten Seelenzustand auf der einen, die platonisch-aristotelische Philosophie auf der andern Seite vorfand. Das Römerreich mit seiner Herrschaft und seinen Einrichtungen hatte eine Stimmung und eine Not geschaffen, der die herrschenden religiösen Vorstellungen nicht mehr genügen konnten, und so wurde das Christentum als Weltmacht möglich. Gleichzeitig machte es den herrschenden Köpfen den Pakt vollziehbar dadurch, daß es platonisch-aristotelische Philosophie und dazu die neuplatonische Philosophie in Symbole kleidete, bei denen ein jeder sich dann denken konnte, was er wollte. Dadurch sicherte sich das Christentum die Zukunft. — Nun wohl: Einrichtungen und Nöte haben wir heute in der Welt, die viel, viel gleichmäßiger sind, als die des Römerreiches. Kapitalismus und moderne Naturwissenschaft bestimmen die äußere und innere Einrichtung unsers modernen Lebens. Der Druck des Kapitalismus lastet auf den primitiven Seelen, auf den entwickelten lastet dazu die moderne Naturwissenschaft. Vom Kapitalismus ein andermal; sprechen wir heute von der Naturwissenschaft! Die hat schon religiöse Energien in sich. Pascal — einer der ersten, der unser heutiges Weltbild sah — starb als religiöser Büßer in Port Royal. Spinoza wurde, wie ich meine, das religiöse Genie unsres

Digitized by Google

Weltbildes. Newton und Ampère starben ähnlich wie Pascal. Robert Mayer und Hermann Graßmann waren gläubige Christen. Clifford und Boltzmann fanden ihre Religion in einer stolzen Begeisterung, und Boltzmann widmete seine populären Schriften den Manen Schillers. Die Naturwissenschaft bringt eine tiefe Not — die Flamme ist das Symbol des Prometheus. Ob Religion, ob Resignation, ob Begeisterung — auch im Reich der Integrale wohnt der Friede nicht; im Gegenteil, nirgendwo treten die Probleme so präzis und darum so fragend und quälend auf als hier. Davon wissen die nichts, die immer von den „stolzen Errungenschaften" der Naturwissenschaften reden — und nicht eine einzige zu verstehen imstande sind. Man schlage aber die Werke der Fürsten dieser Wissenschaft nach, und finde bestätigt, was ich hier sage. Unendlichkeit, die da droben über uns ausgespannt ist, durchleuchtet von ungezählten Sternen, Unendlichkeit, die aus dem kleinsten Sonnenstäubchen eine Welt von Welten macht — das ist kein Dach, unter dem die Menschenseele wohnen kann. Und der ewige Zweifel — der das „Alles fließt" auch für die Wissenschaft wahr macht — der Zweifel, der die Notwendigkeit des Parallelenpostulates angreift, der die Mechanik Galileis und Newtons für eine Wissenschaft hält, die nur innerhalb bestimmter Geschwindigkeitsgrenzen gilt, der Zweifel, dem die Zeit ein Begriff zu werden droht, der von Ort zu Ort des Universums einen andern Wert hat: der setzt ein drohendes Fragezeichen hinter alle Wahrheiten, bei denen sich der Geist beruhigen möchte. So hemmt in der Welt der Wirklichkeiten eine kalte pragmatische Ordnung jeden Schritt, den wir tun möchten, in der Welt der Gedanken aber verschlingen uns von allen Seiten her Unendlichkeiten. Hier ist das Wort gefunden von der „Arbeit und Resignation"; wer die Stimmung kennen lernen will, der es entsprungen ist, der lese (aber französisch) jenes schöne Buch eines Mathematikers, auf den die gegenwärtige Welt blickt, Poincarés „La science et l'hypothese". So ist auch in der Welt der höchsten Geistesarbeit eine Not, die sehr wohl das Aufkommen starker religiöser Stimmungen rechtfertigen würde. Und ich kenne einen Glauben, der hier Frieden geben kann und gegeben hat: den Glauben Spinozas. Kant für den Verstand, Spinoza für die Seele — das ist die Personalunion, die ein führender Denker unsrer Tage, der gleichmäßig in der mathematischen Naturwissenschaft und der Philosophie steht, den beiden größten Gedankensystemen der christlichen Zeitrechnung gegeben hat. Kant ist der Philosoph der Naturwissenschaft, Spinoza ihr Prophet — beide können ruhig nebeneinander bestehen, wenn man jeden in seinem Reiche läßt.

Wie aber steht der Spinozismus zum Christentum; ist das Christentum einer Angleichung an die Ansichten fähig, die, in Streit und Not geboren, jetzt so etwas bilden wie die Religion der Männer der exakten Wissenschaften? — Wir wissen: die Philosophie des Christentums stammt aus Hellas, nicht aus dem Orient; Platos Geist ist es, der seine Flügel da spannt, wo der Christenglaube hinausfliegt ins ewig Große, und Aristoteles lieferte die Schemata, die dann mit dogmatischem Gehalt erfüllt wurden. Nun wohl: ein Riese ruft dem andern zu, hinweg

Digitized by Google

über die öden Zwischenräume der Zeiten, und Spinoza vernimmt die Lehre von Plato, Aristoteles, Plotin. Vernimmt sie, denkt sie zu Ende, versöhnt sie mit dem Weltbilde der Kopernikus und Galilei und wölbt über diese Welt der inadäquaten Ideen sein System — jene tiefe Sternennacht, in die Lessing, Goethe, Schleiermacher ihr Selbst verloren haben, um es zu gewinnen. Aber, Spinoza denkt Gedanken zu Ende, die auch ein höchstes Christentum immer anerkannt hat. Doch bin ich mir nicht einen Augenblick darüber unklar, daß der Gott Spinozas, den man lieben muß mit allem Besten, was in einem ist, von dem man aber nicht verlangen darf, wiedergeliebt zu werden, kein Gott ist, mit dem man ein armes unwissendes Menschenkind erheben kann. Dennoch: der Kapitalismus wirkt sein Werk an den Seelen mit mechanischer Notwendigkeit auf der einen Seite, von der andern bringen genug festgeprägte Meinungen über die Bedingtheit alles Wissens in das Volk, die, weil nicht prüfbar, um so wirksamer sind; das Relativitätsprinzip der exakten Wissenschaft wirkt auf sie selbst zurück. Konnte sich aber die Krankheit verbreiten, so muß auch das Heilmittel sich verbreiten lassen. Und da meine ich: die Stifter der Religionen gleichen dem Sokrates des Symposions: sie tragen hinter ihrem Menschenantlitz im Innersten, wie gewisse Statuen, goldene Bildnisse von Gottheiten. Diese goldenen Bildnisse, die die Seelen der religiösen Genies bewohnen, sind die ewigen Ideen der Moral im Gewande eines gewissen ewigen kosmischen Gefühls. Wer die Ideen nicht sehen kann, der folge dem Propheten, der sie verkündet, und denke mit Meyers Konquistador:

„Was er doziert verstand ich nicht,
Ich ließ es alles gelten,
Sein übermächtig Angesicht
Verhieß mir neue Welten."

Solche goldenen Bildnisse werden aber ja auch wohl im Christentum zu finden sein, in dem Newton, Kant, Darwin, Graßmann und Bismarck ihren Frieden gefunden haben. Es handelt sich indes darum, diese Bildnisse zur Not der Zeit in eine Beziehung zu bringen, und, wenn eine Not erstanden ist, auch dieser neuen Not ein neues Bildnis zu errichten. Die neue Not ist der gemeinsam durch Kapitalismus und moderne Naturwissenschaft erzeugte Seelenzustand, das neue Bildnis: der Spinozismus. Es ist freilich die Anmerkung nicht überflüssig, daß unter Spinozismus hier Spinozas urkundliche, in der „Ethik" niedergelegte Lehre zu verstehen ist, und nicht jenes Nest von Verwirrungen und Mißverständnissen, das in Häckels Welträtseln auf den Namen Spinozas getauft ist.

Ich habe hiermit der Form nach nur eine persönliche Meinung gegeben; der Sache nach ist das Gesagte aber nicht mein persönliches Eigentum. Es ist die Meinung einer ganz bestimmten Klasse von Menschen, die auf mancherlei Wegen, meist in der Arbeit an Grenzfragen der Mathematik, Physik und Erkenntniskritik, vor die gleichen Probleme geführt sind. Ihre Geister haben ihnen verschiedene Antworten gegeben, aber ihre Seelen haben ihnen gegenüber die gleiche Haltung angenommen: die Haltung Spinozas. Friedrich Kuntze

Freiligrath

Zu seinem 100. Geburtstag

Literatur

Er ist wohl eine der männlichsten Erscheinungen in jener wild und verworren gärenden achtund-

Digitized by Google

vierziger Zeit. Nicht allein in seinen Revolutionsliedern, fast noch mehr in dem, was er vorher und was er nachher sang. Vorher verbirgt der nach außen fast scheue, zurückhaltende Westfale ein schwermütiges Innenleben unter einer phantastisch ausschweifenden „Wüsten- und Löwenpoesie", und zwar so gut, daß man ihm Mangel an echtem Gefühl vorwarf.* Viel später erst werden die schlichten Lieder dieser Frühzeit, wie das zum Volkslied gewordene „O lieb, solang du lieben kannst", bekannt. Und als der tolle vorzeitige Frühlingssturm vorübergebraust war und neue winterlich reaktionäre Fröste in Deutschland einfielen, da blieb er aufrecht und ungebeugt. Sein Leben und Dichten ist ein getreues Abbild der bewegten Zeit, die ihn trug und mit der er rang. Die pessimistische Verträumtheit der dreißiger Jahre, da sich große politische Wünsche noch unter dem Druck einer dumpfen Mutlosigkeit in spätromantischen Spielereien ausleben mußten, hat einen ins Groteske und Verzerrte gesteigerten Ausdruck in seiner Jugendpoesie gefunden. Und zugleich führt eben diese in exotischen Glutfarben schwelgende, der Heimat und Wirklichkeit entfremdete Phantastik einen Schritt weiter der Tat entgegen. Sie bedeutet nicht nur eine Flucht aus der dumpfen Gegenwart heraus: auch einen grollenden Protest gegen ihre lastende Hamletstimmung. „Deutschland ist Hamlet", der träumerisch sein Weh trägt. Es liegt für ein Temperament wie Freiligrath nahe genug, ihm zuzurufen: „Tritt in die Schranken!" Und der Übergang des früh berühmt gewordenen Modedichters ins Lager der Revolution kann uns keineswegs so rätselhaft erscheinen wie den Zeitgenossen, denen gegenüber er sich weitläufig rechtfertigen mußte. Von seinem „Glaubensbekenntnis" an bekommt sein Leben einen heroischen Zug. Der Poet wird wieder Korrespondent in englischen Handelshäusern und opfert die äußere Freiheit seiner inneren. An Männern seines Schlags ist es unmittelbar zu fühlen, daß das große Pathos der achtundvierziger Jahre, so hohl und haltlos es uns vielfach bei andern wie etwa bei Herwegh erscheinen muß, doch aus dem tiefen Erleben der Nation entsprang und im Kern der Ausdruck einer geschichtlich wertvollen allgemeinen Sehnsucht war. Seine zornglühenden Weckrufe bewahren bei all ihrer oft mehr als kühnen Leidenschaftlichkeit eine solche Treue und Echtheit, eine solche sichere Männlichkeit in der Haltung, daß sie schon als das starke Erlebnis einer in sich gegründeten, reifen Natur noch heute ergreifen. Mehr noch freilich, wenn man die lebendigen Zusammenhänge spürt zwischen jener Zeit und unseren Kämpfen. Bei Freiligrath stehen die ersten wirklichen Großstadtgedichte. „Das Lied vom Hemde" (nach Thomas Hood), das „Lied des Landproletariers", „Das Armenhaus" sind Zeugnisse davon, wie lebendig und schmerzlich damals zum ersten Male die Leiden und Gefahren einer Entwicklung empfunden wurden, deren volle Wucht und Härte

* Wie sehr ihm dieser Vorwurf zu schaffen machte und wie ungerecht er ihm erscheinen mußte, erfährt man am besten aus dem Briefwechsel mit seiner Braut (Freiligrathbriefe, bei Cotta, 1910), der im ganzen das lebendigste Bild von Freiligraths in schweren Lebens- und Herzenswirren tapfer bestehender Persönlichkeit bietet.

Digitized by Google

erst unsre Zeit sollte zu tragen haben. Wie denn in diesen „politischen und sozialen Gedichten“ Kämpfe ihre Sprache finden, die mehr als zeitlicher Natur sind und immer wieder gekämpft werden. Sie werden auch immer wieder beim Dichter, der nach Freiligraths eigenem Wort „auf einer höheren Warte steht als auf den Zinnen der Partei“, ihren Anwalt suchen, um von ihm geadelt und über die Partei hinausgehoben zu werden. Ein solcher Anwalt war Freiligrath, ein männlicher Streiter für die Zeit und dadurch ihr Überwinder. U

Merck

Wer Merck sagt, muß auch Goethe sagen. So ist es nicht nur erlaubt, daß in der von Kurt Wolff besorgten Auswahl seiner Schriften und Briefe* nach einer kurzen unterrichtenden Einleitung alle Zeugnisse Goethes über den unglücklichen Jugendgenossen folgen. Es war notwendig. Sie mußten dem Werke vorangehen, denn nur von einem überragenden Sein aus ist heute die Brücke zu diesen Zeugnissen eines Lebens zu finden, das im Reichtum begann, um in der Armut zu enden, das den Zeitgenossen Größtes bedeutete, uns aber, da es nicht die Kraft der zeitüberdauernden Selbstdarstellung in sich trug, nur mühsam aus ihren berichtenden Worten wiederherstellbar ist.

Johann Heinrich Merck, der Freund Herders, Wielands, Goethes, Nicolais, Lavaters, Karl Augusts, der Mittelpunkt eines großen Kreises aufstrebender Geister, der Mentor und Berater einer Schar ins Wirken Hinausstürmender, war beim Beginn der Lebenswanderung den Genossen auf dem Wege voraus. Er erkannte, sah in die Weite, wertete, wo sie sich an den Augenblick hingaben, wo sie, heißhungrig, Leben in sich schlangen und dem kritischen Geiste nur zu oft exaltiert schienen. Gern ließen die sich mahnen, schelten, meistern. Sahen sie doch alle zu ihm auf. Gab er ihnen doch. Daß dieses Geben nicht ein Übermitteln von Eigenem, sondern ein Freimachen von in ihnen selbst Liegendem bedeutete, daß von Merck aus keine Kraft auf sie überfloß, sondern durch ihn ihre gefangen gehaltenen Lebensenergien befreit wurden, und er, der ihnen ein Überlegener, ein Gebender, eine Kraftquelle schien, nur das Ferment war, das sie durchdrang und in ihnen das Klare von dem Abhub schied — das erkannten nur wenige. Goethe, der ihm innerlich am fernsten stand und daher am meisten an ihm erlebte und erlitt, ahnte es. Gleich in dem ersten Wort, das wir von ihm über Merck hören — es stammt aus einem Brief an Herder aus dem Jahre 1771 —, ist die wirkende uranfängliche Kraft und die veranlassende zufällige in rechter Weise geschieden und gewertet: „Vor einiger Zeit bracht ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.“

Die Zeit kam, wo die Freunde, zur Lebensformung reif geworden, sich ganz ihrem Werke auslieferten, wo sie, weit voranstürmend, den Berater hinter sich zurückließen. Der hatte gegeben, was er konnte;

* Johann Heinrich Mercks Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben von Kurt Wolff. (Leipzig, Insel-Verlag)

Digitized by Google

sein Wertvollstes war in die Schaffenden übergegangen: was sie gaben, war durch ihn mitgewirkt, nur zum Teil — zum kleinsten Teil — aber doch zum Teil. Er konnte nicht mehr helfen, nicht mehr geben, nicht mehr mitwirken. Er konnte ihnen nachsehen, nachrufen, sich freuen, verärgert werden. Er konnte ihrem Werke kaum noch eine Förderung, wohl aber ein Hemmnis werden. Zwar schreiben sie alle noch an ihn weiter — wer vermag Liebgewordenes leicht von seinem Leben abzulösen? —, am häufigsten und begeistertsten Wieland, nicht Wieland der Dichter, nein, der Merkurherausgeber, selten, oft mit merklicher Kühle, Goethe, den der Freund nach Herders vernichtenden Worten über den Götz aufgerichtet hatte („Laß das Zeug drucken! Es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!"), dem der Kritisierende in der Wertherzeit fast zum Verhängnis geworden wäre, mit seinem „Quark"-Urteil über den Clavigo aber trotz seiner Richtigkeit nichts mehr vermochte. Hin und wieder antwortet der Briefempfänger, hin und wieder tritt er zu seinen Freunden. Dem Wunsche Karl Augusts, nach Weimar zu ihnen überzusiedeln, folgte Merck, trotz der Bitten Anna Amaliens, nicht. Aus der Ferne ist er für sie tätig, als Kenner, Käufer, Sammler. In ihre Nähe wagt er sich nicht. Er fühlt, daß sein Leben ohne Inhalt ist, fühlt, daß er das Licht, das sie umstrahlt, nicht ertragen kann. So beginnt das fieberhafte Suchen nach einer Befriedigung gebenden Tätigkeit. Der Beruf ist eine Qual, die Ehe, trotzdem sie auf überschwänglicher Liebe gegründet ist, unglücklich. Die poetischen Versuche schreiten, da sie nicht aus innerstem Zwang geboren sind, mühselig vorwärts. Die Kritik, hier und da Glücksstunden gebend, füllt das Leben, das nach einem großen Positivum hindrängt, nicht aus. Der Kunstliebhaber bildet sich zum Kenner; aus dem Kenner wird ein in den Mitteln nicht immer wählerischer Sammler. Glück auch hier nur, wo das Tun in den Dienst anderer, in den Weimars gestellt wird. Der Kunstliebhaber rettet sich zur Natur hin. Mineralogie, Botanik, Osteologie werden ergriffen. Noch einmal die Freude, dem Liebsten, Goethe, dienen zu können. Der Gelehrte greift auf das Leben über. Er gründet Kattundruckereien und Baumwollspinnereien. Er kauft, verkauft. Um der Tätigkeit, um des bloßen Gewinnens willen? Um den Gewinn den geldfressenden Sammlungen dienstbar zu machen? Wer will's entscheiden! Der finanzielle Ruin ist die Folge. Ein Brief an Goethe läßt uns in das zerrüttete Leben hineinschauen. Merck bittet. Wie tiefuntenstehend er sich fühlt, zeigt nichts erschütternder, als daß er den Freund der Jugend, den, der einst zu ihm aufblickte, Sie nennt: „Einer der unglücklichsten Menschen, der Ihnen ehedem wert war, ruft Ihre Hilfe in der drückendsten Lage an ... Ich kann nichts für mich anführen, als die dringendste Not meiner armen Familie und daß ich als Mensch menschliches Mitleiden verdiene ... Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. — Leben Sie bis in das späteste Alter umgeben mit allem

Digitized by Google

dem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt nichts übrig, als ein Abgrund von Elend, der nur mit meinem Leben für mich sich endigen kann und für die Meinigen noch auf lange lange Jahre fortdauert." Goethe aber, der einst von dem Freunde unbedenklich genommen hat, antwortet kühl. Der Brief Mercks hat ihm — gibt er zurück — trotz des betrübenden Inhaltes Freude gemacht, weil Merck ihn hat schreiben mögen. „Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir deine Zustände und glaube, daß du mir auch mit Klagen nicht lästig bist." Die Mahnung, sich zusammenzunehmen, die Hoffnung, daß Schleiermacher ihm beistehen werde, „wenn du gleich im einzelnen selbst wirst arbeiten müssen", schließt sich daran. Mit einem befremdlichen: „Lebe wohl, ich bin zufrieden und vergnügt" schließt der Brief, der einen Fleck auf Goethes Ehrenschild bedeuten könnte, — wenn es nicht eben Goethe gewesen wäre, der einen Dritten, schon bevor der Klageschrei zu ihm gedrungen ist, bittet, ihm Nachricht über Mercks Zustand zu geben, wenn nicht eben Goethe den Herzog bestimmt hätte, die Bürgschaft bei Willemer zu übernehmen, der die fehlende Summe vorstreckte. Ein letztes kurzes Aufflackern des Lebensglückes: Merck sieht Paris. Begeisterung trägt ihn noch einmal über alle Wirrnisse hinweg. Als die geschäftliche Katastrophe sich zu wiederholen droht, setzt der Verwirrte seinem Leben mit eigner Hand ein Ziel. Man ist versucht zu sagen: dies Leben konnte nur so enden.

Und der tiefverdeckte Quell all des Leides? Merck stand dem Produktivsein zu nahe, als daß er vom Begehren danach ablassen, und zu fern, als daß seinem Wunsch Erfüllung werden konnte. Er war ein Höchst-Gebildeter, ein Kenntnisreicher, ein Kultivierter, ein durch andere und ein in anderen Wirkender. Er war kein Schaffender, kein Formender, kein aus sich selber rollendes Rad. Vom Dichtersein trennte ihn — um das Wort, das Goethe auf seine Zeichnungen einmal anwandte, aufzunehmen — nur die letzte Tür, aber doch die letzte. Nur die letzte! Goethe, der in seinen Urteilen über des Freundes Leistungen stark schwankt, urteilt zu hart, wenn er von einem „gewissen dilettantischen Produktionstrieb" Mercks spricht, wie Hettner überschwänglich urteilt, wenn er schreibt: „Die Geschichte des Herrn Oheim", die „Landhochzeit", die „bürgerlich deutsche Geschichte: Lindor", endlich „Herr Oheim der Jüngere" „sind in ihrer Art klassische Novellen von unvergänglicher Kraft". Ohne Zweifel ist in ihnen ein unverkennbares Talent der Selbstdarstellung wirksam, das dem von Hunderten, die heute — mit Recht — anerkannt und gerühmt werden, gleichzusetzen ist. Aber Bleibendes gibt nicht die Selbstdarstellung, sondern die Selbstsymbolisierung. Nicht, wer sein Leben wenn auch treu, wahr, wirksam mit Worten einfängt und in Gestalten vor sich und uns hinstellt, erst wer das Gelebte zur typischen Menschlichkeit, zum weiterwirkenden Zeichen der Kräfte, die in ihm wirkten, zum vollbezwungenen Symbol erhebt, erst der ist im Vollsinne ein Schaffender. Das Leben ist unerbittlich. Nicht Wünschen, Wollen, nicht Möglichkeit,

Digitized by Google

Begabung, nicht die als Anlage vorhandene Kraft erkennt es an, sondern nur die ausgewirkte. Nur das gestaltete Werk. Das aber heißt: deckender Ausdruck eines hochgesteigerten Menschseins.

Weil Johann Heinrich Merck diesen Ausdruck aus innerstem Sehnen vollbringen wollte und nicht vollbringen konnte — darum hat er des Lebens ganze Härte an sich erfahren, darum ging sein Weg aus dem kraftgeschwellten Jugendreichtum in die bitterste Mannesnot. Ein Fünfzigjähriger — tügte er sich, für alle Zeit, aus dem Buche der Lebendigen.

Hans Franck

„Mei Erich"

Am 16. März 1888 schrieb Otto Erich Hartleben an sein „Moppchen": „Weißt du, weshalb ich dir das Schreibbuch mit dem schönen weißen Papier mitgeschickt habe? Damit du dich weniger langweilen sollst und in deinen Mußestunden etwas schriftstellern kannst. Wer so hübsche frische Briefe schreibt wie du, der muß auch eine Geschichte, die er sich ausdenkt oder die er erlebt hat, amüsant niederschreiben können." Damit gab er einen Rat, der ihm heute vielleicht leid sein dürfte, wenn er an den stygischen Gewässern Kenntnis von den schriftstellerischen Bemühungen Frau Moppchens erhalten sollte. Hartleben war ein tragischer Mensch. Eine innere Schwere und wieder eine übergroße Reizbarkeit erscheinen mir bei ihm als Hemmungen, die er im Alkohol zu überwinden suchte und die lindernde Frauenhände ihm wegschmeicheln sollten. Aber er fand nie die innere Ausgeglichenheit, nie die „alcyonische" Ruhe und Abgeklärtheit, nach der er sich immer sehnte. Sein Leben ging in Stücke. Das weiß die Welt. Aber sie weiß auch, daß er ein Dichter war, und daß er als Dichter heute in seinen famosen Geschichten, in einigen seiner dramatischen Moralsatiren und in einem Strauß Gedichte noch unter uns fortlebt. Uns geht nur an, was er aus seinem Wesen zur Kunst emporhob. Es ist nicht von allzu großem Umfang des Menschlichen. Es ist auch nichts darin, was einer Erklärung durch die Persönlichkeit und das Leben des Dichters bedürfte. Denn als Künstler ist Hartleben kein Problematiker wie etwa Günther. Es sind vorwiegend Reize der Gestaltung, die ihn als Dichter kennzeichnen. Daß er als Mensch nur wenig zu geben hatte, wußte man seit der unbegründeten und verfrühten Publikation seiner „Tagebücher". Weil Hartlebens Werke für sich stehen und keine Erklärung aus seinem Leben fordern; überhaupt nicht nach genauerer Bekanntschaft mit dem Menschlichen ihres Erzeugers drängen, hätte man mit Fug auf jegliche nichtdichterische Nachlaßpublikation verzichten können. Statt dessen mußten außer dem unglücklichen „Tagebuch" seine Briefe an seine Gattin ans Licht. Dann konnte auch seine Freundin Ellen ihre Briefmappe nicht länger verschlossen halten. Und nun erscheint Frau Selma Hartleben, das „Moppchen", mit etwas Eignem: einer Anekdotensammlung aus ihres Gatten Leben: „Mei Erich".

Dieses Büchlein hätte nicht kommen sollen. Nicht daß eine böswillige Absicht hier ein Andenken schändete. Eine Liebe tut es, die blind ist für Wesentliches und Belangloses bei dem, dem sie zugewandt ist; die glaubt, was für sie vom Schimmer der Erinnerung bedeutsam verklärt werde, habe auch Bedeutung für Fernstehende. „Mei Erich" mag ihr Erich sein. Aber das ist nimmer der Dichter Otto

Digitized by Google

Erich, und wenn Frau Selma ihren Erich in den nichtssagenden und oft genug peinlichen Anekdoten zu charakterisieren glaubt, so charakterisiert sie sich in ihrer Art der Auffassung zumeist selber. Sie sieht den Menschen Hartleben zu oberflächlich. Da legt sie manches als kindliche Sorglosigkeit aus, was nur als Notwehr und Abwehr aus allzu großer Reizbarkeit und Verletzlichkeit erscheint. Sie möchte überhaupt die Naivität, das von den materiellen Mächten des Lebens Unberührte und die große Herzensgüte Otto Erichs mit vollstem Lichte bestrahlen. Aber es kommt nur eine gemachte Kindlichkeit dabei heraus. Alles ist ins Enge, Spießbürgerliche zusammengezogen. Es ist der Mutterinstinkt, der im Manne das Kind sieht, was Moppchens Auffassung beherrscht. Für Hartleben, der die Mutter früh entbehren mußte, mochte ein Weib, das ihn führte und bemutterte, ein Segen sein. Aber ein literarisch gültiges Bild des Dichters zu zeichnen war nicht ihre Sache. Kaum zwei oder drei wirklich bezeichnende Momente hebt sie heraus. Das übrige sind Lore-Geschichten, Berichte von „Sitzungen", Kindereien und Indiskretionen; und alles spießbürgerlich verengt. Liest man zum Beispiel, wie Frau Hartleben von Peter Hille spricht, so könnte man wild werden, wenn man nicht aus allem heraushörte, daß sie eben, sagen wir: eine echte „deutsche Hausfrau" ist mit den Tugenden einer solchen und mit ihrer Einseitigkeit. Aber die Erzählungsweise der Frau Hartleben ist nicht viel zu sagen: sie ist nicht ohne Trivialität. Wenig erquicklich schien mir im besondern, daß sie auch die witzigen Seitenüberschriften, in denen Hartleben brillierte, nachahmte, wie sie's eben konnte.

P. Hamecher

Die hier getadelte Veröffentlichung sollte nur als Anlaß gelten, einmal über den ganzen Otto-Erich-Unfug zu sprechen, der nun schon seit des Dichters Tod alljährlich irgendeine Briefsammlung oder ein Tagebuch der Öffentlichkeit unter allerhand Aufputz beschert. Es wird nachgerade peinlich, wie man einem Menschen, der immerhin ehrlich nach seiner Art gekämpft hat, nach seinem Tod so Stück um Stück den Ertrag seines Mühens und — Leidens kleiner macht. Dieser Ertrag war bei Otto Erich Hartleben die Gestaltung seiner wertvollen und doch in sich so uneinigen Anlagen, seiner mit so viel inneren Widerständen ringenden Natur und letzten Endes seines Lebens. Nun wird uns sein ungestaltetes Leben, nun werden uns seine disiecta membra als Anekdotenkleinzeug hergerichtet und, je zwei Dutzend in bunte Nippschachteln verpackt, auf den Markt gebracht. Möge „Mei Erich" die letzte solcher Schachteln sein!

Als Reclams Universalbibliothek

ihr 5000. Heftchen vorbereitete, verschickte der alte Gottschalk an Leute, die als Kulturträger einigermaßen einen Namen hatten, Blätter mit der Bitte um ein widmendes Wort. Wie viele der Aufforderung nicht entsprochen haben, wissen wir nicht, jedenfalls sind ihr etwa fünfvierteltausend gefolgt, denn so viele Seiten zählt ein dicker Band faksimilierter „Widmungsblätter", den Reclam jetzt zur Freude für die, die ihn erfreuten, verschickt, und der das umfangreichste Autographenbuch ist, das ich kenne. Es ist auch kein Sammelsurium, es fehlen in der Tat von unsern besten Namen nur wenige, was die so gut wie allgemeine Wert-

Digitized by Google

schätzung der Universalbibliothek beweist. Reclams Universalbibliothek könnte jetzt vielleicht wieder einmal ihren Satz ein wenig vergrößern und ihre Ausstattung etwas verbessern (andere billige „Bibliotheken“ beweisen, daß das unter heutigen Herstellungskosten bei solchem Massenabsatze schon möglich wäre) — das aber bedeutet auch den einzigen ernsthaften Einwand, der ihr gemacht werden kann. Sie hat den riesigen Erfolg, den sie erreicht hat, nicht mißbraucht, sie ist nie ein rein geschäftliches Geldschneideunternehmen geworden, sie hat sich stets bemüht, Gediegenes zu bieten. Es ist nicht wahr, was mancher vielleicht nach oberflächlichem Hinblicken in ihr Getriebe gedacht hat: daß ihre Arbeit mit dem Hineingreifen in alte Bände und „Absetzenlassen“ fertig gefundner Vorlagen getan sei; sie hat wirklich gesichtet, und ihre Bearbeitungen und Einleitungen sind solide Leistungen.

Theater

Berliner Theater

Läßt sich die Überschrift wirklich noch verantworten? Ist das noch „Berliner Theater“, wenn in dem Hause der Kammerspiele die Wiener Kabarettisten der „Hölle“ mit dem Spielplan der Wiener „Fledermaus“ gastieren, im „Deutschen Theater“ x-beliebige, irgendwo ausgehobene Ersatzmänner Faust und Mephisto spielen, während das, was man in normalen Zeiten außer Vorhang, Brettern und Kulissen sonst noch zu einer „Bühne“ rechnet, Gott weiß wo von den vier Winden umhergetrieben wird, und wenn nächstens die Triumphstätte Reinhardtscher Regie sogar von dem „Märkischen Wandertheater“ besetzt werden soll — ?

Am peinlichsten nimmt sich die „Wiener Hölle“ in den Kammerspielen aus. Es ist, als seien all die alten bösen Geister des jetzt glücklich in den Querstraßen der nächtlichen Friedrichstraße eingepudelten Überbrettls noch einmal lebendig geworden. Ein entsetzliches Totengebein. Ein Schauerdramolett von Meyrink, aus einer Novelle zurechtgeknetet, eröffnet den Abend. Es endet nach allerlei mystisch-gruseligen Umschweifen und gedrechselten Rätselhaftigkeiten damit, daß der „Albino“, worunter man sich so etwas wie einen weißen Neger vorzustellen hat, seinem Stiefbruder so gründlich die Gipsmaske abnimmt, daß dessen Kopf gleich für immer in der gehärteten Masse steckenbleibt, „wie der Kern in der Nuß“. Der Albino, muß man wissen, ist nämlich ein Bildhauer, dem sein „Vater“ aus Rache und Wut gegen den wirklichen Erzeuger, den Verführer seiner Frau, schon in der Kindheit die Gefühlsnerven exstirpiert hat. Und was dergleichen albern-rohe Scheußlichkeiten mehr sind. Ein Dilettant hat es geschrieben und Dilettanten spielen's auch. In diesem Hause fällt einem die elende Doppelstümperei doppelt auf die Nerven. Möglich, daß die heraufbeschworene Erinnerung an Reinhardts ähnlich geartete Uranfänge aus der „Schall- und Rauch“-Periode den bittern Geschmack noch verbittert. Wer von uns an die Vergangenheit erinnert, verliere ein Auge! droht ein russisches Sprichwort. Denn so weit er's auch in den acht Jahren gebracht haben mag, der Shakespere-Erneuerer und Wiederbeleber der Klassiker, daß auch ihm noch immer etwas von den Kabarettgelüsten der Kindheit im Blute spukt, hat ja neulich erst sein „Experiment“ mit der Freksaschen Pantomime „Sumurûn“ bewiesen.

Digitized by Google

Man schiebt's auf den Frühling. Gegen Kuckucksruf und blühende Kastanien sei nun mal nicht anders aufzukommen als mit „Gesang und Tanz". Das wissen auch die Wiener, und so gibt es nach dem „Albino" ein Singspiel „Brüderlein fein" von Julius Wilhelm und mit Musik von Leo Fall. Natürlich aus der Biedermeierzeit, mit Vatermördern und lila Bandschleifen. Zwei herzigen Alten mit goldigem Gemüat beschert der Genius der Jugend — eine Raimundsche Reminiszenz — an ihrem vierzigsten Hochzeitstage im Traum noch einmal das Erlebnis ihres ersten. Ein unbezahlbarer Einfall. Denn das gibt Gelegenheit, gleich ein halbes Dutzend jener süßen Tanzduette und -melodien wieder aufleben zu lassen, die Großvater und Großmutter entzückten. Die „Jugend" in rosa Höschen, blauem Seidenfrack und blonder Lockenperücke, eine goldene Geige in der Hand, dirigiert das Ganze. Immerhin, dieser „Schmachtfetzen", wie der Wiener selbst dergleichen in erleuchteten Momenten nennt, war Gold, pures Gold gegen die eingestreuten Kabarettvorträge der „Stars"; und Egon Fridell, der Pförtner und Schlüsselwart dieser temperierten Hölle, hatte es nach solchen Takt- und Geschmacklosigkeiten leicht, mit seinem Literaturspaß „Goethe" den Vogel abzuschießen. Einem Examinanden, dem die Prüfungsangst im schlotternden Gebein sitzt, weil er partout Goethes Liebschaften und italienische Reisen nicht unterscheiden kann, bietet sich der Olympier selbst in reinstem Frankfordisch als Ersatzmann an. Sei du Gunther, ich will Siegfried sein! Der Tag der Prüfung kommt, aber Goethe, über Goethe examiniert, blamiert sich bis auf die Knochen. Nicht einmal wann er seine „Stella" umgearbeitet hat, weiß der Ignorant. Da lob ich mir den kleinen Cohn! Der schnurrt die Namen und Jahreszahlen nur so herunter. Cohn besteht, Goethe fällt durch. Ein in seiner geistigen Behendigkeit ganz amüsanter Spaß, über den die am heitersten lachen können, die wahre, auch philologische Goetheforschung von der Pseudo-Goethe-Gelehrsamkeit der Waschzettelkrämer und Beckmesser zu unterscheiden vermögen, eine Unterscheidung, um die sich der Herr Verfasser ebensowenig gekümmert hat wie um die Echtheit des Goethetypus, den er da, sein eigner Schauspieler, auf die recht plumpen Beine stellt. Wie war das doch? Fing die Revolution der Bühne vor acht Jahren nicht auch bei uns mit solchen Literaturscherzen an? Vielleicht ist es doch ganz heilsam, sich einmal von Fremden an seine eignen Flegeljahre erinnern zu lassen. So etwas befördert die Bescheidenheit und stärkt den Stolz.

Um dieselbe Zeit hätten wir im Neuen Schauspielhause am Nollendorfplatz fast ein neues, funkelnagelneues Berliner Volksstück zu schmecken bekommen. Hans Brennert, dessen Subalternensatire „Die Hasenpfote" noch in guter Erinnerung, hat sich mit Jon Lehmann zusammengetan, um sich an den Menschlichkeiten der Radrennbahn zu versuchen, um den Humor des gekrönten Siegers und „Fliegers" in einem dramatischen Gebilde festzuhalten. Es sind wirklich ein paar tüchtige, erfrischende und erfreuliche Volksstückelemente darin, namentlich da, wo die echt Berlinische Verpäppelung dieser Sportspezies geschildert wird. Dann aber siegt die Posse, und der Rest ist — Harry Walden, der singt,

Digitized by Google

springt, tanzt, radelt — eine männliche Soubrette, die selbst die Konkurrenz der endlich erwachten linden Lüfte schlägt. Friedrich Düsel

Münchner Theater

Der Klatsch, der auch im alten Rom schon prächtig gedieh, wußte zu berichten, daß Brutus der Sohn Cäsars und seiner Jugendgeliebten Servilia gewesen sei. Historisch erweisbar ist das nicht. Was aber natürlich nicht hindert, daß ein Dichter sich dieses Motivs bemächtigt.

Robert Hessen hat das in seinem einaktigen Drama „Vor Sonnenuntergang" getan, das vom Residenztheater auf die Bühne gebracht worden ist. Hessen läßt uns den letzten Abend Cäsars miterleben. Wir werden Zeugen von allerlei Geschehnissen, die Vorboten des Kommenden sind. Auch Servilia erscheint und mit ihr Brutus. Aber die Szene, die sich aus diesem Zusammentreffen entwickelt, bleibt bedeutungslos. Und zum Schlusse gibt es noch ein lebendes Bild: Cäsar, der einzige Ahnungslose unter Wissenden und Fürchtenden, friedlich schlummernd in der Vorhalle seines Hauses. Aber man ist ungerührt; denn man empfindet nur zu deutlich das Konstruierte dieser im Grunde überflüssigen Neuformung eines längst geformten Stoffes. Und käme man auch darüber hinweg: das von Fremdwörtern und vulgären Ausdrücken durchsetzte Deutsch, das diese Römer reden, ist nur schwer zu ertragen. — Man hat dieses Stück mit Lauheit aufgenommen. Mit einer fast an Begeisterung grenzenden Herzlichkeit hat man dagegen unmittelbar darauf die einaktige Komödie „Münchhausens Antwort" von Hanns von Gumppenberg begrüßt. Das Publikum hat damit bewiesen, daß es zuzeiten doch auch eine gute Witterung für das Feine und Wertvolle hat. War es schon eine glückliche Idee Gumppenbergs, den hannoverschen Meisteraufschneider Freiherrn von Münchhausen einmal sozusagen in seinem vollen Glanze auf der Bühne zu zeigen, so muß die Art, wie der Dichter die Handlung entwickelt und in einem glänzenden „Finish" durchs Ziel geführt hat, geradezu mustergültig genannt werden. Münchhausen hat erfahren, daß eine — übrigens verheiratete — Dame, die sich ihm in Erinnerung an frühere beiderseitige Gefühle wieder nähern will, auch gegen andere nicht eben spröde ist. Sie bittet ihn, sich zu erklären, und Münchhausen gibt die Antwort, indem er in Gegenwart der Dame und vieler Gäste eine Geschichte erzählt, die die letzteren für eine neue Aufschneiderei halten müssen, deren Inhalt aber nichts anderes als ein pikantes Intermezzo ist, das sich kurz vorher zwischen der Dame und einem sehr galanten Minister zugetragen hat. So zerschneidet Münchhausen, geistvoll und energisch zugleich, jedes Band zwischen sich und der Dame. Das kleine Werk, das seiner Wirkung überall sicher sein dürfte, beweist, daß Gumppenberg nicht nur theoretisch über das Theater Bescheid weiß, sondern daß er auch selbst als Dramatiker seinen Mann stellt. Das ist nicht so häufig, als daß man es nicht ausdrücklich hervorheben dürfte. Richard Braungart

Hamburger Theater

Über das Verhältnis seiner „Maria Magdalena" zu Heyses Maria von Magdala macht Maeterlinck in dem Nachwort zu seinem Drama (Buchausgabe

Digitized by Google

bei Eugen Diederichs, Jena) folgende Angabe: „Der Grundgedanke zweier Situationen dieses Stückes ist dem Drama »Maria von Magdala« von Paul Heyse entlehnt, und zwar am Ende des ersten Aufzuges das Eingreifen Christi, der die gegen Maria Magdalena vorstürmende Volksmenge mit den hinter der Bühne gesprochenen Worten zurückhält: »Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie«; und im dritten Aufzug die Wahl, die der großen Sünderin gelassen wird, den Sohn Gottes zu retten oder zu verderben, je nachdem sie sich weigert oder bereit ist, sich einem Römer hinzugeben." Die unerquickliche persönliche Polemik, die sich an diese Tatsache anschloß, die Frage, wieweit einem Dichter die Mitbenutzung der Ideen eines Zeitgenossen zusteht, um einem Stoff durch Hinzufügung neuer Motive jene Fülle und Rundung zu geben, daß er dem endgültigen Former wie eine gereifte Frucht — scheinbar — in den Schoß fällt, mögen hier unerörtert bleiben. Auch die Vergleichung beider Arbeiten sei dem stoffgeschichtlich interessierten Philologen vorbehalten.

Ein stimmungsvoller Auftakt zeigt uns die Gärten des Annoeus Silanus. Der römische Stoiker ist, angezogen von der Eigenart der altjüdischen Schriften, in das „barbarische Land Judäa" gezogen. In Bethanien hat er sich niedergelassen. Silanus geleitet den Kriegstribunen Lucius Verus in den Garten. Ein Schwall selbstgefälliger Worte ergießt sich über den Kriegsmann, der wider seinen Willen Antiochia verlassen mußte, um den Landpfleger Pontius Pilatus, der Unruhen befürchtet, zu geleiten. Wir erfahren von einer unglücklichen Liebe des Lucius Verus; zu niemand anders als zu der Hetäre Maria von Magdala, die ihre Landsleute verachtet, den vornehmen Römern dagegen nur zu gewogen ist. Verus aber hat sie sich versagt. Er hat, als sie plötzlich Antiochia verließ, ihre Spur verloren. Zu seinem Staunen muß er erfahren, daß Silanus Maria kennt und seinem ehemaligen Schüler und Lieblinge zuführen will. Auch zwei Mitschüler, Appius und Coelius, verheißt Silanus. Er wird durch den Klang einer Doppelflöte unterbrochen. Maria von Magdala naht, stolz, schön, herrisch, die „Königin von Bethanien und Jerusalem". Als Silanus sie mit Worten aus der Heiligen Schrift begrüßt, wehrt sie ab. Alles, was von den Juden, „diesem heuchlerischen, schmutzigen Volke, diesem geizigen boshaften Volke stammt", ist ihr ein Greuel. Bald bringt sie das Gespräch auf ihr persönliches Mißgeschick. Man stahl ihre Rubinen aus Karthago, ihren babylonischen Pfau und alle Muränen aus ihrem Fischteich. Nachdem sich ihr Verdacht auf die tyrischen Arbeiter, die einen Saal ihrer Villa mit abnehmbarem Getäfel versehn (damit die Wände mit den Speisen in Einklang gesetzt werden können), sich als haltlos erwiesen hat, bezichtigt sie die Schar des berüchtigten Nazareners des Diebstahls. Ihr Führer — Jesus — ist ihr „ein schmutziger Räuber, der das Volk durch grobe Magie verführt, der unter dem Vorwand, ein neues Gesetz oder eine neue Lehre zu predigen, von Diebstahl lebt". Da sie von seinen Anhängern zudem beschimpft und bedroht worden ist, bittet sie Verus, Jesus zu verhaften. Der Einspruch des Silanus verschlägt nichts. Als dieser, um nach den säumigen Gästen

Digitized by Google

zu sehn, weggeht, nennt die Magdalenerin dem auf sie eindringenden Verus den Grund ihrer Weigerung: sie will, da die beste Liebe ihr keine Träne mehr wert ist, sich teurer als einst verkaufen; seinem widersprechenden: „Du bist mein!“ setzt sie ein vieldeutiges „Vielleicht“ entgegen. Appius und Coelius kommen mit dem Wirte. Eine Volksmenge, die einen geheilten Blinden umdrängte, hat sie aufgehalten. Wieder kommt die Rede auf den Nazarener. Silanus setzt die Erzählung seiner Beobachtungen fort. Sein Nachbar ist Simon der Aussätzige. Bei ihm ist der Herr zu Gaste. So hat Silanus das Gehen und Kommen seiner Anhänger, einer Schar von Krüppeln und Landstreichern, mühelos beobachten können. Manchmal haben sie sogar seinen Garten mitüberflutet. In dem Augenblick sieht man ein halbes Dutzend Bettler, vom Gärtner mit der Hacke verjagt, durch eine Lücke in der Hecke kriechen: geduldig, demütig, gebrechlich. Bald schwimmt Silanus wieder im alten Fahrwasser: er doziert Lebensphilosophie. Ein langatmiges Senekazitat belegt die Stilechtheit seiner Worte. Da erhebt sich hinter der Szene immer stärker anschwellendes Gelärm des zusammenlaufenden Volks: Jesus verläßt Simons Haus. Das Geschrei kommt näher. Plötzlich „ein unbeschreibliches Schweigen, an dem anscheinend die Vögel, das Laub an den Bäumen, ja selbst die Luft, die man atmet, teilnehmen“. „In diesem Schweigen erhebt sich selbstherrlich wie gelöst von Raum und Zeit eine unsäglich sanfte und allmächtige Stimme, trunken von Eifer, Licht und Liebe, weit entfernt und doch allen Herzen nahe und in alle Seelen eindringend.“ Jesus spricht — die Seligpreisungen. Maria Magdalena, vom ersten Augenblick in dem Bann der Worte: „steht auf, schreitet, von der göttlichen Stimme schier unwiderstehlich angezogen, die Stufen der Terrasse hinab und geht nach dem Hintergrunde des Gartens“. Sie weist Verus, der sie begleiten will, zurück, schlüpft allein durch das Loch in der Hecke, um sich von den fanatischen Volksgenossen beschimpft und mit Steinen bedroht zu sehen. In dem Augenblick fällt Jesu Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie“ zentnerschwer in ihre Seele hinab.

Der zweite Akt führt uns in die römisch eingerichtete Villa der Maria Magdalena. Die Fassungslose wirft sich, nun völlig willenlos, dem Verus in die Arme. Der, erstaunt über den rätselhaften Umschwung, willigt ein, mit ihr aus der verabscheuten Stadt zu fliehn. Unter einem Vorwande wird er sich dem Auftrage, der ihm für den Abend ward, entziehen. Auf das Drängen der Geliebten gesteht er, daß es sich um nichts Geringeres handelt, als Jesus mit den Seinen gefangenzunehmen. Da bricht Maria Magdalenens Herz auf. Sie weiß, daß Jesus schuldlos ist; sie würde sich zu ihm bekennen, wenn nicht Silanus und Appius kämen und Kunde von einem neuen, von dem ungeheuersten aller Wunder des Nazareners brächten: von der Auferweckung des Lazarus. In aller Breite wird durch den Bericht des verzückten Appius, den Silanus mit ruhig überlegenen, Verus mit spöttisch ungläubigen, Maria Magdalena mit bebend verlangenden Worten begleitet, die Auferweckungsszene geschildert. Wieder wird das Gespräch durch den Lärm der

Digitized by Google

herannahenden Volksmenge unterbrochen. Diesmal aber naht, damit wir endlich einmal Zeuge, wenn auch nicht von Geschehendem, so doch von Geschehenem werden, nicht der Herr selber, sondern sein Bote, der wirkungsvollste, den er senden konnte, Lazarus, der Auferstandene. Mit einer Stimme, „die noch nicht wieder menschlich erscheint", spricht er, ohne die brutalen Worte des Verus, der in dem allem nur ein Komplott, eine wirksam inszenierte Verabredung sieht, zu beachten, zu Maria Magdalena: „Komm, der Meister ruft dich!" Und die große Sünderin folgt dem Boten mit nachtwandlerischen Schritten.

Der dritte Akt spielt im Hause Josephs von Arimathia, in dem Speisesaale, in dem das heilige Abendmahl stattfand. Als ob Maeterlinck plötzlich die Angst überfiele, uns von Jesu Leben nicht genug gezeigt zu haben, häuft er an bekannten Gestalten, was er nur erraffen kann. Da ist „Nikodemus, der Zöllner Levi, Simon der Aussätzige, der auferweckte Lazarus, Kleophas, Zachäus, der Blindgeborene Bartimäus (der Blinde von Jericho), der Besessene von Gersa, der Gelähmte vom Teiche Bethesda, der geheilte Wassersüchtige, der Mann mit der verdorrten Hand, Martha, des Lazarus Schwester, die Schwiegermutter des Simon Petrus, Maria Kleophas, Salome (des Zebedäus Weib), Susanna, der Blutflüssige, mehrere namenlose wunderbar Geheilte, mehrere Bucklige, Lahme, Blinde, Aussätzige, Gichtbrüchige, die ihre Heilung erwarten, Arme, zwei oder drei Buhlerinnen usw." Wieder äußerliches, uns durch nichts mit den Gestalten verbindendes Zeigen statt zwingender Verlebendigung von innen her, wieder ein nichtssagendes Vielerlei statt eines bedeutungsvollen, symbolhaften Einzelgeschickes. Alle sind verängstigt, entsetzt. Und langsam drückt sich unter den nichtigsten, oft das Komische bedenklich streifenden Vorwänden einer nach dem andern beiseite. In diesen Kreis der Hilflosen stürmt Maria Magdalena, voll des Willens, den Herrn zu retten. Sie fleht, bittet, beschwört, schilt — umsonst. Nur einer kann helfen: der, in dessen Hand das Geschick des Herrn liegt: Lucius Verus. Der ehedem Geliebte kommt und schlägt der Bekehrten einen ebenso brutalen wie einfachen Tauschhandel vor: Maria Magdalena, die ihm ohnehin nicht viel mehr als eine in den Nazarener Vernarrte ist, soll sich ihm ergeben, dann will er Jesus vor dem Tode retten, indem er ihn entwischen läßt. Aber Maria erkennt, daß es nicht um sie geht, sondern um den Urquell alles Reinen, den sie durch solche Rettung für alle Welt besudeln würde. Weder das Drängen des Verus, noch die Bitten der verstörten Anhänger des Herrn vermögen sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Stumm, regungslos, verzückt nimmt sie alle Schmähungen hin. Schon naht der Zug. „Kreuzige! Kreuzige!" schreit das Volk. Unter dem Fenster vorbei wird Jesus nach Golgatha geführt. Noch einmal macht der Römer sein Anerbieten. „Ohne sich zu rühren, ohne Verus anzublicken, ohne Zorn, mit himmlischer Stimme voll Friede, Klarheit und göttlicher Gewißheit, sagt Maria Magdalena: »Geh!«"

Von einer wirklichen Gestaltung des Geschickes der Magdalenerin, wie es die Legende durch Zusammenfassung mehrerer biblischer Gestalten nach und nach gebildet hat,

Digitized by Google

kann bei Maeterlinck nicht die Rede sein. Man beachte, wie er in allen entscheidenden Augenblicken das Versagen seiner Kraft durch Nebenhersprechen schön klingender Worte zu verdecken sucht. Was da gesagt ist, war zu zeigen, was die redeseligen Regiebemerkungen enthalten, war in Leben umzusetzen. Es galt, das Geschick einer weiblichen Seele zu formen, die, von ihrem Verlangen nach vollem, schönen Leben auf Abwege gelockt, durch ein aus Seelentiefen aufsteigendes Wort in die neue, höhere, reinere Lebenssphäre hinübergeleitet wird, nach der es sie in allem Fehlgreifen verlangt hatte. Daß der Weg durch Leid, durch Buße und Reue dabei nicht zu umgehen war, versteht sich. Wer, wie Maeterlinck, diese namentlich von der bildenden Kunst umworbene Lebensstrecke ausscheidet, der dichtet nicht mit seinem Stoff, sondern gegen ihn. Der Aufstieg zu der neuen Lebensgewißheit müßte im Drama dann durch einen Seelenkonflikt als vollzogen gezeigt werden. Durch einen Seelenkonflikt, der ganz durch das Vorleben der Sünderin und das Jesusgeschick gewirkt ist, der sich in der Durchbringung beider wie von selber ergibt und — völlig frei von der Konstruiertheit des Veruskonfliktes — Maria Magdalena die letzte Stufe zum Heiland hinanführt. Hier bedarf die Legende, ehe sie zur Formung reif ist, noch der Ansetzung neuer, vertiefender Züge. Hier bedarf das Geschick der Magdalenerin noch einer weit innigeren Verschmelzung mit dem Jesu, um dramatische Reife zu erlangen. Da sind wir bei dem springenden Punkte: das Maria Magdalena-Drama wird nur einer schreiben, der unbekümmert um die Theatervorschriften, unbekümmert darum, daß er seinem Stück — zu dieser Zeit — die Aufführung unmöglich macht, Jesus selber mitten in ihr Leben hineinstellt. Wer, wie Maeterlinck, sein dichterisches Gewissen beschwichtigt und sich dem Theater ausliefert, dem kann die Gestaltung des Stoffes nicht gelingen. Das Sprechen hinter der Bühne, das fortwährende Bereden des Bedeutungsvollsten, das theatralisch wirksame, dichterisch unmögliche Auftretenlassen des Auferweckten (es entwertet das bedeutungsschwere Jesuswort, das am Wendepunkte des Magdalenenlebens steht), die Verlegenheitshäufung von lebendigen Zeugnissen des Wirkens Jesu am Beginn des dritten Akts, die Niedrigkeit des Schlußkonfliktes — alle diese Hemmnisse für eine dichterische Bewältigung haben ihren Ursprung letzten Endes in dem einen: Maeterlinck, der Dichter, war nicht stark, nicht ehrlich, nicht hingebungsvoll genug, um den Lockungen und damit den unnatürlichen, den in diesem Fall geradezu unsinnigen Beschränkungen des Theaters zu widerstehen. So ist seine Maria Magdalena, die in der Kontrastierung der römischen und jüdischen Welt hübsche Ansätze hat, die in der anfänglichen Anlage der Hauptgestalt nicht ohne Bedeutung ist, ein Theaterstück, ein Kompromißschauspiel, keine Dichtung geworden. Die einzigen herzbezwingenden Worte, die während des Abends fallen, werden hinter der Szene gesprochen. Und sie stammen nicht von Maeterlinck, sondern aus der Bibel. Hans Franck

Musik

Robert Schumann als Schriftsteller

Der Künstler, der zur Feder greift, wird das, wenn er nicht nur hie und da aus Reklame-

Digitized by Google

bedürfnis seine Meinung zu äußern für nützlich hält, unter dem Druck desselben inneren Zwanges tun, wie wenn er ein Kunstwerk schafft. Es läßt ihn nicht eher ruhen, als bis er sich die Sache von der Seele geschrieben hat. Daß der Künstler gleichzeitig der beste Kunstschriftsteller ist, beweist ein Blick auf die Literatur. Lessing, Herder, Schiller, Goethe haben außerordentlich viel auch über Kunst geschrieben und sind unbedingt die bedeutendsten Kunstschriftsteller ihrer Zeit.

In der Musik ist die Sachlage, seit es überhaupt eine Musikschriftstellerei im weiteren Sinne gibt, nicht anders: Th. Amadeus Hoffmann, Robert Schumann, Richard Wagner, Franz Liszt, Hektor Berlioz, Peter Cornelius, Hans von Bülow sind die eigentlichen Anreger der Musikschriftstellerei. Es ist ja auch nichts natürlicher, als daß der schaffende, der mitten im Kunstleben stehende praktische Musiker die Forderungen seiner Kunst am besten beurteilen kann. Außerdem kommt bei ihm, dem produktiv Veranlagten, jener zu Anfang betonte innere Drang dazu, die künstlerische Inspiration und Mission. Diese innere Verwandtschaft zwischen musikalischer und schriftstellerischer Produktion zeigt sich auch bei Robert Schumann, besonders deutlich, wenn man ihn mit Richard Wagner vergleicht.

Alles Kunstschriftstellern wirklicher Künstler ist die Erfüllung einer inneren Forderung, die im wesentlichen das eine Ziel hat, für das dem Künstler vorschwebende Kunstideal die äußeren Existenzbedingungen zu ermöglichen. Alles Kunstschriftstellern wirklicher Künstler ist letzten Endes kunstpolitischer Natur. Ob sich's um eine Kunstpolitik großen oder kleineren Stils handelt, hängt von dem Wuchs der Persönlichkeiten ab. Und hier tritt sofort die innere Verwandtschaft mit dem Komponieren hervor.

Bei Robert Schumann handelt es sich nicht um eine Kunstpolitik großen Stils. Als er 1834 die Neue Zeitschrift für Musik gründete und seine schriftstellerische Tätigkeit begann, hatte er weder eine Neuorganisation der deutschen Kunstpflege noch eine gründliche Reformation des musikalischen Erziehungswesens noch eine Revolution oder Evolution auf dem Gebiete der Oper, des Oratoriums, der Symphonie im Auge. Es galt ihm, die Gefahren, von denen die deutsche Haus- und Klaviermusik durch die alles beherrschenden Herz, Hünten, Czerny bedroht war, abzuwenden, guten Talenten auf denselben Gebieten Bahn zu brechen, für einzelne neue Werke, für alle Kunst, die echt und bodenständig, die aus dem Leben geboren war, einzutreten. Im ganzen: ein sehr schönes, echt künstlerisches Programm, aber keine planmäßig durchzuführenden Reformideen, auch vor allen Dingen keinerlei organischer Aufbau auf einer geschichtlich gegebenen Grundlage.

Man vergleiche diese Art der Schriftstellerei mit Schumanns eigener Kunst. Das Beste, das Unsterbliche an ihm bleibt doch seine kaum übertroffene Kleinkunst, besonders in der Klaviermusik, und in den großen Werken das Detail. Wie im schriftstellerischen, so war im künstlerischen Schaffen seine Stärke nicht das Zusammenfassen von Einzelgedanken zu einem großen Ganzen, sondern das liebevolle Ausarbeiten von tausend Einzelheiten, das Ausstreuen einer

Digitized by Google

Fülle von Blüten. Man kann aus Robert Schumanns Schriften, abgesehen von der Grundidee, daß alle Kunst nicht gemacht, sondern geboren, aus dem innersten Leben ihres Schöpfers erwachsen sein müsse, keinerlei große leitende Gesichtspunkte herausziehen, nur immer wieder auf die Fülle von unvergänglichem Detail hinweisen, genau wie in seinen Werken.

Wie anders bei Wagner. Wie sein Schaffen sich in den größten Formen bewegt und von einer Einheitlichkeit ohnegleichen ist, so ist sein ganzes Schriftstellern beherrscht von dem Gedanken des musikalischen Dramas. Die große Idee der Reform des Theaters, der Gedanke einer bewußten Weiterentwicklung des künstlerischen Ideals des letzten Beethoven ist sein Leitmotiv. Man wird die Analogie zwischen Schriftstellern und Schaffen, ja selbst zwischen sprachlichem und musikalischem Ausdruck ebenso bei Liszt, Berlioz und Cornelius verwirklicht finden. Am bezeichnendsten bleiben jedoch Wagner und Schumann. Obwohl aber Schumann auch als Schriftsteller Kleinkünstler ist, darf man die Wirkung seiner Schriften ja nicht unterschätzen! Die Bedeutung seiner Neuen Zeitschrift für Musik war außerordentlich groß, und zwar darum, weil sie in einer Zeit sehr großer Verflachung und Veräußerlichung des ganzen Musiklebens die Rechte des Künstlers, des Musikpoeten mit phantasievoller, begeisterter Beredsamkeit vertrat. Wir dürfen uns nicht etwa einbilden, daß fünf bis zehn Jahre nach Beethovens Tode die Musikpflege auf einer besonderen Höhe gestanden hätte. Der letzte Beethoven war damals so gut wie völlig unbekannt, Schubert ebenso, in der Oper herrschte durchaus die immer äußerlicher werdende italienische Richtung und im Konzertsaal und Haus das analoge Geklingel nichtssagender Virtuosenmusik, gegen die ja auch Liszt seine großen Kämpfe zu bestehen hatte.

Schumann trat hier als „Verteidiger der Rechte des Herzens“ auf. Seine viel mehr von der Poesie (Jean Paul) als von der Musik angeregte Natur fand um sich eine ganz andere, nüchterne Welt, eine Welt, die von den Modeerfolgen geschäftskluger Könner ohne künstlerisches Ingenium widerhallte. Seine Kunst allein konnte hier nicht durchdringen. Und so griff er, wie später Wagner, zur Feder, um seinen Idealen Geltung zu verschaffen.

Es wäre aber völlig falsch, wenn man die Bedeutung der Schriften Schumanns damit abgetan wähnte, daß sie seinerzeit die Schäden der Kunstpflege haben beseitigen helfen. Im Grunde wiederholt sich doch alle paar Jahrzehnte dieselbe Geschichte. Und wie wir heutzutage noch in Lessings, Herders, Schillers, Goethes Kunstschriften eine Unmenge unsterblicher Worte finden, die in dem immerwährenden Kampf gegen das Gemeine ihren unverlierbaren Wert behalten, so sind Hunderte von Aussprüchen Schumanns noch heute so wahr wie 1840. Wie Schumann einst für Schubert, Berlioz und Chopin eintrat, wie er Brahms den Weg ebnete, so wirbt und wirkt er mit der tiefen, inneren Wahrheit seiner Kunstanschauungen auch heute noch bei Künstlern und Kunstfreunden für die Rechte jeder echten Kunst! Denn es ist ja immer wieder dasselbe Lied: Die Künstler, die der Geist treibt, für die Kunst und Leben eins ist, denen das Leben mehr als Amüsement und die

Digitized by Google

Kunst mehr als Geschäft ist, haben immer von neuem den Kampf gegen Mode und Äußerlichkeit zu bestehen, den einst Liszt und Wagner und Schumann führten! Mögen dabei Liszts und Wagners so auch Schumanns Schriften allezeit eine gute Wehr und Waffen bleiben!

Georg Göhler

Wagner-Dämmerung?

Richard Wagners siebenundneunzigster Geburtstag lenkt die Blicke aller Musikfreunde in die Zukunft. Nur drei Jahre noch, dann läuft die Schutzfrist für des Meisters Werke ab und es wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, die allgemeine geschäftliche Ausschrotung seines geistigen Erbes beginnen. Wenn man hört, daß jetzt in Berlin allein drei Bühnen ins Leben gerufen werden, die ihr Dasein auf das Freiwerden der Wagnerschen Werke gründen, so kann einem vor den Folgen bangen, die ein solcher Wettbewerb, ein so massenhaftes Angebot, eine solche Übersättigung des deutschen Publikums mit Wagner nach sich ziehen muß. Die Wagnerschen Werke, die ihr Schöpfer als Festspiele gedacht hat, die mit einem besonderen Aufschwung der genießenden Phantasie in Stunden der Weihe erlebt werden sollten, müssen als Wochentagsnahrung immer mehr zu Repertoirestücken und Kassemachern werden. Das aber muß sich früher oder später rächen, denn der Theaterbesucher verträgt nicht ungestraft ein Dauerschwelgen in Pathetik. Und die Übermacht des Wagnerschen Genies wird unsern ohnehin nicht auf Rosen gebetteten ernst strebenden Operntalenten Licht und Luft auf dem Theater in noch weiterem Maße rauben als bisher. Übersättigung und Notwehr, unwillkürliches Verlangen nach neuen Phantasieeindrücken und künstlerischer Bewegungsfreiheit muß den Vorgang einer Wegwendung von Wagner beschleunigen. Es wird ein Rückschlag eintreten, der die Einschätzung der Wagnerschen Kunst bei der nächsten Generation herabmindert. Ja, es ist zu befürchten, daß, wie es bei solchen Entwicklungen zu gehen pflegt, aus der Abkehr oder Zurückhaltung von der Musik Wagners auch eine Abkehr von seinen Idealen sich herausstelle.

Dem ließe sich vorbeugen, durch eine rechtzeitige Aufklärung des Volkes über das wahre geistige Wesen dieser Kunst und durch eine gesunde Wagnerdiät, selbst auf die Gefahr hin, den Herren Theaterdirektoren und Aktionären eine Enttäuschung zu bereiten. Jedenfalls bedeutet das Jahr 1914 für Wagner einen kritischen Zeitraum. Hält seine Kunst die ungeheure Belastungsprobe dieses Massenkonsums aus, dann ist ihre Herrschaft allerdings gar nicht abzusehen. Aber darauf kommt es nicht an. Eine Wagner-Tyrannis liegt ja auch gar nicht in der Absicht ihres Urhebers. Pflegen wir auf unsern Bühnen alles Echte, dramatisch Empfundene, lassen wir in diesem Reigen Wagners Werk nur das große Schlußstück sein, fügen wir die Kette nicht aus lauter Schlußstücken zusammen! Wenige, aber gute, stilgerechte Wagnerabende — das sei die Losung; die öffentliche Mißachtung treffe jene, die Wagner serienweise herunterspielen wollen wie Lehar und Oskar Straus. Hier kann die Presse durch ihren unmittelbaren Einfluß auf die Veranstalter und durch die Belehrung des Publikums sehr viel wirken. B

Digitized by Google

Berliner Sezession 2

Wie die Führer so bieten auch die alten Mannschaften der Berliner Sezession nicht gerade aufregende Überraschungen: es ist keiner da, der uns mit neuen Taten gewaltsam zu einer Generalrevision unsers Urteils nötigte. Nicht im guten, aber noch weniger, Gott sei Dank, im schlimmen Sinne. Sie wahren ihr Renommee, sowohl die eigentlichen Berliner wie auch die durch Jahre uns vertrauten Stammgäste dieser Ausstellungen. Und hier und da empfinden wir auch mit inniger Freude ein früher noch zögernd, mehr als Hoffnung ausgesprochenes Urteil schön und voll bestätigt.

Daß der siebzigjährige Hans Thoma noch keine müde Hand und müde Seele hat, wissen wir wohl, aber solch ein jugendlich frisches und zartes Bild wie diese „Hochsommerwolken" genießt man doch als eine feine Überraschung. Diese blühende, bebuschte Ebene, die sich leise in ihren Linien wiegt, als sänge sie ganz heimlich ein Liebeslied zu dem hoch oben strahlend segelnden Geliebten empor, — wie sinnlich ist dies Stück „Seele" gegeben. So klar und so voll Duft und einer in Reife ganz gestillten Freude. Gegen dieses Alterswerk fällt ein viel früheres „Flußufer" etwas ab, das in seinem Gegensatz zwischen der türmenden Silhouette der Baummassen und dem freien Blick mit der ruhigen Horizontale des Wassers noch ein wenig nach dem Rest von Absicht, von „Motiv" schmeckt. Von den sonstigen Ehrenmitgliedern der Sezession ist diesmal nur Adolf Oberländer vertreten. Neue Wesenszüge zu dem Charakterbilde des Meisters liefern die ausgestellten Arbeiten nicht. Oberländer ist ein ganz Fertiger; vielleicht, wagt man zögernd zu sagen, war er für das eigentlich Malerische immer ein wenig zu fertig. Seine mehr spirituell als sinnlich sehenden Augen hoben sich in einem fein kontemplativen Humor über die Dinge hinaus, so daß es zu einem eigentlichen Ringen und damit — Siegen auf dem Boden des malerischen Problems erst gar nicht kam. Er ist der „Betrachter", der uns mehr über die Dinge als mit den Dingen zu sagen weiß. Für diese Mitteilungen aber ist die abstraktere Sprache des Zeichenstifts, den er denn auch mit klassischer Meisterschaft führt, der ausreichende und vielleicht charakteristischere Ausdruck. So ist in ihm der Maler immer nur sekundär, das Kolorit nicht das unerläßliche Medium für das Leben des Gehalts. Trotzdem empfinden wir in seinen Bildern die Farbe doch nie als überflüssig, sie sagt uns immer noch manches. Denn sie ist, wenn auch nachträglich und als ein im Grunde Fertiges und Übernommenes, mit inniger Bedeutung der Idee einverleibt. Sie erfüllt nicht nur den realistischen Zweck, uns den Gegenstand sinnlich vertrauter zu machen, sie ist zugleich auch idealistisch, psychologisch-symbolisch, sozusagen gedanklicher Stimmungswert und läßt das feine Betrachtungsergebnis, das illustriert werden soll, köstlich nachdenklich, fast träumerisch humoristisch nachklingen. In diesem Sinne ist die Abendidylle „Heimkehr vom Markt" ein Meisterwerk. Mit welcher andachtsvollen, alles gleichwertenden Liebe zeichnet hier der pantheistische Humorist Baum und Ochs und Menschenkind und die traute Verwandtschaft aller Wesen dieser Erde. Oberländers Kunst, deren Humor (allerdings

Digitized by Google

gilt das mehr von seinen Zeichnungen) bisweilen Ewigkeitsdurchblicke hat, in denen der Weise plötzlich erschrickt, weil er fühlt, wie nah er dem Tragischen vorbeigestreift, ist eine Idylle, in der behaglich umblüht oft wundervolle Fallstricke für den dünkelhaft stelzenden Menschengeist liegen. — Fritz von Uhde zeigt diesmal nur ein Bild „Schwerer Gang", einen Vorwurf, um den er sich in seiner Art so oft gemüht wie Liebermann um die Reiter am Strand. Rein malerisch gesehn stellt das gegenwärtige Werk wohl nicht das Letzte an Ausdruck dar, doch an Gesättigtsein mit menschlichem Gehalt steht es den andern Fassungen nicht nach. — Eine schöne Ehrenpflicht hat die Ausstellung an dem toten Otto Reiniger erfüllt, diesem Leisen und Einsamen, von dem man bei Lebzeiten so wenig sprach. Seine Kunst verträgt auch eigentlich das viele Sprechen nicht. Wie still und ernst ist diese Natur gefühlt, die uns so merkwürdig ablockt von allem Lärm und Menschentreiben, uns einsam macht, daß wir mit um so innigerer Liebe ihr allein uns hingeben. Diese gute braune ruhende Erde und das metallisch feuchtschwere Glänzen im Widerspiel von Himmel und Wasser, dieser Herbstwald mit dem letzten schweren Streifen Gold an den Kronen, — es zieht unsre Sinne langsam, aber ganz in sich hinein, wir werden nachdenklich, ohne doch in Reflexion zu verfallen. Diese Kunst ist ganz naiv in ihrer still sinnlichen, musikalischen Naturerfülltheit. — Nicht zum besten präsentiert sich Kalckreuth in diesem Jahr. Das Mädchenporträt ist wirklich recht mittelmäßig und enthält nichts von dem reifen, charaktervollen Talent, das wir an diesem Maler sonst zu sehen gewohnt sind. Auch seine „Krankenstube" gewinnt uns nicht bei aller ehrlichen Sorge, es ist etwas Gedrücktes, Ungelöstes darin, an dem nicht der Gegenstand, sondern der Pinsel die Schuld trägt. Einzig „Die »Alte Liebe« in Kuxhaven" reißt ihn heraus, das sind wirklich wieder die alte Liebe und die glücklichen Augen, die das Bild des Lebens so frisch und treu zurückstrahlen. Es hält sich gut neben den bewährten Hamburger Hafenbildern Ulrich Hübners, der aber sein Bestes in der „Märzsonne" gibt mit ihrer zarten, klaren, farbenreinen Kraft. Heinrich Hübners in Licht und Luft lebensvolle Innenräume, Kardoffs sichre Bildniskunst, Philipp Franks frische Unmittelbarkeit in Straßen- und Wasserbildern, — man findet das günstige Urteil über ihr Können immer wieder bestätigt. Dora Hitz geht neuerdings zu reicherer koloristischer Auflösung über; leider überzeugt sie uns noch nicht ganz von der Notwendigkeit dieser Entwicklung, das kann alles noch bloß gewollt sein, wenn man auch nicht glaubt, daß diese ehrliche Künstlerin zu einer Manier greift. Die kultivierte, ein wenig geistreich-schwächliche, echt feminine Kunst der Lepsius wird im Kinderbildnis immer schon viel Großstadt und Kultur geben und nie recht bis zu den Quellen der Natur dringen, aus denen Linde-Walter in seinen Kinderbildern uns einen frischen Trank schöpft. Außerordentlich sympathisch wirkt Bernhard Panloks Bildniskunst, die in ihrer männlichen Sachlichkeit stetig weiterreift. Einer unverzeihlichen Nachlässigkeit aber macht sich L. von Hofmann schuldig. Er hat in letzter Zeit so oft die Mei-

Digitized by Google

nung herausgefordert, daß sein Talent einer bedenklichen Erschöpfung, Ausgemaltheit verfalle: er hätte wirklich nicht als einziges Werk eine solche Flauheit wie dieses Tänzerinnenplakat ausstellen sollen, das dadurch nicht bedeutender wird, daß er ihm einen dunklen mystischen Namen gegeben hat. Daß Hofmann zurzeit eine Kollektivausstellung bei Cassirer und darin glücklicherweise Besseres zeigt, entschuldigt diese Nachlässigkeit der Sezession gegenüber doch nur schlecht. Zum Unglück hängt diese Hofmannsche Wesenlosigkeit auch noch in unmittelbarer Nachbarschaft Hodlers, dessen metrische Sprache so gefüllt ist mit Leidenschaft, dessen jugendlich trächtige Phantasie so meisterlich in den Rhythmus gebannt ist. Etwas Schwingendes, Klingendes, hart und geschmeidig zugleich; und die Linien dieser Sprache werden umblüht von ganz neuen Sinnbildern der Farbe. Ein fein geschwungener tönender Bogen ist die Komposition dieses „Tags", dessen Spannung, an den Enden noch schlummernd, verhalten sich steigert bis zu der Höhe und Wachheit einer Gebärde, die gebunden und gelöst in einem ist. Das Bild ist ein Meisterwerk chorischer Lyrik. In gewissem Sinne ist Hodler in allen seinen Bildern Orchestiker. Diese Einzelgestalten des „Mähers" und „Holzhauers" mit der kühnen Spannungskraft der Linie: wenn man ihren Stil ganz verstehen will, muß man sie geradezu als Chorführer sehn. Nicht realistisch, auch nicht als Repräsentanten oder konkrete Ideen, sondern als Chorführer. Und Orchestik ist auch das wundervolle Bild des blauen Mädchens vor der Frühlingswiese. Ganz Rhythmik, metrische Gebärdensprache. In dieser knospenhaft bedrängten Verhaltenheit der gotisch herben Linien welche Fülle von Ahnung und Ausdruck! Wie der gespannte Atem eines ersten zögernden Akkordes, in dem doch schon der ganze brausende Choral seligster Lebensnot wie ein Schicksal beschlossen liegt. In einer Zeit, in der die impressionistische Optik und der Prosastil des Realismus so allgemeine Herrschaft erlangt haben, müssen wir immer erst einige Hemmungen überwinden, um idealistische Monumentalkunst naiv ohne Gedankenbrücken aufnehmen zu können. Zumal die Hodlers mit ihrem alemannisch eigensinnigen Charakter. Wir müssen erst wieder in Linien sehn, erst wieder metrisch lesen lernen, dann werden uns auch vor Hodlers Werken die letzten Fremdheiten schwinden.

Erich Vogeler

Angewandte Kunst

Zu den Bildern der Bauten von Ludwig Hoffmann

Es ist eine eigene Sache, die Häuser von der Straße her zu beurteilen und so über Bauwerke zu sprechen oder zu schreiben; ein solches Urteil bleibt, soweit wir an das Haus selbst denken, immer etwas Halbes und das kaum. Die eigentlich große Arbeit, die Hauptarbeit, die nötig ist, ein Haus zu bauen, kommt mit dessen Außenseite nur im kleinsten Maße zur Erscheinung, und so geraten wir — von der Straße her — sehr leicht in eine Art Architekturkritik, die der gesunden Entwicklung unsrer Bauarbeit mehr schadet als nützt. Ganz besonders heute; uns Bauleuten sind in der jüngeren Zeit so sehr viele Neuerungen (neue Baukonstruktionen, neue Verkehrswege, neue Handels- und Arbeitsverhältnisse usw.) in den Weg ge-

Digitized by Google

kommen, die zum Teil von größter Bedeutung für unser Bauschaffen sind; alle diese Neuerungen liegen aber noch sehr bunt durcheinander, und diese nach ihren Bedeutungen unsrer Bauarbeit richtig einzuordnen, ist heute für jeden Bauenden viel mehr Aufgabe, ist für unser Wohlbefinden von viel größerem Werte, als das zu schaffen, was man so gewöhnlich „Architektur“ nennt.

Bei dem Hausbauen spielen die in erster Linie zu bewältigenden und immer großmassigen rein handwerklichen, technischen, kaufmännischen usw. Arbeiten die größte Rolle; wir müssen erst einmal sehr viele sozusagen bauwirtschaftliche Ordnung schaffen, um alle diese genannten großmassigen Bauarbeiten gründlich zu beherrschen. Dann *können* wir sie erst „vergeistigen“ und damit als *Baukünstler* arbeiten, ich meine: in dem großen Maße als Baukünstler, wie das heute bei unsrer reichen Bautätigkeit immer wieder unrichtig als etwas *Selbstverständliches* gefordert wird.

Heute wird ja eigentlich überall mit größtem Ernst gearbeitet, und das gilt ganz besonders auch von der Schreib-, Rechen- und Zeichenstube des Architekten und des Baugewerklers. Will der Laie hier fördern, so kann er kaum etwas Besseres tun, als aller neuen Bauarbeit mit einfachen, menschenfreundlichen Forderungen oder Urteilen begegnen. Wir Bauleute sind sehr froh, wenn wir sehen, daß die Allgemeinheit Interesse für unsre Arbeiten hat, das Interesse der Allgemeinheit bedeutet für jede Berufsarbeit eine Mitarbeit. Aber zum Beispiel meine kleine Tochter will mir auch schon immer helfen, will mitarbeiten, wenn ich Hausbauten plane; sie denkt nun natürlich, dümmin wie sie noch ist, sie kann mir am meisten helfen, wenn ich ihr einen großen Bleistift und ein sehr großes Stück weißes Papier gebe, damit sie dann, sehr viel schwatzend, sehr viele Striche und Häuser malt; das ist natürlich lustig und hat damit seinen eigenen Wert; aber ich suche doch immer noch wieder, sie zu überreden, daß sie mich in meinem Zimmer allein läßt, weil mir's scheint, als gehe ohne ihre handgreifliche Hilfe meine nötige Arbeit doch besser vorwärts.

Will der Laie eine Berufsarbeit fördern, so tut er immer gut, dieser gegenüber eine gewisse vornehme Distanz zu halten.

Der schnell gewordene jüngere deutsche Geldreichtum hatte auch gleich viele und neue Bauaufgaben zur Folge und schuf damit auch ganz natürlich und schnell ein breites lebendiges Interesse für die Architektur, und das ist dieser sehr zugute gekommen; aber dies Interesse wäre doch viel fruchtbarer gewesen, wenn es nicht soviel mit vielem Wissenwollen und schnell angelernten und dann natürlich unklaren Forderungen dahermarschiert wäre; man übersieht immer wieder die eigentlich einfache, die ursprüngliche Aufgabe, die mit dem gewöhnlichen Hausbau zu lösen ist, und fordert immer wieder als etwas sehr Wichtiges irgendwelche Besonderheiten, wo man billigerweise ein einfaches, vernünftiges, praktisches, sauberes Haus fordern sollte, und das stand und steht noch heute der gesunden und schnellen Entwicklung unsrer Bauarbeit immer wieder sehr hemmend im Wege. Es ist in der Ordnung, daß man fordert, jede menschliche Arbeit sei schließlich mehr als ein niedrig handwerkliches, niedrig praktisches, vernünftiges Können; aber — wie gesagt — unser modernes Bau-

Digitized by Google

arbeiten ist noch durchaus in der Gärung, in der Unordnung, und je ernster wir bemüht sind, hier zu klären, zu ordnen, voranzuarbeiten, um so mehr sehen wir hier die Aufgabe, erst noch handwerklich, verstandesmäßig zu arbeiten; die Baukunst läßt sich da nicht so einfach herpfeifen.

In diesem deutschen Bauleben haben die Bauten von Ludwig Hoffmann eine hervorragende Bedeutung, sie sind im höchsten Maße geeignet, es glücklich zu befruchten. Hoffmann legt nicht lange den Finger an die Nase und grübelt über Kunst, er nimmt seine reiche Schulung und seinen guten Geschmack und baut los und feilt herum, und es wird alles sehr schön und männlich tüchtig.

Es drängt Ludwig Hoffmann nicht, über die einfache tüchtige Lösung seiner Bauaufgaben hinaus Neues zu schaffen; aber er will doch auch mehr geben als einfaches glattes Bauen; ob das richtig ist, ist eine Frage für sich, die jedenfalls nicht so ganz schnell zu beantworten ist; aber Hoffmann kennt nun gründlich die Wirkungen alter Bauformen, stellt dann diese als etwas durchaus Zuverlässiges in seinen Dienst und läßt alle Fragen über das Modern oder Nichtmodern der Einzelformen als etwas ganz Nebensächliches vornehm seitwärts liegen. Damit bleibt ihm die Zeit und die Kraft, die er nötig hat, seine vielen und dringenden und sehr wichtigen täglichen Aufgaben gut zu lösen, und gerade darin liegt das in erster Linie Vorbildliche des Hoffmannschen Bauens. Der Wert, daß gerade Ludwig Hoffmann die fast unheimlich vielen, ausgedehnten und bedeutenden Bauaufgaben der Berliner Stadtverwaltung zu bearbeiten hat, ist vorläufig noch ganz unschätzbar groß nicht nur für Berlin, sondern für das ganze deutsche Bauleben.

Die Hoffmannschen Bauten haben etwas besonders Deutsches; sie sind überzeugend ernst, ehrlich und tüchtig; aber sie sind auch leicht etwas unbeholfen und sozusagen erdenschwer; sie zeigen mehr ehrliches und gründliches Können und Wissen als eigentliche Größe. Hoffmann bringt bei im ganzen bescheidenem Empfinden Einzelheiten und Gliederungen sehr stark zu Worte, wodurch immer wieder die einfache Kraft, die seine Bauten in der ursprünglichen Anlage haben, geschwächt wird. Zum Beispiel: die in der Masse ungegliederte Fassade und auch die Gesamtbaumasse des Friedrich-Werderschen Gymnasiums sind von einer herrlichen Größe, die aber wieder durch den freundlichen Giebelaufbau in der Fassadenmitte bezw. durch die Pilaster(Pfeiler-)teilung der Fassadenfläche abflaut. Der Dachreiter dort ist an sich ein reines Kunstwerk, und es ist eine Freude, ihn anzusehen; aber er trennt sich doch durchaus von der Hauptdachmasse, überhaupt von der ganzen Baumasse, und sein eigener Körper ist zu bescheiden, als daß er neben dem Hauptdach etwas Rechtes sein könnte; er macht aber wieder den an sich großen und schweren Umriß der Gesamtbaumasse gefällig und steht dann da, sozusagen als wolle er die wuchtige Größe des Hauptdaches entschuldigen.

Solche Schwächen sind da; aber sie haben doch kaum etwas zu bedeuten neben der vielen großen Kraft, die Ludwig Hoffmann mit seinen Bauten verkörpert: die zeigen im großen ganzen ein größtes Können und eine größte Ord-

Digitized by Google

nung und Sicherheit des Wollens und Schaffens, und das sind Tugenden, die wir heute im deutschen Bauleben nur erst ganz außerordentlich selten treffen.

Heinrich Tessenow

Das Feldgehölz

Von der Landstraße biegt der Fahrweg seitwärts hinüber nach dem Dorfe. Er führt über die etwas tiefer gelegene Wiesenmulde, durch die der geradegelegte Bach fließt, eine kleine steinerne Bogenbrücke spannt sich darüber. Von hier aus leitet der Weg sanft lehnan und, ehe noch die Acker des Dorfes beginnen, durch ein Feldgehölz, von den Leuten kurz „der Busch" genannt. Zwischen seinem Eichen-, Hasel-, Faulbaum- und anderm vielstämmigen Strauchwerk erheben sich eine ganze Anzahl einzelner größerer Schirmbäume: Birken, Eichen, Buchen und etwas abseits vom Wege am Rande auch ein mächtiger wilder Kirschbaum. Heitere Kindheitserinnerungen knüpfen sich an ihn, seinetwegen komme ich heute eigentlich hierher. Und ich hatte recht: die ganze junggrüne Maienpracht blieb hinter seiner blühenden, strahlenden Herrlichkeit zurück! Leise Lüfte trugen mir schon von weitem seine zarten, fast unmerklichen Düfte zu, und nun überschaue ich die ganze Sonnenseite seiner stolzen, vom starken Stamm und dunkeln Ästen getragenen Krone. Daran hängen selig im Atherblau die Hunderte der blendenden Blütenbüschel, und ein gleich selig Lied summt leise aus ihm hervor, das stimmen die tausend kleinsten, leichtbeschwingten Gäste an, die bei ihm einkehren. Finkenschlag schmettert hoch oben von ihm herab, und im tieferen Gezweig tönt Schwarzplättchens Hochzeitsgesang und rechts und links der flötende Chor der Amseln und Drosseln. Vogel Kuckuck aber strich mit lachendem Rufe ab, als ich kam. Sag mir, Fink, was hatte denn die Frau Kuckuck hier zu schaffen? „Das, das, das, das weiß i nit, is mir a ganz egal!" erwidert er in flottestem Allegro fortissimo, und die letzte Silbe schwingt er besonders übermütig hervor. Fink, du bist ein Leichtfuß! Lagen nicht fünf Eier in deinem Nest und sind's nicht plötzlich ihrer sechs? Auch das ist ihm „ganz egal". Aber in vierzehn Tagen werden bittere Nahrungssorgen beginnen, die der nimmersatte Gauch im Nest über die ganze Familie heraufbeschwören wird. Auf Wiedersehn übers Jahr! ruf ich ihm und meinem Kirschbaum zu, und strebe nach dem Dorfe. —

Und wieder ist ein Jahr ins Land gegangen, wieder ist's Frühling, und wieder zieht mich's nach den Dächern und Giebeln der alten Heimat. Glockentöne dringen aus der Ferne an mein Ohr: es ist Sonntagmorgen. Im beglückenden Genuß der also feierlich gestimmten Frühlingswelt erreiche ich gemach den sanften Höhenrücken, hinter dem mein freundliches Ziel liegt. Aber — etwas wie Entsetzen faßt mich — was ist das? Die Häuser sehe ich, aber wo ist der Busch? Wo ist mein Kirschbaum? Bin ich denn ganz irregegangen? Nicht doch, es stimmt ja alles: dort die Straße, dort der Fahrweg über die Wiese, und drüben die Gehöfte des Dorfes. Keine Täuschung: das ganze Gehölz ist verschwunden, ausgerodet! Dafür reicht das Haberfeld nun den Hang herunter bis auf die Wiese. Und außerdem: auch der Weiher, in den der Bach mündete, ist nicht mehr da. Graswuchs wuchert an seiner Stelle . . .

Digitized by Google

Es ist schon besser, ich kehre um — aus den Augen das zerstörte Bild! Doch nein, im Dorfe will ich fragen, wie sich's zugetragen hat. Wer es getan hat? Der Pächter drüben vom Rittergut. „Ja, der macht ein gutes Geschäft dabei," sagt ein Bauer, „vorigen Herbst haben wir's im Tagelohn umgeschlagen und gerodet; wär's mein gewesen, ich hätt's auch so gemacht!" Sie treiben's halt, wie sie's verstehen: wer die Werte nicht mehr genießen kann, die er zerstört, für den waren's eben keine mehr. Nur, daß er sie auch gleich mit für die Kommenden zerstört, denen sie wieder welche sein werden!

Unterm Ahornbaume auf der Höhe rast ich und denke noch einmal der Jugendzeit und des Busches und des Kirschbaums und denke an Drossel, Fink und Schwarzplättchen: wo mögen sie nun sein, die Heimatlosen? „Das, das, das, das weiß i nit, is mir a ganz egal!" antwortet's oben im Ahornbaum. Ihm macht's also nichts, der Apfelbaum drüben im Dorfe tut's ja auch, wenn's sein muß auch der einsame Ahorn. Der Leichtsinn weiß sich zu schicken. Ein Falter läßt sich vor mir in der Wegsonne nieder. Mit den breiten, dunkeln, weißgerandeten Flügeln, die an ein Leichentuch gemahnen, schlägt er zwei-, dreimal auf und ab — jetzt breitet er sie aus und schwingt sich zum Licht. Plötzlich wußt ich's: es war ein Seelengruß meines gemordeten Freundes, des alten Kirschbaums.

A. Thümer

Handel und Gewerbe

Eine Umfrage in Sachen des Geschmacks

Die sächsische Landesstelle für Kunstgewerbe hat an etwa tausend „Kunsthandwerker, Industrielle, Händler, Künstler und Gewerbetreibende" die folgenden Fragen gerichtet:

1. Was beklagen Sie beim kaufenden Publikum?

2. Welche Mittel halten Sie für geeignet, im Publikum den Sinn für Qualität zu wecken?

3. Halten Sie die stete Hast nach Neuheiten auf Ihrem Gebiete für notwendig und wirtschaftlich förderlich — oder eine ruhigere Entwicklung mit Steigerung der Qualität für erstrebenswerter? Ist auf Ihrem Gebiet die Möglichkeit, wirklich gute Formen und Muster länger auf dem Markte zu halten, und wenn nicht, warum?

4. Von wem sind Sie in der Geschmacksrichtung Ihrer Erzeugnisse abhängig? Oder: Wer bestimmt die Geschmacksrichtung in Ihrer Branche? Haben Sie selbst Einfluß darauf?

5. Welche Schäden bestehen im Lehrlingswesen?

6. Was erwarten Sie von den Schulen?

7. Haben Sie Schwierigkeiten im Verkehr mit Künstlern, Kunstindustriellen, Kunsthandwerkern oder -händlern, und welche?

8. Haben Sie eine Art von Konkurrenz, welche als allgemein schädlich zu erachten ist, und inwiefern?

9. Was erwarten Sie von der neuzeitlichen kunstgewerblichen Bewegung gegenüber der Nachahmung alter Stile?

10. Was vermissen Sie bei den kunstgewerblichen Fachzeitschriften?

11. Welche Mittel stehen Ihnen zu Gebote, um Ihre selbstgefertigte Handarbeit dem Publikum vor Augen zu führen?

12. Führen Sie Fabrikware und kunsthandwerkliche Einzelerzeugnisse (Originalarbeiten) nebeneinander? Welche Erfahrungen machen Sie dabei?

Digitized by Google

13. Halten Sie kleinere vorbildliche Fachausstellungen für wertvoll und wo?

Was die Leute geantwortet haben — es sind im ganzen 141 Fragebogen ausgefüllt zurückgekommen —, wurde vor einiger Zeit in einer summarischen Zusammenstellung der bemerkenswertesten Äußerungen im Dresdner Journal veröffentlicht. Es ist manches darunter, was uns hier des näheren beschäftigen soll, aber einer materiellen Würdigung der Ergebnisse möchte ich doch zunächst einige kritische Bemerkungen über die Form, die Methode der Umfrage vorausschicken.

Der Zweck war, der Landesstelle, die den Charakter einer Gewerbeförderungsanstalt hat, „zuverlässige Grundlagen für ihre weitere Arbeit" zu beschaffen. Zuverlässige Grundlagen kann einer derartigen Zentralinstanz, die zwar beständig von Fachleuten beraten wird, die aber natürlich nicht mit allen Wirtschaftseinheiten des ihrer Obhut anvertrauten Gewerbes in Fühlung sein kann, tatsächlich nur die genaue Kenntnis der Lage eben dieser Wirtschaftseinheiten — also vor allem der Betriebe — geben. Die Landesstelle muß begreiflicherweise den Wunsch haben, zu wissen, unter welchen Bedingungen sich die wirtschaftliche Arbeit des Kunstgewerbes vollzieht, denn nur dann ist sie imstande, die Notwendigkeit fördernder Maßregeln zu erkennen und die Tragweite jedes ihrer Schritte richtig abzuschätzen. Mancherlei ist gerade auf gewerblichem Gebiete verdorben worden dadurch, daß man schematisch irgendwelche reformatorischen Theorien zu verwirklichen trachtete, ohne das Leben zuvor genau studiert zu haben. Die Umfrage mußte also so angelegt sein, daß sie ein getreues Abbild des Lebens vermitteln konnte, wenigstens in jenen Hauptzügen, die für die hier im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage der Geschmacksverbesserung entscheidend sind. Diese Notwendigkeit ist bei der Formulierung der Fragen aber nicht berücksichtigt worden, und deshalb sind auch die Ergebnisse der Erhebung meines Erachtens unzulängliche.

Abgesehen von den Fragen 4, 11 und 12, die nach Tatsachen forschen, werden fast überall Werturteile gefordert und zwar meistens in einer Form, die ein ganz subjektives Urteilen geradezu herausfordert. Man hat also das Resultateziehen, das Sache der Bearbeiter gewesen wäre, zurückverlegt an die Stellen, die nur Material zu liefern gehabt hätten, und man hat von ihnen in den meisten Fällen nicht einmal Belege, Begründungen gefordert — und sie wohl auch nicht erhalten —, so daß jede Möglichkeit der objektiven Nachprüfung fehlt. Dieses Verfahren mag ganz interessante Einblicke in die Stimmung der Befragten erlauben, die realen Bedingungen, unter denen sie arbeiten, lehrt es nicht kennen.

Und man muß sich gegenwärtig halten, wie solche Fragebeantwortungen zustande kommen. Werden bestimmte Betriebstatsachen und Erfahrungen erfragt, so läßt sich daran in der Regel nicht viel deuteln. Sie werden berichtet und können nachher im Zusammenhang der Dinge gewertet werden. Verlange ich aber Urteile über diese selben Tatsachen, dann können augenblickliche beiläufige Erfahrungen die Bewertung wesentlich beeinflussen. Namentlich in einem Fall wie dem vorliegenden mag oft der Wunsch des einzelnen,

Digitized by Google

auf die Meinung einer halbamtlichen Stelle in bestimmter Richtung einzuwirken, die Antwort gefärbt haben. Handwerker sind auch selten in der Lage, ihren ganzen Erfahrungsschatz in der kurzen Form einer konzentrierten Antwort wiederzugeben. Da wird dann ein Gesichtspunkt in den Vordergrund geschoben, der dem Manne aus irgendeinem Grunde gerade wichtig erscheint, und das ganze Bild wird dadurch schief. Es werden Einzelerfahrungen ohne Grund verallgemeinert, vor allem: es wird, in mangelhafter Kenntnis der wirklichen Kausalverknüpfungen, der Grund einer Erscheinung oft an falscher Stelle gesehen. Und das gerade scheint mir für die Grundlegung der ferneren Arbeit der Landesstelle besonders gefährlich.

Denn so, wie die Fragen gestellt und die Antworten erteilt sind, bieten sie kaum irgendwo die Möglichkeit, in das innere Getriebe der Dinge hineinzusehen. Wer helfen will, muß doch vor allem wissen, wo die Wurzel des Schadens sitzt, welche Ketten von Ursachen und Wirkungen zu bestimmten Erscheinungen führen. In der Übersicht, die die Landesstelle herausgegeben hat, stehen Widersprüche unvermittelt nebeneinander. So fordern einige Antworten auf Frage 3, die Behörden sollten vorangehen, gute Arbeiten durch Anerkennung auszeichnen usw. Andre wieder wollen, das Handwerk solle sich selber helfen. Besonders lustig ist das Spiel der Ungereimtheiten bei Frage 4: „Von wem sind Sie in der Geschmacksrichtung Ihrer Erzeugnisse abhängig?“ Die Kunsthandwerker meinen, die Künstler bestimmten die Geschmacksrichtung. Die Künstler sagen: nein, das täten die Fabrikanten, und die Industriellen machen bald die Künstler, bald die Händler und bald sich selber verantwortlich.

Nehmen wir mal an, alle diese Antworten seien im einzelnen Falle richtig, was immerhin denkbar ist, so könnten sie für die Landesstelle doch nur insoweit brauchbar sein, als sie die Fäden bloßlegen, die nun bald zu diesem, bald zu jenem Ergebnis führen. Wenn sie die Kanäle aufdecken will, in denen dem Publikum die jeweilige „Mode“ zufließt, dann muß sie zu ergründen suchen, warum dieser Kunsthandwerker sich in der Geschmacksrichtung seiner Produktion vom Künstler abhängig fühlt und jener Künstler vom Fabrikanten. Der typischen Möglichkeiten sind so viele, daß die einander widersprechenden Aussagen einander durchaus nicht auszuschließen brauchen. Auf die Frage 9 haben die einen geantwortet, die neuzeitliche kunstgewerbliche Bewegung, der „neue Stil“, erlaube ihnen nicht, genug zu verdienen. Andre wieder meinen, er fördere die ehrliche Arbeit. Auch hier wieder Gegensätze, die ganz und gar nichts sagen. Erst wenn festgestellt würde, welche Gründe die eine und welche die andre Äußerung verursacht haben, wüßte man, was die Entwicklung fordert.

Die bloße Aneinanderreihung der Antworten, wie die sächsische Landesstelle sie vorgenommen hat, und wohl auch allein vornehmen konnte, hilft noch nicht viel. Wir wissen zum Beispiel in keinem Falle, was für ein Betrieb die betreffende Antwort erteilt hat. Es erscheint auch fraglich, ob die Landesstelle selbst über den Charakter der Betriebe auf Grund ihres Materials genau unterrichtet sein kann. Die Bezeichnung als Kunst-

Digitized by Google

handwerker oder Industrieller gibt so schwankende Begriffe, daß es überhaupt unmöglich ist, eine Trennungslinie zwischen ihnen zu ziehen. Es bedeutet auch zum Beispiel einen gewaltigen Unterschied für die Bewertung einer solchen Antwort, ob sie etwa von einem Betriebe erteilt wird, der an Händler liefert, oder einem, der ausschließlich auf direkte Bestellung der Verbraucher hin arbeitet. Und bei dieser letzteren Art von Betrieben ist wieder die Bedarfsschicht, die er versorgt, von entscheidender Bedeutung. Ohne die Kenntnis dieser und einer Menge andrer Dinge fehlt die Handhabe für eine richtige Einschätzung der Fragebeantwortung.

Trotz alledem sind unter den Äußerungen eine Menge interessante Bemerkungen enthalten, die nur eben mit kritischen Augen angesehen sein wollen. Ich möchte in einem weiteren Beitrage auf einige der beachtlichsten Fragen näher eingehen.

Johannes Buschmann

Vom Markt mit „Preisen"

Neulich war ich wieder einmal in einer der „großen" Ausstellungen, die auf den verschiedensten Gebieten die Interessenten veranstalten, um Stimmung und Absatz zu schaffen. Welche es war, sag ich nicht, weil ich sie nicht mehr kompromittieren möchte, als all die andern, die's ebenso treiben. Es ist ein allgemeiner Unfug, von dem ich reden möchte; gelegentlich von Gärtner-Ausstellungen ist übrigens im Kunstwart schon auf ihn gedeutet worden.

Also: unter all den Ausstellungsgegenständen mußte man suchen, in Wahrheit mühselig suchen, wenn man einen finden wollte, der nicht „ausgezeichnet" war. Und zwar hatten die tausend Sachen nicht etwa den ersten bis tausendsten Preis, sondern fast jede hatte mindestens einen „ersten", einen „zweiten" oder einen „dritten" Preis, wenn nicht gleich soundso viele zusammen. Zweck davon: wenn ein Aussteller seine Kataloge und sonstigen Geschäftspapiere drucken läßt, führt er sich als Inhaber von „ersten", „zweiten", „dritten" Preisen auf, und der harmlose Käufer denkt natürlich: unter einem Tausend von Wettbewerbern (oder wer weiß, wieviel's waren!) ist dieser Hauptkerl also der erste, zweite oder dritte gewesen!

Die Fachleute kennen „das" natürlich, lachen darüber oder sagen: was will man machen, wenn's alle so treiben und ganze Ausstellungen weiter gar keinen Zweck haben, als solche Reklamemittel zu beschaffen? Demnach muß das Publikum in immer weiteren Kreisen dahin aufgeklärt werden, daß es nicht mehr hineinfällt. Das ganze Wesen ist nicht viel besseres als Gimpelfang. Schwiegen nicht fast alle Zeitungen der Herren Inserenten wegen peinlich davon, genügte die Presse ihrer Berufspflicht, aufzuklären, auch hier, so wäre das ganze Treiben unmöglich.

Daher die Freundschaft!

Am Ende des so betitelten Beitrags im ersten Maiheft ist durch ein Versehen die zweite von den beiden Bedingungen, denen sich die Zeitungen bei ihrem Vertrage mit den Alkoholkapitalisten zu unterwerfen haben, weggefallen. Sie lautet:

„Dieser Vertrag verliert seine Gültigkeit und tritt außer Kraft, wenn im Textteil oder an irgendeiner anderen Stelle der N. N. Zeitung etwas ausgeführt wird, wodurch die Interessen der

Digitized by Google

. . . . . brauerei geschädigt werden."

Sie mußte hier nachgeholt werden, denn sie ist ohne Zweifel die beachtenswertere.

Gesellschaft

„Reichtum verpflichtet"

Unter dieser Überschrift mahnte der Kunstwart und mahnte ich einmal an andrer Stelle unsre reichen Leute zu freiwilligen Spenden für soziale Zwecke. Das Wort scheint Anklang gefunden zu haben — bei Nichtreichen. Professor Chun sprach auf dem Hochschullehrer-Tage in Leipzig die gleiche Mahnung aus und findet allenthalben Unterstützung. Und das ist gut; denn wenn überhaupt, so werden unsre Reichen nur durch eindringliche, immer und allenthalben wiederholte Mahnungen sich ihrer Verpflichtung bewußt werden.

Oder glauben sie noch immer nicht, daß es für sie wirklich eine Pflicht ist, einen Teil ihrer Reichtümer im allgemeinen Interesse anzuwenden?

Wie und wodurch sind sie denn reich geworden? „Durch Arbeit!" Zum Teil gewiß; zum größten Teil aber sind sie Erben von Besitztümern, die ihre Ahnen anders erworben haben als durch Arbeit. Und es wäre vielleicht nicht ganz unberechtigt, wenn die Gesellschaft diese Reichtümer heute ähnlich „zurückerwerben" würde. Durch Arbeit reich geworden sind vorwiegend Angehörige der Industrie und des Handels. Aber danken selbst diese ihren Reichtum allein ihrer Arbeit; hat niemand sonst einen Anteil daran?

Um hierauf die Antwort zu finden, brauchen wir bloß an die bekannte Geschichte von Robinson Crusoe zu denken, des Schiffbrüchigen, der aller Mittel bar auf eine menschenleere Insel verschlagen wurde. Hätte Robinson es in seiner Einsamkeit wohl je zu Reichtum, ja nur zu Wohlstand bringen können, selbst wenn er Methusalems Alter erreicht hätte? Und Robinson Crusoe war ein schon erwachsener und unterrichteter Mensch, er nahm mit auf die Insel eine große Summe menschlicher Erfahrung und Wissen und Können, die ihm seine verschiedenen Arbeiten erleichterten, eigentlich überhaupt erst ermöglichten! Das richtige Bild hätten wir erst, wenn wir uns einen Neugeborenen in seiner Hilflosigkeit und Nacktheit auf Robinsons Insel versetzt dächten. Was könnte dieser werden, ganz allein, ganz auf sich angewiesen, bar jeder Hilfe eines Mitmenschen?

Nur der Mensch unter Menschen, der Mensch in der Gesellschaft, kann überhaupt leben, kann lernen und arbeiten und etwas erwerben. Wer reich ist, dankt also der Gesellschaft zunächst das Leben; denn der Einzige könnte nicht leben, weil er völlig hilflos zur Welt kommt.

Wer reich ist, dankt der Gesellschaft weiter seine Erziehung, sein Wissen und Können; denn der einzelne kann keine Schulen, Bibliotheken, Museen und sonstige Bildungsstätten gründen, entwickeln und unterhalten.

Wer reich wird, dankt der Gesellschaft eine ganz unschätzbar große Mitarbeit, die sie durch ihre Verkehrs- und Handelseinrichtungen leistet. Denn der einzelne kann sich keine Eisenbahnen und Schiffe selber bauen, keine Post und Börse selber einrichten.

Der Reiche dankt der Gesellschaft endlich, daß sie ihn durch ihre Einrichtungen vor Mord und Diebstahl schützt, er könnte ohne

Digitized by Google

sie seinen Reichtum auch nicht einen Tag in Ruhe genießen.

Allenthalben also ist die Gesellschaft an jedem Reichtum weitgehend beteiligt; und nicht mehr als richtig wäre es, wenn sie sich nicht bloß mit freiwilligen Schenkungen der Reichen begnügte, sondern einen gesetzlichen Anspruch auf einen bestimmten, großen Teil jedes Besitzes hätte. Solange diese gesetzliche Verpflichtung noch nicht besteht, hat der Reichtum jedenfalls die dringende moralische Verpflichtung, freiwillig für die Gesamtheit zu steuern. Otto Schulz

Ein „Nationalalbum" fürs „sehnende Volksherz"

Zur Hundertjahr-Jubiläumsfeier „der Universität Berlin" ist ein Prospekt überschrieben, der gegenwärtig an Angehörige aller Berufe und Stände („ob ehemalige Schüler der Berliner Universität oder nicht") verschickt wird. Man wirbt darin für ein Nationalalbum, das auf 80 Tafeln in 24 Gruppen die Bildnisse der „heutigen Träger geistiger und materieller Kultur Preußens" bringen soll, das heißt aller jener, die, dieser gedruckten Aufforderung folgend, ihre Photographie einsenden. „Das Volksherz wird sich danach sehnen, seine freudige Teilnahme an diesem festlichen Ereignis (dem Universitätsjubiläum) auf irgendeine Weise zu betätigen: außerakademische bürgerliche Kreise, größere Korporationen und Kollegien möchten ihre Gefühle in einer Form zum Ausdruck bringen, die ... anregender ist als die üblichen Verlesungen von Glückwunschadressen. Und diese Form ist glücklich gefunden." Das Nationalalbum (in dem an zweiter Stelle die am Hofe vorgestellten Damen rangieren) wird in je einem Exemplar, in Prachtmappe dem Kaiser, der Universität und dem Märkischen Museum als Festgabe gewidmet. Und die übrigen Exemplare? „Den Porträtierten selbst" wird es „zur besonderen Freude und Genugtuung gereichen, sich auf einem Wandschmucke vornehmster Art im Kreise ihrer Standes- und Berufsgenossen wiederzufinden ..." Jede Tafel wird nämlich einzeln abgegeben, und wenn auch eigens versichert wird, daß die Bestellung einer solchen Tafel mit dem eigenen Porträt nicht Bedingung für die Aufnahme sei, so hofft man doch, „angesichts des doppelten Zweckes des Unternehmens, einerseits eine würdige, aus Liebe und Verehrung dargebrachte Festgabe zur Hundertjahrfeier unsrer Universität, und anderseits ein nationales Denkmal von bleibendem Werte zu schaffen", zuversichtlich darauf.

Diesen, mit Verlaub zu sagen, Mumpitz kennt man ja schon, bei der Leipziger Universitätsfeier machte ein Geschäftsmann genau dieselbe Spekulation. Das Verblüffende ist nur, daß sich immer wieder „Kapitalisten" und „Koryphäen" finden, tatsächlich Träger berühmter Namen, die auf so platte Mache hineinfallen, indem sie sie mit ihrer Unterschrift decken. Fühlte unter den Herren keiner aus den Phrasen des Prospektes zum mindesten die Geschmacklosigkeit dieser Massenporträtsammlung heraus?

Vom Ausland

Das Friedensproblem

Das Wort vom „bewaffneten Frieden" ist eine hohle Phrase. Der Trieb zu rüsten ist auch der Trieb Krieg zu führen. Nicht das Wettrüsten macht die Kriege seltener. Wüchsen unter Völkern die Gründe, einander zu helfen und zu fördern, nicht besser und rascher

Digitized by Google

als die Gründe, sich gegenseitig zu hemmen und zu schaden, so würden Kriege mit den Rüstungsfortschritten häufiger statt seltener werden. Tun die Rüstenden so, als verpönten sie den Krieg, so erinnern sie an die Fabel vom Fuchs und den sauern Trauben. Zu den Lebensgesetzen des Militarismus gehört es überall, daß er den Glauben an eine ewige Notwendigkeit und Nützlichkeit des Krieges zu erhalten suchen muß, und dazu dient nichts besser als ein Krieg. Daher kann ein Abrüsten an und für sich ebensowenig wie ein Wettrüsten die Kriegsmöglichkeiten verringern. Keine Militärmacht rüstet freiwillig ab oder sucht freiwillig dem Wettrüsten Einhalt zu tun, ohne daß sie einsähe, ihre Stärke würde sich sonst eher vermindern als vermehren. Aus solchen Gründen entsprangen zum Beispiel immer englische Abrüstungsvorschläge. Wo aber ein äußerer Zwang obwaltet, da handelt es sich entweder um eine Vergewaltigung, die nur vorübergehend wirkt, oder um einen Fall, wo der Friedensgedanke sich schon stärker erwies als der Kriegsgedanke.

Für die Sache des Friedens geschieht vieles, was mit den Rüstungen gar nichts zu tun hat. Aus Angehörigen derselben Nationen, die sich in Europa in feindseligen Heerlagern gegenüberstehen, hat sich in der nordamerikanischen Union eine neue Nation von erstaunlicher Zusammenhangskraft und Einheitlichkeit der Denk- und Lebensweise bilden können, und die noch immer fortdauernde Verschmelzung bediente sich nur einmal, im Sezessionskriege, des Blut- und Eisen-Rezeptes, aber gleich so gründlich, daß die Gefahr der Wiederholung für alle Zukunft ausgeschlossen erscheint. In Kanada, wo die englische Verwaltung nach europäischer Gewohnheit die englischen Einwanderer durch Bevorzugung in ihren heimischen Vorurteilen bestärkte, nur das für Anglisierungsbestrebungen zu starke französische Element in seinem Eigenleben nicht störte, aber alle nicht englischen und nicht französischen Einwanderer der vorherrschenden Nationalität unterzuordnen trachtete, dort konnte das Nationalitätsprinzip für die Politik auf amerikanischer Erde beweisen, wessen es unter neuen Verhältnissen fähig sei. Was war die Folge? Nach der Union strömte die große Masse europäischer Auswanderung an Menschen und Geld, und als die englische Regierung durch billige Fahrtgelegenheiten die Einwanderung nach Kanada zu fördern suchte, bewirkte sie damit nur, daß die nach der Union strebenden englischen Auswanderer den Umweg über Kanada wählten. Jahrzehnte hindurch entwickelte sich Kanada an der Seite der benachbarten Republik nur kümmerlich. Ein Umschwung trat erst ein, als die Union Kapital und Menschen an Kanada abgeben konnte, und nachdem die Kanadier sich ihrer eigenen Kräfte bewußt geworden waren und den sie bevormundenden Einflüssen des Mutterlandes kräftig und erfolgreich zu widerstreben begannen. Seitdem erst erfährt die Welt Näheres über die staunenerregenden natürlichen Reichtümer, die Kanada birgt, obgleich erst in den letzten zehn Jahren recht eigentlich der Anfang damit gemacht worden ist, sie dem Weltverkehr zu erschließen. Mit dieser Erschließung hält eine Amerikanisierung der Bevölkerung gleichen Schritt. Gegen 100 000 Menschen aus den

Digitized by Google

Unionstaaten, großenteils kapitalkräftige Farmer, sind allein im Laufe des letzten Jahres nach Britisch-Nordamerika eingewandert, die dazu beitragen, das Kanadiertum zu verselbständigen, dem Mutterlande zu entfremden und wirtschaftlich immer enger mit den Unionstaaten zu verknüpfen. Heute schon erscheint ein Krieg zwischen der Union und Kanada als Unmöglichkeit, so daß das Friedensideal für die nördliche Hälfte der neuen Welt nahezu verwirklicht ist. In Süd- und Mittelamerika ist man noch lange nicht so weit, aber auch dort sind die Gegensätze zwischen den einzelnen Nationen, seitdem die Grenzstreitigkeiten sich ihrem Abschlusse nähern, viel geringer als in Europa. Die verschiedenen Republiken haben eine gleichartige politische Verfassung, von Brasilien abgesehen, eine gemeinsame Amts- und Geschäftssprache (Spanisch), und schließlich verbindet sie mit Nordamerika ein gemeinsamer Gegensatz zu europäischen politischen Ausdehnungsbestrebungen, der in der Monroedoktrin zum Ausdruck gekommen ist. Seit drei Jahren besteht in Washington ein internationales Bureau, zu dessen Unterhalt 21 amerikanische Republiken pro rata ihrer Bevölkerung beitragen. Dieses Bureau bewältigt eine umfangreiche Korrespondenz nicht nur mit den Staaten Amerikas, sondern mit allen Teilen der Welt. Durchschnittlich gehen monatlich mehrere tausend Briefe ab, die wichtige politische oder wirtschaftliche Fragen ergründen helfen. Das Bureau veröffentlicht eine eigene Monatsschrift, das „Bulletin of the American Republics", das einen riesigen Abnehmerkreis hat; es bringt die neuesten Ermittlungen über den wirtschaftlichen und allgemeinen Fortschritt der amerikanischen Republiken. Die Bibliothek des Bureaus, „Columbus Memorial Library", umfaßt 18 000 Bände. Jeden Monat werden etwa 20 000 Bücher, Flugschriften und andere Drucksachen verteilt. Das Bureau bildet auch die Geschäftsstelle des „International Union of American Republics", jener Organisation, die für die panamerikanischen Konferenzen verantwortlich ist. Diese Zusammenkünfte finden in der Regel alle fünf Jahre statt, und dem Bureau liegt die Aufgabe ob, das Programm zu entwerfen und die Archive zu verwalten.

Die Überwindung vieler auf Unterschiede der Rasse und Nationalität begründeter Vorurteile setzt die Amerikaner in den Stand, ungeheure Kraftsummen, die in der alten Welt für Rüstungen gegen die Nachbarstaaten verschwendet werden müßten, großenteils für wirtschaftliche Zwecke aufzuwenden. Wären die amerikanischen Republiken so miteinander verfeindet, wie europäische Staaten, so würden diese dem Bestreben aller amerikanischen Regierungen, die Abhängigkeit der Industrien der alten Welt von der Rohstoff- und Nahrungsmittelzufuhr aus der neuen durch hohe Tarife auszubeuten, nicht trotz ihrer stärkeren Machtmittel so rat- und hilflos gegenüberstehen, wie es der Fall ist. England bezieht heute schon 41 v. H. seiner Nahrungsmittelzufuhr aus einem einzigen amerikanischen Lande, Argentinien, und Deutschland empfing im letzten Jahre von dorther für 150 Millionen Mark Weizen, im ganzen für 450 Millionen Mark Waren, hauptsächlich wichtige Nahrungsmittel und Rohstoffe. Die Tatsache allein, daß der amerikanische Fleischtrust, der sich übrigens ge-

Digitized by Google

rade jetzt anschickt, auch Argentinien zu erobern, heute schon die Güte und den Preis des auf den Londoner Markt gelangenden Fleisches stärker als irgendein anderer Faktor zu beeinflussen vermag, redet Bände in Hinsicht auf die natürliche schließliche Überlegenheit wirtschaftlicher Kampfmittel gegenüber militärischen. Was bedeuten alle Heere und Flotten Europas zusammen gegen die Möglichkeit Amerikas, die Lieferung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen nach Europa einige Wochen lang einzustellen? *

Angesichts solcher Tatsachen läßt es sich wohl verstehen, wie der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten Theodore Roosevelt zu der Überzeugung kommen konnte, daß das Ideal eines Weltfriedens kein leerer Wahn sei. In dem Vortrage, den er als Preisträger der Nobelstiftung Anfang Mai im Nationaltheater in Christiania hielt, sprach er für die Förderung von Schiedsgerichtsverträgen, einen Ausbau des Haager Schiedsgerichtshofes, für die Verhinderung der Zunahme der Rüstungen, namentlich der Flottenrüstungen durch ein internationales Abkommen, für die Bildung einer Friedensliga durch die dem Frieden zugeneigten Großmächte und einer die Entscheidungen des höchsten Schiedsgerichts vollstreckenden Polizeigewalt. „Wie in neuen und wilden Gemeinwesen der einzelne auf das Recht, sich selbst zu schützen, erst verzichtet, wenn die Gemeinschaft so organisiert ist, daß sie den einzelnen wirksam der Pflicht überhebt, Gewalttat niederzuhalten, so ist es auch bei den Nationen. Jede Nation muß sich zur Selbstverteidigung voll gerüstet halten bis zur Begründung irgendeiner Form von internationaler Polizeigewalt, die fähig und willens ist, Gewalttaten zwischen den Nationen zu verhindern. Wie die Dinge jetzt liegen, könnte eine solche Macht, die Frieden in der ganzen Welt geböte, am besten durch die Vereinigung zwischen jenen Nationen erreicht werden, die aufrichtig Frieden wünschen und selbst keine Angriffsgedanken hegen."

Als guter Europäer darf man diese Worte Roosevelts freilich nicht ohne Mißtrauen hinnehmen. Die Amerikaner haben bisher, am wenigsten als Roosevelt ihr amtlicher Führer war, durch die Tat nicht bewiesen, daß sie außerhalb

* Auch China verdient in diesem Zusammenhange genannt zu werden. Die Chinesen haben sich alle Völker in dem ungeheuren Gebiete, das sie bewohnen, durch vorwiegend friedlichen Wettbewerb zu assimilieren vermocht. Wenn man aber allen Schaden berechnet, den ihnen die Westmächte durch eine kriegerische Politik zuzufügen vermochten, so ist doch der Gewinn schon ungeheuer viel größer, den die chinesische Volkswirtschaft durch die Beschäftigung europäischen oder amerikanischen Kapitals für chinesische Arbeit zu erzielen vermochte. Haben sich aber die Chinesen, die den vierten Teil der Menschheit vorstellen, also durch ihre Kultur auch den vierten Teil des Friedensproblems schon verwirklichten, sich erst unsre Herstellungsmethoden angeeignet und ihr Heerwesen genügend vervollkommnet, um sich verteidigen zu können, was bedeuten dann die Rüstungen der gesamten übrigen Welt gegen die einheitliche Arbeitsenergie eines so gewaltigen Volkes in einem Lande, das mit natürlichen Reichtümern außerordentlich gesegnet ist?

Digitized by Google

der Neuen Welt dem internationalen Frieden uneigennützig, das heißt in einer der Gerechtigkeit entsprechenden Weise dienen wollen, und wie Roosevelt selbst sagt, „ist der kein Mann, der nicht eher kämpft, als sich dem Unrecht unterwirft“. Der Amerikaner hat die Neigung zur Gewalttätigkeit in der menschlichen Natur weiter zurückgedrängt als der Europäer, aber er hat sie noch nicht verdrängt; er ist weniger unreif für den Weltfrieden als dieser, aber er ist dafür auch noch nicht reif. Er hat bisher vorwiegend nach einem amerikanischen Frieden gestrebt und ist weit dabei gekommen, obgleich auch dieses Ziel noch nicht vollständig erreicht ist. So willkommen die Monroedoktrin den Süd- und Mittelamerikanern war, um gegen Europa zu einer einheitlichen Stellung zu gelangen, sie konnte diese doch nicht zu dem Glauben bringen, die Gerechtigkeitsliebe im Yankeetum sei weit genug gediehen, daß sie jedem Rüstungszwange ihm gegenüber enthoben seien. Die außeramerikanische Welt aber erst ist für den Yankee etwa das, was dem alten Griechen die außergriechische und dem alten Römer die außerrömische war: eine barbarische Wüste, mag er diesen Begriff auch mit moderner Höflichkeit übertünchen, sobald er ihn anwendet. Schon die Rücksichtslosigkeit, womit die Regierung der Vereinigten Staaten ihre wirtschaftlichen Vorteile gegenüber Europa durch eine hochschutzzöllnerische Politik auszubeuten, die Abhängigkeit europäischer Arbeit von der Zufuhr amerikanischer Bodenerzeugnisse als Mittel zu handhaben wußte, um sich die vorgeschrittenen Völker Europas tributpflichtig zu machen, widersprach den Beteuerungen friedfertiger Gesinnung, womit amerikanische Staatsmänner nie kargten. Nun hat sich im Laufe der letzten Jahre in den Vereinigten Staaten der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens von der Seite der Urproduktion nach der Seite der Industrie verschoben, so daß genau wie in europäischen Ländern ein Exportindustrialismus entstehen mußte, der es möglich macht, ausländische Nahrungsmittel und Rohstoffe, das heißt Boden, gegen einheimische Fabrikware, das heißt Arbeit, einzutauschen. Mit andern Worten: die Union sah sich vor die Alternative gestellt, entweder ihren regelmäßigen Fehlbetrag an Bodenerzeugnissen dadurch zu decken, daß sie im Innern durch eine Revolution ihrer Rechtsverhältnisse für das Grundeigentum mehr aus dem eigenen Lande herauswirtschaftete, oder nach europäischen Methoden Exportpolitik zu treiben und an dem mit politischen Mitteln geführten Wettkampf um überseeische Absatzmärkte und billige Bezugsquellen für Bodenerzeugnisse teilzunehmen. So wenig es die Amerikaner nötig hatten, in ihrem eigenen Lande die Kriegsmittel europäischer Mächte sonderlich zu achten, so wenig können sie sich im Wettbewerb um überseeische wirtschaftliche Vorteile der Notwendigkeit entziehen, dem Moloch des Militarismus und Marinismus große Opfer zu bringen. Aus dieser Erwägung wächst ganz von selbst der Verdacht hervor, daß das Interesse amerikanischer Staatsmänner an einer Rüstungsbeschränkung mit dem Interesse amerikanischer Truste ursächlich zusammenhängt, ihre Ausbeutungsmethoden ohne allzu große Unkosten auf die außeramerikanische Welt übertragen und Europa selbst

Digitized by Google

ausbeuten zu können, während man es in Sicherheit wiegt.

Der Frieden, den Theodore Roosevelt und seine vorgeschrittenen Landsleute meinen, ist noch viel zu spezifisch amerikanisch, als daß Europa nicht vor ihm auf der Hut sein müßte. Für dieses liegt es heute näher, erst einmal einen europäischen Frieden anzustreben, dem „Amerika den Amerikanern“ und „Asien den Asiaten“ ein „Europa den Europäern“ entgegenzusetzen. Ein gesunder europäischer Friede muß aber gerade damit anfangen, daß er die Kräfte, die in den europäischen Völkern bisher für die Aufgabe gegenseitiger Überwachung gebunden waren, freimacht, um europäische Gesamtinteressen gegen feindliche amerikanische oder asiatische Bestrebungen zu verteidigen. Das Trachten nach dem Weltfrieden kann erst praktische Bedeutung gewinnen, wenn der amerikanische, europäische und asiatische Frieden in sich genügend gefestigt sind, um gegeneinander ausbalanciert werden zu können.

Otto Corbach

Mann und Weib

Mädchenschulreform

Mädchenbildungsfragen, die der Kunstwart an dieser Stelle schon mehrfach erörterte, sind neuerdings durch den sächsischen Gesetzentwurf über das höhere Mädchenbildungswesen wieder in den Vordergrund gerückt, und die durch diesen Entwurf hervorgerufenen Meinungsverschiedenheiten geben Anlaß, einige grundsätzliche Fragen der Mädchenschulreform erneut zu behandeln.

Alle Mädchenbildungsfragen sind um so verwickelter und schwieriger geworden, je mehr die Anforderungen des Lebens an das weibliche Geschlecht gestiegen sind, je entschiedener wirtschaftliche Notwendigkeit und der Drang nach Persönlichkeitsentwicklung die Mädchen zur Wahl eines selbständigen Berufes treiben. Vorbereitung auf den eigentlichen Frauenberuf und Vorbereitung auf einen besondern Lebensberuf — es ist ausgeschlossen, daß ein und dieselbe Schule beides in vollem Umfange geben kann. So hat eine stetig fortschreitende Gliederung des Mädchenschulwesens eingesetzt, der die Mädchenschulreform in Sachsen ebenso wie in Preußen Rechnung trägt. Den bereits länger bestehenden Berufsschulen für das weibliche Geschlecht, den Kunst- und Gewerbeschulen, den Seminaren für Lehrerinnen, Fachlehrerinnen und Kindergärtnerinnen fügt sie als höchststehendes Glied die Studienanstalt hinzu, die die Mädchen zum Berufsstudium an der Universität vorbereiten soll. Den ausgesprochenen Berufsschulen gegenüber aber führt sie eine völlig neue Schulgattung, die Frauenschule, ein, um damit eine Möglichkeit zu schaffen, die reifere weibliche Jugend für die spezifisch weiblichen Aufgaben der Frau im Hause und im sozialen Leben vorzubereiten.

Die Fragen der Mädchenschulreform wären nun verhältnismäßig einfach zu lösen, wenn nur der zunächstliegende Gedanke in Betracht käme: hie spezielle Berufsbildung, hie besondere Frauenbildung — welche Anforderungen stellen beide Aufgaben an die entsprechenden Schulen? Die oben genannten Frauenberufsschulen mittleren Grades sind auch tatsächlich in ihrer Organisation vorwiegend durch die Anforderungen des Berufs, auf den sie vorbereiten, bestimmt. Jetzt aber, wo es sich darum handelt, den Mädchen durch Studienanstalten den Weg

Digitized by Google

zu öffnen zu den höheren Berufen, die wissenschaftliche Vorbildung erfordern, erhebt sich plötzlich in weiten Kreisen die Befürchtung, die dort gebotene höhere Bildung könne der Weiblichkeit gefährlich werden; einzelne Rufer im Streit stellen bei der Begründung ihrer Vorschläge für die Studienanstalt weit mehr die Pflege weiblicher Eigenart als die Anforderungen des künftigen Universitätsstudiums in den Vordergrund und machen dabei zugleich den Führerinnen der deutschen Frauenbewegung den Vorwurf, deren abweichende Forderungen entsprängen einer Mißachtung der weiblichen Eigenart, einer verkehrten Sucht, es den Männern gleichzutun. Dem Fernerstehenden leuchtet dieser Vorwurf natürlich sehr leicht ein, wenn er erfährt, daß die deutsche Frauenbewegung sich bei ihren Forderungen für die Mädchenschulreform in der Tat das Knabenschulwesen zum Muster nimmt. Der Kasseler Kongreß für höhere Frauenbildung im Oktober 1907 entschied sich dafür, daß die höhere Mädchenschule der Realschule anzugleichen sei und die Studienanstalten für Mädchen die Ziele der reformierten höheren Knabenschulen zu erreichen hätten.

Diese Forderungen, nach gewissenhafter Vorarbeit von einem Kongreß angenommen, den Vertreterinnen der deutschen Frauenvereine aller Richtungen besuchten, sollten nun nicht, wie es leider häufig geschieht, mit einigen Schlagworten von männlicher und weiblicher Eigenart abgetan, sondern sachlich gewürdigt werden in unbefangener Prüfung der Gründe, die die deutschen Frauen in Wirklichkeit bei ihren Beschlüssen bestimmt haben.

Was zunächst die Studienanstalt betrifft, so sollte das Streben der Frauen, sie in ihren Zielen den höheren Knabenschulen völlig gleichgestellt zu sehen, aufs nachdrücklichste von allen unterstützt werden, die einen starken Andrang der Mädchen zum Universitätsstudium aus irgendwelchen sozialen, psychologischen oder hygienischen Gründen nicht wünschen. Denn wie anders als durch hohe Anforderungen will man die körperlich oder geistig nicht Leistungsfähigen vom Studieren abhalten? Man irrt sehr, wenn man meint, die Frauenbewegung wolle die Mädchen soviel als möglich dazu drängen. Ganz im Gegenteil. Sie will keineswegs ein weibliches Bildungsproletariat aufkommen lassen. Nur den wirklich Fähigen soll freie Bahn geschaffen werden. Dazu ist aber nicht nur Zulassung zum Studium, sondern auch die rechte Vorbereitung darauf nötig. Der Streit über humanistische oder deutsche Bildung mag einmal enden, wie er will; vorläufig baut sich die Universitätsbildung noch auf der Grundlage auf, die die heutigen Knabenschulen bieten; darum brauchen auch die studierenden Mädchen diese Grundlage, und wirklich begabten Mädchen kann man es ruhig zumuten, sie sich zu erwerben. Will man ihnen in falscher Berücksichtigung der weiblichen Eigenart die Stoffe ersparen, die nach landläufiger Meinung den Mädchen nicht liegen, so lockt man damit nur viele an, die der Universität besser fernblieben, erschwert das Frauenstudium durch ungenügende Vorbildung und bringt es von vornherein durch die nun unausbleiblichen Fehlschläge in Mißkredit. In derartigen Erwägungen liegt der Hauptgrund dafür, daß die deutsche Frauenbewegung sich entschieden gegen den von mancher Seite

Digitized by Google

empfohlenen dreijährigen Aufbau auf die höhere Mädchenschule wendet. Nur in der Form der Oberrealschule kann sie ihn als Vorbereitungsanstalt für naturwissenschaftliche und technische Studien gelten lassen, muß aber im übrigen an der Forderung sechsklassiger Studienanstalten nach dem Muster der Reformgymnasien oder Reformrealgymnasien festhalten.

Wie die von derartigen Anstalten gebotene Bildung sich mit der Pflege echter Weiblichkeit verträgt, wie man dazu gekommen ist, nicht nur aus rein praktischen Gründen für die Studienanstalten, sondern von allgemeinen ideellen Gesichtspunkten aus auch für die Reform der grundlegenden höheren Mädchenschule eine Knabenschule zum Muster aufzustellen, davon ein andermal.

Franziska Ohneforge

Körperpflege

Mehr Spielplätze!

Daß der Gesundheitszustand unsrer Schuljugend in den Großstädten durchaus nicht zufriedenstellend ist, zeigen allenthalben die schulärztlichen Untersuchungen. In einem Aufsatz im „Jahrbuch der Bodenreform“ brachte Professor Schmidt in Bonn wertvolle Aufschlüsse über die Hauptursachen dieser bedenklichen Erscheinung und knüpfte daran sehr beachtenswerte Forderungen. Zwei Übel, die freilich eine allererste Rolle spielen: Unterernährung und Wohnungselend, sind nur im Zusammenhang mit den weitesten sozialen Reformen zu beseitigen. Ein Mangel aber, dem ohne weiteres abgeholfen werden könnte, besteht darin, daß unsre Großstadtjugend keine günstige und ausreichende Gelegenheit zu lebhafter körperlicher Bewegung im Freien hat. Nicht genug damit, daß unsre Lernschule die Kinder einen großen Teil des Tages zum Stillsitzen zwingt: wo bietet unsre Großstadt, wie sie gegenwärtig angelegt ist, dem Kind Raum zum Austoben? In den Straßen macht der Verkehr das Spielen unmöglich oder wenigstens zu einer Gefahr, und die Plätze sind mit sorgfältig behüteten und wohlgepflegten Rasenplätzen oder Parkanlagen derartig versehen, daß ein gesunder Bub nie auf seine Rechnung kommen kann. Was daher für das Gedeihen der Großstadtjugend in allererster Linie not tut, das sind Spielplätze mitten in der Stadt, große Spielflächen auch bei den Schulhäusern. Ein Anfang ist ja bereits gemacht. In Württemberg, in Baden, auch in einigen preußischen Städten, ebenso in Österreich sind in den höheren Schulen feststehende Spielnachmittage eingerichtet. Aber fast überall sind die Spielplätze nicht ausreichend. Schmidt weist auf amerikanische Vorbilder hin. Chikago verwendete allein im Jahre 1906 17 Millionen Mark für öffentliche Spielstätten. In New York wurde für einen Spielplatz eine Bodenfläche erworben, die 7½ Millionen Mark kostete. Schmidt fordert für je 10 000 Einwohner 2½ Hektar Spielfläche — nur für die Knabenspiele; das Maß reicht also nicht, wenn man noch die nicht minder notwendigen Spiele der Mädchen in Rechnung zieht. Es ist nichts damit getan, daß wir sagen: soviel Geld haben wir nicht. Alle Aufgaben, bei denen sich's um Erhaltung und Hebung der Volksgesundheit handelt, müssen gelöst werden — erst, wenn dieses harte „Müssen“ zum beherrschenden Faktor in unserm Bewußtsein geworden ist, werden wir mit allen Kräften nach den Möglichkeiten zur Verwirklichung suchen.

Digitized by Google

Wir möchten zu diesen Anregungen auf ein Verfahren hinweisen, das besonders in Wien schon eingeführt ist, um die Kinder vor den Wagen, besonders den Automobilen und den sonstigen Gefahren der Straße zu schützen. Man legt dort mehr und mehr die Hofräume der Häuserblocks, die man sonst noch sorgfältig durch Mauern und Zäune zu trennen pflegt, zusammen und widmet dann einen Teil des gemeinsamen Raumes mit ein paar Geräten und sonstigen Vorrichtungen den Kindern der Umwohner als gemeinsamen Spielplatz. Ein paar Bäume gehören natürlich auch dazu. Was für den Kinderspielplatz an Raum verbraucht wird, wird durch das Zusammenlegen andrer Bedarfsplätze (Ausklopfstelle usw.) gespart. Das Wiener Beispiel hat erwiesen, daß sich die Einrichtung ohne Steigerung der Mieten infolge größeren Raumaufwandes ausführen läßt. Freilich sollten auch die Bauvorschriften auf diese neue großstädtische Einrichtung Rücksicht nehmen, nach der sich das Bedürfnis je mehr vergrößern wird, je mehr die Gefahren der Straße wachsen.

Erleben

Ich trete auf den Balkon und blicke über die glatte, grüne Fläche des Bodensees hinaus auf die Schweizer Berge. Beinahe zum Greifen nahe sind sie. Jeden Tag dasselbe Bild und doch täglich ein andres, je nachdem die Luft klar oder dunstig, der Himmel hell oder bewölkt ist. Die Formen scheinen wohl größer und kleiner zu werden, aber sie verändern sich nicht, in den Formen der Bergrücken und -zacken liegt das Beharrende dieser Landschaft, aber die Farben wechseln ständig. Wenn ich ein Maler wäre und allstündlich eine Farbenskizze dieser Landschaft zeichnete, keine Skizze würde der andern gleichen. Bald erscheinen die gegenüberliegenden Berge endlos weit, in ahnungsvolles Violett oder Graublau getaucht, bald treten sie in hell- und dunkelgrünen Flecken so hervor, daß man glaubt, jeden Baum und jedes Haus am gegenüberliegenden Ufer erkennen zu können. So lockt diese ferne Welt und lockt immer wieder über das Wasser. Ergeht es uns mit unsern Sehnsuchten nicht geradeso? Auch unsre großen geistigen Ziele erscheinen bald greifbar nahe, bald weltenfern. Wir verändern unsern Standpunkt ihnen gegenüber nicht, auch sie bleiben dieselben, aber die Dunstschicht des Lebens, die uns von ihnen trennt, ist bald dichter, bald durchsichtiger. Die Welt schafft die Beleuchtung, in der wir unsre Ziele sehn.

Das erleben alle Menschen, ob groß oder klein.

Im weltgeschichtlichen Unterricht, im geographischen Unterricht, im physikalischen, überhaupt in allen Disziplinen versuchen wir Schulmeister sittliche oder religiöse Ideen den Kindern nahezubringen. Jeder Dichter, jeder Künstler versucht es in seiner Weise beim großen Publikum ebenfalls. Auch dort erscheint uns eine Idee bald greifbar nahe, bald weltenfern, je nach der Lebenslage, die uns von ihr noch trennt.

Man braucht diesen altbekannten simplen Tatsachen nur ein wenig nachzudenken, sie sich plastisch vor Augen zu stellen, und man hat eine Erklärung dafür, warum derselbe Unterricht auf das eine Kind in tiefster Weise einwirkt und auf ein andres fast eindruckslos verläuft.

Erst wenn man jene Wunderwelt erlebt hat, das heißt: wenn man hinübergereift ist, schwindet der blaue Dunst, der sie so oft verhüllte, und man schaut in voller Verklärung die Wunder der Ferne.

Digitized by Google

Das Erleben des Unterrichts ist daher die Krone aller Belehrung.

Heinrich Scharrelmann

Buchwissen

Es wird viel über „Buchwissen“ geschrieben und gescholten. Ohne Zweifel mit einer Berechtigung. Ein Mensch, dem vor lauter Studieren der Sinn für die natürliche Praxis des Lebens verloren ging; ein „Bücherwurm“, der in seiner tiefgründigen wissenschaftlichen Versunkenheit die einfachsten Gepflogenheiten des Alltags umkehrt; ein engherziger Spezialist, der bei seinem kleinen Teilgebiet vergessen kann, was er seiner Zeit, seiner Familie und seinem Volke schuldig ist — sie alle können uns nicht als Idealtypen der Menschheit gelten.

Die Ursache für derartige Absonderlichkeiten darf jedoch nicht ausschließlich dem „Buchwissen“ zugeschoben werden. Die eifrigsten Gegner des „Buchwissens“ sollten zunächst einmal überlegen, daß ihre eignen Programmschriften, Aufrufe und Leitartikel, auch wenn sie sich mit aller Energie gegen das „Buchwissen“ wenden, in gewissem Sinne auch nur „Buchwissen“ erzeugen können, da auch sie nur Geschriebenes und Gedrucktes darstellen. Wie jedoch durch solche Artikel Bewegung und Leben in den Geistern erweckt werden kann, so kann von jedem guten Buche eine Anregung ausgehen, die sich umsetzt in lebendige Tat. Es kommt nur auf den Boden an, der die Saatkörner aufnimmt, nicht darauf, ob die Hand oder eine Maschine sie ausstreut. Für den einen bleibt das Gelesene unfruchtbar, für den andern wird es zum keimenden und blühenden Leben.

Aufgabe der Schule ist darum nicht, die Kinder dem Buche ohne Unterschied zu entfremden, sondern sie zu befähigen, Bücher als Anreger zu lebensvoller Betätigung zu verwenden. Was steckt nicht an kräftigen Keimen in unserm deutschen Schrifttum! Einen jungen Menschen dahin bringen, daß er selbsttätig ein Buch in dem genannten Sinne verwendet und verwertet, das erfordert mehr Arbeit, als mancher Prophet der sogenannten „Arbeitsschule“ von heute zu ahnen scheint, der von zwei und mehr Seiten im Getriebe des Ganzen auch wieder nur eine sieht.

Wer diese Arbeit leisten will, der muß selbst imstande sein, aus Büchern mehr zu schöpfen, als totes Buchwissen, der muß selbst die Kraft haben, das Gelesene umzusetzen in Lust und Schmerz, in Hoffen und Zagen, in Jubeln und Trauern — in Tat — in Leben. Für solche Menschen hat das „Buchwissen“ seine Schrecken verloren. Sie haben erfahren, daß es nichts Bescheideneres, nichts Treueres und Hilfsbereiteres geben kann als ein gutes Buch. Es stört nicht. Es drängt sich nicht auf. Es kommt zu uns in unsern Mußestunden und läßt uns empfinden, daß wir nirgends in besserer Gesellschaft sein können als in seiner. Daß wir aber auch neugestärkt an die Bewältigung der Alltagsarbeit mit ihren Wirren und Mühseligkeiten gehen können, wenn uns ein tiefer Trunk aus den Quellen eines guten Buches erfrischte. Nicht der Lebensentfremdung, sondern der Lebensbetätigung soll das „Buchwissen“ dienen, und es wird immer eine der vornehmsten Aufgaben der Didaktik sein und bleiben, werdende Menschen zu befähigen, „Buchwissen“ in Leben umzusetzen.

Ernst Weber-München

Digitized by Google

„Zum Nachdenken"

Im ersten Aprilheft haben wir ohne Kommentar zwei Geschichtchen abgedruckt, die zwei besonders hochstehende Frauen mit Kindern erlebt hatten. Ohne Kommentar und mit der Beifügung „zum Nachdenken". Es hat uns nicht gewundert, daß wegen dieser beiden kleinen Beiträge mancher Dank einlief, sie waren so gesättigt mit Innenleben, daß auch wir sie für ungewöhnlich wertvoll hielten. Anderseits wunderte uns auch nicht, daß ein und der andere diese Beiträge nur für „erdacht" hielt, der wohl die Dunkelheiten der Kinderpsyche nicht anders als die meisten kannte, oder daß er hier eine „unchristliche Tendenz" vermutete, wenn er noch nichts von den Verfasserinnen wußte — denn der tief religiöse Gehalt mußte hier ja selbst ergraben werden. Aber das hat uns gewundert, daß einige Leser nach allem schon Gesagten den „Kommentar" von uns vermißten. Hierzu zwei Worte.

Als der Kunstwart auf seinen ersten Gang auszog, betonte er immer wieder: er sei ein Sucher nach einem Weg, wie jeder ernste Leser auch, nicht mehr. Weil wir ehrlich suchten, zusammen mit unsern Lesern, deshalb fanden wir nach und nach Weg und Wege, auf denen wir da und dorthin voraussehen und vorwärtskommen konnten. Es hat Jahre und Jahre gedauert, hier länger, dort weniger lang, bis wir unsrer Sache sicher genug waren, um da und dort auch zu führen. Als es so weit war, haben wir, das wissen unsre Leser, dies ohne Bescheidenheitspose und mit leidlicher Entschlossenheit auch getan. Die Entwicklung bewies, daß unsre Art in Zögern und Handeln richtig gewesen war.

Nun ist aus innern Trieben unsre Bewegung weit über ihre alten Grenzen hinausgewachsen. Unser Blatt gehört nicht mehr der deutschen Kunst allein, sondern dem ganzen deutschen Innenleben, soweit es sich in Erscheinungen niederschlägt, aus deren Schein auf das Sein zurückzuschließen ist. Sollen wir von der Kunstwartleitung, die damals auf viel engerem Gebiete vor allem zu lernen hatten, uns heute als Kenner und Überschauer auch all der neuen Gebiete aufspielen? Leicht wäre das ja, und allgemein üblich ist's auch. Aber es gibt keine Sachverständigen für alles, beim Kunstwart nicht, noch anderswo, wer tut, als wär er einer, beweist nicht seine Weisheit damit, sondern sein Narrentum. Wir sind wieder Sucher unter Suchern, nur heute: Sucher auf weit größerem, weiterem, von gewaltigerem Himmel überstirntem Feld. Sucher, die da und dort schon sichere Marken am Weg und da und dort schon sichere Ziele sehen. Die tragen wir als feste Punkte und Linien in unsern Plan. Wo wir noch nicht erkennen, was haben wir da zu tun? Männer und Frauen zu befragen, die wir für kundig halten. Nachzuprüfen, was sie uns sagen. Selbst Umschau zu halten von erhöhten Punkten. Nochmals: zu suchen. Und bis wir des Weges sicherer sind, uns mit der Gewißheit zu trösten: daß wir nur so wirklich vorwärtskommen, ganz sicherlich nicht durch das folgsame Hinterherlaufen hinter irgendwem, deshalb, weil der sich in irgendeinem Geleise sicher fühlt. Sollte die Kunstwart-Bewegung nichts Besseres können, als parallel zu einem alten Weg einen andern auszutreten, so wäre sie überflüssig. Ist der Gedanke der Ausdruckskultur recht gedacht, so muß er uns neue Möglichkeiten auch auf den

Digitized by Google

Lebende Worte

neuen Gebieten zeigen. Einige hat er uns jetzt schon gezeigt.

„Zum Nachdenken“ hatten wir jene Geschichtchen-Erlebnisse abgedruckt, weil sehr viel bei ihnen nachzudenken ist, genau wie wir unsre Gaben an Kunst zum Genießen, das ist: zum Nacherleben bieten. Zur Bereicherung unsres Gedankengehalts, unsres Schatzes von Lebensgefühl, unsres Weltbildes. Vielleicht wird fast jeder von uns sie anders deuten, aber jedem, der ihnen wirklich nachgeht, werden sie etwas zu sagen haben, wie stark nachgelebtes Leben stets. Fast alle unsre Beiträge, insonderheit aus den „neuen Gebieten“, bieten wir mit solcher Absicht. Sie sind lange nicht alle „Meinung der Redaktion“, sie sind oft ganz andrer Meinung als meiner eignen. Ich werde, habe ich eine feste Meinung zur Sache, gelegentlich auch mit deren Bekenntnis nicht zögern. Aber sehr oft habe ich solch eigne Meinung nicht, oder ich halte mich deshalb nicht für berechtigt, sie im Kommentar mitzuteilen, weil ich nicht weiß, ob sie nicht nur aus den individuellen Bedingungen meines Ichs entstanden und also für andre gleichgültig ist. Ich erinnere an meinen kleinen Aufsatz neulich „Andersdenkende hören!“ (Kw. XXIII, 2). Nur wenn wir uns darin üben, Andersdenkende zu hören, Andersfühlende nachzufühlen, Anderswollende zu verstehn, nur dann werden wir frei. Und so werden wir stark werden. A

Erziehungskunst

Ein Prinzip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollen, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich bessern Zustande des menschlichen Geschlechtes, das ist der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden. Immanuel Kant

Unsre Bilder und Noten

Zu den lebenden deutschen Malern, deren Werke fast ohne Ausnahme gesättigt sind mit religiösem Gefühl, obgleich sie kaum je kirchliche „Stoffe“ gestalten, gehört der Oldenburger Bernhard Winter, ein Mann, der nicht gleichmäßig und nicht „leichtflüssig“ schafft, mit seinen besten Werken aber eine Höhe erreicht, die an ihrer besonderen Stelle kaum einer unter seinen Kunstgenossen erreicht hat. Wir erinnern an sein Bild von der Bauernhochzeit, das der Kunstwart nicht nur abgebildet, sondern auch als Vorzugsdruck als Photogravüre herausgegeben hat. Ein Bild, das jetzt der Bremer Kunsthalle gehört, wo man's bloß falsch anzusehn braucht (nämlich rein auf das Malerische hin), um nicht viel dran zu finden, und bloß richtig (nämlich auf die wundervolle Charakteristik des Volks hin, das hier vor einem auflebt), um es als Meisterwerk zu schätzen. Zu dem Hochzeitsbild als Gegenstück hier eins vom Tode. Muß man die niederdeutschen Bauern aus der Nähe kennen, um all das Leben hier nicht als Steifheit zu empfinden, sondern als das, was es ist?

Digitized by Google

Über die Sitten, die hier geschildert sind, schreibt uns der Künstler auf unsre Bitte das Folgende:

„Jedes alte niedersächsische Haus von der Kate an bis zum Vollbauernhause hatte denselben Zuschnitt, daher trugen auch die Hausfeste durchweg den gleichen Charakter. Auf meinem Bilde ist die Dahl (Diele) eines Vollbauernhauses dargestellt, gesehen von der großen Haustüre aus. Sonst ist die Dahl der Aufenthaltsort der Hausbewohner, wenn nach den größeren Arbeiten die kleinen häuslichen verrichtet werden. Heute aber sind die Tische gedeckt, und auf dem Totenlaken des Hauses steht der offene Sarg. Das Holz, aus dem er gefertigt ist, hat schon Jahr um Jahr auf dem Balken gelegen als Notholt und ist längst braungeräuchert.

Es erschien mir am schönsten, den Toten so darzustellen, als wenn er wie ein Blatt zu erfüllter Zeit, der Natur gehorchend, vom Lebensbaume abgefallen wäre.

Zu seiner letzten Ehre wird in der Gesellschaft des Toten das Mahl eingenommen und das Bier getrunken. »Ik wull doch nich gern blot so in de Eer kleit werden.« Es wäre ihm sonst nicht sein Recht geschehen, und er würde im Grabe keine Ruhe haben; er würde wiederkommen, im Hause würde es knacken, und die wilden Hunde würden heulen draußen vor dem Tor. Düster war die alte Totenfeier nicht. So tragen die Männer noch keine schwarzen Röcke, selbst beim Küster ist immer noch erst »blot dat Hart swart«, und nur beim Priester ist das schwarze Mäntelchen üblich. Der Ehrenrock und das Ehrenkleid waren Erbstücke durch mehrere Geschlechter, sie fehlten nur in den ärmsten Familien. Die Frauen tragen die Hayke; als Kopfbedeckung die Hülle, zum Teil prächtig geschmückt, darunter den Stremel als Überbleibsel einer weißen Unterhülle und das Bindchen oder Flebbchen. Die Taille, auf deutsch Knäp genannt, hatte Schöße; dazu wurden schwarze Röcke und weiße oder blaue Schürzen getragen.

Nach ungeschriebener, aber fest bestimmter Ordnung stellen sich die Sippen um den Sarg, die Männer zur einen, die Frauen zur andern Seite nach uraltem germanischen Brauch. Wenn der Küster und die Kinder ihren Gesang beendet haben, wird der Pastor den Afdank halten. Der Knecht wird die Pferde anspannen, der Tischler den Sarg zunageln, das Gefolge, Männer und Frauen, wird mit zum Kirchhof gehen und danach im Hause ihr Tröstelbier beendigen.“ —

Dann folgen drei Bilder nach Wilhelm Steinhausen, von dem Gustav Langen in seinem Aufsatze über Christliche Kunst spricht. Da die Originale Radierungen sind, war das „Übersetzen“ in unsre Technik ohne allzu große Verluste möglich, doch wolle man bedenken, daß die Vorlagen Blätter recht großen Formates sind, so daß sich die Energie des Eindrucks bei der Verkleinerung immerhin nicht un-

Digitized by Google

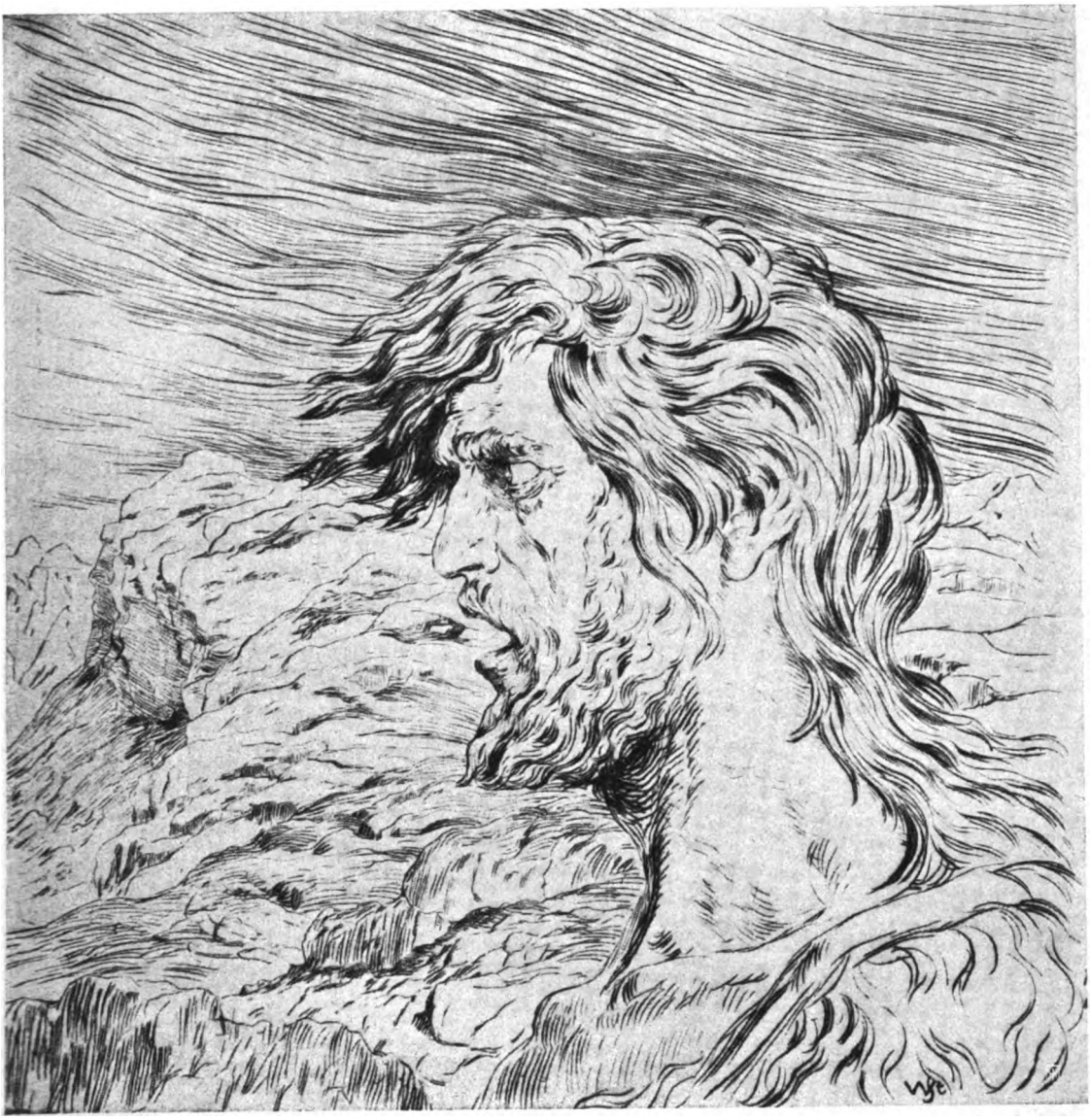
wesentlich vermindern mußte. Wir meinen, daß trotzdem von ihrem künstlerischen und von ihrem religiösen Gehalt noch genug übriggeblieben ist, um Langens Worte über Steinhausens Kunst zu erläutern. Wer mehr von ihr sehen will, wird zu der „Steinhausen-Mappe“ des Kunstwarts greifen.

Zu der Illustrationsbeilage mit den Bauten von Ludwig Hoffmann wolle man den Rundschaubeitrag von Heinrich Tessenow vergleichen. A

Unsre Notenbeilage bringt im Hinblick auf den hundertsten Geburtstag einen wenig gekannten Schumann. Es sind nämlich auch bei diesem Meister noch allerhand Entdeckungen zu machen. Entnommen ist das Lied dem Robert Reinick-Heft (Opus 36), das auch die vielgesungenen „Sonntags am Rhein“ und „An den Sonnenschein“ enthält. Schumann komponierte dieses Heft in seinem reichen Liederjahr 1840, doch kam es erst zwei Jahre später an die Öffentlichkeit. Das Lied „Dichters Genesung“ ist in unsern Konzertsälen ein seltener Gast. Meines Wissens singt es von bekannten Künstlern nur Mlle. Pregi öffentlich. Eigentlich ist es eine Ballade. Man trifft hier Schumann als Schilderer der Elfenwelt im glücklichen Wettbewerbe mit Karl Loewe an. Der erzählende Ton ist vorzüglich getroffen, mit einer gewissen gemütlichen Liebenswürdigkeit, die technischen Mittel sind von größter Einfachheit: in Sechzehntelbewegung oder Tremolo aufgelöste Akkorde. Und doch übt das Ganze bei leidlicher Wiedergabe einen vollen Eindruck. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

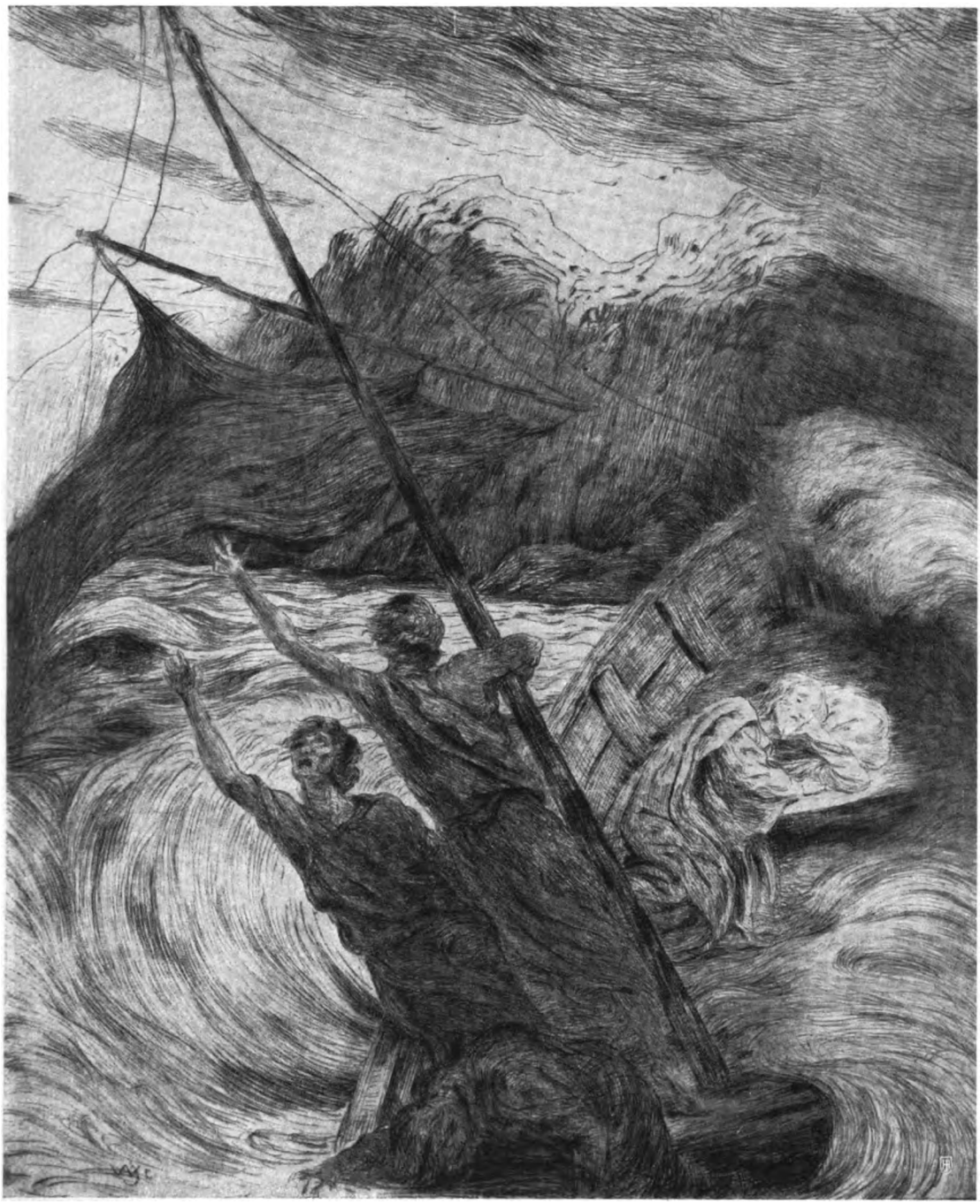


AUS DEM KUNSTWART

WILHELM STEINHAUSEN

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

WILHELM STEINHAUSEN

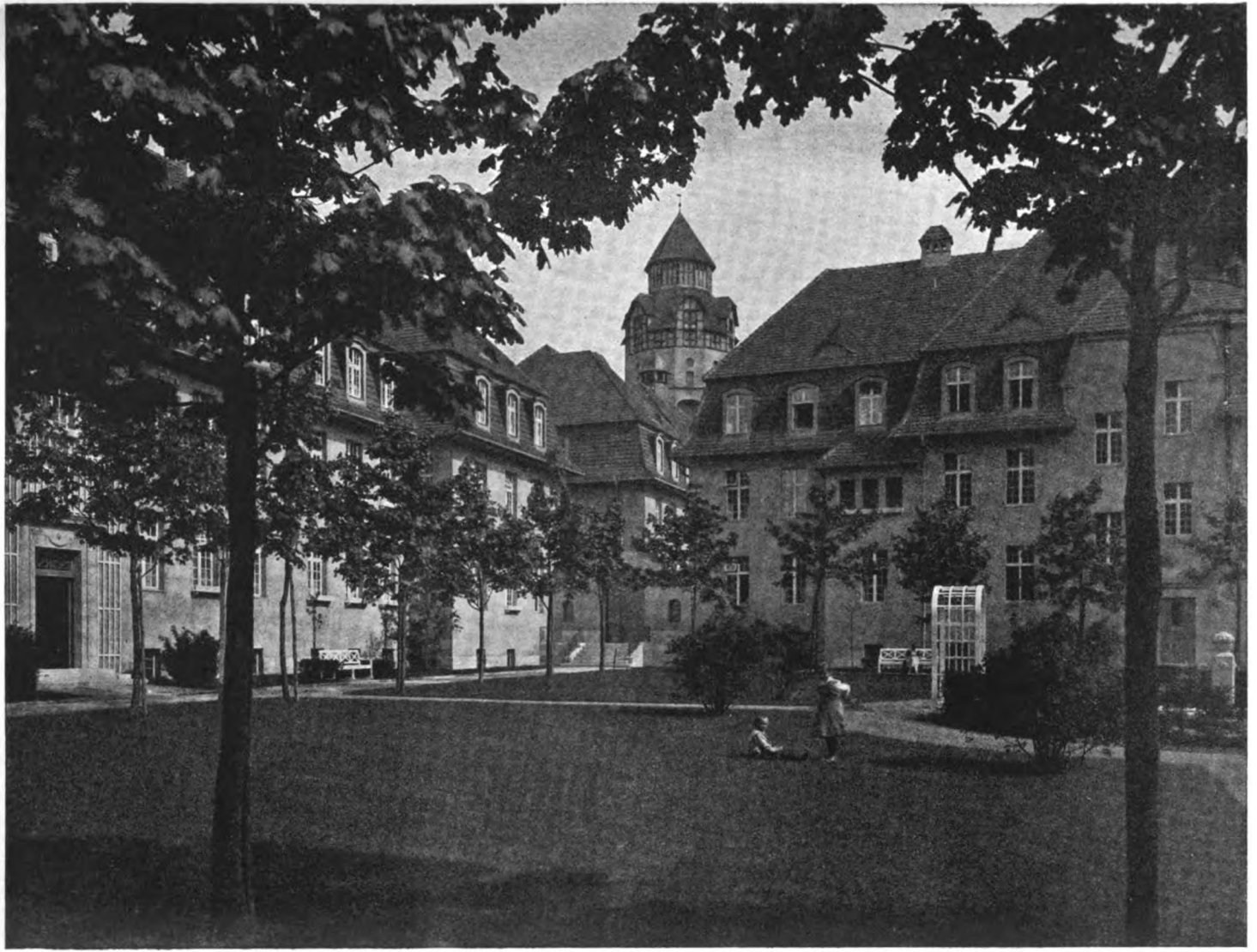
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

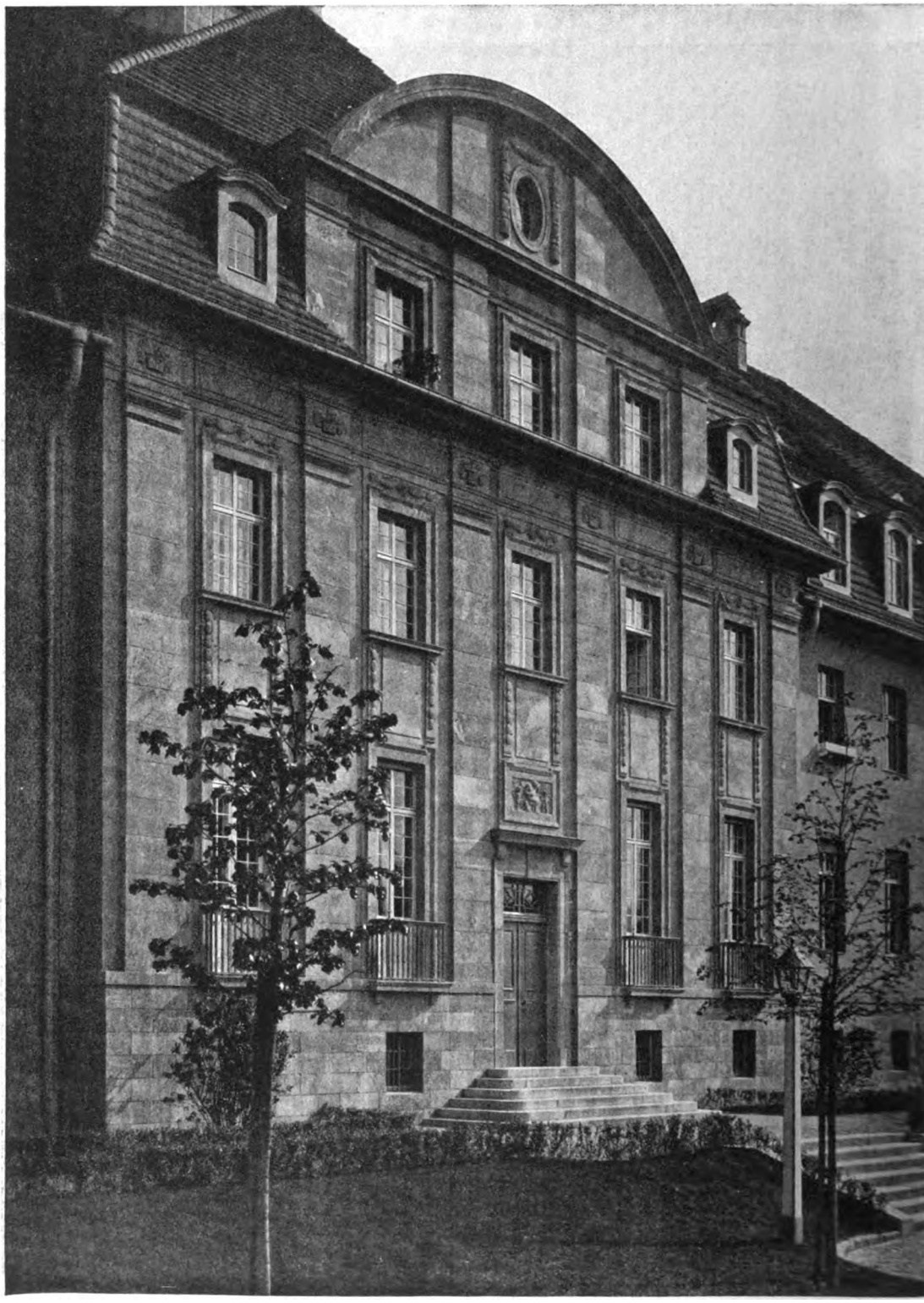
ALT-LEUTEHAUS BUCH BEI BERLIN



LUDWIG HOFFMANN

Digitized by Google

ALT-LEUTEHAUS BUCH BEI BERLIN

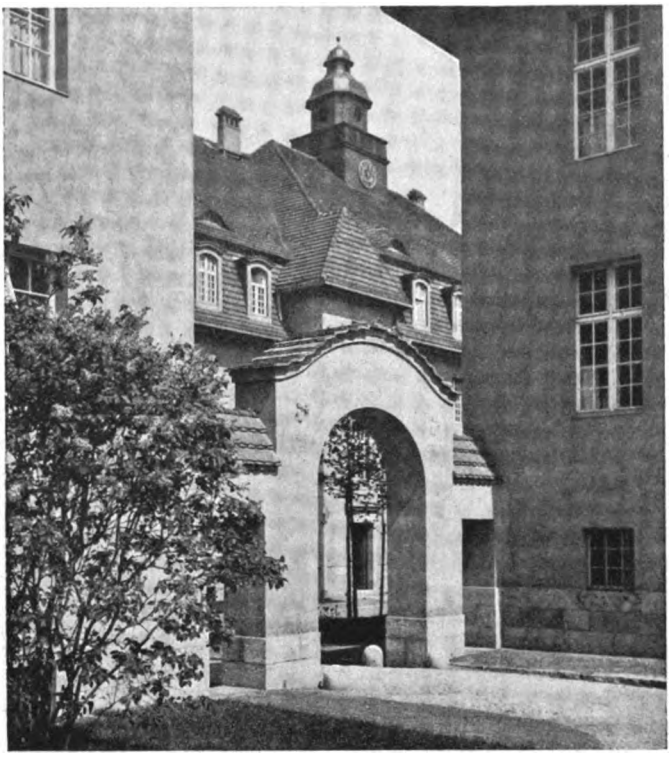


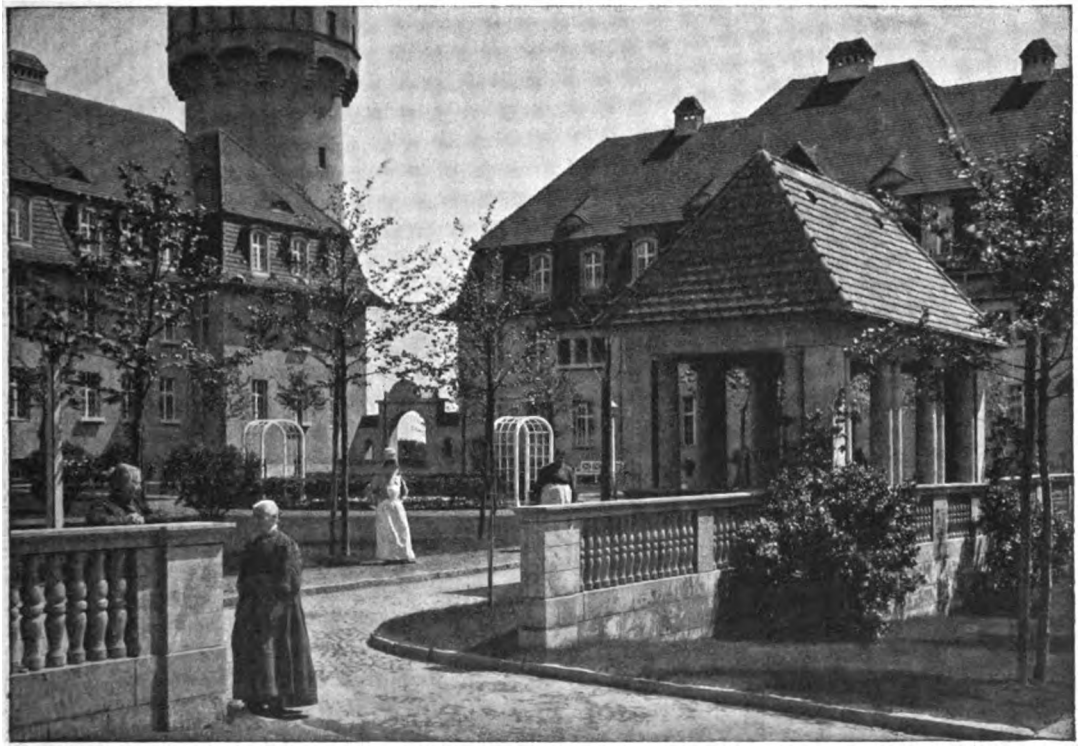
KW

VERWALTUNGSGEBÄUDE

Digitized by Google

ALT-LEUTEHAUS BUCH BEI BERLIN





KW

Digitized by Google

ALT-LEUTEHAUS BUCH BEI BERLIN

FRIEDRICH WERDERSCHES GYMNASIUM, ARCH.: LUDWIG HOFFMANN

Digitized by Google

FEUERWACHE (SCHÖNLANKERSTRASSE), ARCH.: LUDWIG HOFFMANN

Digitized by Google

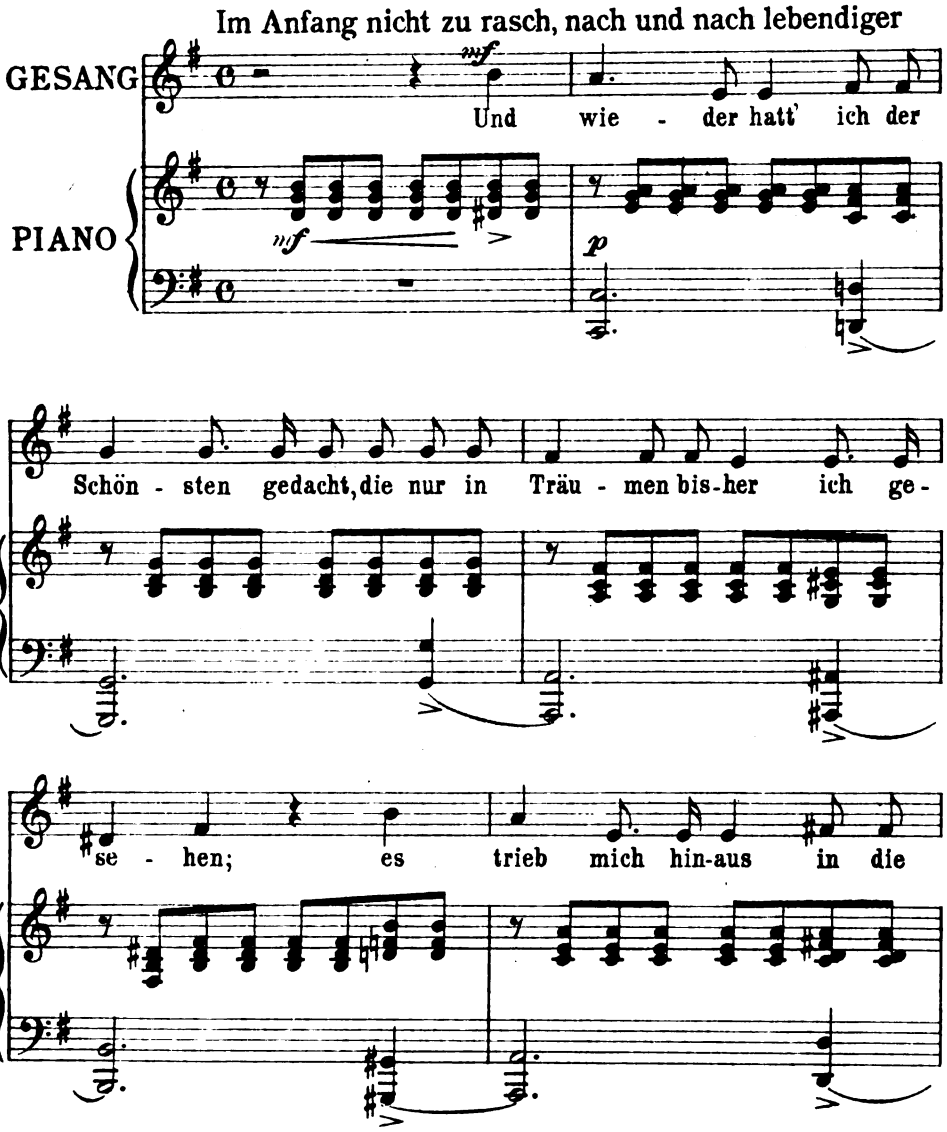
BEILAGE ZUM KUNSTWART

ROBERT SCHUMANN

R. Reinick:

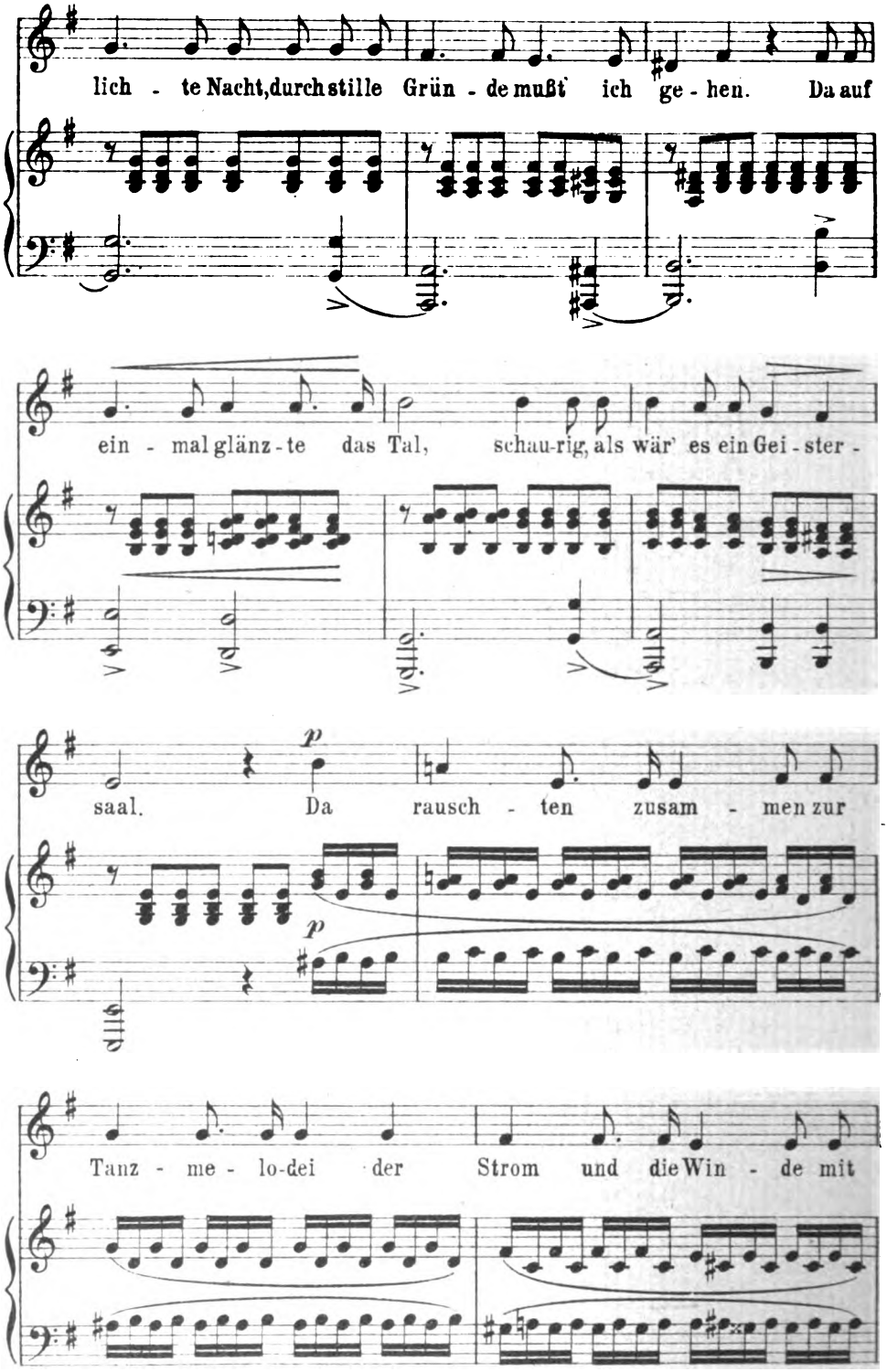
DICHTERS GENESUNG

Op. 36, Nr. 5

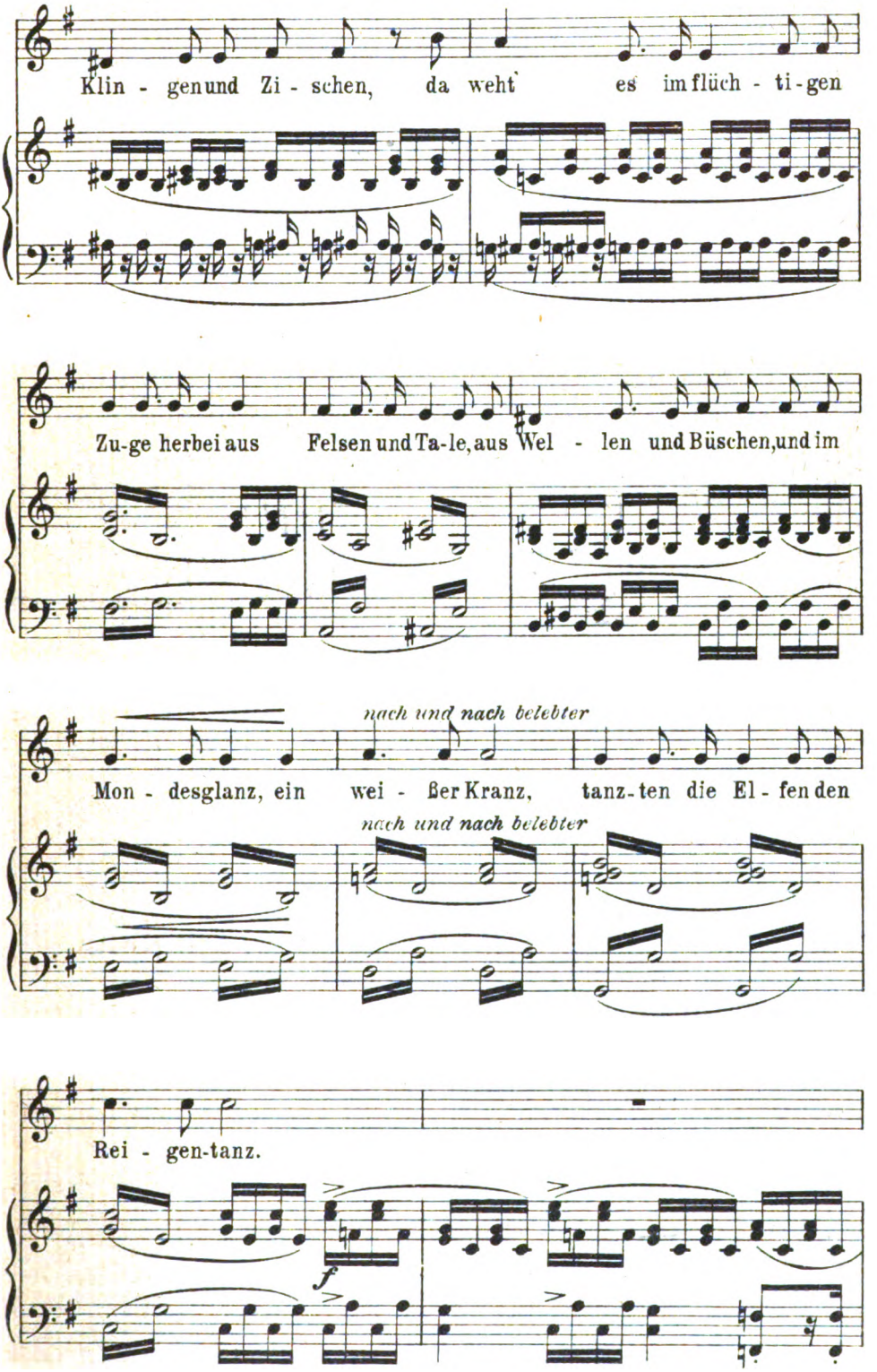


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München

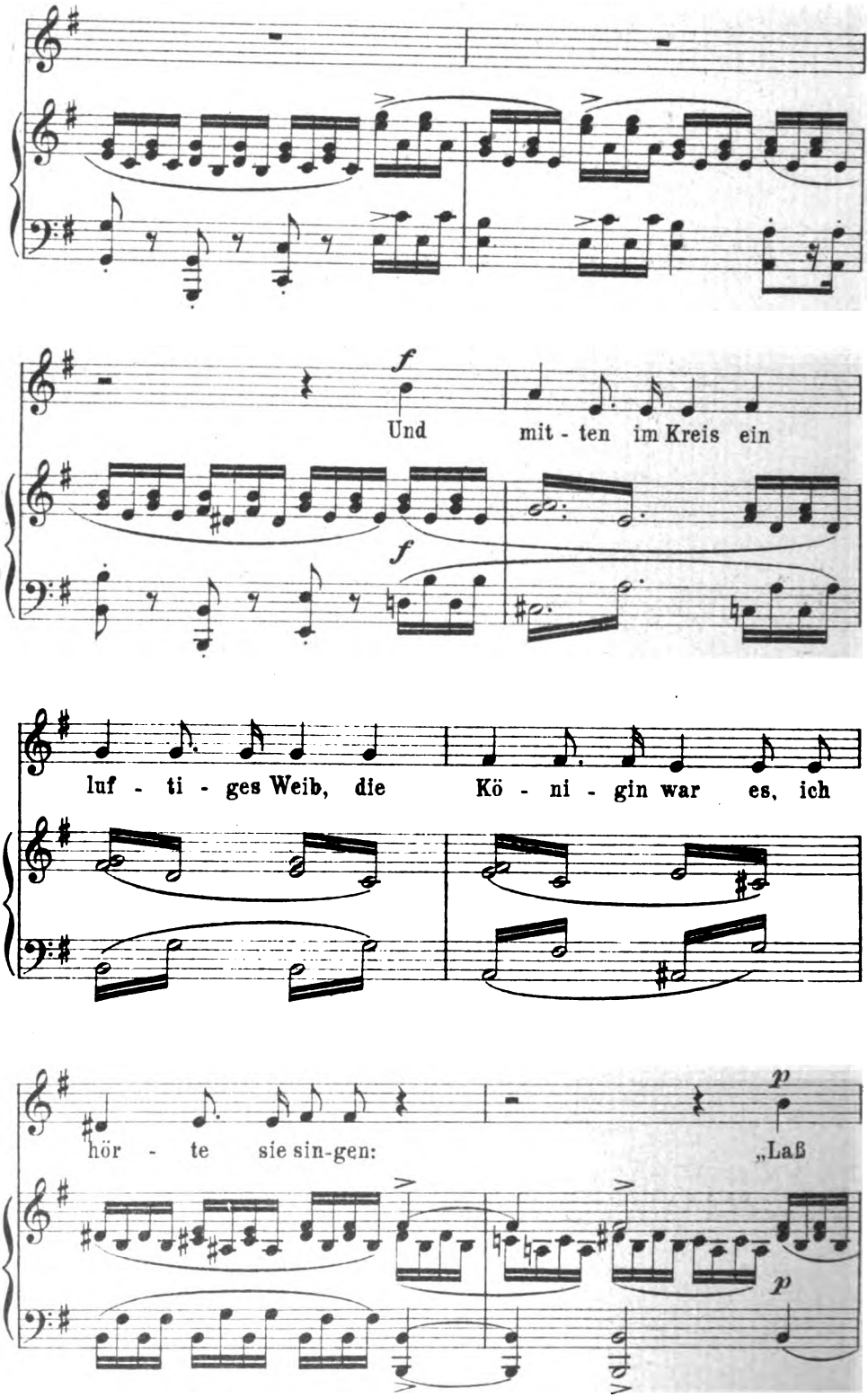
Digitized by Google



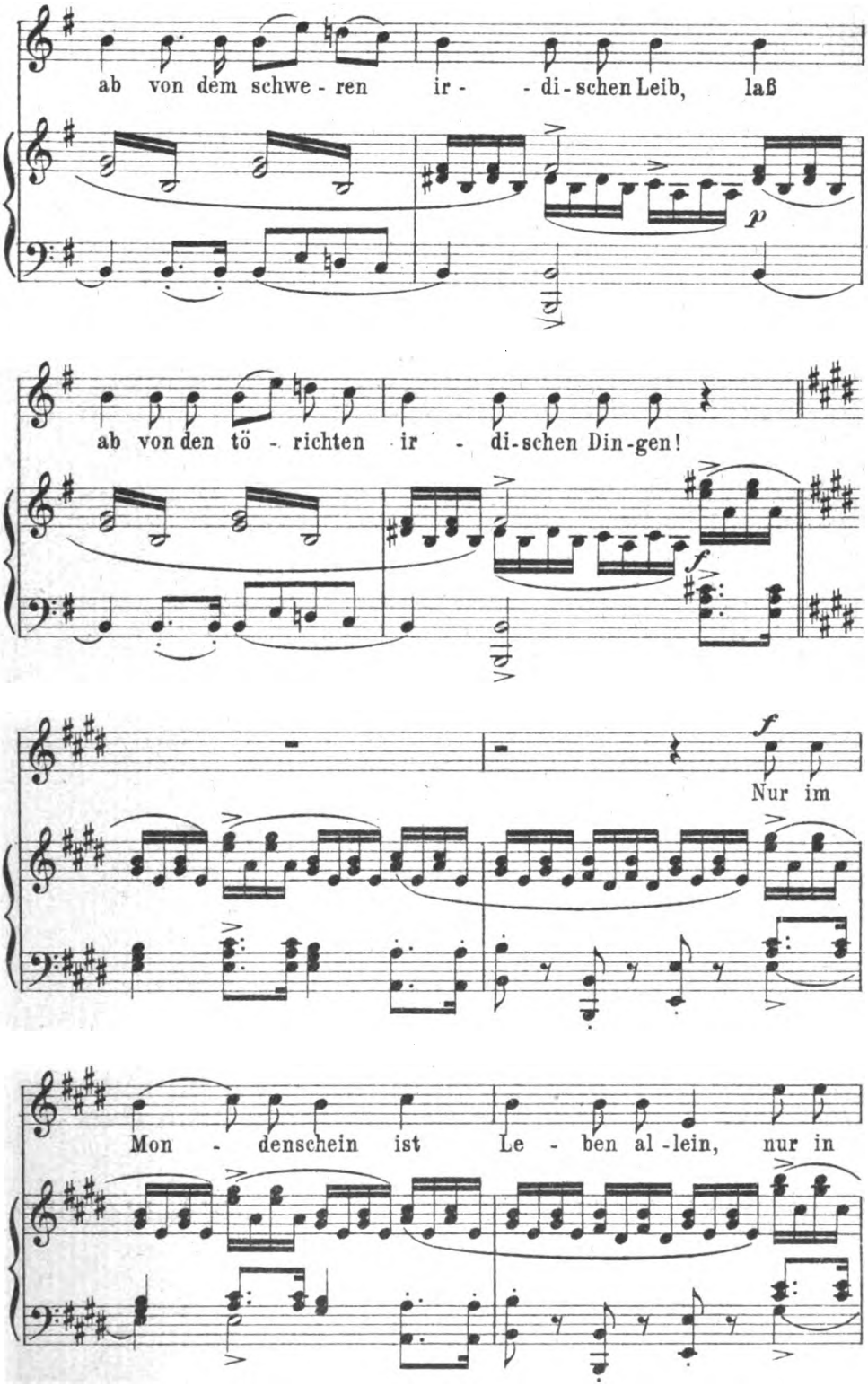
Digitized by Google



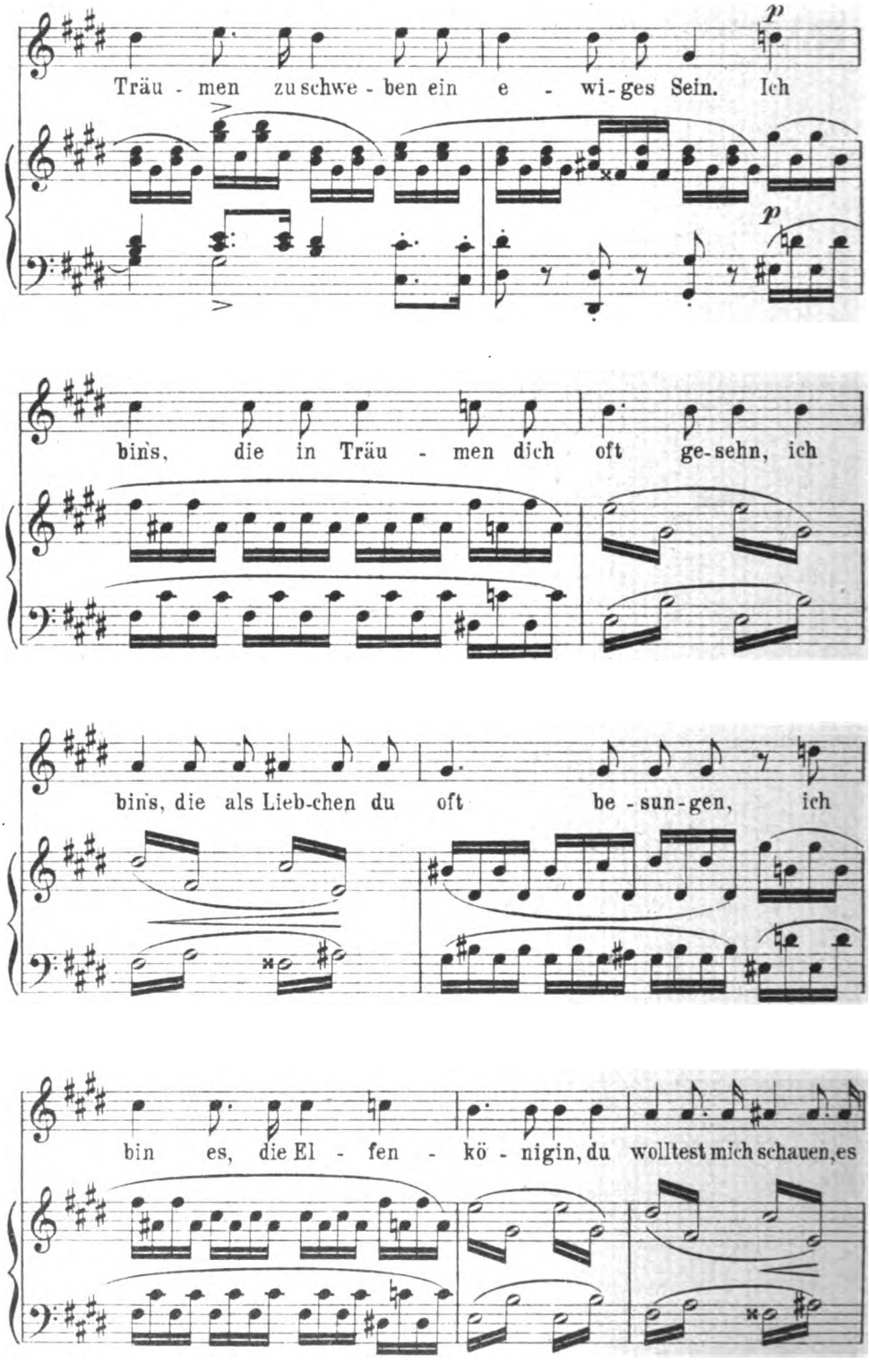
Digitized by Google



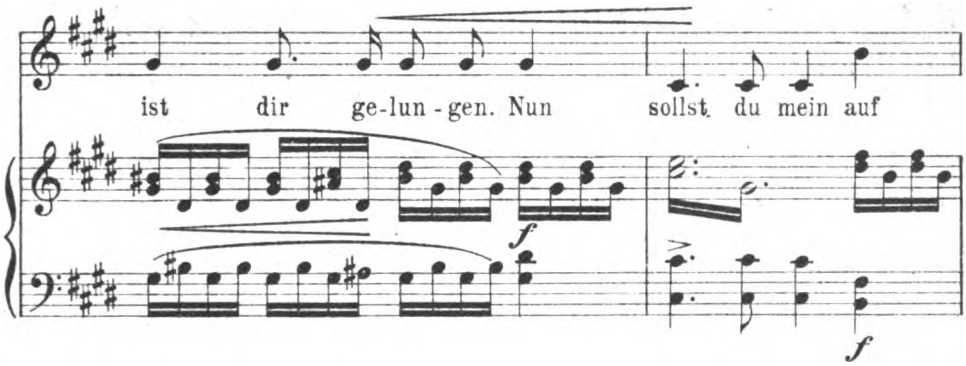
Digitized by Google

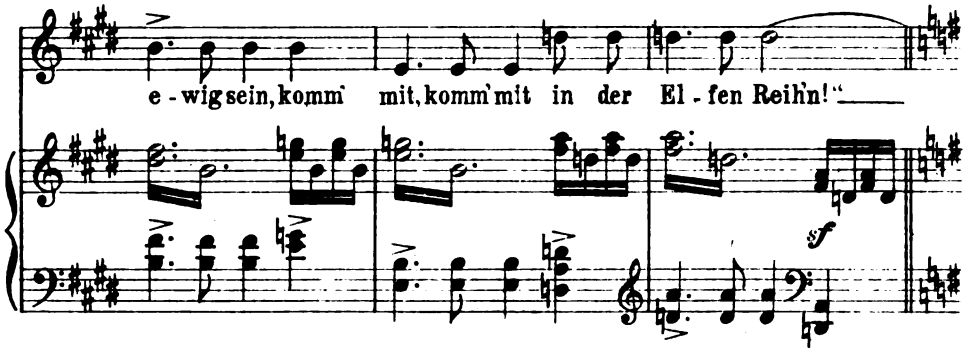


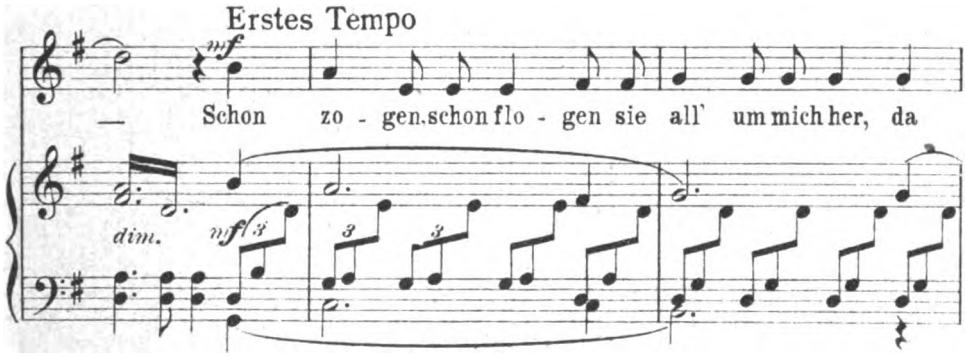
Digitized by Google

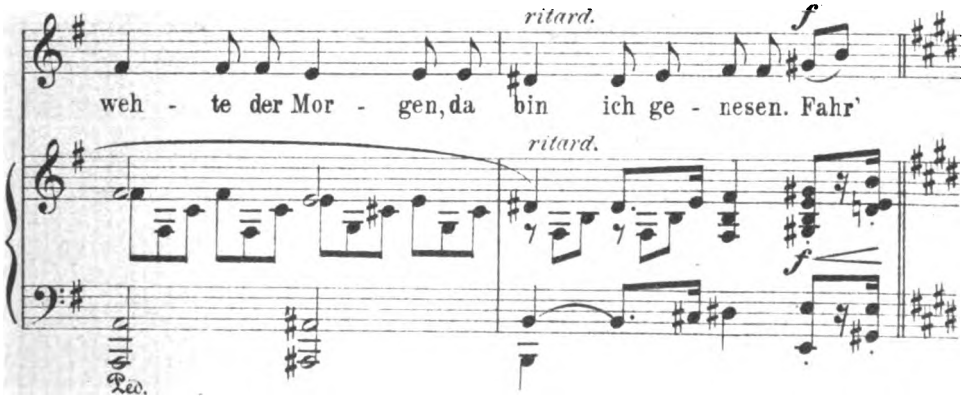


Digitized by Google

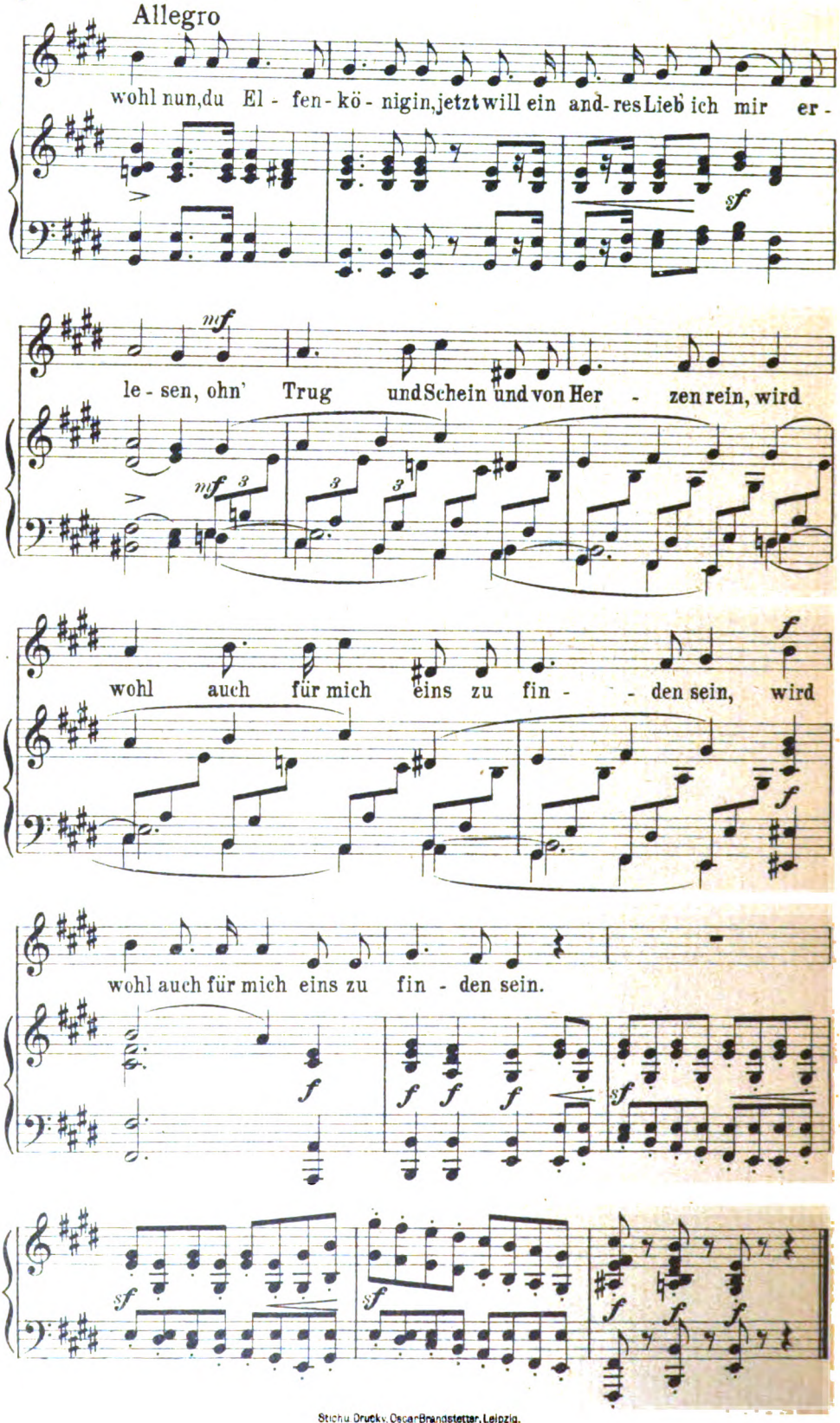








Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolf Hellwag

Digitized by Google

Jahrg. 23 [illegible] Heft 18

[illegible]

Der Kunstwa[illegible] Welle
[illegible]
Die Sonne [illegible]
gespannt, so daß [illegible]
Stube zu treten, [illegible]
und sein Paradies [illegible]
folgen, wie Tausende [illegible]
unsers Vaterlandes [illegible]
zu überstiegen. Denn [illegible]
verkauft gemacht haben, [illegible]
sischen Sonnenglanze [illegible]
in einem behaglichen [illegible]
lichen von außen — [illegible]
Luft — auch ein [illegible]
richtung gibt, sowie [illegible]
die uns nicht minder [illegible]

Wir neuen [illegible]
schmeichler und [illegible]
schon einmal [illegible]
über-uns-nachdenken [illegible]
war nicht weit her [illegible]
haupt aus dem [illegible] unsrer [illegible]
stalten vor Sie zu treten. [illegible] wir verbeugen [illegible]
sind die Wanderer [illegible] (Fretrad [illegible]
und Viergeschwindigkeit, [illegible]
nur die mit etwas [illegible]
Kamera oder der [illegible]
die Pfleger von [illegible] wir [illegible]
die neuen Trinker, die [illegible]
dierte Untergebene des [illegible] all die Jugend
mit den neuen Gedanken [illegible] und Ohren,
und sind die, welche die [illegible] auch schauen
wollen. Die Sinn [illegible] haben. Sie
im Winter Bücher gelesen [illegible] im Sommer
zu sehen, was wir den [illegible]
die, so, mit Hilfe der neuen [illegible]
langt, nun eisenbahnlüchtig [illegible]
die Fußwege bevölkern. [illegible]
wenn Sie, meine Herren [illegible]
lichen.

Sie sollen von uns noch oft [illegible]
kommen. Oh, wir haben die [illegible]
blicken eine Zukunft des R[illegible]
des Wanderns vor uns, [illegible]
sprechen gern von diesen Dingen, [illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Juniheft 1910 Heft 18

Meine Herren Gastwirte!

Der Kunstwart gibt ein „Reiseheft“ heraus — wer ist auf der Reise wichtiger als Sie? Ihnen also Gruß und Verbeugung zuvor! Die Sonne hat ihre goldenen Strickleitern wieder zur Erde herabgespannt, so daß man glaubt, man brauche nur aus der dumpfen Stube zu treten, um ohne weiteres den Kletterweg in den Himmel und sein Paradies zu finden. Diesem Verlangen rüsten wir uns zu folgen, wir Tausende von neuen Reisenden — bereit, die Straßen unsers Vaterlandes und Ihre uns erwartenden Heime, meine Herren, zu „überfluten“. Denn wenn wir uns einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß doch des Leibes Schwere auch im paradiesischen Sonnenglanze hier unten bleiben muß, so nehmen wir gern in einem behaglichen Neste Platz, in dem es neben all dem Herrlichen von außen — Bäume, Felsen, Wälder, Wiesen, Sonne und Luft — auch ein bequemes Ruhegestell für unsre natürliche Sitzeinrichtung gibt, sowie verspeis- und verschluckbare Teile der Natur, die uns nicht minder wertvoll und schön scheinen, als die andern.

Wir neuen Reisenden! Haben Sie, meine Herrn Magenschmeichler und Seelenstreichler, von uns, die wir Sie so nahe angehen, schon einmal gehört? Oder besser: uns schon einmal die Ehre des Über-uns-nachdenkens geschenkt? Ernstlich? „Offen gesprochen“, es war nicht weit her damit! Wir müssen uns erst nennen, um überhaupt aus dem nebelhaften Dunst unsrer Anrede als greifbare Gestalten vor Sie zu treten. Also, wir verbeugen uns nochmals: wir sind die Wanderer vom silbernen Rad (Tretrad, Knallrad, Dreigeräder und Viergeräder), wir sind ferner die „Liebhaber“ aller Art, also nicht nur die mit etwas menschlich Weiblichem, sondern auch die mit der Kamera oder der Botanisiertrommel zur Seite, alsdann: wir sind die Pfleger von Körperkraft und Körperschönheit, weiter: wir sind die neuen Trinker, die nicht bei jeder Mahlzeit zum Dienst kommandierte Untergebene des Alkohols sein wollen. Wir sind all die Jugend mit den neuen Gedanken und den frischgewaschenen Augen und Ohren, und sind die, welche die Schönheit suchen — aber auch schützen wollen. Die Sinn für Volkseigenart und Volkskunst haben. Die im Winter Bücher gelesen und Bilder betrachtet haben, um im Sommer zu sehen, was wir den Büchern glauben. Kurz: wir sind alle die, so, mit Hilfe der neuen Verkehrsmittel erst einmal ins Freie gelangt, nun eisenbahnflüchtig werden und wieder die Landstraßen und die Fußwege bevölkern. Oder doch — bevölkern möchten. Nämlich: wenn Sie, meine Herren Gastwirte, uns das durchzuführen ermöglichen.

Sie sollen von uns noch oft und viel und genaueres zu hören bekommen. Oh, wir haben die größten Rosinen im Kopfe, wir erblicken eine Zukunft des Reisens, eine wahrhaft raffinierte Kunst des Wanderns vor uns, die wir ausbauen wollen. Wir selber sprechen gern von diesen Dingen, nicht nur weil wir's erbaulich finden,

Digitized by Google

davon zu reden, sondern auch, weil wir uns kennen lernen wollen und müssen. Aus der großen Gemeinde unsichtbarer Seelen, die wir bereits bilden, möchten wir ein sichtbarer lockerer, aber doch handlungsfähiger Bund werden. Ja, was möchten wir nicht alles ... Aber davon später!

Heute nur zu Ihnen, unsern Freunden von der Troddelmütze und der Schenkschürze. Denn wenn auch manche — vielleicht die meisten von Ihnen — heute gar fein im Bratenrock und glattfrisiert einhertänzeln und ach, selbst die „gute Wölbung" der Vorderseite als Ausweis eines behäbigen und philosophischen Gemüts nicht mehr zeigen — bitte, lassen Sie uns dennoch im Geiste das alte freundliche Bild von Ihnen, das Ihre Vorfahren boten zu der Zeit, da noch die gelbe Postkutsche mit Eile und Weile die Entfernungen zu Ihnen verminderte! Lassen Sie, meine verehrten Herren, besonders da, wo die Großstadt mit all ihrem „Komfort" und ihrer „Eleganz" noch keine Hypotheken niedergelegt hat, ruhig die alte Gemütlichkeit walten, die Gemütlichkeit und Behaglichkeit, die schon das Haus verrate, und die Wirt, Wirtin, Hebe und Ganymed weiter bestätigen dürfen, ohne „unmodern" zu sein. Denn *das* ist's ja, was wir „draußen" suchen: wir wollen was *andres*, wollen, denken Sie nur, *nicht* die schätzenswerte Großstadt, aus der wir kommen, sondern, bitte verstehen Sie's, Kleinstadt und Dorf, wo nun einmal Kleinstadt und Dorf noch ist, *wollen* Landeseigenart und Heimatschönheit — *nicht* einen günstigenfalls uns nur heimlich belustigenden spießbürgerlichen Abklatsch der „Herrlichkeiten", die wir in der Großstadt verlassen haben, und die Ihnen, meine Herren von draußen, *mehr* imponieren als uns.

Dafür lieber was Reelles! Seien Sie, meine Herren Gastwirte an der Landstraße (auch die in Dorf und Stadt zählen ja dazu!), nicht Nachahmer, seien Sie Vorbilder. Studieren Sie, bitte (es lohnt sich Ihnen), *uns neue Reisende*, und kommen Sie uns entgegen! Dann kann ein neuer Landstraßenfrühling sich nicht nur entfalten, er wird Ihnen auch ein *dauernder* Segen und eine dauernde Erwerbsquelle sein, so daß wir beide zusammen mal was Gescheites, was wirklich Kulturförderndes zustande gebracht haben. Bisher nämlich — gerad heraus! — waren *Sie's*, meine Herren Gastwirte und die übrigen Herren „Interessenten am Fremdenverkehr", so da am „Heben" der Orte arbeiteten, — ach ja: eben Sie und sie waren es nicht an letzter Stelle, die uns das Wandern *verleidet* haben.

„Und was verlangt ihr nun eigentlich?" fragen Sie. Wir wollen's bekennen, aber ganz bescheiden mit dem Vermerk: wir verlangen gar nicht, daß *jedes* Gasthaus das *alles* bringen soll. Freilich, welches das täte, das wäre dann unser *Mustergasthaus*.

Also zunächst: das *Neue Gasthaus* oder *Wirtshaus* sollte nicht „Hotel" noch „Restaurant" heißen, sondern deutsch, damit uns nicht seine Vornehmheit gleich von weitem erdrückend auf die Brust fällt. Es sollte nicht in gestriger Modepracht außen mit unbesteigbaren Türmchen und unbrauchbaren Balkons, innen mit gesüßten Wandbildern und gewässerten Versen bemalt, sondern soviel es eben geht, dem umgebenden Stück Welt und der eigentümlichen Bauart seiner Heimat angepaßt sein. Im übrigen allemal so einfach — nicht

Digitized by Google

„nüchtern", auch nicht ärmlich „billig", — wie möglich. Ja nicht nach irgendeinem Musterbuch, wie sie jetzt ja, gottlob, selbst in den Baugewerkschulen nicht mehr für fein gelten. Nüchternheit, meine Herren Wirte, ist das, wobei wir ans Lineal und an die Schablone denken, Einfachheit scheint uns wieder was andres: natürliche Sachlichkeit ohne jegliche überflüssige Putzerei — denken Sie: das kommt uns gerade vornehm vor. Zur heimatlichen Eigenart gehören aber nicht ungesunde oder irgend rückständige Einrichtungen. Im Gegenteil: technisch kann ein Gasthaus gar nicht vollkommen genug eingerichtet sein — soweit diese Einrichtungen, zum Beispiel elektrisches Licht mit Kraft aus nahen Stromschnellen oder dergleichen nur ohne Ruinierung von Naturschönheiten hergestellt werden können. Denn Sie müssen bedenken: was in der Landschaft in Ihrer Gegend ruiniert wird, das merkt unsereiner so nach und nach, und sagt's seinen Bekannten. Dann bleiben künftig er und die weg.

Generalregel: Alle Reklame-Plakate, -Tafeln, -Bilder, und wenn die noch so „herrlich" sind, entfernen Sie — im Innern der Gaststube nicht minder wie am Äußern Ihres Hauses, an den Baumstämmen und den Felsen der Umgebung. Auch für Sie gilt das strenge Wort: „Nur Narrenhände beschmieren Tisch und Wände" — vom „Beschmieren" spricht man ja nur bei Überflüssigem, einfache, sachliche Anzeigen und Wegweiser sind keine „Reklame". Was für Bier es gibt, und was der Schinken kostet, kann ich aber wohl auch noch sonstwie als von den Wänden erfahren. Die Reklame ist der schlimmste Feind aller Heimlichkeit und Gemütlichkeit. Denn die bedeuten doch: man fühlt sich wie zu Hause oder bei einem Freund — wer aber hängt sich zu Hause die Wände mit Plakaten voll?

Das „Neue Gasthaus" muß eingerichtet sein, daß man drin ausruhen kann. Also nach aller Möglichkeit: Lärmschutz mit Doppelfenstern und Doppeltüren, und keinen irgendwie entbehrlichen Skandal in Haus und Hof. Auch mit „Lichtschutz"; daß man ausschlafen kann, wenn man's will, soll ein Zimmer gut zu verdunkeln sein. Abends aber soll ein Lämplein drin brennen können, bei dem sich lesen läßt.

Das „Neue Gasthaus" soll ferner auf nicht-alkoholische Getränke und auf das Nichttrinken überhaupt eingerichtet sein. Ich verstehe darunter nicht, daß man sich Batterien voll Limetta, Frutil, Bilzbrause (brr!), Pomril und wie all das Zeug heißt, anschafft, und dies, ebenso wie Milch, Tee und Selters zu Phantasiepreisen an die „Sonderlinge" verkauft, die sich unbegreiflicherweise nicht schon morgens mit Bier vollpumpen wollen. Meine Herrn Wirte, suchen Sie mal in Ihren Erinnerungen: die Radfahrerhorden, die Kneipreisen zu Ihnen machten, wo sind sie? Allmählich weggeblieben! In der Alkoholfrage muß der Gastwirt gründlich vorgehen: Erstens: nur „echte", das heißt nicht unappetitlich oder aus Chemikalien „gemachte" Getränke. Zweitens: preiswerte. Ein Glas Tee ist mit 10 Pfennigen glänzend bezahlt, in der Schweiz bekommt man's oft für 8.

„Reformieren" Sie aber einmal im Punkte Trinkzwang, so folgt daraus („so wie die Nacht dem Tage") eine Wandlung im Speise-

Digitized by Google

zettel, die eine wahrhaft neue Ära im Gasthausspeisen bedeuten würde, und doch mit einem Worte zu kennzeichnen ist: keine Mahlzeit ohne reichliche, mit genügender Flüssigkeit und nach dem Vorbilde der bürgerlichen Küche bereitete Gemüse, oder Hülsenfrüchte, Kompott, frisches Obst, Salat usw. Ohne diesen Schritt ist die Getränkereform ein zu baldigem jähen Ende verurteilter Unsinn.

Dann: es müssen für Wanderer (Tagesreisende) Zimmer für ein paar Stunden zu mieten sein, Grundtaxe: eine Entschädigung für Reinigen und Aufräumen.

Und: es müssen in jedem solchen Gasthaus alle wichtigern Reisebücher, die Heimatwerke, Karten, Pläne, Führer usw. einzusehen sein, die Handbücher der Verbände, in fremdsprachigen Gegenden Wörterbücher usw., ferner Nachschlagebücher (auch Floren, Faunen usw.), Ratgeber für Liebhaberphotographen und die entsprechenden Fachzeitschriften. Außerdem noch: was Gutes zu lesen. Leicht zu lesen muß es ja sein, denn unsereins hat abends nach der Wanderung nicht mehr alle Kräfte in seinem Kopf bei sich. Aber bitte: nicht nur das Reklamealbum mit den illustrierten Annoncen sämtlicher Prima-Hotels usw. Und nicht bloß den „Familienfreund", den Sie für Ihr Fräulein Tochter Anno 1885 abonniert hatten und alsdann zum Erfrischungsquell für Ihre Gäste binden ließen. Es gibt gute illustrierte Zeitschriften heutzutag und Büchersammlungen, in denen man, den Band zu 20 bis 100 Pfennigen, bekommt, was auch einer lesen kann, der immerhin Gehirn hat. Überhaupt: all das hier Verlangte kostet zusammen noch nicht soviel wie ein einziger ordentlicher Schrank. Oder die hochbeliebten Kugeln, Spitzen, Säulchen, Giebel usw., die man von all den fein-feinen Möbeln eines Gasthauses für Reisende alter Art erst abnehmen muß, damit sie den neuen Reisenden erträglicher aussehn. Einer Gegenleistung sind solche Darbietungen freilich auch wert. Daß es keiner Leihgebühr bedarf, beweisen z. B. die Alpengasthäuser, die gute Bücher und Karten jetzt schon unentgeltlich vorlegen. Aber anständiges Benehmen der Reisenden selbst, das sei die Gegenleistung. Boykott des Rüpeltums, Korpsgeist der „neuen Reisenden" selbst, die zusammenhalten und rücksichtslos den Sachbeschädiger oder gar den Dieb sogar denunzieren. Auch diesen „Anlagen" den „Schutz des Publikums" zu verschaffen, muß geradezu Ehrensache sein.

Das „Neue Gasthaus" muß eingerichtet sein auf die Bedürfnisse des Liebhaberphotographen. Solange man von jedem Ausflug nach Hause zurückkehrt, besorgt man dort seine Sachen, soll man aber wirklich über Land reisen können, so muß man unterwegs die nötigen Einrichtungen finden. Manche Wirte tun so, als ob diese Forderung etwas Ungeheuerliches wäre. In Wirklichkeit ist sie fast ohne Kosten zu erfüllen. Der Kamerabesitzer braucht eine Dunkelkammer nebst Einrichtung und Chemikalien. Für 20 Mark kann man alles Nötige bei jedem Händler kaufen, ein zur Dunkelkammer geeigneter Raum — lichtlos und womöglich mit Wasserleitung — ist überall zu beschaffen. Ist nur die Kammer und eine Rotlichtlampe da (Kostenpunkt: 1 Mark), so kann man wenigstens Platten einlegen und wechseln. Als Zeichen wäre ein rotes Schild mit einer Lampe,

Digitized by Google

außen am Hause, zu empfehlen, das macht kein Geschäftsgeschrei und kann ganz lustig aussehen. Hat man weiter drei Schalen, je eine Flasche „Entwickler“ und „Fixierbad“ (auch in Patronen), und ein paar Meßgläser, so ist das Wichtigste beisammen. Man berechnet für Benutzung der Dunkelkammer *ohne* Chemikalien 10 Pfennig, mit Chemikalien (Entwickeln) eben diese, wie ich in der Wirtsstube mein Glas Getränk bezahle. Hält man einen Vorrat Platten, besonders im Format 9×12 bereit, so wird man mit diesen Geschäfte machen.

Für *Rad- und Motorfahrer* braucht man einen trocknen Schuppen, womöglich mit Holzfußboden, und Vorrichtung zum Stellen oder Hängen der Räder. Man muß ferner gereinigtes Benzin, Schmieröl (dies sind besondere Marken), Karbid für die Laternen und eine Luftpumpe bereithalten, die auch Atem hat. Es empfiehlt sich, überdies ein paar billige Papierlaternen zur Notbeleuchtung bereitzuhalten. Das Stahlroß ist keine melkende Kuh, nehmt ihr's nicht umsonst in den Stall, so fordert einschließlich der Fütterung mit Luft doch nicht mehr als eines Nickels Wert dafür! Auch Öl, Benzin, Karbid und Laternen — nicht mit 300 v. H. Aufschlag! Der Wirt soll nicht kleinlich sein — ist er liberal, wird der Gast aufgeknöpft.

Über das Erwähnte hinaus möchte ich denen unter Ihnen, die entweder Alleinherrscher in einer Gegend sind, oder die andern ein für allemal überflügeln wollen, etwas anraten, was nicht nur Ihrem Geldbeutel im Laufe der Zeit wohltun, sondern richtig angefangen Sie selber zu einer Art Wohltäter Angesessener wie Fremder machen würde. Das Gasthaus ist heute, besonders in einsameren Gegenden, auch der geistige Mittelpunkt nicht nur für Durchreisende und Sommerfrischler, sondern für Ortsbewohner und Umwohner selbst. Es ist nicht jedermanns Sache, sich an regnerischen Tagen mit Büchern einzeln im Zimmer einzuschließen; dafür kann unser Gasthaus *alle* in andächtigen Scharen versammeln, wenn es ihnen neben leiblichem Behagen einen gemeinsamen Schmaus für Augen und Ohren vorsetzen kann. Man könnte vielleicht auf eine schlechte Kurkapelle verzichten und dafür Einrichtungen schaffen, die einfache *Projektionsvorträge* ermöglichen. Der dazugehörige Aufwand ist jedenfalls nicht größer. Ein kleiner, leicht zu verdunkelnder Saal genügt; schon beim Bau nimmt man womöglich Rücksicht auf elektrischen Anschluß. Kann man ihn nicht haben, so hält man stets eine Flasche Sauerstoff, falls auch Leuchtgas nicht vorhanden, eine Flasche Wasserstoff und eine Schachtel Kalkkegel bereit; für ganz kleine Räume genügt auch Azetylenlicht. Dann braucht man einen Lichtbilder-(„Projektions“-) Apparat, eine Leinwand — und alles ist fertig! Es sollte mich wundern, wenn alles zusammen mehr als zweihundert Mark einmalige Anschaffung kosten würde; dafür hätten wir schon das beste. Jede Vorstellung würde dann vielleicht zwei bis zehn Mark Selbstkosten verursachen; die Bedienung ist leicht; ein Sprecher und fertig zusammengestellte Vorträge finden sich immer. Die Hauptsache wären freilich die Lichtbilder. Ein „Stock“ von einigen Dutzend würde genügen; die übrigen werden von Fach- und Liebhaberphotographen, Ansässigen wie Sommergästen gern im Laufe der Zeit geschenkweise als Dank hinzugesteuert werden. Fremdenverkehrsverein, Schule, Ortsbehörde

Digitized by Google

und selbst Regierung werden ein übriges tun, wenn man's richtig anfängt. So sammelt sich in einem solchen Mustergasthause allmählich ein Bilderlager nebst Erläuterungen an, das wenig gekostet hat, und doch vielleicht einen unbezahlbaren Wert hat. Denn was stellt es dar? Die Heimat, ihre Schönheiten, ihre landschaftlichen und naturwissenschaftlichen Besonderheiten, ihre Künste und Kulturdenkmäler, ihre Industrie, ihr Volksleben mit Trachten und Bräuchen, ihre Verkehrseinrichtungen, ihre Landeskultur und so tausend Dinge mehr, die kennen zu lernen wir neuen Reisenden dürsten, und die wir nirgend anderswo in der Welt finden können. Am andern Morgen hebt dann ein Wandern an nach jener nahen Klippe, von der wir noch gar nicht wußten, was für Geschichten aus der Eiszeit sie erzählt, nach dem Bauernhaus im Seitental, das der eine malerisch, der andre „wissenschaftlich interessant" findet, nach der Waldwiese, wo die und die seltne Blume blüht. Und das Ergebnis für den klugen Gastwirt? Hungrige Mägen, durstige Kehlen, eine vor Wiß- und Neubegier, aber auch Befriedigung angeregte Gesellschaft, einträgliche Abende, ein weithin sich verbreitender Ruf, schon dadurch, daß nun auch von außen kommenden Wanderrednern eine ständige Gelegenheit zu Vorträgen geboten ist, Förderung und womöglich Zuschüsse von manchen Seiten, Vereinsverkehr, Ehrenstellung in allen Kreisen — und zuletzt, es müßte sonst mit dem Teufel zugehn, das Herrlichste, was es für den Deutschen gibt: ein Orden ins Knopfloch . . .

Um wieder zum schlichten Alltag zurückzukehren: das körperliche Befinden, das der „neue Wirt" zu verwalten hat, ist mit Essen, Trinken und Schlafen noch nicht „erledigt". Ein gutes aber einfaches Bad ist für Wanderer wie Radler geradezu eine „unerläßliche Bedingung". Freilich ist nicht immer gerade das Gasthaus darauf einzurichten. Daß es aber einem Orte ganz fehlt oder betriebsunfähig ist, wie leider allerdings in 999 von 1000 deutschen Wohnorten — gegen einen solchen beschämenden Zustand sollten die Gastwirte zuerst im eigensten Interesse wirken. Eine vermietbare Badewanne bedeutet denn doch eine erschwingliche Kapitalanlage für jedes Dorf. Allerhand ließe sich noch leicht beschaffen: Nähzeug beispielsweis, dann ein Schach- und ein Damenspiel, nicht nur schmutzige alte oder teure neue Karten. Als Andenken halte man mehr verkäuflich als bloß Ansichtspostkarten, auch Natur- wie Kulturerzeugnisse aus der Umgebung: schöne Steine und Pflanzen (ohne Wurzeln), auch getrocknete, sowie, was der Hausfleiß Eigenartiges bringt. Dagegen beleidige man nicht Leute, die den Beweis der Geschmacklosigkeit noch nicht erbracht haben, durch die Zumutung, jene Abart der Hausgreuel anzusehn oder gar zu kaufen, welche die fürchterlichste aller Fremdenindustrien unter dem Namen „Reiseandenken" über Land schwemmt. Kann doch ein einziger Glaskasten mit diesem Unrat einem ganzen Zimmer die Stimmung verderben.

Mitunter fehlt einem dies und das, zu dessen Beschaffung noch kein Doktor nötig ist, sondern nur eines der gangbarsten Medikamente. Also: eine gute Hausapotheke, giftfrei versteht sich, nur mit unschuldigen Sachen. Als welche übrigens aus gleichen Gründen auch trockne Strümpfe, wollene Binden und dergleichen unter Umständen

Digitized by Google

hoch zu preisen, aber keineswegs überall zu haben sind. Zuviel verlangt? Nein, hier berührt sich das „neue“ Gasthaus mit allerältesten. Wer's bezweifelt, möge sich erkundigen, was alles man nicht nur in einer guten Alpenschutzhütte, sondern zum Beispiel auch in einer guten Riesengebirgsbaude bekommen kann. Und noch mehr, leider, konnte. Damals zum Beispiel, als noch der alte Hübner-Berthold auf der Hübner-Baude waltete, als welcher ein Wanderer-Vater war. Dafür lief auch immer wieder über seine Baude, wer eigentlich ganz wo anders hin wollte.

Kurz: ein Gasthaus, das solche Vorzüge hat oder doch einen wesentlichen Teil von ihnen, kann sich von aller Rabatt- und Privilegienreiterei freihalten. Denn es kann sicher sein, wenn es nur das, was es tut, gut tut, so wird's bald eine Berühmtheit weit herum, und die sichere Raststätte aller „Neuen Reisenden“.

Hermann Häfker

Goethekultur und Goethemode

Ein Gespräch

Die Idealistin: Und das ist mir eins der sichersten Zeichen, daß unsre Kultur im Steigen begriffen und die Dekadenz überwunden ist: daß die Goetheverehrung weite und immer weitere Kreise ergreift. Wer las denn vor zwanzig bis dreißig Jahren Goethe? Außer den Literarhistorikern nur eine erlesene Minderzahl. Heute zählen die „Gespräche mit Eckermann“ zu den meistverbreiteten und -gelesenen Büchern.

Der Skeptiker: Ja, — neben „Götz Krafft“, dem „Hohen Liede“ und andern.

Die Idealistin: Man kann sich nicht immer und ausschließlich im geistigen Höhenklima bewegen. Sie können nicht verlangen, daß nur Goethe gelesen werde!

Der Skeptiker: Da sei Gott vor! Ich verlange es nicht nur nicht, sondern ich möchte sogar, daß weniger Goethe gelesen und zitiert würde.

Die Idealistin: Und das sagt ein Goetheverehrer! Oder sind Sie's vielleicht nicht mehr?

Der Skeptiker: Ich bin's noch — obwohl ich mich beinahe schäme, es zu sagen. Denn man befindet sich mit diesem Geständnis in zu großer und schlechter Gesellschaft. Weil ich Goetheverehrer bin, darum macht mir wehmütiges Bedauern, was Sie mit eitel Freude erfüllt: daß man jungen Mädchen zur Konfirmation statt eines christlichen Vergißmeinnichts „Goethes Briefe an Frau von Stein“ schenkt; daß man im Wohnzimmer jeder „gebildeten“ Frau zwischen Modejournalen eine der populären Ausgaben von Goethes Gedichten findet und unter jedem Kochrezept einen Spruch in Prosa. Die, denen jeder Ausspruch Goethes sankrosankt ist, respektieren nur den einen nicht, der doch in dem „meistgelesenen“ Buche steht: „Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“

Digitized by Google

Die Idealistin: Die Tatsache, daß Goethe, trotz seiner gegenteiligen Prophezeiung doch populär geworden ist, zeigt, daß er über die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit zu pessimistisch dachte. Durch Goethe sind wir zu Goethe hinaufgeführt worden. Die Zahl derer, die etwas Ähnliches suchen und in ähnlichen Richtungen begriffen sind, hat zugenommen; man ist heute goethereifer als vor hundert Jahren.

Der Skeptiker: O fortschrittgläubige Seele! O unverwüstlicher Optimismus! Der strebsame Sekundaner (er kennt seinen Lehrer!), der seinen Aufsatz über Wallenstein, der gewandte Schmock (er kennt sein Publikum!), der seine Nachtkritik mit Goethezitaten ziert, sind „goethereif"! Die Jungfrau, die allmorgendlich ihren Goethekalender abzupft, ist „in ähnlichen Richtungen begriffen"! Nein, meine Freundin! Der Goethekultus bei hoch und niedrig ist kein Beweis für die im Geschwindschritt erreichte Veredlung der Menschheit, sondern er zeigt nur, daß sie dieselbe nachahmungstolle, unselbständige Herde ist, die sie immer war. Die seltsame Erscheinung, daß ein so aristokratischer, das Pathos scheuender, bei seinen Lesern viel voraussetzender Schriftsteller mit einemmal das Idol der Jugend, und besonders der weiblichen geworden ist, der er so wenig zu sagen hat, sollte einen schon kritisch stimmen gegen diese „Popularität". Scheinbar ist Goethes Prophetenwort widerlegt; aber das konnte er nicht wissen, daß er einmal Mode werden würde — die große Mode sogar ...

Die Idealistin: Mode nennen Sie es! ...

Der Skeptiker: Trotz Ihrer Empörung muß ich's wiederholen: Ja, Mode! Die Leute, die sich heute unter gleichzeitiger Anpöbelung Schillers herdenmäßig für Goethe begeistern, sind dieselben, die sich — vielleicht unter gleichzeitiger Anpöbelung Goethes — in einiger Zeit ebenso herdenmäßig für Schiller begeistern werden. Das Publikum ist ja doch wie eine treulose Frau, die dem jeweiligen Sieger in die Arme sinkt, heute Cäsar, morgen Antonius.

Die Idealistin: Wenn denn etwas Mode dabei sein sollte — das ist die unausbleibliche Begleiterscheinung jeder großen geistigen Bewegung —, so ist dieses doch eine schöne Mode. Wenn es auch nicht minder ein Beweis von eigenem Adel ist, daß man mit Goethe verkehrt, so muß dieser Umgang doch veredelnd wirken.

Der Skeptiker: Man sollte es meinen. Aber das sicherste Zeichen von der veredelnden Wirkung des Guten ist, daß man keinen Geschmack mehr am Schlechten findet. Dieses Merkmal fehlt aber der großen Masse der Goethebegeisterten. Gewiß kann man sich an Dichterwerken von großer spezifischer Verschiedenheit erfreuen, aber man kann sich unmöglich gleichzeitig für Goethe begeistern und für wertlosen Kitsch. Entweder man heuchelt, um modern zu sein, oder man betrügt sich selbst. Goethe ist nicht für alle, er ist nicht einmal für viele.

Die Idealistin: Da muß ich Ihnen widersprechen! „Wer vieles bringt ..." Sein ganzes Werk ist nicht für jedermann, aber jedermann wird in seinem Werke etwas für sich finden.

Der Skeptiker: Das gebe ich zu, wenn Sie unter „jeder-

Digitized by Google

mann" schon eine gewisse Auslese verstehen, oder unter „etwas" die wenigen Werke, die schon immer eherner Bestand der bekannten „guten Lektüre" waren. Goethe ist kein Mittel zur Volksbildung und Jugenderziehung; wer von ihm wirklichen Gewinn haben will, muß schon eine gewisse Reife und Bildung mitbringen.

Die Idealistin: Hier springen die vielen Schriften helfend ein, die zum Verständnis Goethes anleiten.

Der Skeptiker: Freilich. Und ich verkenne nicht deren gute Absicht. Doch kann ich mich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, wenn ich sehe, wie Goethe dem großen Publikum „aufgeschlossen" wird. Es ist dasselbe Bedauern, das mich überschleicht, wenn man die großen Massen mit der Bahn auf hohe Berggipfel schleppt, die sie nie aus eigener Kraft erreicht haben würden. Nach meiner Ansicht sind die hohen Berggipfel nicht für Verfettete, Schwache und Kinder da.

Die Idealistin: Bedenken Sie, daß — um in Ihrem Bilde zu bleiben — die Bergbahnen nicht nur von solchen benutzt werden, die nicht steigen können, sondern auch von denen, deren Zeit es ihnen nicht erlaubt, sich selbst einen Weg zu suchen?

Der Skeptiker: Ach ja, Sie haben recht. In unsrer „schnelllebigen" Zeit will man seine geistigen so gut wie die physischen Genüsse möglichst rasch und mühelos „abmachen". Diesem Hange dienen die Breviere, in denen alle Rosinen aus dem Kuchen zusammengehäuft sind, oder die Zusammenstellungen von Aussprüchen, die bestimmte Lebens- und Geistesgebiete betreffen. Man braucht gar nicht mehr Goethe im Original zu lesen und kann doch ein recht guter Goethekenner werden. Für alle Stände und Lebensalter ist gesorgt. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn eine Goetheausgabe für Konfirmanden in Vorbereitung wäre und vielleicht eine Auswahl aus seinen Werken für Kindergärten.

Die Idealistin: Sie fänden es schöner, wenn Goethe wieder der imposante Bücherschrankheilige würde, an den nur wenige sich heranwagen?

Der Skeptiker: Ja, Goethe ist mir zu populär; ich mag diese Popularität nicht. Und ich meine sogar, daß denen, die in idealster Absicht zum Verständnis Goethes gewirkt haben, manchmal leise grauen muß vor den Geistern, die sie heraufbeschworen. Zuviel! Zuviel sklavische Goethelatrie — „Goethe sagt" ist die Waffe, mit der in allen Lagern gekämpft wird —, und auf der andern Seite zuviel Familiarität. Früher hieß Goethe der Olympier. Das war wohl etwas stereotyp, aber es lag doch Abstand darin, Ehrfurcht. Jetzt sagt man „der Alte von Weimar"; nächstens wird man „Papa Goethe" sagen und schließlich nur „Alterchen". Man hat nicht nur Goethes Werk sondern auch sein Leben, das individuellste und exklusivste, das je gelebt worden, der Masse preisgegeben, als wäre es ein Normalleben, dem jeder nachstreben könnte.

Die Idealistin: Und man hat recht damit. Zwar ist es nicht unser Leben; aber jeder wird in diesem reichen, vielseitigen Leben einen Punkt finden, den er mit Nutzen auf sein eigenes beziehen kann. Das beweist mir die Echtheit von Goethes Popularität:

Digitized by Google

daß er nicht mehr „Literatur“ ist, sondern daß er für so viele der Maßstab geworden, an dem sie die Erscheinungen des Lebens messen, der Pharus, nach dem sie schauen in der Brandung der Ereignisse.

Der Skeptiker: Ja, der Persönlichkeitskultus geht mit der Heiligsprechung seiner Werke zusammen. Seine Person ist vielleicht noch mehr Mode. Das Konkrete liegt den meisten Leuten doch am besten.

Die Idealistin: Durch Ihre Behauptung „Goethe ist Mode“ wird auf die Tatsache, daß er für die heutige Welt eine ganz andre Bedeutung hat als für die vor dreißig Jahren, wohl ein häßliches Licht geworfen, aber ich finde nicht, daß sie durch dieses Verdikt erklärt wird. Ja, warum ist er denn heute Mode, und war's vor dreißig Jahren nicht?

Der Skeptiker: Ich glaube, daß besonders zwei Punkte sich bei der Popularisierung Goethes als hilfskräftig erwiesen haben, weil sie Bedürfnissen der heutigen Zeit entgegenkommen: Einmal die traditionelle „Goethesche Gesundheit“ — unsre nervenschwache Zeit klammert sich an Goethe mit derselben gläubigen Inbrunst wie hysterische Männlein und Weiblein an ihren Sanatoriumsarzt —, und zweitens seine Weitherzigkeit in eroticis. Welch ein Fund für die ethischen Neuerer, daß sie zur Rechtfertigung der freien Ehe auf ein so klassisches Beispiel hinweisen können! Denn was Goethe tat, ist geheiligt. Daß, was man dem Genie nachsieht, den Kleinen noch längst nicht ansteht, wird hochgemut übersehn. Das ist ja eben das Gefährliche bei überspanntem Personenkultus: „die Beziehung auf das eigene Leben“ setzt, theoretisch wenigstens, gerade an den Punkten ein, deren Verallgemeinerung bedenklich ist. Eine beispiellose Selbstbeherrschung und ein rastloses Arbeiten an sich und für andere begeistert dagegen wenig zur Nachahmung, — ist auch nicht so leicht nachzuahmen.

Die Idealistin: Und weil es Leute gibt, die die großen Lehren von Goethes Leben mißverstehen oder nur einen äußerlichen Goethekultus treiben, — deshalb soll die ganze Goethebewegung nichts taugen?

Der Skeptiker: Wenn ich das gesagt habe — es ist mir zwar nicht bewußt —, so habe ich zuviel gesagt. Ich wollte einzig sagen, daß ich in der Art von Goethekultus, die heute bei uns im Schwunge ist, kein Zeichen von gesteigerter Kultur — so sagten Sie ja wohl — sehe und Ihr Frohlocken darüber, daß wir es so herrlich weit gebracht, so wenig teilen kann wie Ihr Herabsehen auf eine Zeit, da Goethe noch nicht Nietzsches Nachfolger in der Gunst der höheren Tochter geworden war. Solange wir der „erlesenen Minderheit“ von früher nur eine modeklavische Majorität entgegenstellen können, haben wir noch keine Ursache, auf unsre „goethereife“ Zeit stolz zu sein. Wenn die Goethemode verschwunden sein wird, und seine Gemeinde dann jene, die längst war, an Zahl übertrifft, ohne ihr an Qualität nachzustehen, — dann können wir vielleicht von gesteigerter Goethekultur sprechen. Das wollen wir abwarten. Goethe muß wieder unpopulär werden. Weniger Goethe! Denn — weniger Goethe wäre mehr Goethe.

Heloise von Beaulieu

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Lose Blätter

Aus Riehl und Seume

[Unsre „Losen Blätter" sollen diesmal durch einen „ältern" und einen „alten" Herrn ohne allzuviel „Deutlichkeit" allerlei illustrieren, was in andern Beiträgen dieses „Reisehefts" berührt worden ist.

Wir können nicht besser zum Wandern und rechten Reisen anregen, als wenn wir dem Altmeister der Wanderkunst W. H. Riehl das Wort geben. Die klassischen Studien „Land und Leute", vor allem aber die Fortsetzung „Das Wanderbuch" (sämtlich bei Cotta erschienen) sind wohl als Teile der „Naturgeschichte des Volkes" berühmt, aber Berühmtheit und Bekanntheit sind ja nicht ein und dasselbe: nicht gar viele wissen aus eignem Lesen, wie unmittelbar persönliche (nicht allein wissenschaftliche) Förderung und Anregung aus jenen Büchern, ebenso wie aus der Monographie „Die Pfälzer" zu holen ist. Die Einleitung zum Wanderbuch, die von den „Handwerksgeheimnissen des Volksstudiums" erzählt, zeigt, wie durchdacht bis ins einzelne und dabei wie unpedantisch, wie frei und unmittelbar die Art Riehls ist, Eindrücke zu sammeln, zu ordnen, in eine Einheit zu fassen und zu einem lebensvollen Gesamtbilde zu gestalten. Seine Beobachtungen sind freilich in einer Zeit (1847—53) gesammelt, da man noch nicht in einem Tag halb Europa durchqueren konnte. Und seine Schilderungen retten für uns die ganze reiche Buntheit des ungeeinigten Deutschlands ins neue Industriezeitalter hinüber. Aber er sieht auch später noch, in den achtziger Jahren, überall die alte charaktervoll ausgeprägte Eigenart der Gegenden und Bevölkerungen. Seine eindringliche Art zu schauen war freilich seine ureigene, letzten Endes künstlerische Gabe; aber manches „Handwerksgeheimnis" können wir ihm immerhin absehen. So zum Beispiel, wie er (etwa in unsrer Schilderung von „Eisenstadt") den unmittelbaren Eindrücken durch einen geschichtlichen Hintergrund, durch kulturhistorische Erwägungen, durch das Bild eines bedeutenden Mannes Sinn, Bedeutung, Einheit gibt. Immer aber holt er solche Ergänzung der unmittelbaren Wahrnehmungen aus dem Lande, der Stadt, den Leuten selbst; das Bild, das er uns zeichnet, bleibt immer geschlossen, klar und objektiv und wird nie durch geistreiche Reflexionen verwirrt oder durch subjektive Stimmungen getrübt. Er ist denn auch ein wundersam warmer, förderlicher Anreger zu besonnenem, frohen, Augen und Seele klärenden Wandern, dem man an manchem schönen Wandertag sich zu glücklichem Dank verpflichtet fühlt. Und zumal die Jugend, vor allem unsre Mittelschuljugend, die vielfach das Sehen verlernt hat, sollte ihn immer wieder zur Hand nehmen und sich seiner frischen, männlichen Führerschaft überlassen. —

Über Seume, den „Spaziergänger nach Syrakus", spricht der Rundschaubeitrag von W. Michel. Hier lassen wir ein besonders anziehendes Stück seiner herben, immer männlichen und anschaulich straffen Prosa folgen. U]

Eisenstadt

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch voneinander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts einen wirklichen Grenzfluß zwischen deutschem und

Digitized by Google

ungarischem Lande bildet, während sie sich im ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unsrer Zeit die Ausdrücke Trans- und Zisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Grenzfluß und war es auch wohl niemals: allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Übergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volkstums so vielfach ineinandergreift, gleichsam ineinander verzahnt ist, wie auf gar keinem andren Punkte der deutsch-ungarischen Grenze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha“ allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Grenzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine echt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andre Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des Neusiedlersees und gibt uns schon den vollen Vorgeschmack ungarischer Szenerien.

Ich wählte diesen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Pußta hinüber, um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedlersees zu lavieren. Welch ein Kontrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Heide breitete sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magharisieren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine „deutsche Kucsma“; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze; den Rockkragen stellte ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarentum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slawischen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz

Digitized by Google

gegen den Wind schützen, so schlang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschentuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre, im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuatmen, der mir den ganzen Tag unablässig ins Gesicht schlug.

Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisiert hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermutlich nicht ahnten, daß jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könne. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten herankam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sei zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vorderteil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß, wenn der eine plötzlich aufgestanden wäre, der andre auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste Gespräch, natürlich auf deutsch; denn in dem Grenzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten untereinander wohnen, verbindet sie alle doch wieder das gemeinsame Verständnis der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Ödenburg als solches zu bezeichnen, so riet er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehen, denn ich würde dort bis über die Knie in den Schlamm einsinken.

Dieser See, welchen Geographen in der Studierstube wohl gar das Gegenstück des Bodensees am Ostsaume der Alpenausläufer genannt haben, existiert nämlich seit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verschwand er damals zum größten Teile. Übergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landeskalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sei es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sei doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur dreizehn Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der

Digitized by Google

andern in die unabsehbare Fläche des Hanság-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnisvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hanság gleichfalls vertrocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes, als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutschredenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übriggeblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hanság verkündet uns als ein bis zur deutschen Grenze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Zentralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedelungen des Hanság versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Grenzwinkels zwischen Preßburg und Ödenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durcheinander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Landesart, hart neben der deutschen, im Kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnen uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Heide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Pußten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir diese dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Grenze, von Bergen umsäumt; die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Angesicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slawischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pest-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligtümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens ebenso echt ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild solcher berggesäumten Heide- und Sumpfflächen tat sich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Heide herüberkommend, unsern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Ödenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden

Digitized by Google

Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle bekrönt, in den Vordergrund, und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breitgedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begrenzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann alles formlos abgetonte Farbenskala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Koloristen. Denn was eben die großen Koloristen am liebsten tun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter sein, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser echt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehenbleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Grenze Ungarns zugleich eine landschaftliche: deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der andern Seite. Eine Volks- und Sprachgrenze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedelungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Grenze teilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsszenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Ödenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind entweder deutsch oder kroatisch; die Ortsnamen deutsch und magyarisch. Die Deutschen haben die Kultur- und Sprachherrschaft; die Magyaren suchen hier wie anderswo mit ihrem neugewonnenen politischen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute schon sagt, daß Wien anfange halb ungarisch zu werden, so müssen Eisenstadt, Ödenburg und Preßburg doch wohl auch ungarischer als vordem geworden sein. Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute Kolonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden sein. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und produzierten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, teilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Grenzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirtschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweggearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern.

Digitized by Google

Alles zusammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neusiedlersee den Eindruck einer deutschen „Mark“ im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieser äußerste Saum fremden Landes steht unter deutscher Kulturherrschaft, er ist ein zur Schutzwehr der wirklichen Grenze ins Ausland vorgeschobener Vorwall. Österreich hat noch viele solcher „Marken“: möge man ihre deutsch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergessen.

Das sprechendste Sinnbild dieses deutschen Marken-Charakters des westungarischen Grenzsaumes bieten die Ortsnamen: fast alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutschen und einen magyarischen. Nur im selteneren Falle ist der eine Name eine bloße Umbildung des andern, oder eine wörtliche Übersetzung, weit öfter drücken beide einen ganz andern Begriff in völlig selbständigem Worte aus; Deutsche und Magyaren mögen sich viel leichter wechselweise unterdrücken als ausgleichend vermischen. Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Ödenburg Sopron, Raab Győr, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht Wien, sondern heiße Becs. So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sei als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Ödenburger Komitats die „Hienzen“, deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen „Heidebauern“ am Neusiedlersee erst im sechzehnten Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andre.

Die „Hienzen“ und die „Heidebauern“ führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayrischen, alemannischen und fränkischen Stammes sein, die Heidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin, im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleineren Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Ödenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine

Digitized by Google

lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch echt mittelalterlich, den gallischen Bischof des vierten Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit kulturgeschichtlichen Kostümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modelliert, so würde er ihm vermutlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalb tausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großenteils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen andren Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Taten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Komitat gegeben hat. Allein wenn es nationale Besitzansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungeniert rückwärts über die Geschichte hinaus, wie es der Geschichte vorgreift. Und also hatten die Ungarn ganz recht, wenn sie sich den pannonisch-gallischen Martinus des vierten Jahrhunderts als einen echten Magyaren des achtzehnten darstellen ließen. St. Martin ist ein ungarischer Nationalheiliger; verschiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während sie auf Deutsch ganz anders benannt sind, vor allem aber ist der „heilige Berg der Ungarn", Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Bischofs getauft; warum soll also ein Heiliger, der dem Lande so viele gute Dienste geleistet, nicht ungarische Stiefel tragen?

Diese Statue steht, wie gesagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gotischen Gebäudes, welches eben in der Restauration halbwegs vollendet ist, so fesselt zumeist wiederum der Chor; — es ist der Ort, wo durch lange Zeit die ungarischen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, besagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutscher Sprache.

Wenn der Ungar den Bischof von Tours als einen der berühmtesten Patrone des Landes seinen Landsleuten vorführen wollte, so kostümierte er ihn ungarisch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier seine Könige gekrönt seien, so mußte er's in deutscher Sprache tun.

Die alten deutschen Einwanderer haben Eisenstadt vor tausend Jahren seinen Namen gegeben; aber erst vor hundert Jahren hat der Wagnerssohn von Rohrau dem versteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier

Digitized by Google

fand Joseph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte seiner kunstgeschichtlich epochemachenden Wirksamkeit, seines kräftigsten und eigensten Schaffens. Und obgleich Haydn schon vor seiner Eisenstadter Zeit die ersten Quartette und Symphonien schrieb, so kann man doch Eisenstadt die Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie nennen; denn nicht der früheste halbreife Versuch, sondern die erste Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchschlagenden Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blütezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Szenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit dem heimeligen Schloß und Garten, versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Tiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Stile des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen: wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Türe: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Ödenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Haustrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Überall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rundschau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihresgleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Grenzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins Große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazysche Schloß zu Eisenstadt versteckt sich nicht zwischen Bäumen, wie der trauliche Herrensitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und schaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in großen Verhältnissen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die imposanten Wiener Palastbauten und übertrifft an Masse und Schönheit die Residenz gar manches regierenden deutschen Fürsten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar vieles anders gestaltet haben, als es zu Haydns Eisenstadter Zeit gewesen, allein er bewahrte wenigstens die für uns merkwürdigsten Räume, die beiden Konzertsäle.

Gegenwärtig ist nun freilich der Glanz des Eisenstadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholische Poesie der versunkenen

Digitized by Google

Herrlichkeit auf dem stolzen Schlosse. Seit der „Esterhazyschen Katastrophe", wie man hierzulande zu sagen pflegt, ward es gar stille in Eisenstadt, und der Reichtum des Fürstenhauses ist nicht mehr in dem Sinne sprichwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäste von nah und fern mit wahrhaft königlichen, kunstgeschmückten Festen ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neusiedlersee herüberführt, auf stundenweit den Herrensitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürsten das Recht nicht mehr zugestehen wollten, ihre Grundstücke mit aristokratischen Bäumen zu beschatten, welche schmücken, aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzelnen Diener im Portale auf und nieder gehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Kontrabassisten, zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten und wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydns. Die Amtstätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstadter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann nur noch auf die Leitung des Kirchengesanges und die Bewahrung des Musikarchivs im Schlosse.

Die Esterhazyschen Finanzen werden sich nun freilich wieder bessern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein 71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwert von ebensoviel Millionen Gulden darstellt, ist die Rückkehr des alten Reichtums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren: denn sie wurzelte in den politischen und Kulturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Tatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magharisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Ödenburger Komitat, das heißt auf überwiegend deutsch-ungarischem Grenzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582—1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Teil der produktiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im siebzehnten Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1645 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln zu jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazys spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg (1687). Nikolaus hat am 1. Juli (1618) dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vor-

Digitized by Google

getragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstentum Ungarn diese Nation und das Vaterland zu erhalten imstande sei.“ Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitieren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazys reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt beiseitegeschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Zentralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen“ nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im achtzehnten Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit, wo Maria Theresia klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterháza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Musik und der Malerei geläufig; den einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den andern, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Galerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pest verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Grenzen befinden.

Auch nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besonderen Charakter und bedeutet etwas für sich; es ist die letzte echt deutsche Kleinstadt dieses Grenzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Ödenburg sind zwar auch in ihrem Kern deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slawen und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden* meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadts isoliert zusammengebauten Scheunen muten uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Verteidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Grenzlage des Ortes. Dieser Eindruck ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Leithalinie: zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger

* Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer führt auch hier wie bei uns den schweren, biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Grenzwinkels fährt mit „Katzen“; allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

Digitized by Google

Feste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfstal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegensendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte“, wie sie im Nibelungenliede heißt, und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome niederzieht, sperrt den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Überreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt uns vor der Pest“, oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines alten Baues, daß jene Grenzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan: der untere Teil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppiert sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam komplizierten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydns. Die meisten Leser werden Haydns Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydns sterbliche Überreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hierher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydns Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“, sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinausgesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Teile des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musizierte und dirigierte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Konzertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Konzerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch vom Hörensagen, denn die Musikherrlichkeit, welche auch nach Haydns Abgang noch geraume Zeit im Schlosse waltete, ist längst verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Konzert, welches vor dreißig Jahren in diesen der

Digitized by Google

hohen Muse der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich schön; am einen Ende des Saales spielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechselnd am anderen Ende eine Bande Zigeuner.“ So ändern sich die Zeiten.

Am Südostrande des Neusiedlersees in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydns fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza.“

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunstschätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydns italienische Opern sind verschollen und großenteils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhafte und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydns Werken. In Goldpapier geheftet erinnern uns diese Textbücher an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirtet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydns italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden, was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart notwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgrenze und der Hanság-Sumpf: dieser Ort bildete also den äußersten Vorposten unseres ethnographischen wie nicht minder unsers musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leithalinie reden. Sie ist freilich keine Grenze, sondern eine topographische Basis für den Entwickelungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Kulturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwickelung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterháza, wie Haydn als Opernkomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Digitized by Google

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayrisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slawen, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimat vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydnschen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Kontraste sich schärfen könnte, wie in unserm Grenzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza.

Von allen Punkten dieses deutschen und ungarischen Grenzlandes laufen nun aber die Hauptstraßen wie Radien zurück zum deutschen Zentrum der Gegend, nach Wien; und so vollendete auch Haydn seine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in seiner Eisenstadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und siedelte endlich im letzten Zeitraum seines Schaffens ganz nach der Kaiserstadt über, um endlich doch wieder in Eisenstadt sein Grab zu finden. Obgleich nun Eisenstadt zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz seiner älteren Schüler war, so spricht man doch nicht von einer Eisenstadter, sondern von einer Wiener Tonschule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erst Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und seinen Schülerkreis. Welchen Gegensatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieser örtlichen Entwickelungsbahn Haydns! Mozart tritt schon als Kind in die große Welt und wir staunen, wie er im bewegten Reiseleben und oft genug von den widersprechendsten fremdartigen Eindrücken umrauscht, doch immer die rechte Sammlung in sich zu finden wußte und nie sich selbst verlor. Haydn kommt aus der Einsamkeit; aber in dem einsamen Eisenstadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künstlerischer Eindrücke und Genüsse, die ihn befähigten, später in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verstehen und seiner Kunst zu erobern. Das geht bei ihm alles stetig und schrittweise auf zusammenhängender Bahn, nicht kühn und sprunghaft wie bei Mozart.

Und selbst das letzte Asyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer stillen Seitenstraße der Mariahilf-Vorstadt zu Wien ist vor sechzig Jahren wohl eine Stätte fast ländlicher Einsamkeit gewesen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Ortes noch in der Grundform seiner alten Gestalt sich erhalten hat, so bietet auch des Künstlers Sterbehaus in Wien noch wesentlich dasselbe Bild, welches Reichardt schildert, als er den lebensmüden Greis besuchte. Die Straßenfront ist noch ganz echt und ursprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild

Digitized by Google

mit der Aufschrift: „N. N. Lederwaren-Erzeuger“ derb genug in die Gegenwart versetzt. Noch sehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhause und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachstube, in welcher die „Jahreszeiten“ komponiert wurden. Mitten in der Stadt konnte der Tondichter seinen Blick aus dem engen Fenster doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächsten Gärten schweifen lassen. Die Gärten sind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hause blieb erhalten. Die Wände des Stübchens sollen vordem über und über mit Noten beschrieben gewesen sein: ein späterer Besitzer ließ sie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Türschwelle, tief ausgeschnitten, angeblich von „Engländern“, welche sich durch lange Jahre hier Späne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen sich der ehemalige Bewohner dieses einsamen Stübchens in ihrer Weltstadt London gewonnen hat. Jetzt kommen solche Engländer seltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig sein für die spätere Entwickelung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volkstümlichen und kulturgeschichtlichen Charakter Tatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unsrer großen Männer zu gewinnen. Möchten andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.

Besteigung des Ätna

Messina

Ich muß mich etwas fassen, daß ich Dich den Weg über den Berg und Taormina hierher mit mir nicht gar zu unordentlich machen lasse, ob Du gleich Geduld genug wirst haben müssen, denn ich bin ein gar schlechter Systematiker. Der Wirt im Elefanten in Catanien, in dessen Buch ich viele Bekannte fand und der sich als einen sehr guten Hobegeten ankündigte, besorgte mir eben nicht wohlfeil einen Mann mit einem Tiere, der mit mir die Fahrt bestehen sollte. Ich packte meinen Sack voll Orangen und ritt nun bergan. Wieviel ich Dörfer und Flecken durchritt, ehe ich am Sandkloster ankam, weiß ich nicht mehr. Dieses Kloster gehört bekanntlich den reichen Benediktinern unten in der Stadt, die hier nur einen Laienbruder haben, welcher die Ökonomie besorgt; denn sie haben rundumher weite Distrikte von Weinbergen. Bei den Mönchen gilt selten das Sprichwort: „Im Weine ist Wahrheit“, sondern: „Im Weine ist Schlauheit“. Ich kann mir nicht helfen, und wenn mich die Mönche zum Abt machten, ich würde sagen: „Je größer das Kloster, desto größer die Sottise.“ Die Mönche unten sind gar feine Kauze, die das Inkonsequente und Bedenkliche und Kritische ihrer jetzigen Lage sehr gut fühlen und die Kutte durchzuschauen wissen; diese waren freundlich und höflich. Der Laienbruder hier im Sande war etwas grämelnd und murrsinnig. Er nahm meinen Empfehlungsbrief, betrachtete ihn und sagte mir ganz trocken: „Der Abt, mein Vorgesetzter, hat ihn nicht unterschrieben; er geht mich also nichts an.“ — „Das ist schlimm für mich“, sagte ich. — „Jawohl!“ sagte er. — „Was soll ich nun tun?“ fragte ich. — „Was Sie wollen“, antwortete er. Er besann sich indessen doch etwas; man trug eben das Essen auf. Er fragte mich, ob ich mitessen wollte, und ich machte

Digitized by Google

natürlich gar keine Umstände, weil ich ziemlich hungrig war. Wir setzten uns also, und über Tisch ward mein Wirt etwas freundlicher. Mein Maulesel mit dem Führer wurde nach dem nächsten Orte Nicolosi geschickt und mir Quartier und Pflege gesichert. Man meldete, daß eine fremde, sehr vornehme Gesellschaft ankommen würde, die auch auf den Berg steigen wollte; das war mir lieb. Wir aßen dreierlei Fische. Denke Dir, ein Laienbruder der Benediktiner in der höchsten Wohnung am Ätna zur Fasten dreierlei Fische! Denn über diesem Kloster sind nur noch einige Häuser links hinüber und weiter nichts mehr in der Waldregion bis hinauf an die alte Geißhöhle. Ich spreche von dieser Seite; die andern Pfade kenne ich nicht. Es kam ein andrer Herr, der uns trinken half. Dieser schien ein etwas besseres Stück von Geistlichen zu sein. Mein Wirt zog den Brief aus der Tasche und ließ ihn den andern vorlesen; da ergab sich mir denn erst, daß der Herr Laienbruder wohl gar nicht lesen konnte. Der Brief lautete ungefähr, daß der Pater Sekretär ihm im Namen und auf Befehl des Abts schreibe, den deutschen reisenden Herrn, der von dem Minister sehr empfohlen wäre, nach Würden bestens zu bewirten. Von meiner Entfernung war nun gar nicht mehr die Rede. Der Bruder ward gesprächiger und erzählte mir seine Reisen und seine Schicksale und daß ihn der Papst kenne. Bald kam er auf meine Ketzerei und segnete sich. Er ließ sich mein Seelenheil und meine Bekehrung noch etwas angelegener sein als der parlementarische Steuerrevisor in Agrigent, fand mich aber ganz refraktarisch; er mußte mich also mit seinem besten Futter in die Hölle gehen lassen. Der vornehmste Grund, den er brauchte, mich zum Christen zu machen, war: ich hätte doch einen sehr gefährlichen Weg vor mir, es seien auf dem Berge schon viele umgekommen; nun könnte ich, wenn ich auch tot gefunden würde, nicht einmal christlich begraben werden. Das war nun freilich ein triftiges Argument, denn bei diesen Herren ist kein Akatholikus ein Christ. Ich sagte ihm so sanft als möglich die Anekdote des Diogenes, der sich im ähnlichen Falle ausbat, man möchte ihm nach dem Tode nur einen Stock hinlegen, damit er die Hunde wegjagen könnte. Der Mann schüttelte den Kopf und — trank sein Glas. Nun wurde mir ein Führer bestellt, der teuer genug war, und auf alle Fälle alles in Ordnung gesetzt, wenn auch die Gesellschaft nicht kommen sollte. Eben als die Einrichtung getroffen worden war, wurde gemeldet, daß die Engländer nicht kommen würden, sondern in Nicolosi blieben. Darüber war der Mann Gottes sehr ergrimmt und betete etwas unsanft, wie Elisa der Bärenprophet, über einige seiner Feinde unten in Catanien und oben in Nicolosi. Ich machte einen Ausflug gegenüber auf die Monti Rossi, die sich bei der letzten großen Eruption gebildet haben, vermutlich von der Farbe den Namen tragen und von ihren Gipfeln eine herrliche Aussicht geben. Man hatte eine starke Viertelstunde nötig, sie zu ersteigen, und von ihnen sieht man noch jetzt den ganzen ungeheuern Lavastrom, der hier ausbrach, alles umwälzte und zernichtete, einen großen Teil der Stadt zerstörte und tief hinter derselben sich als eine hohe Felsenwand in der See stemmte. Ich weiß wohl, daß Stollberg andrer Meinung ist; aber ich habe es hier so von vielen Einwohnern gehört, unter denen auch manche ziemlich unterrichtete Männer waren. Als ich herunterstieg, begegnete ich zwei Engländern von der Partie aus Nicolosi, die den nämlichen Spaziergang

Digitized by Google

hierher gemacht hatten. Ihrer waren fünf, lauter Offiziere von der Garnison aus Malta, die von Neapel kamen und unterwegs den Berg mitsehen wollten; ein Major, ein Hauptmann und drei Leutnants. Sie freuten sich, noch einen zur Partie zu bekommen, und ich holte flugs meinen Sack vom Mönche und zog herunter zu den Engländern ins Wirtshaus nach Nicolosi, wo schon vorher mein Führer einquartiert war. Der Mönch machte ein finsteres Gesicht, murrte etwas durch die Zähne, vermutlich einige Flüche über uns Ketzer alle; ich dankte und ging.

Hier trieben wir nun, die fünf Briten und Dein Freund, unser Wesen sehr erbaulich. Die Engländer hatten den Wirt vom Goldenen Löwen aus Catanien mitgebracht; ich trat zur Gesellschaft, man schaffte mir ein Bett so gut als möglich, und wir legten uns nieder und schliefen nicht viel. Die Herren erzählten ihre Abenteuer, militärische und galante, von der Themse und vom Nil, und bald traf die Kritik einen General, bald ein Mädchen. Vorzüglich war der Gegenstand ihrer Reminiszenzen eine gewisse originelle Trompetersfrau, die sich nach allen kernigen Prädikamenten zur Königin ihres Lagers in Ägypten erhoben. Gegen Mitternacht kamen die Führer, und nun setzte sich die ganze Karawane zu Maulesel: sechs Signori forestieri, zwei Führer mit Laternen und ein Proviantträger. Es war, wenn ich nicht irre, den 6. April zu Mitternacht oder den 7. des Morgens. Den vorigen Tag war es trübes Wetter gewesen, hatte den Abend ziemlich stark geregnet, hellte sich aber auf, sowie wir aus dem Wirtshause zogen. Wir gingen bei meinem Mönche in St. Nicolas bei bosco ove bella rena vorbei. Es war frisch und ward bald kalt, und dann sehr kalt. Wir trottierten und lärmten uns warm. Dann deklamierte der Major Grays „Kirchhof", dann sangen wir: „God save the King" nach Händel und „Britannia rule the waves" und andre englisch-patriotische Sachen. Jeder gab seinen Schnack. „We are already pretty high", sagte der eine; „It is a bitter nipping cold", der andre; Methinks, I hear the dogstar bark, and Mars meets Venus in the dark", fuhr ein dritter fort. „Is that not smoke there?" fragte ein subalterner Myops. „I believe I see already old Nick smoking his pipe." — „But my dear", sagte der Major, „You are purblind upon your starboard eye: it is an oaktree." So war es; das gab Gelächter und wir ritten weiter. Bald kamen wir aus der bebauten Region in die waldige und gingen nun unter den Eichen immer bergauf. Ungefähr um ein Uhr kamen wir in der Gegend der Geißhöhle an, die aber jetzt außer Gebrauch kommt. Der Fürst von Paterno hat dort ein Haus gebaut, wo die Fremden eintreten und sich bei einem Feuer wärmen können. Das Haus ist schlecht genug, und ein deutscher Dorfschulze würde sich schämen, es nicht besser gemacht zu haben. Indessen ist es doch besser als nichts und vermutlich bequemer als die Höhle. Hier blieben wir eine kleine halbe Stunde, bestiegen wieder unsre Maultiere und ritten nunmehr aus der waldigen Region in den Schnee hinein. Ungefähr eine Viertelstunde über dem Hause und der Höhle hörte die Vegetation ganz auf, und der Schnee fing an hoch zu werden, der schon um das Haus her und hier und da neu und alt lag. Wir mußten nun absteigen und unsre Maultiere hier lassen. Der Schnee ward bald sehr hoch und das Steigen sehr beschwerlich. Unsre Führer rieten uns, nur langsam zu gehen, und sie hatten recht; aber die Herren ruhten zu oft absatzweise, und darin hatten diese nicht recht. „Methings, I smell

Digitized by Google

the morning air", sagte der Major und fuhr ganz drollig fort, als ein junger Leutnant durch den hohlen Schnee auf ein Lavastück fiel und über den Fuß klagte: „Alack, what dangers do environ the man that meddles with cold iron!" Die Kälte des Morgens war schneidend, und die Engländer, die wohl in Ägypten und Malta eine solche Partie nicht gemacht hatten, schüttelten sich wie die Matrosen. Endlich erreichten wir den Steinhaufen des sogenannten Philosophenturms, und die Sonne tauchte eben glühend über die Berge von Kalabrien herauf und vergoldete, was wir von der Meerenge sehen konnten, die ganze See und den Taurus zu unsern Füßen. Ganz rein war die Luft nicht, aber ohne Wolken; desto magischer war die Szene. Hinter uns lag noch alles in Nacht, und vor uns tanzten hier und da Nebelgestalten auf dem Ozean. Wer kann hier beschreiben? Nimm Deinen Benda und laß auf silbernem Flügel dem Mädchen auf Naxos die Sonne aufgehen, und wenn Du nicht etwas von unserm Vergnügen hast, so kann Dir kein Gott helfen. So ging uns Titan auf, aber wir standen über einem werdenden Gewitter: es konnte uns nicht erreichen. Einer der Herren lief wehklagend und hoch aufschreiend um die Trümmer herum, denn er hatte die Finger erfroren. Wir halfen mit Schnee, und rieben und wuschen und arbeiteten uns endlich zu dem Gipfel des Berges hinauf. Mir deucht, man müßte bis zum Philosophenturm reiten können; bis dahin ist es nicht zu sehr jäh, aber die Kälte verbietet es; wenigstens möchte ich eben deswegen ohne große Verwahrung nicht von der Kavalkade sein. Von hier aus kann man nicht mehr gehen; man muß steigen und zuweilen klettern und zuweilen klimmen. Es scheint nur noch eine Viertelstunde bis zur höchsten Spitze zu sein; aber es ist wohl noch ein Stückchen Arbeit. Die Briten letzten sich mit Rum, und da ich von diesem Nektar nichts genießen kann, aß ich von Zeit zu Zeit eine Apfelsine aus der Tasche. Sie waren ziemlich gefroren, aber ich habe nie so etwas Köstliches genossen. Als ich keine Apfelsinen mehr hatte — denn der Appetit war stark — stillte ich den Durst mit Schnee, arbeitete immer vorwärts und war zur Ehre der deutschen Nation der erste an dem obersten Felsenrande der großen ungeheuren Schlucht, in welcher der Krater liegt. Einer der Führer kam nach mir, dann der Major, dann der zweite Führer, dann die ganze kleine Karawane bis auf den Herrn mit den erfrorenen Fingern. Hier standen und saßen und lagerten wir, halb in den Qualm des aufsteigenden Rauchdampfes eingehüllt, und keiner sprach ein Wort und jeder staunte in den furchtbaren Schlund hinab, aus welchem es in dunkeln und weißlichen Wolken dumpf und wütend herauftobte. Endlich sagte der Major, indem er sich mit einem tiefen Atemzuge Luft machte: „Now it is indeed worth a young man's while to mount and see it; for such a sight is not to be met with in the parks of old England." Mehr kannst Du von einem echten Briten nicht erwarten, dessen patriotische Seele ihren Gefährten mit Roastbeef und Porter ambrosisch bewirtet.

Die Schlucht, ungefähr eine kleine Stunde im Umfang, lag vor uns; wir standen alle auf einer ziemlich schmalen Felsenwand und bückten uns über eine steile Kluft von vielleicht 60—70 Klaftern hinaus und in dieselbe hinein. Einige legten sich nieder, um sich auf der grausen Höhe vor Schwindel zu sichern. In dieser Schlucht lag tief der Krater, der seine Stürme aus dem Abgrunde nach der entgegengesetzten Seite hinüberwarf.

Digitized by Google

Der Wind kam von der Morgensonne, und wir standen noch ziemlich sicher vor dem Dampfe, nur daß hier und da etwas durch die Felsenspalten heraufdrang. Rundherum ist keine Möglichkeit, vor den ungeheuern senkrechten Lavablöcken bis hinunter ganz nahe an den Rand des eigentlichen Schlundes zu kommen. Bloß von der Seite von Taormina, wo eine sehr große Vertiefung ausgeht, muß man hineinsteigen können, wenn man Zeit und Mut genug hat, die Gefahr zu bestehen; denn eine kleine Veränderung des Windes kann tödlich werden und man erstickt wie Plinius. Übrigens würde man wohl unten am Rande weiter nichts sehen können. Hätte ich drei Tage Zeit und einen entschlossenen, der Gegend ganz kundigen Führer, so wollte ich mir wohl die Ehre erwerben, unten gewesen zu sein, wenn es der Wind erlaubte. Man müßte aber mit viel größerer Schwierigkeit von Taormina hinaufsteigen.

Nachdem wir uns von unserm ersten Hinstaunen etwas erholt hatten, sahen wir nun auch rundumher. Die Sonne stand nicht mehr so tief, und es war auch auf der übrigen Insel schon ziemlich hell. Wir sahen das ganze große, schöne, herrliche Eiland unter uns, vor uns liegen, wenigstens den schönsten Teil desselben. Alles, was um den Berg herumliegt, das ganze Tal Enna, bis nach Palagonia und Lentini mit allen Städten und Flecken und Flüssen, war wie in magischen Duft gewebt. Vorzüglich reizend zog sich der Simäthus aus den Bergen durch die schöne Fläche lang hinab in das Meer und man übersah mit einem Blick seinen ganzen Lauf. Tiefer hin lag der See Lentini und glänzte wie ein Zauberspiegel durch die elektrische Luft. Die Folge wird zeigen, daß die Luft nicht sehr rein, aber vielleicht nur desto schöner für unsern Morgen war. Man sah hinunter bis nach Augusta und in die Gegend von Syrakus. Aber die Schwäche meiner Augen und die Dünste des Himmels, der doch fast unbewölkt war, hinderten mich weiter zu sehen. Messina habe ich nicht gesehen und mir deucht, man kann es auch von hier nicht sehen; es liegt zu tief landeinwärts an der Meerenge und die Berge müssen es decken. Palermo kann man durchaus nicht sehen, sondern nur die Berge umher. Von den Liparen sahen wir nur etwas durch die Wölkchen. Nachdem wir rundumher genug hinabgeschaut hatten und das erste Staunen sich etwas zur Ruhe setzte, sagte der Major nach englischer Sitte: „Now be sure, we needs must give a shout at the top down the gulf", und so stimmten wir denn dreimal ein mächtiges Freudengeschrei an, daß die Höhlen der furchtbaren Riesen widerhallten und die Führer uns warnten, wir möchten durch unsre Ruchlosigkeit nicht die Teufel unten wecken. Sie nannten den Schlund, nur mit etwas verändertem Mythus, „la casa del diavolo", und das Echo in den Klüften „la sua risposta".

Der Umfang des kleinen, tief unten liegenden Kessels mag ungefähr eine kleine Viertelstunde sein. Es kochte und brauste und wütete und tobte und stürmte unaufhörlich aus ihm herauf. Einen zweiten Krater habe ich nicht gesehen; der dicke Rauch müßte vielleicht ganz seinen Eingang decken, oder dieser zweite Schlund müßte auf der andern Seite der Felsen liegen, zu der wir wegen des Windes, der den Dampf dorthin trieb, nicht kommen konnten. Auch hier waren wir nicht ganz vom Rauche frei; die rote Uniform der Engländer mit den goldenen Achselbändern war ganz schwarzgrau geworden; mein blauer Rock hatte seine Farbe nicht merklich geändert.

Digitized by Google

Ich hatte mich bisher im Aufsteigen immer mit Schnee gelabt; aber hier am Rande auf der Spitze war er bitter salzig und konnte nicht genossen werden. Nicht weit vom Rande lag ein Auswurf von verschiedenen Farben, den ich für toten Schwefel hielt. Er war heiß und wir konnten unsre Füße darin wärmen. Wir setzten uns an eine Felsenwand und sahen auf die zauberische Gegend unter uns, vorzüglich nach Catanien und Paterno hinab. Die Monti Rossi bei Nicolosi glichen fast Maulwurfshügeln und die ganze große, ausgestorbene Familie des alten lebendigen Vaters lag rundumher, nur er selbst wirkte mit ewigem Feuer in furchtbarer Jugendkraft. Welche ungeheure Werkstatt muß er haben! Der letzte große Ausbruch war fast drei deutsche Meilen vom Gipfel hinab bei Nicolosi. Wenn er wieder durchbrechen sollte, fürchte ich für die Seite von Taormina, wo nun die Erdschicht am dünnsten zu sein scheint. Die Luft war trotz des Feuers des Vulkans und der Sonne doch sehr kalt, und wir stiegen wieder herab. Unser Herabsteigen war vielleicht noch belohnender als der Aufenthalt auf dem obersten Gipfel. Bis zum Philosophenturm war viel Behutsamkeit nötig. Hier war nun der Proviantträger angekommen und wir hielten unser Frühstück. Die Engländer griffen zur Rumflasche und ich hielt mich zum gebratenen Huhn und dann zum Schnee. Brot und Braten waren ziemlich hart gefroren, aber der heiße Hunger taute es bald auf. Indem wir aßen, genossen wir das schönste Schauspiel, das vielleicht das Auge eines Menschen genießen kann. Der Himmel war fast ganz hell, und nur hinter uns über dem Simäthus hingen einige kleine lichte Wölkchen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch an der Küste Kalabriens, die See war glänzend. Da zeigten sich zuerst hier und da einige kleine Fleckchen auf dem Meere links vor Taormina, die fast wie Inselchen aussahen. Unsre Führer sagten uns sogleich, was folgen würde. Die Flecken wurden zusehends größer, bildeten flockige Nebelwolken und breiteten sich aus und flossen zusammen. Keine morganische Fee kann eine solche Farbenglut und solchen Wechsel haben, als die Nebel von Moment zu Moment annahmen. Es schoß in die Höhe und glich einem Walde mit den dichtesten Bäumen von den sonderbarsten Gestalten, war hier gedrängter und dunkler, dort dünner und heller, und die Sonne schien in einem noch ziemlich kleinen Winkel auf das Gewebe hinab, das schnell die ganze nördliche Küste deckte und das wir hier tief unter uns sahen. Der Glutstrom fing an die Schluchten der Berge zu füllen, und hinter uns lag das Tal Enna mit seiner ganzen Schönheit in einem unnennbaren Halblichte, so daß wir nur noch den See von Lentini als ein helles Fleckchen sahen. Dieses alles und die Bildung des himmlischen Gemäldes an der Nordostseite war das Werk einer kleinen Viertelstunde. Ich werde eine so geschmückte Szene wahrscheinlich in meinem Leben nicht wiedersehen. Sie ist nur hier zu treffen und auch hier sehr selten; die Führer priesen uns und sogar sich selbst deswegen glücklich. Wir brachen auf, um womöglich unten dem Regen zu entgehen; in einigen Minuten sahen wir nichts mehr von dem Gipfel des Berges; alles war in undurchdringlichen Nebel gehüllt und wir selbst schossen auf der Bahn, die wir im Hinaufsteigen langsam gemacht hatten, pfeilschnell herab. Ohne den Schnee hätten wir es nicht so sicher gekonnt. Nach einer halben Stunde hatten wir die Blitze links, immer noch unter uns. Der Nebel hellte sich wieder auf, oder vielmehr wir traten aus demselben heraus, das Gewitter

Digitized by Google

zog neben uns her nach Catanien zu, und wir kamen in weniger als der Hälfte Zeit wieder in das Haus am Ende der Waldregion, wo wir uns an das Feuer setzten, nämlich diejenigen, die es wagen durften. Die Engländer hatten zu dieser Bergreise eine eigne Vorkehrung getroffen. Weiß der Himmel, wer sie ihnen mochte geraten haben; die meinige war besser. Sie kamen in Nicolosi in Stiefeln an, setzten sich aber dort in Schuhe und über diese Schuhe zogen sie die dicksten, wollenen Strümpfe, die man sich denken kann, und die sie sogar, wie sie mir sagten, schon in Holland zu diesem Behufe gekauft hatten. Der Aufzug ließ sonderbar genug; sie sahen mit den großen Ätnastöcken von unten auf alle ziemlich aus wie samojedische Bärenführer. Ich ging in meinem gewöhnlichen Reisezeug mit gewöhnlichen baumwollenen Strümpfen in meinen festen Stiefeln. Schon hinaufwärts waren einige holländische Strümpfe zerrissen, herabwärts ging es über die Schuhe und die Unterstrümpfe. Einige liefen auf den Zehen, die sie denn natürlich erfroren hatten. Meine Warnung, langsam und fest, ohne abzusetzen, fortzugehen, hatte nichts geholfen. Mir fehlte nicht das geringste. Vorzüglich hatte einer der jungen Herren die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit warmem Wasser zu waschen und an das Feuer zu setzen. In einigen Minuten jauchzte er vor Schmerz wie Homers verwundeter Kriegsgott und hat den Denkzettel mitgenommen. Vermutlich wird er in Catanien oder noch in Malta zu kurieren haben. Du kannst sehen, welcher auffallende Kontrast hier in einer kleinen Entfernung in der Gegend ist; unten bei Catanien raufte man reifen Flachs und die Gerste stand hoch in Ähren, und hier oben erfror man Hände und Füße. Nun ritten wir noch immer mit dem Gewitter durch die Waldregion nach Nicolosi hinab, wo wir eine herrliche Mahlzeit fanden, die der Wirt aus dem Goldenen Löwen in Catanien kontraktmäßig angeschafft hatte. Wir nahmen Abschied, die Engländer ritten zurück nach Catanien und ich meines Wegs hierher nach Taormina.

Es ist vielleicht in ganz Europa keine Gegend mit so vielfältigen Schönheiten, als die Umgebung dieses Berges. Seine Höhe kann ich nicht bestimmen. In einem geographischen Verzeichnisse wurde er hier beträchtlich höher angegeben als die höchsten Alpen; das mögen die Italiener mit den mathematischen Geographen ausmachen. Der Professor Gambino aus Catanien will diesen August mit einer Gesellschaft hinaufgehen, um oben noch mehrere Beobachtungen anzustellen. Man hat in der Insel das Sprichwort vom Ätna: „On le voit toujours le chapeau blanc et la pipe à la bouche.“ Der Schnee soll nie sehr schmelzen: das ist in einem so ganz südlichen Klima viel. Man nennt ihn in Sizilien meistens, wie bekannt, nur Monte Gibello; aber man nennt ihn auch noch sehr oft Ätna, oder den Berg von Sizilien, oder geradezu vorzugsweise den Berg. Die letzte Benennung habe ich am häufigsten, und zwar auch unten an der südlichen Küste gefunden. Mir scheint es überhaupt, daß man jetzt anfängt, die alten Namen wieder hervorzusuchen und zu gebrauchen. So habe ich auch den Fluß unten nie anders als Simäthus nennen hören.

Bis an das Bergkloster der Benediktiner ist der Ätna von dieser Seite bebaut und ziemlich gut bebaut; weiter hinauf ist Wald und fast von lauter Eichen, die jetzt noch alle kahl standen, und nicht weit von der Geißhöhle oder dem jetzigen Hause von Paterno hört die Vegetation ganz auf. Wir fanden von dort an bis zum Gipfel hohen Schnee.

Digitized by Google

Die bebaute Region gibt eine Abwechselung, die man vielleicht selten mehr auf dem Erdboden findet. Unten reifen im lieblichsten Gemisch die meisten Früchte des wärmern Erdstrichs; alle Orangengeschlechter wachsen und blühen im goldenen Glanze. Weiter hinauf gedeiht die Granate, dann der Ölbaum, dann die Feige, dann nur der Weinstock und die Kastanie, und dann nur noch die ehrwürdige Eiche. Am Fuße triffst Du alles dieses zusammen in schönen Gruppen, und zuweilen Palmen dazu.

Auf meinem Wege nach Taormina zeigte mir mein Führer, nur auf einem Punkte, den alten, großen, berühmten Kastanienbaum in der Ferne. Kaum kann ich sagen, daß ich ihn gesehen habe; ich wollte ihm aber nicht einen Tag aufopfern. Die Nacht mußte ich in einem kleinen elenden Dörfchen bleiben. Der Weg nach Taormina gehört zu den schönsten, besonders einige Millien vor der Stadt. Dieser Ort, welcher ehemals unten lag und nun auf einem hohen Vorsprunge des Taurus steht, hat die herrlichste Aussicht nach allen Seiten, vorzüglich von dem alten Theater, einem der kühnsten Werke der Alten. Rechts ist das ewige Feuer des Atna, links das fabelhafte Ufer der Insel, und gegenüber sieht man weit, weit hinauf an den Küsten von Kalabrien. Höchstwahrscheinlich ist das Theater nur römisch; man hat es nach der Zerstörung durch die Sarazenen so gut als möglich wieder zusammengesetzt, scheint aber dabei nach sehr willkürlichen Konjekturen verfahren zu sein. Es ist bekanntlich eines der erhaltensten, und alles, was alt ist, ist sehr anschaulich; aber für das neue Flickwerk möchte ich nicht stehen; und doch hat eben der schönste, prächtigste Teil am meisten von den Barbaren gelitten. Das alte Schloß, welches noch viel höher als die Stadt liegt, muß schwer zu nehmen sein. Die Patronin, die heilige Mutter vom Felsen, müßte es also ziemlich leicht sehr gut verteidigen, wenn ihre Kinder verständige und brave Kriegsleute wären. Nach Taormina hatte ich eine Empfehlung von Catanien an den Kommandanten, die einzige in Sizilien, welche schlecht honoriert wurde. Man wies mich in ein Wirtshaus unten am Fuße des Berges, welches aber eine starke Stunde hinunter ist. Das konnte mir mein Mauleseltreiber auch sagen; und hätte ich oben ein Wirtshaus finden können, so wäre ich dem Herrn gar nicht beschwerlich gefallen. Bei den Kapuzinern sprach ich gar nicht ein; denn ihre Ungefälligkeit und ihr Schmutz waren mir schon geschildert worden. Ich schickte hier meinen Mauleseltreiber fort und wanderte wieder allein zu Fuß weiter; denn an der See hinauf, dachte ich, kann ich nun Messina nicht verfehlen. Ein alter Sergeant von Taormina, der mir sehr freundlich den Cicerone machte, wollte mir eine Order an den Kommandanten von Sankt Alexis, einen unter ihm stehenden Korporal, mitgeben, daß er mir dort das Schloß auf der Felsenspitze zeigen sollte; ich dankte ihm aber mit der Entschuldigung, daß ich nicht Zeit haben würde. Der Weg hinauf und herab von Taormina ist etwas halsbrechend, hat aber einige schöne, sehr gut bebaute Schluchten. Mein Aufenthalt oben dauerte aus angeführten Ursachen nur zwei kleine Stunden, bis ich das Theater gesehen und Fische und Oliven mit dem Sergeanten gegessen hatte. Der ehrliche alte Kerl wollte mich für die Kleinigkeit durchaus noch einige Millien begleiten, damit ich den Weg nicht verlieren möchte. Einen gar sonderbaren, langgezogenen, tiefen, nicht unsonorischen Dialekt haben hier die

Digitized by Google

Leute. Auf die Frage, wie weit ich noch zum nächsten Ort habe, erhielt ich die Antwort: „Saruhn incuhra cinquuh migliah“, welches jeder ohne Noten verstehen wird.

Diese Nacht blieb ich in einem kleinen Orte, der, glaube ich, Giumarrinese hieß und noch achtzehn Millien von Messina entfernt ist. Ein Seebad nach einem ziemlich warmen Tage tat mir recht wohl, und die frischen Sardellen gleich aus der See waren nachher ein ganz gutes Gericht. Man tut sich hier darauf etwas zugute und behauptet mit Recht, daß man sie in Palermo nicht so schön haben kann. Einige Millien von Messina fand ich wieder Fuhrgeleise, welches mir eine wahre Wohltat war; denn seit Agrigent hatte ich keinen Wagen gesehen. In Syrakus kann man nur eine Viertelstunde an der See, bis an ein Kloster vor der Stadt und bis in die Gegend des Anapus fahren, und eine geistliche Sänfte, von Mauleseln getragen, die ich in den Bergschluchten zwischen Lentini und Augusta antraf, war alles, was ich einem Fuhrwerk Ähnliches gefunden hatte.

Rundschau

Literatur

„Reiselektüre“

Der Zug ist abgedampft, die Bahnhofhalle mit ihrem Dämmer, das Bahnhofgefilde mit seinem Schienengewirr liegt hinter uns, nun auch die letzte Straße der Stadt — richtig, da hält mein Gegenüber auch schon das Tageblatt vor die Nase, oder, ist er ein Feiner, so zieht er aus der Reisetasche irgendein Buch. Denn so sind wir: wo's was zu sehn gibt, das nicht gedruckt ist, da halten wir schnell gedrucktes Papier davor. Lerne zu sehn, und jede Viertelstunde bringt dir selbsterschautes, selbsterlebtes Gut, schmökere, wenn du Zeit zum Sehen hättest, und du lernst das Sehen dein Leben lang nicht. Das ist's, weshalb unsereinen leicht ein Furor über alle Reiselektüre erfaßt. Bei welcher Gelegenheit wir dann das Kind mit dem Bade ausschütten.

Weg mit aller Reiselektüre, wo Himmel oder Erde, die Landschaft, die Tiere, die Pflanze, die Stadt, der Raum, die Menschen um dich auch nur irgend etwas sagen, und das tun sie zum mindesten fast immer, wo du sie nicht schon Dutzende von Malen gesehen hast. Selbst Herr Schultze und Frau Müller, die mit dir fahren, werden dir zumeist irgend etwas zu sehn oder zu hören geben, was du der Beobachtung selbst entnimmst. Eben dieses Selbstentnehmen bringt, wenn weiter nichts, so doch Übung, die dir kein Lesen ersetzen kann. Und alle unsre Kultur muß ja dahin streben, uns nach Menschenmöglichkeit vom mittelbaren Nachleben im Gespiegelten zum unmittelbaren Mitleben mit dem Seienden zu führen, sonst werden gar wir selber am Ende noch von der Haut bis zum Herzen zu Papier. Trotzdem aber gibt es, auch von dem, was man leider lesen muß, abgesehn, doch wohl immer noch zweierlei Reiselektüre, wegen deren auch die bis zur Selbstpeinigung Gewissenhaften unter uns sich nicht die mindesten Vorwürfe machen können: die „Notlektüre“ und die „Feierlektüre“.

„Notlektüre“ nenne ich solche, die uns aus unerquicklicher und unersprießlicher Umgebung retten

Digitized by Google

soll. Beispielsweis: Schultze, Müller und Kretzschmar umspielen dich im Wagenabteil mit einem „urgermanischen Männerskat“, und wirklich: du „kennst“ das; was draußen ist, kennst du aber aus zwölfmaligem Vorbeifahren wirklich nicht minder, und zudem ist es gegenwärtig, im gemütlichen Landregen, sozusagen nicht da. „Dösen“, was oft eine sehr zuträgliche und nach dem Vorbild von Männern wie Mörike (wenn man nur das nötige Material in sich hat) sogar produktive Beschäftigung ist, geht nicht an: also greif zum Buche und laß das Schelten! Zu was für einem Buch? Zu einem, das geringe Ansprüche an dich stellt und doch Kraft hat, anzuziehn. Zur „Unterhaltungslektüre“, zur „spannenden“, zur „sensationellen“ meinethalb. Ich für mein Teil lese dann gern Sachen, die ich kennen muß, für die mir aber zu Hause die Zeit zu schade ist. Etwa: Kolportageromane, Essays sensationeller Kritiker oder Offenbarungen allerneuester Weltanschauungen. Je nun, das ist ja eine ganz individuelle Sache.

Aber Reiselektüre kann ja auch „Feierlektüre“ sein. Während du allein oder in stiller Gesellschaft durch altvertraute Gegend ins Weite fährst, spürst du es schuppenweise, wie der Panzer von dir fällt, in den die Tagesarbeit mit tausend Kleinigkeiten dich eingehämmert hatte, und wie dein gestern noch so umzwängtes Ich sich heute wieder frei zu dehnen beginnt. Etwas wie Kraftwachstum, genießendes Rekonvaleszentengefühl, und mit Hunger und Durst für das, was wachsen macht. Eine köstliche Verfassung fürs Kosten am Besten! Fürs *Kosten* — nicht zuviel auf einmal! am *Besten* — ihre Benutzung für Minderwertiges wäre Verschleuderung! Gerade zum Alleredelsten ist sie gut genug, gerade zu Ausblicken ins Ewige hinein. Und wieviel mehr noch gilt das, wenn solche Ruhestunden im Zeitlichen uns draußen empfangen, wo der Fels uns mit Erdenrätseln umschweigt, die Wiese, der Wald uns umflüstert, der Vogel vom Sichverstehn alles Lebendigen singt oder gar das Meer uns von Uraltern und fernsten Zukünften umrauscht! Ich glaube, der innerlich gesunde Mensch wird hier das Höchste an Dichtergenuß erreichen können, was seiner besonderen Fähigkeit zu erreichen vergönnt ist. A

Johann Gottfried Seume

Es ist mir, als sei ich seinen Manen eine Votivtafel schuldig. In der Zeit einer Krankheit, mitten in miselsüchtiger und reichlich verzagter Stimmung, griff ich zu einem Buche, das den Namen Seume trug. Was ich da fand, war kein Buch, sondern Kraft, Leben und Glut, etwas, das durchaus nicht Buchstabe, Wort und Literatur war, sondern erstaunlich wirklich. Es war geradezu ein Mensch mehr im Zimmer, und ich gelangte bald dazu, mir ein Bild von ihm zu machen: ein Mann, klein von Gestalt, schwarz von Haar, mit blitzend raschen Augen, deren Blick fast wie etwas Körperliches angriff, die Stirn von dicken, querlaufenden Runzeln gewaltsam zerschlissen, als sei er gewohnt, mit den „Stirnmuskeln“ Gedanken zu greifen und festzuhalten. Weder vor- noch nachher ist es mir begegnet, daß ein Buch oder etwas, was ich für Literatur hielt, sich so urplötzlich und so restlos in einen lebendigen Menschen verwandelte.

Ich ging den Spuren seines

Digitized by Google

Lebens nach, und überall, in jeder Situation, in jeder seiner Kundgebungen fand ich dieselbe prachtvolle, muskulöse Gedrungenheit der Haltung. Ich begleitete ihn durch seine harte Jugend und sah aus einem tüchtigen, rauhen, unscheinbaren Kerne den erstaunlichen Willensmenschen werden, der in unsrer ganzen Literatur vielleicht die reinste männliche Potenz darstellt. Die kleinsten Züge sind dafür charakteristisch. Als es an die Berufswahl geht, will er „aus einer angeborenen Neigung zum Soliden“ durchaus nichts anderes werden als ein Grobschmied. Die modernen sentimentalen Romane flößen ihm schier Ekel ein, so sehr treibt es ihn zum Wirklichen. Eine ganz unbewußte Neigung zur Natur tritt schon sehr frühe mit prächtiger Triebhaftigkeit hervor. Tabak und Kaffee haßt er, Süßigkeiten verschmäht er, jede Art von Bequemlichkeit ist ihm verdächtig.

Selten hat sich der Deutsche nördlich des Maines so klar und so durchaus positiv in unserm Schrifttum verkörpert wie in diesem harten, nüchternen Sachsen, der seine Entschlüsse im Feuer der Begeisterung glüht und im Eise der Vernunft kühlt, bis sie zu Stahl werden. Von allem Anfang an zeichnet ihn echter Protestantismus des Geistes aus. Er ist ganz auf das Wirkliche gerichtet und der Betrachtung menschlicher Dinge mit Leidenschaft zugewandt. Die stärksten Gemeinschaftsgefühle erfüllen ihn, und angesichts der schlimmen Weltläufe denkt er „mit glühend zehrenden Gedanken der großen Rettung nach“. Gedanken, ja; nicht Träume. Wenn es je einen Idealisten ohne Träume gegeben hat, dann ist er einer gewesen. Er war stets zur Tat gesammelt wie ein Hammer. Wie sehr er in allen Dingen von dieser Welt gewesen, auf sie mit aller seiner Liebe gerichtet, das sagen seine eigenen Worte über sein Verhältnis zur philosophischen Spekulation: „Sokrates brachte die Philosophie vom Himmel herab, und alle unsre neuen Philosophen arbeiten mit vereinten Kräften daran, sie wieder hinaufzutragen und nichts zurückzulassen. Die praktische Philosophie des Lebens ist fast zum Spott geworden; und doch ist von der ganzen Weisheit nur das für den Menschen das Beste, was für den Menschen taugt. Man ist mit seiner Seele so gern in höheren Sphären, weil man nicht den Mut hat, hier auf der Erde rein menschlich vernünftig zu sein.“ Solch ein Ausspruch erhellt den ganzen Menschen blitzartig wie ein Scheinwerfer; es fehlt darin fast nichts von seinem Wesentlichen: weder die rüstige, wackere Selbstbeschränkung noch der Mut zur Wahrheit, weder die entschiedene Richtung auf das Diesseitige noch die bittere, schroffe und schier grämliche Kritik.

Seume hat kein Kunstwerk gelebt wie Goethe, sondern etwas, das wie eine Kette bunter, romantischer und schreckenvoller Abenteuer aussieht. Zum Soldaten gepreßt, an die Engländer verkauft, über den Ozean verschleppt, nach der Rückkehr dreimal desertiert, am Tod dutzende Male hart vorüberstreifend, dann russischer Offizier und Beamter in einflußreicher Stellung — so sehen seine Lehr- und Wanderjahre aus. Die Ahnengalerie deutscher Dichtung weist keinen zweiten Literaten auf, der sich in ähnlicher Weise zu seinem Berufe vorbereitet hätte.

Ein einzigartiges und ganz beispielloses Kapitel in diesem Leben bilden seine beiden großen Reisen,

Digitized by Google

zu denen ihn ein unbändiger Betätigungsdrang und die leidenschaftliche Lust an der Betrachtung menschlicher Zustände antrieb: die Fußwanderung nach Syrakus 1802 und die Reise nach Petersburg, über Finnland und die skandinavischen Länder zurück 1805.

Sie lassen in Seume einen der ersten Künstler des Reisens erkennen. Keine Gefahr, keine Habgier, keine widrigen Zufälle verwirren seinen Reiseplan oder beeinträchtigen seinen Genuß. Der Gefahr bietet er die Stirne; unverschämte Wirte haben ihn nicht in der Gewalt, denn er übernachtet nötigenf...ls im Freien; und fehlen einmal die Pferde zum Wagen, dann wirft er seinen Seehundtornister über den Rücken, faßt den Stecken und wandert „ganz trotzig" zu Fuße los. So wird er unangreifbar für alle Hindernisse und erzwingt sich, indem er letzten Endes nur auf sich selbst und seine marschgewohnten Knochen baut, eine Freiheit, wie sie beim Reisenden im Zeitalter der D-Züge selten ist. Das Reisen ist ein gedrängtes Abbild des Lebens. Hier wie dort, in kleinen und großen Prüfungen, bleibt Seume der Sieger.

Die Hauptfrage für den Menschen lautet seit je: Wirst du das Leben oder wird das Leben dich gestalten? Das Leben versucht immer, dem Menschen sein Eigenstes und Herzlichstes zu nehmen. Seume hat diesen Versuchen seine ungewöhnliche Aktivität stets mit Erfolg entgegengesetzt. Er war im Grunde genommen vielleicht kein musischer Mensch; er war weder ein Märtyrer noch ein weithin leuchtender, gebärdenschöner Held. Aber fragt mich einer, wo ich von Tüchtigkeit, Männlichkeit und Wahrhaftigkeit den stärksten Eindruck erfahren oder wo mir ein Mensch den reinsten Begriff gegeben von Größe und Reinheit der Gesinnung, Selbstlosigkeit und allen ethischen Kräften, die die Welt bauen und erhalten, dann will ich Seumes Namen nennen. Rasch halte man neben diese Eigenschaften noch die folgenden, damit das Bild sich runde: eine durchdringende Schärfe des Blickes, einen unbestechlichen Verstand, starke Bändigung starker Leidenschaftlichkeit, ein heftiges Gerechtigkeitsgefühl, eine dunkle, fast hypochondrische Färbung des Gemütslebens und die vollen, kräftigen Ideale der Aufklärungszeit. Das ist Seume. Ich bringe es nicht fertig, dieses Bild ohne Ehrfurcht und selbst eine gewisse Rührung zu betrachten. Sie wird vielleicht verursacht durch das Gefühl, daß hier die unscheinbaren und tüchtigen Wurzeln des heutigen Deutschtums liegen, Wurzeln, die leider nur zu einem Teile ihre kräftigen Schößlinge entwickelt haben.

Seume war ein Sieger, aber kein lachender. Er hat unter dem Leben gelitten. Sein Herz war zu groß, um nicht leidenschaftlich dem allgemeinen Glücke nachzustreben, und sein Blick war zu klar, um Dummheit und Bosheit nicht überall am Werke zu sehen. So kommt sein düsteres, starkes Lebensgefühl zustande.

Natur und Bildung nährten in ihm große, einfache Vorstellungen von Menschenpflicht und Menschenwürde; Vorstellungen, die zu den schönsten Früchten des achtzehnten Jahrhunderts zählen und in denen der wirksame Gehalt der blutigen Revolutionskämpfe uns rein entgegentritt. Was der Mensch bedarf, schien ihm klar. Was der Mensch soll, schien ihm einfach. Und nun sah er um dieses

Digitized by Google

einfache Sollen und Bedürfen abenteuerliche, fratzenhafte Architekturen von Träumen und Lügen, von Knechtschaft, Willkür, Elend und Schande aufgeführt, Gebäude von aberwitziger Phantastik, von deren Gesimsen grinsende Masken und blutige Banner drohten. Er erlebte an sich und seiner Idee des Lebens Widersprüche und Widersinnigkeiten. Er sah die weltalten Entstellungen der Wahrheit, die sofort auftauchen, wo der Begriff menschlicher Gesellschaft entsteht. Er sah den Weg der Wahrheit überall gehemmt, und um diese Hemmnisse schäumte sein Unwille gewaltig auf. Viele seiner Gedichte sind nichts als Proskriptionslisten der vornehmsten Urheber von Lüge und Gewalttat: der orakelnden Bonzen, der tyrannischen Fürsten, der Demagogen, der feilen Richter, der rechtsverdrehenden Rabulisten, der Junker, Schranzen und untreuen Minister. Ein erschreckendes Übermaß an Haß drängt sich hervor. Mit Wut und Ingrimm und fast mit Gier und Genuß entwirft er grauenvolle Gemälde von der verheerenden Raserei der Leidenschaften und alles Elends der Erde. Zu anderen Zeiten und später überhaupt ward es ihm bei zunehmender Weltkenntnis schwerer, die Betrüger von den Betrogenen, die Opfernden von den Opfern so scharf zu trennen. Und es entstanden jene ästhetisch so ergiebigen Mischgefühle aus Empörung und Ergebung, in denen er die Gesetzmäßigkeit des Widersinnes und das Tragische alles Lebens begriff.

Seine Redlichkeit mußte die Welt verdammen und sein Scharfblick sie verachten. Aber mit all seiner Redlichkeit und Scharfsichtigkeit wäre Seume nichts, hätte er es nicht fertiggebracht, gerade mit und in dieser Welt zu leben. Er bewährte seine Idee in ihrer Wahrheit und Schönheit am reinsten, indem er die feindselige Wirklichkeit nicht floh, sondern mit Liebe, ja mit Inbrunst erfaßte und studierte. Es galt zu sehen, ohne zu verzweifeln, zu lieben, ohne blind zu sein. Und so entsteht seine satte, an fabelhafter Erfahrungsfülle genährte Lebensansicht, in der Idee und Realität unter den Auspizien der alten großen Versöhnerin, der Ironie, einen wundersamen Frieden schließen. Gedichte wie „Guter Rat“ und „Verlangtes Gutachten“ bilden ihren reifsten und feinsten Ausdruck. Oft ist es eine höhnende, wütende Ironie, die diesen Frieden vermittelt, häufig eine reizvolle Spielart echt protestantischer Frömmigkeit, die so keusch ist, daß sie sich sogar vor dem Worte „Gott“ fürchtet. Man spürt schon an dem saftigen, bildlichen Ausdruck, daß herzliche Empirie hinter jedem Worte steht. Diese Gedichte bilden ein wundervolles, herzkräftiges Gemisch von Zweifel, Scharfblick, schweigender Verachtung und Menschenliebe. Man muß diese vier Dinge recht innig zusammendenken, so wird die ungemein würzige Art dieser Bekenntnisdichtungen offenbar.

Oder noch besser: Man muß sie lesen.

Es ist klar, daß die Literatur dieses fanatisch auf das Wirkliche gestellten Menschen ihr besonderes Gepräge tragen muß. Ein Wunder, daß er überhaupt schrieb! Polen kämpfte um sein Leben, Amerika um seine Freiheit; die Revolution durchdröhnte Europa, Napoleon trieb die Völker mächtig umher. Die säkularen Dinge führten ein gewaltiges Leben voller Pomp und Waffenlärm, überall

Digitized by Google

auf der Erde klirrte das Schwert. Diese Zeit ehrte die Tat.

„Die Zeit der Dichtung ist vorbei,
Die Wirklichkeit ist angekommen" —

so hat es Seume tief und kühn in sich empfunden. Ein andermal schreibt er:

„In Romanen hat man uns nun lange genug alte, nicht mehr geleugnete Wahrheiten dichterisch eingekleidet dargestellt und tausendmal wiederholt. Ich tadle dieses nicht; es ist der Anfang, aber immer nur Milchspeise für Kinder. Wir sollten doch endlich auch Männer werden und beginnen, die Sachen ernsthaft geschichtsmäßig zu nehmen, ohne Vorurteil und Groll, ohne Leidenschaft und Selbstsucht. Örter, Personen, Namen und Umstände sollten immer bei den Tatsachen als Belege sein."

In diesen Sätzen schlummern vielleicht ästhetische Irrtümer, aber Irrtümer höchst ehrenvoller Art. Ich lese darin, daß Seume die Dichtung als Ausfluß und Teil des Lebens ansah.

Aus dem Leben kam ihm seine Produktion, tagebuchartig und aktenmäßig; dem Leben trieb sie wieder zu. So ward er der erste „Expressionist", ein Wort, das ich Hermann Obrist verdanke. Von seinen Gedichten sagt Seume selbst: „Das größte Verdienst dieser Verse ist vielleicht, daß sie keine Gedichte sind. Was die Kunst dadurch verliert, gewinnt die lebendige Teilnahme an wahren menschlichen Verhältnissen." Das bewährt sich; „Leben" ist in dieser Dichtung stets in einem sehr ernsten, schweren Sinne gegenwärtig und erhebt jede, selbst minder gelungene Zeile zum Range eines Goldkornes.

Aber noch viel gewagtere ästhetische Ansichten würden gerechtfertigt durch die drei bekannteren Prosaschriften Seumes: „Mein Leben", „Mein Sommer 1805" und „Spaziergang nach Syrakus 1802". Eine überwältigende Fülle von blitzend lebendigem Material: Natur, Gott, Menschheit, Politik; außerdem ungewöhnliche Reize der Darstellung: straffer, plastischer Ausdruck, eine Sprache, die Bilder und Anschauung hergibt, wohin man blickt, ironische Lichter und Würzen in Fülle —

Aber das gehört in die Literaturgeschichte.

Ich habe erzählt, was mir Seume geworden ist. Am 13. Juni jährt sich sein Todestag zum hundertsten Male — es ist Zeit, daß er wieder zum Leben erwacht. Mich dünkt, wir können ihn brauchen.

Wilhelm Michel

Omptedas Bergsteigerroman

Omptedas Roman „Exzelsior", der den Untertitel „Ein Bergsteigerleben" führt, mußte früher oder später einmal geschrieben werden; daß ihn uns gerade Ompteda geschenkt hat, wird den Kenner seiner früheren Bücher nicht überraschen. Seit etwa 25 Jahren ist die Schilderung der Bezwingung des Hochgebirges, der Hochtouristik im eigentlichen Sinn des Worts, aus den wissenschaftlichen Werken und Jahrbüchern der Alpenvereine allmählich auch in unsre erzählende Literatur hinübergewandert. Neben Daudet mit seinem unsterblichen „Tartarin sur les Alpes" und Ompteda selbst ist besonders Rudolf Stratz als sachkundiger Bearbeiter dieses Gebiets zu nennen. Noch aber hatte es niemand gewagt, daneben auf alle übrigen Romanmotive, auch auf das der Beziehungen zwischen Mann und Weib, grundsätzlich zu verzichten

Digitized by Google

und die Bergsteigerei zum alleinigen, allbeherrschenden Thema eines Romans zu machen. Im „Exzelsior“ ist nun auch dieser letzte Schritt getan.

Omptedas Held ist ein junger Berliner, den auf dem Gornergrat der erdrückende Anblick des Matterhorns aus der schlaffen Gleichgültigkeit seiner Gymnasiastenjahre reißt, und den von da an unstillbare Sehnsucht auf die Berge treibt, bis er sich in wenigen Sommern vom bescheidenen Anfänger zu einem der berühmtesten „Führerlosen“ emporgearbeitet hat. In der Blüte seiner Jahre fällt er dem Berg zum Opfer, der jene Leidenschaft in ihm entzündete — ein Schluß, dessen Wirkung durch seine starke Voraussehbarkeit für geübte Romanleser beeinträchtigt wird.

Das übrige bürgerliche Leben des Helden wird daneben absichtlich in den Schatten gerückt. Wir erfahren einiges Wenige über seine Studien, seine Familie und kleine Liebeleien, von denen er sich stets mit mehr beneidenswerter als glaubhafter Geschwindigkeit zugunsten seiner Berge wieder innerlich befreit. Ein sehr inniges Verhältnis zur Mutter ist das einzige, was neben dem Grundthema zu einigermaßen selbständiger Bedeutung ausgestaltet wird. Im übrigen aber wird 418 Seiten lang nur gestiegen und geklettert — oder davon geredet. Alle Möglichkeiten und Zufälle, alles Glück und Leid des Hochtouristen ziehen an uns vorüber.

Omptedas Beobachtungsgabe ist bekannt. Die Schilderung der einzelnen Touren zeugt von unvergleichlicher Sachkenntnis. Trotzdem scheint mir der Roman als solcher aus zwei Gründen mißlungen. Erstens hat der Verfasser in dem Bestreben, für die ethischen Werte des Alpinismus eine Lanze zu brechen, aus seinem Helden nicht nur einen Steiger ersten Ranges, sondern auch in jeder andern Beziehung einen Idealmenschen gemacht, dessen schlackenlose Vollkommenheit sehr bald unerträglich wird. Und obgleich aller erdenkliche Glanz auf sein Haupt gesammelt ist, bringt der Autor ganz wider Willen den Leser auf den Gedanken, daß das Leben eines Menschen, der außer der kahlen beruflichen Pflichterfüllung nichts tut als schwierige Berge zu besteigen, doch ein recht egoistisches und dürftiges zu nennen sei. Zweitens aber kann uns Ompteda mit der Schilderung der verwegensten Bergfahrten nichts geben, was der Wirklichkeit gleichkäme; die alpine Chronik der letzten fünfzig Jahre ist so übervoll von unerhörten Abenteuern, von tragischen Verhängnissen, von dramatischen Konflikten, von wahnwitziger Tollkühnheit und heroischem Opfermut, daß keine poetische Erfindung es hier mit den wirklichen Erlebnissen aufnehmen kann. Omptedas Liebe und Begeisterung für das Hochgebirge in allen Ehren; doch an dieser Klippe mußte er künstlerisch scheitern. Der Held und die Nebengestalten seines Romans bleiben unbeseelt, weil er alles Interesse auf die äußeren Geschehnisse gesammelt hat. Damit aber betritt er ein Gebiet, wo die Wirklichkeit der Dichtung ewig überlegen sein wird. Adolf Bartning

Reisebücher und Reisekunst

In der Einleitung zu seinem „Wanderbuch“ sagt W. H. Riehl: „Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzerhand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn einer die Schilderung

Digitized by Google

von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publikum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimat, nämlich in seinen ästhetischen, literarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei..." Es scheint, doch nicht so ganz vorbei. Wir haben hier gleich drei vor uns, auf die Riehls Charakteristik recht gut paßt. Es ist erstaunlich, wie wenig Anschaulichkeit diese drei Reisebücher bieten. Wie wenig man, wenn man sie zu Ende gelesen, von jenen Gegenden erlebt hat, durch die sie führen — selbst wo die Autoren sich offenbar heiß darum bemühen, ihr Reiseerleben den Lesern mitzuteilen. Aber immer wieder mischen sie zuviel von ihrer Subjektivität dabei ein; und zwar von subjektiven Stimmungen, die vielfach den Charakter der Zufälligkeit haben, die nicht notwendig mit dem bereisten Land und seinen Leuten verknüpft sind. Und so ist in der Tat bei allen dreien das Land, das sie bereisen und schildern, nicht viel mehr als ein Anlaß, wenn nicht gar ein Vorwand.

Am wenigsten verantwortlich für diesen Mangel an Anschaulichkeit ist Otto Julius Bierbaum in seiner „Yankeedoodle-Fahrt" (bei Georg Müller, München). Denn er reist mit einer der großen Gesellschaften, und der Untertitel des Buches „Neue Beiträge zur Kunst des Reisens" ist eine von den liebenswürdigen Selbstironien, mit denen dieses Reisetagebuch gespickt ist. Es lehrt von Anfang bis zu Ende, wie man nicht reisen sollte. Man erkennt die Bierbaumsche Wesensart sofort wieder: willig-unwillig macht er, mit der Anlage zu feinster Geistigkeit begabt, doch die schlimmste Trivialität des allergewöhnlichsten Durchschnitts mit und entschädigt sich für die ausgestandenen Leiden durch einen manchmal glücklichen, aber nicht immer ganz befreienden Galgenhumor. Er weiß selbst, daß er keine wirkliche Reisebeschreibung liefern kann. „Unsre leichten Reisen sind eben keine wirklichen Reisen mehr. Das ist das A und O, das meine Yankeedoodle-Fahrt predigt. War ich wirklich in Ägypten? Nein..." Und es ist also kein Wunder, wenn Bierbaum alle Augenblicke aus dem Schwarm unerzogener Amerikaner und womöglich noch unerzogenerer Deutscher sich flüchtet: nach Deutschland zurück, in die Literatur, zu seitenlangen Reflexionen über alles Mögliche und einiges andre. Zu dem Kapitel „Der Deutsche im Ausland" finden sich sehr feine und treffende Bemerkungen. Auch sonst gelegentliche hübsche Beobachtungen in Fülle. Nur haben sie eben meist mit den Mittelmeerländern wenig zu tun, an die sie sich knüpfen. Man kann das Buch allen Ernstes als sachkundige und durchaus beachtenswerte Warnung vor derartigen Gesellschaftsreisen empfehlen.

Hermann Bahr in seiner „Dalmatinischen Reise" (bei S. Fischer, Berlin) wird nicht, wie der arme Bierbaum, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit geschleift; aber er hat dafür innerlich keine rechte Ruhe. Er kommt vor lauter Impressionen nicht zum Schauen. Er schwelgt in berauschenden Kontrasten, er läßt die Gegensätze durcheinanderwirbeln, Pracht der Natur und Elend der Menschen, Vergangenheit und Gegenwart, Gegensätze der Rassen,

Digitized by Google

Nationen, politischen Bestrebungen, und hat dann doch das Bedürfnis, seinen Eindrücken und seinem Buche irgendeine Einheit zu geben. Die schafft er sich dadurch, daß er in einer Rolle reist: als Entdecker „Neuösterreichs“; eines höchst unklaren, halb aus menschlichem, halb aus artistischem Bedürfnis geborenen politischen Begriffes, der von wenig Wirklichkeitssinn zeugt. Aus dieser Rolle heraus denkt und redet er nun, aber auch die Überfülle von Literatur, die sich überall gleich an seine Beobachtungen andrängt, läßt kein reines, klares Bild des Landes und seines Lebens gedeihen. Besser als zum Entdecker Neuösterreichs eignet sich übrigens Bahr zum Kritiker Altösterreichs. Nur daß ihm vielfach die Kritik zur Karikatur gerät und zuviel amüsiert, um noch als ernsthafte Anklage und Mahnung zu wirken. Das ist schade. Es wäre immerhin vieles von dem, was Bahr über die österreichische Bureaukratie sagt, ernst zu nehmen. Wenn schon oft mit Vorbehalten.

Meier-Graefe hat seine „Spanische Reise“ (bei S. Fischer, Berlin) selbst recht treffend in dem kurzen Vorwort charakterisiert. Es handelt sich ihm um eine (mit viel Gewandtheit betriebene) „Tummelung des Körpers und des Geistes“; um eine Art vornehmen Sports. Manchmal mag dieser vielleicht bedenklich an Donquichotterie streifen, so namentlich wenn Meier-Graefe gegen Velazquez zugunsten des Greco seine Lanze einlegt oder die spanischen Einrichtungen den deutschen als Muster von Freiheitlichkeit gegenüberstellt. Daß bei allem Respekt vor des Verfassers Bilderkenntnis seine Urteile in Kunstdingen mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, wissen unsre Leser. In den Beobachtungen über gesellschaftliche Erscheinungen, nationale Eigentümlichkeiten und dergleichen wirkt übrigens die überall hervortretende Virtuosität der Meinungsbildung und Meinungsäußerung oft anregend, wenn auch die Neigung zur Karikatur, zur effektvollen Pointe manches gut gesehene Bild, manche feine Beobachtung verdirbt.

Ganz einsam steht neben diesen Reisebüchern, die als Beispiele auch für manche andre eintreten können, der „Griechische Frühling“ von Gerhart Hauptmann (bei S. Fischer, Berlin). Auch hier ist Griechenland nur ein Anlaß. Aber nicht um Stimmungen, sondern um einen inneren Zustand auszusprechen. Dieses Griechenland ist eine Vision, aus einer fast schmerzhaften Fülle und drängenden Kraft eines ganz innerlichen, von dieser Reise nur ausgelösten Erlebnisses geboren. „Die große Empfindung der Götternähe“ ringt in einer feierlichen, fast eintönigen, hier und da unzulänglichen Sprache nach Ausdruck und ergießt sich in traumhafte Bilder. Nicht immer versteht der Reisende zu schweigen, wo es dem Dichter die Götternähe gebietet. Im ganzen aber wird dieser Kampf um die Anschauung tief ehrlich und tapfer gekämpft, und das „antäus-zärtliche“ Anschmiegen an den Boden, der für uns alle den Urquell, für den Dichter die Urform einer höchsten geistigen Kultur bedeutet, doch mit gnädiger Gewährung gelohnt. „Kenner Griechenlands“, Archäologen und Kunstgeschichtler haben diese Aufzeichnungen ein Buch der „Ratlosigkeit“ genannt, wohlwollend, ein wenig von oben herab. Das Buch kann sich diesen Namen als Ehrennamen gefallen lassen.

Digitized by Google

Denn es zeugt von jener Ratlosigkeit, die den Dichter, den ewig staunenden, vor jeder an sein tiefstes Lebensgefühl rührenden Wirklichkeit befällt. Hauptmann hat vom vollentfalteten, in der üppigen Kraft seiner Kultur blühenden Griechenland vielleicht wenig gesehen. Er bringt mit seinem Schauen und Lauschen dort hinab, wo diese Kultur ihre mystischen Wurzeln in die Natur einsenkt. Dort hat ja seine Innerlichkeit von jeher ihre Heimat gesucht: wo aus der Natur der Mythus und das erste seelische Erleben entspringt. Griechenland ist ihm das Hirtenland. Und er erlebt die für uns vollkommenste aller Mythologien in ihrem Entstehen. Das Empfinden eines ganzen Volkes fließt in einer einzelnen, von der Nähe der Götter, von der Seelenhaftigkeit der Natur berührten Seele zusammen. Unbefangener und weniger gestört durch beirrende Ablenkungen hat sich wohl selten Hauptmanns dichterisches Verlangen ausgesprochen. Die Brücke zu den Dramen ist nicht schwer zu finden. Handelt es sich ja auch in ihnen immer um ein solches Zusammenfließen eines großen Massenempfindens in einer Seele, um das Geborenwerden der Einzelpsyche aus dem Chaos der Masse. Und beruht doch auch die beste Wirkung seiner Dramen darauf: daß dieses Urerlebnis, mehr noch die Empfindung, die es im Dichter weckt, im Leser oder Zuschauer nachzittert. Die Stimmung des „Griechischen Frühlings" ist freilich eine andere als die der Dramen. Daß Hauptmann diesmal nicht um die letzte Gestaltung seines Erlebens ringen muß, sondern das Erlebnis der Landschaft restlos geformt in der griechischen Mythologie und damit auch im Leben dieses ganz religiösen Volkes wiederfindet: das beschert ihm die „staunende Heiterkeit". Sie klingt fast musikalisch in uns nach und erregt, gerade weil sie nicht goethisch gestaltet ist, „unendliche Sehnsucht".

Dichter und Künstler werden immer auf Reisen ihr Grund- und Urerlebnis wiederfinden. Gerade die stärksten unter ihnen sind deshalb keine Führer für die vielen. Wenn man mit eigenen Sinnen das fremde Land genossen und durchforscht hat: dann mag es einen feinen Genuß und köstlichen Gewinn bedeuten, zu sehen, wie sich die wieder entschwundene, nun in Erinnerungsglanz getauchte Ferne im Erlebnis jener zum Schauen geborenen Menschen gespiegelt hat. Ein „poetischer Cicerone", herausgegeben von Ignaz Jezower (in B. Behrs Verlag, Berlin) will ein solches verfeinertes und reflektiertes Reisegenießen erleichtern. Das bis jetzt erschienene erste Bändchen („Venedig") bringt eine feinsinnige und sorgfältige Auswahl aus den Dichtungen aller je von Venedig Bezauberten, unter denen Goethe, Byron und Platen an erster Stelle stehen.

Mitnehmen sollte man wohl so wenig Literatur wie möglich — nicht nur im Gepäck, auch im Kopf. Wieviel Gewinn eine ganz unliterarische Reise bringen kann, zeigt „Eine Studentenwalz durch Südfrankreich und Spanien" von Leo Steck (bei A. Francke, Bern). Wenn Meier-Graefe in Spanien fast nur Kunst und Kultur gesehen hat, so sieht Steck als Wandrer nur Volk und Leben. Aus dieser unbekümmerten Wanderfahrt aber erhält man unverhältnismäßig mehr Anschauung von Land und Leuten, als aus Beobachtungen Meier-Graefes, die

Digitized by Google

er im Verkehr mit hochgebildeten Gewährsmännern sammelt. Und was das Beste ist: bei aller Nüchternheit und Schlichtheit des Erlebens und Darstellens schimmert über den Bildern, eben weil sie unbefangen und sachlich geschaut sind, doch jener Märchenglanz der Fremde, die uns das Reisen so teuer macht.

Aus der Art zu reisen erkennt man den ganzen Menschen. Was den einen eine blasiert und gelangweilt genossene Vergnügung oder ein nüchternes „Bildungsmittel", eine Mode, ein Mittel zur Erhöhung eines Krähwinkelansehens ist, bringt den andern Erfüllung ihrer feinsten geistigen Sehnsucht, ein Stück Persönlichkeitsentfaltung. Sommer für Sommer entbrennt zwischen den beiden Arten von Reisenden überall dort, wo sie durch Eisenbahnen, Schiffe, Gasthäuser zur Gemeinschaft gezwungen werden, ein stiller Krieg. Gute Reisebücher fechten ihn in der Winterzwischenzeit weiter. Wird er sich noch einmal zugunsten der zweiten Art von Reisenden entscheiden? Hermann Ullmann

Eine neue Form des Reiseführers,

die dem einzelnen erleichtern will, aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der „Sehenswürdigkeiten" herauszufinden, was ihn persönlich am meisten fesselt und fördert, ist versucht mit dem unter dem Titel „Ich weiß Bescheid in Berlin" in B. Behrs Verlag zu Berlin erschienenen Büchlein. Von einzelnen Fach- und Sachkundigen sind kurz und übersichtlich die verschiedenen Interessengebiete (Berlin für den Kunst-, Musik-, Theater-, Sportfreund, Verwaltung, Großindustrie, Bildungswesen, soziale Arbeit usw.) behandelt. So ist nicht nur die Möglichkeit gegeben, bequem die Eindrücke zu suchen, die man für seine besondern Studien oder Liebhabereien braucht: auch flüchtig und unsystematisch gewonnene Beobachtungen zu einem das persönliche Interesse ausfüllenden Bilde zusammenzuschließen, ist mit Hilfe dieses Führers leichter als an der Hand von Reiseführern, die nicht nach inhaltlichen Kategorien ordnen. Eine Gefahr birgt ja freilich diese Art: gänzlich ununterrichteten und kritiklosen Fremden kann bei der mehr oder minder subjektiven Form der einzelnen Aufsätze leicht eine Meinung aufgedrängt werden, die, so richtig sie sein mag, doch die eigene, unbefangene Beobachtung beeinträchtigen kann. Einige Kapitel (wie etwa „Das kirchliche Berlin") scheinen mir diese Gefahr nicht sorgfältig genug zu vermeiden. Da aber anderseits wieder durch die Gesamtanlage die eigene Beobachtung gefördert wird, so ist der Schaden wohl nicht so groß, daß man nicht den Vorteil eben dieser Form im Ganzen hervorheben sollte. Sie verdiente, eben weil sie eigenes Sehen nicht bloß erleichtert, sondern auch fordert, weitere Versuche, weiteren Ausbau. U

Theater

Wiener Theater*

Groß im Versprechen, wankelmütig im Erfüllen, das ist die Art der Wiener Bühnenleiter; sie stellen ihre künstlerischen Taten auf den Zufall. Das Theater in der Josephstadt hat zu Beginn des Jahres feierlich einen Strind-

* Andre Theaterberichte heben wir für ein nächstes Mal auf, damit diesem Hefte seine Einheitlichkeit als „Reiseheft" nicht mehr als nötig gestört werde. K.-L.

Digitized by Google

berg-Zyklus angekündigt, um ihn nach zwei Abenden abzubrechen und nach fünfzig Aufführungen einer Lokaloperette wieder fortzusetzen. Die heuer nicht mehr erwartete Fortsetzung brachte als angenehme Überraschung die sorgfältig vorbereitete Erstaufführung der Passion „Ostern". August Strindberg läßt durch Klänge aus Haydns Oratorium „Die sieben Worte des Erlösers" für jeden der drei Akte seines Osterspieles die Stimmung vorbereiten. Auch sonst erfordern diese drei Akte einen großen Aufwand von Stimmungsbehelfen. Seltsame Beleuchtungskünste müssen die realen Vorgänge in ein mystisches Helldunkel tauchen und aus Maeterlincks „L'intruse" wird die Gruseltechnik herangezogen, damit der Zuschauer die ganze Skala des Unheimlichen durchlaufe. Was nun ist von diesen Stimmungselementen umsponnen? Eine Alltagsdefraudation, deren Folgen sich in Wohlgefallen auflösen. Waisengelder wurden unterschlagen. Der Schuldige büßt dafür im Kerker und seine Familie schmachtet unter dem Druck der öffentlichen Schande, von dem sie erst in zwölfter Stunde erlöst wird, als die Tochter in Gefahr ist, ein ähnliches Schicksal zu erleiden wie ihr eingekerkerter Vater. Um ihren Bruder mit einer Osterlilie zu erfreuen, hat die Traumverlorene einen verschlossenen Blumenladen aufgesperrt und für den entnommenen Blumenstock das Geld hinterlegt samt ihrer Karte. Doch Geld und Karte gingen verloren, und gleich folgern die Klatschbasen der Gasse: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Sache klärt sich indes auf, und der die Aufklärung bringt, ist der Hauptgläubiger der Familie, der am meisten unter der Defraudation gelitten hat und im Banne der Osterstimmung die gefürchtete Pfändung aufhebt. Halleluja, Christ ist erstanden! . . . Man müßte mit Blindheit geschlagen sein, um nicht aus der Art, wie Strindberg diese Alltagsgeschichte vorträgt, die Handschrift des Dichters zu erkennen, und taub sein, um aus dem verzückten Gestammel der kleinen „Liliendiebin", die, ohne sich zu verteidigen, alle Schuld auf sich nimmt, nicht mehr herauszuhören, als die Stimme eines rührseligen Melodramatikers. Was aber um diese Gestalt herum sich an Herz und Gemüt wendet, findet kein volltönendes Echo, weil es keine Menschen sind, die zu uns sprechen, sondern gespensterhaft flackernde Schatten. Statt sie durch eine kräftig realistische Betonung auf den Boden der Wirklichkeit herabzuzwingen, verfiel die Darstellung der Josephstädter Bühne in den Fehler einer geheimnisvoll flüsternden und feierlich pausierenden Monotonie, die vor das Werk graue Nebelschleier senkte und seine poetischen Schönheiten nur ahnen ließ. Ich kannte sie vom Lesen her, und dennoch müßte ich lügen, wollte ich bekennen, von der Aufführung des wunderlichen Mysteriums einen anderen Eindruck empfangen zu haben, als den eines Gemengsels heterogener Stimmungselemente, die sich zu keiner künstlerischen Einheit zusammenschließen mochten.

Gäbe es neben den ständigen Theatern nicht auch sozial organisierte Vereinigungen, die bestrebt sind, ihren Mitgliedern gegen geringe Beiträge ernste dramatische Genüsse zu bieten, so bliebe in der Tantiemenmühle mancher Dichter unbeachtet, der es verdient, gehört zu werden. Der Freien Volksbühne gebührt das Verdienst, die dichterische Kraft und den dramatischen Schwung Herbert Eulenbergs zum erstenmal in einem

Digitized by Google

Wiener Theater gezeigt und vor einem Publikum erprobt zu haben, das noch die Fähigkeit hat, sich begeistern und tragisch erschüttern zu lassen. Die Offizierstragödie „Ein halber Held“ (Buch bei Reclam), die aus der Sturm- und Drangzeit des Dichters stammt, dampft noch von überkochender Theatralik und kann sich nicht genugtun in der Anhäufung unglücklicher Zufälle und verhängnisvoller Mißverständnisse, um den Zuschauer durch immer neue Wendungen und Spannungen in Atem zu halten. Aber durch all den jugendlichen Überschwang spürt man doch: hier ist ein Charakter, hier ist ein Schicksal. „Wovon sie leben, daran bin ich gestorben. Jetzt ist es mir, als ginge ich für meine Freiheit in den Tod.“ Mit diesen von echt tragischer Erkenntnis durchleuchteten Worten nimmt Hauptmann Kurt von der Kreith, der halbe Held, Abschied von einer Welt, die für ihn zu eng war. Unzufrieden mit seinem Los im preußischen Gamaschendienst, wollte er sein Heil im österreichischen Heer suchen, wo es sein Bruder schon zum General gebracht hat. Noch hat er geschwankt, den Übertritt zu vollziehen: da wird er auch schon, der Spionage verdächtig, in den Kerker gesteckt. Von seinem Bruder befreit, geht er dennoch nicht nach Österreich, sondern kehrt nach Preußen zurück, um sich vorerst vom Verdacht der Spionage reinzuwaschen. Da jedoch der Schein gegen ihn zeugt, wird er verurteilt und erschossen. Kurt von der Kreith ist vom Schlage des Prinzen von Homburg und des Michael Kohlhaas: ein Schwärmer, dessen Tatendrang sich nicht unter das Joch militärischer Disziplin beugen läßt, und dessen Rechtsgefühl, einmal gekränkt oder verletzt, sich bis zum Wahnsinn steigert. „Gerechtigkeit! Jeder Mensch lebt von ihr wie von der Sonne, und sperrt ihr sie ihm ab, so wird er blind und irr.“ Unverkennbar steckt Geist vom Geiste Heinrichs von Kleist in dieser Offizierstragödie, und wie sehr sie auch von Episoden und selbstgefälligen Sprachbildern überwuchert ist: man verliert doch nie die schön aufsteigende tragische Linie aus dem Auge. Daß sie nach dem kühn gegipfelten vierten Akt jäh ins Melodramatische, ins Rührstück abstürzt, darf kein Grund sein, das Drama als Ganzes zu verdammen und das Kind mit dem Bade auszugießen.

An heiteren Gaben der grundsätzlich leichten Muse fiel auch noch in diesen letzten Wochen der Spielzeit quantitativ mehr ab, als sich qualitativ irgendwie rechtfertigen ließ. Nichts blieb uns erspart, was in Berlin oder Paris einen halben oder viertel Erfolg errungen hat, selbst nicht die Turkomödie „Kavaliere“ von Lothar und Saudek. Es scheint aber, daß man hier doch einen besseren Geschmack und ein feineres Taktgefühl hat als anderswo; denn sie wurde hier kurzerhand ausgezischt. Von den im Deutschen Volkstheater aufgeführten neuen Einaktern wird vielleicht ein einziger seinen Weg von Wien aus machen: die tragikomische Groteske „Talmas Ende“ von Armin Friedmann und Alfred Polgar. An dem berühmten französischen Schauspieler, bei dem Napoleon Unterricht in majestätischen Gebärden genommen haben soll, wird gezeigt, wie ein echter Komödiant selbst noch auf dem Totenbette die eitle Überschätzung seines Metiers nicht abzustreifen vermag, wie sein Beruf noch in sein Sterben hineinspielt und ihm Schein und Wirklichkeit verwischt. Man kann sich den psychologisch zugespitzten Scherz plastischer ausgeführt vorstellen,

Digitized by Google

kaum aber witziger, ohne die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. Höher als alle französischen Schwänke, mit denen wir in diesem Spieljahr überflutet worden sind, möchte ich das Lustspiel „Nur ein Traum“ von Lothar Schmidt bewerten, das die Neue Wiener Bühne nach der kurzen Herrlichkeit des „Feldherrnhügels“ einschob. Wohl dreht es sich auch hier um einen Ehebruch. Wie himmelweit verschieden sind aber die aus ihm geschöpften heiteren Wirkungen von der ausgeklügelten Tollheit der Pariser Possenreißer! Während der Mann den Ehebruch wirklich begeht, steht seine Frau vor der Gefahr, ein gleiches zu tun. Wie sie, um ihr Gewissen zu entlasten, das flüchtige Liebesabenteuer ihrem Mann als Traum beichtet, und wie sie, als sie von seinem Seitensprung erfährt, das Erlebnis zugibt und dann den Gatten, um ihn zu strafen, darüber im Ungewissen läßt, wie weit sie gegangen: das wird mit so vornehmen und einfachen Mitteln vorgetragen, daß man sich unwillkürlich an den Dekamerone erinnert fühlt. Nichts von der gewaltsamen Lustigmacherei durch verwechselte Personen und vertauschte Türen. Alle Heiterkeit fließt ungezwungen und natürlich aus der Situation, und der Witz des Dialogs ist so streng sachlich, daß man beinahe geneigt ist, für Armut zu halten, was als dramatische Ökonomie Anerkennung verdient. In dieser Hinsicht, scheint mir, ist das Lustspiel Lothar Schmidts ohne weiteres über Hermann Bahrs „Konzert“ zu stellen.

Theodor Antropp

Karl Goldmark

Es gibt ein Gedicht von Hugo Salus, das beginnt: „Zünd festlich an die Kerzen im Salon“, worin er erzählt, wie er einst als armer Junge sehnsüchtig von der dunklen Gasse zu den erleuchteten Fenstern der Reichen aufblickte, und wie er sich jetzt ersättigen will an dem Glanz des Lebens, dessen er nun auch teilhaft werden darf. Wenn ich Goldmarksche Musik höre, fällt mir oft dieses Gedicht ein. In ihr sind stets die Kerzen im Salon angezündet. Der einstige Judenjunge, der als achtzehnter von einundzwanzig Geschwistern aus einem ungarischen Nest nach Wien kam, sich hier mit der unverwüstlichen Lebenskraft seiner Rasse durchhungerte und autodidaktisch fortbildete, bis nach unendlichen Entbehrungen die Stunde des Erfolges für ihn schlug, wo er mit seinem Streichquartett, seiner Sakuntalaouvertüre, seiner „Königin von Saba“, seiner „Ländlichen Hochzeit“, seinem Klavierquintett und seinem Trio in E-moll sich den erfolgreichsten und erfindsamsten Meistern der neueren Zeit anreihte: nun ist er achtzig Jahre alt. Und noch immer schafft Goldmark rüstig weiter, noch immer verfügt er über Glut und Glanz, noch immer setzt sein „Schmiß“, seine Kraft des Sichsteigerns in Erstaunen. Man möchte ihn als Komponisten den letzten vom Stamme Meyerbeer nennen, nur daß bei ihm der Hang zum Effekt mehr unwillkürlicher Natur ist als kluge Berechnung. Selbst seine berühmte Instrumentation, die an den Farbenzauber und Schiller kostbarer orientalischer Teppiche erinnert, scheint nicht so sehr ein Erzeugnis bewußter Technik als angeborener Begabung zu sein. Dieser Komponist, den sein Dämon treibt, überall auch ohne Ursache Wirkungen zu schaffen, hat zudem persönliche Reklame stets vermieden, sogar in Wien, der Hauptstadt

Digitized by Google

des Personenkultus. Ein merkwürdiges Gemisch scheinbar unvereinbarer Gegensätze, eine Erscheinung, die in dieser merkwürdigen Zusammensetzung wohl nie mehr wiederkehrt. Seiner gesamten Geistesbildung nach deutscher Romantiker, empfing er durch die Besonderheit seiner Herkunft die persönliche Note. Seine Rasse schenkte ihm die heiße Phantasie, das Gefühl für die Wüstenmelancholie und die brennende Sinnlichkeit des Orients, und oft wieder verrät ein plötzlich, wie aus heiterem Himmel hereinbrechendes Furioso den Adoptivsohn der Puszta. Man muß sich wundern, daß seine Textdichter das nicht erkannt und ihm die Stoffe nicht seinem Wesen entsprechend gewählt haben. Was half ihm beim „Heimchen am Herd", bei der „Kriegsgefangenen" oder beim „Götz" die blendende Farbenpracht seines ganz individuellen Orchesterkolorits, was die eindringliche Melodik, was die Pracht seiner Harmonie, was der Samumhauch seines Temperamentes? Und das ist das Erfreuliche an Goldmark: daß er stets seine eigene Handschrift schreibt, daß er stets ein naiv an die Dinge herantretender Komponist geblieben ist, trotz des Kompromißstils, den er sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens zurechtgelegt hat. Er mag manchmal zu Wagner, manchmal zu Mendelssohn entgleisen, stets aber findet er sich bald in die rechte Goldmarksche Linie zurück. Ein Mann, der seinen geistigen Schwerpunkt hat. Freilich liegt er durchaus in der Vergangenheit. Er hat Wagner, mit dem er befreundet war, um ein Menschenalter überlebt, aber er hat ihn nur als Musiker erlebt. So ragt er wie ein Denkmal der vorwagnerischen Epoche in unsre Zeit hinein, kein Genie, kein Bahnbrecher, aber ein Eigener, der's schon verdiente, daß man in Wien und Ofenpest zu seinen Ehren festlich die Lampen angezündet hat.

Richard Batka

Vom Tonkünstlerfest,

das diesmal in Zürich stattfand, ist viel Erfreuliches zu berichten. Es gestaltete sich zu dem, als was es der Zunft und dem Laien am wertvollsten sein dürfte, zu einer Heerschau über die tonschöpferischen Kräfte der Gegenwart. Deshalb geht es uns näher an. Der ruhige Beobachter konnte an diesen fünf Konzerten nach beiden Zeitrichtungen Ausschau halten, vorwärts tastend an der Hand der jungen und jüngsten Schaffenden, die Wucht der Vergangenheit in ihren Nachwirkungen erblickend in den Werken der Gereiften. Nicht als ob alle Führenden vertreten gewesen wären; Strauß, Mahler, Pfitzner erschienen nicht auf dem Programm; aber gerade daß man die Bekanntschaft weniger bekannter Tonkünstler machte, verlieh das Gefühl, mit einem Gesamturteil auf sichererem Boden zu stehen, als das allein den Werken der „Größen" gegenüber möglich wäre. Noch immer stehen wir im Zeichen wenn nicht des Kampfes so des Gegensatzes zwischen traditionsfester und neutönerischer Musik, — und zum Glück kamen beide Richtungen, und beide mit bemerkenswerten Schöpfungen, zu Gehör. Das Charakteristische des Festes lag aber darin, daß die Sensitiven, Nuancentüchtigen, Orchesterfreudigen, die sehr „Modernen" mit einem Wort, an künstlerischer Vertiefung, an lebendiger menschlicher Kraft merklich zurückstanden. Die Lage erscheint etwa der in der

Digitized by Google

bildenden Kunst ähnlich: es ist dem jungen Schaffenden verhältnismäßig leicht gemacht, sich in der impressionabelsten Zeit seines Lebens mit Stilen und Zielen verschiedenster Art und aller Zeiten vertraut zu machen. Nachdem die strenge Zucht früherer Kunstübung einer Anschauung gewichen ist, nach welcher zwingende Form oder Verbote der Regel nicht mehr als bindend gelten, ist dem Tonkünstler die größte denkbare Freiheit gegeben. Es versteht sich von selbst, daß nur die stärkste Kraft im Bunde mit dem stärksten Selbstvertrauen in diesem Meer von Möglichkeiten alsbald festen Fuß faßt. Wo die Kraft der Persönlichkeit nicht ausreicht, einen eigenen Stil zu bilden, dürfen wir ohne weiteres erwarten, auf Nachahmungen, Anklänge, Unzulänglichkeiten zu stoßen. Das Mitläufertum aber hat in einer Zeit, in der die stärkeren Persönlichkeiten ringen, suchen und experimentieren, einen um so schwereren Stand, als es nicht von dem Gefühl einer Generation, sondern etwa nur von der Laune des Tages gestützt wird. Überzahlreiche Konzerte, billige Noten und lautes öffentliches Diskutieren tun dazu das Ihrige, jede noch so kleine „Neuerung" dem aufhorchenden Jüngeren nahezubringen, ihn in die Geheimnisse aller Kunstrichtungen einzuführen. So ist es denn etwas wie eine zeitgeschichtliche Notwendigkeit, daß unter unsrer Produktion viel — um es gerade heraus zu sagen — Gehaltloses ist, und am leichtesten dann, wenn die Beherrschung der differenziertesten Mittel und Formen zunächst verblüfft. Das Kunstschaffen erscheint in Zeiten der Unsicherheit eben nur allzu leicht als Sache berechnender Überlegung und geschickter Verwertung, der Grundbeweger aller Kunst, das Singen- und Sagenmüssen, die Zeugung aus dem Zwang der Natur heraus scheint in Mißkredit geraten.

Betrachten wir zunächst die kleine Form des Liedes, so kommt diese Diskrepanz sogleich zu Bewußtsein. Dürfen wir aus dem Liedschaffen einer Reihe Moderner auf ihre künstlerische Absicht schließen, so stellt sich das Lied als ein Text dar, zu dessen Einzelheiten illustrierende (tonmalerische) oder einstimmende (harmonisch-melodiöse Musik gemacht wird, bestenfalls sucht der Musiker, wie zum Beispiel Sigmund von Hausegger im Programm selbst betont, „das, was gleichsam »zwischen den Zeilen« steht, aber nach eindringlicher Gestaltung verlangt, zum Ausdruck zu bringen". Was besagt das eigentlich? Haben Gottfried Keller und Friedrich Hebbel Gedichte geschrieben, deren Interlinearia noch nach eindringlicher Gestaltung verlangen, sogar ein großes Orchester fordern? Wer das, was zwei Wortschöpfer höchsten Ranges verschwiegen und nur aus der Tiefe der eingestimmten Seele aufklingen ließen, wer das hervorzieht und herausruft, vergewaltigt der nicht vielleicht die Dichter, deren Geist er nahezukommen meint? Die zwei Orchesterlieder Hausseggers erscheinen mir persönlich bei aller sympathischen Warmherzigkeit des Komponisten und bei allem Geschick und aller Achtbarkeit der orchestralen Arbeit als Gebilde, die auf eine theoretische Verworrenheit deuten. Daß es darauf ankommen könnte, die Lieder ausdrucksvoll zu deklamieren und eindringlich singen zu lassen, scheint dem Komponisten so fernzuliegen, daß ein mit keinem

Digitized by Google

„Buch“ Versehener nicht zehn Worte auch nur verstehen kann. Zu den Stimmungskünstlern stellt sich Otto Lies mit drei Orchesterliedern. Aber der unvermeidliche Eindruck dieser an sich nicht geistlosen Arbeiten blieb der, daß es besser gewesen wäre, die Orchestermusik ohne den Liedgesang vorzuführen. Es wäre den Hörern dann nebenbei auch die Bekanntschaft mit den sentimental verwaschenen Gartenlaubetexten erspart geblieben, welche diesen Tonkünstler inspiriert haben. Daß aber die „Schuld“ nicht lediglich an dem ästhetischen Mißverhältnis des Aufwandes eines ganzen Orchesters für die „Liedbegleitung“ liegt, zeigten sechs Lieder von Richard Mors, welche für Tenor und Klavier geschrieben sind. Auch hier raffinierteste Stimmungsmache (bis zu einem durchaus unhörbaren pp des begleitenden Komponisten) und ein starker Schwung im Gesamtton, aber um so weniger Gesang, um so farbloserer Ausdruck. Wie wenig „Aufmachung“ zeigte dagegen Bernhard Sekles mit vier Böcklin gewidmeten Liedern nach Texten Rückerts. Der Komponist der vor drei Jahren bekannt gewordenen schönen „Serenade“ ist auch als Liedvertoner ein Poet von starker Ausdrucksfähigkeit. Wie eine Seltenheit berührt die geistvolle Verknüpfung plastischer Anschaulichkeit, heroischer Töne und reservierten Humors mit einer starken melodiösen Kraft. Man wird auf Bernhard Sekles künftig zu achten haben. Den für Lies vorhin vorgeschlagenen Weg hat Frederick Delius eingeschlagen. Über den Text eines etwas farblosen, süßlichen Volksliedes hat er eine Orchesterphantasie geschrieben. Delius ist kein Unbekannter mehr. Seine einen Text aus Nietzsches Zarathustrabuch vergewaltigende „Messe des Lebens“ wurde auf dem Münchner Tonkünstlerfest aufgeführt. Schon damals fiel neben der echt poetischen Kraft, Stimmung und Gesamtton zu gestalten, eine Art Knochenlosigkeit im Aufbau des Musikalischen auf, die sich in dem neuen Stück noch gesteigert zeigte. Immerhin wird man das große Talent dieses Autodidakten nicht verkennen, die vornehme Haltung seiner Musik wirkte eindringlicher als die von den Texten gestörten Liedschöpfungen der anderen Genannten. Auch Karl Martin Loefflers „Pagan Poem“ nach einer Idylle aus Virgils Bukoliken gehört hierher. Ein kurzes, packendes Lockmotiv — es handelt sich um die Rückbeschwörung eines fernen Geliebten — beherrscht die Tondichtung in mannigfacher Gestalt, die zitternd leidenschaftliche Erwartung mit ihren objektiv grundlosen Spannungen, Lösungen und Neuspannungen kommt in der erregten Musik zu überzeugender Darstellung, und auch der Jubel des Schlusses scheint aufrichtiger Begeisterung entsprossen. Im größeren Zusammenhang geschaut erscheint allerdings das Werk, welches Klavier und Orchester sehr glücklich im Ausdruck vermählt, verhältnismäßig leicht an spezifischem Gewicht.

Vom Lied zum Chor-Orchesterwerk ist im ästhetischen Begriff kein weiter Schritt. Bei dem notorischen Mangel an brauchbaren Operntexten lebt sich die dramatische Leidenschaft heute häufig genug im Oratorium oder in dem Oratorium verwandten Werken aus. Daß in der Verbindung des Orchesters mit dramatischer Rollenverteilung, wobei die Agie-

Digitized by Google

renden in Frack und Ruheſtellung verharren, etwas Unleidliches geſchieht, iſt oft empfunden worden. Wenn ein bedeutender Könner und feinſinniger Muſiker wie Friedrich Kloſe, deſſen „dramatiſche Symphonie“ „Ilſebill“ noch in beſter Erinnerung iſt, ſich dennoch zu einem Kompromiß dieſer Art entſchließt, ſo darf man geſpannt ſein, wie er ſich, populär zu ſprechen, „aus der Affäre zieht“. Die Geſtaltung ſeiner „Wallfahrt nach Kevlaar“ für Deklamation, drei Chöre, Orgel und Orcheſter hat er ſelbſt eingehend beſchrieben. „Die Aufgabe beſtand darin, die Muſik ſo in Anwendung zu bringen, daß ſie nur die innere Handlung, das, was das Wort allein uns ſchuldig bleibt, dem Gefühl zu geſteigertem Bewußtſein bringt, überall da aber ſchweigt oder für ſich ein unabhängiges, nebenher laufendes Ganzes bildet, wo das Gedicht, lediglich beſchreibend, ihrer nicht bedarf. Aus dieſer Erwägung ergab ſich als zu wählende Form das Melodram, jedoch in einer, wie ich behaupten möchte, erweiterten, bisher noch nicht verſuchten Geſtaltung . . .“ Das muſikaliſche Betonen des vom Dichter nicht geradezu Geſagten hat bei Kloſe im Gegenſatz zu Hausegger inſofern mehr Berechtigung, als es die anſchauungsarme Dichtung Heines an Anſchaulichkeit bereichert, ohne das Gedicht damit im mindeſten zu überwuchern oder zu veräußerlichen — immerhin kann ich einen leiſen Zweifel an dem von Kloſe erwähnten „Schuldigbleiben“ des Wortes nicht unterdrücken. Zweifellos hat Kloſe mit ſeiner Vervielfältigung des Apparates allerlei Unzuträglichkeiten vermieden, den „Erdenreſt“ zu einem Minimum herabgemindert. Und es bleibt bewunderungswürdig, wie einheitlich die Teile zu einem ſchönen Ganzen zuſammengefügt ſind, wie muſikaliſch-innerlich und techniſch-äußerlich die Glieder ineinandergreifen, ſich zu machtvoller und nachhaltiger Wirkung ſteigernd. In Kloſes Schaffen wie im Vokalwerk der Gegenwart bedeutet dieſe „Wallfahrt“ einen ſtarken künſtleriſchen Erfolg. — Unmittelbar auf dieſes Werk eines geſtaltenden Tonpoeten wurde Walter Braunfels' „Offenbarung Johannis, Kapitel VI“ für Tenorſolo, Doppelchor und Orcheſter unter nicht geringerem Beifall des Publikums aufgeführt. Aber man geht wohl nicht fehl, wenn man dieſe Wirkung mehr dem furioſen Temperament dieſes jungen Künſtlers als dem künſtleriſchen Erleben zuſchreibt. Braunfels iſt als Komponiſt jener ſchlimmen Oper „Prinzeſſin Brambilla“ in Süddeutſchland bekannt geworden, die einen robuſten Text mit einer ebenſo maßloſen Tonmaſſe vermählte zu einem Chaos verwirrender und betäubender Eindrücke. Auch die geheimnisſchwangere Viſion der Offenbarung packt er mit Gewalt; der Tenor „rezitiert“ mehr als daß er ſingt, ohne ſich um Deklamation zu kümmern, der Chor ſchreit hinein, brüllt auf, verebbt, um wieder zum Fortiſſimo anzuſchwellen, vom Orcheſter aufs lebhafteſte unterſtützt. In dieſem daherſtürmenden Schwall vergeht aber nicht nur der Wortlaut, ſondern auch der Sinn des Textes, und, was ſchlimmer iſt, der Geiſt. Es ſcheint, daß Braunfels nur das Alleräußerlichſte zu „vertonen“ unternahm, er hätte ebenſogut das Heranbrauſen eines Eilzuges in die Bahnhofhalle wie das der apokalyptiſchen Reiter zur

Digitized by Google

Unterlage nehmen können. Von handgreiflichen Vergewaltigungen des Textes (Mangel an Steigerung, Brutalität des im Text angstvoll-leisen Schlusses) abgesehen, liegt darin auch für keineswegs enges religiöses Empfinden eine ziemlich peinliche Profanierung und zudem ein unleidlicher Mangel an Zucht und Geschmack. Man braucht dabei gar nicht zu übersehen, daß in Braunfelsens Werk eine auch im gut künstlerischen Sinne keineswegs verächtliche Naturkraft, ein Wille zum gebietenden und niederwerfenden Gestus steckt neben einem eminenten technischen Können, das dem unsrer anerkannten Meister der Technik nicht nachsteht.

Wer wollte leugnen, daß diese beiden — Kraft und Können — Max Regers Stärke ausmachen. Die Darbietung seines 100. Psalms für gemischten Chor, Orchester und Orgel bedeutete unbedingt den Höhepunkt des Festes. Auch wer unter den bisherigen über hundert Werken des Siebenunddreißigjährigen manches Minderwertige zu finden meint, wird sich dem gewaltigen Eindruck eines solchen Werkes nicht entziehen können. Reger tut dem Text des Psalms sehr wenig (nur an einer Stelle) Zwang an, dieser deutet ja selbst nur die allgemeinsten Empfindungen in unmittelbar auf den Massengesang hinweisender Weise an. Wo wörtliches Verstehen notwendig ist, übersieht er es nicht („Er hat uns gemacht und nicht wir selbst..."). Seine eigentliche Lust aber ist das Spiel mit den gigantischen Massen, der schon in der vorschaffenden Vorstellung zum Kosmos geordnete Wirbel der tosenden Elemente. Eine mannhafte Kunst und überdies, — welch phänomenale Leistung! Ganz anderes und wie mich dünkt viel weniger „Leistung" will es bedeuten, eine einmal erfundene Tonfolge sorgsam auf die entlegensten Partiturzeilen zu verteilen oder, von zahlreichen Instrumenten harmonisiert, Fortissimo auszuzeichnen, als dieses Parallelwellenspiel grandioser Ströme innerlich zu erschauen. Denn das wird ernstlich nicht lange behauptet werden können, daß diese Kunst vom rechnenden Satzkünstler für das Auge geschrieben ward. Zweifellos ist es selbst musikalisch Gebildeten nicht leicht möglich, die Einzelheiten eines solchen Werkes allein durch das Hören zu würdigen, dazu sind ihrer zu viele ineinanderverwoben und aufeinandergetürmt, aber ein im interkonfessionellen Sinn religiöses Erlebnis wie dieser Lobgesang auf den Herrn, dessen Wahrheit für und für leuchten wird, ist kein Kabinettdekret eines rechenfähigen Partiturschreibers an seine Getreuen. Dafür sprach auch die tiefe Ergriffenheit, die von den Hörern und Ausführenden gleichermaßen empfunden ward. Spontane Kundgebungen für Reger offenbarten sie noch nach dem Festtag.

Einmal bei Chor- und Operwerken angelangt, wollen wir noch der zwei Opernstücke gedenken, die konzertmäßig gespielt wurden. Ludwig Heß aus München vermochte mit der Musik zu einer Ariadne-Oper kaum von seinem schöpferischen Beruf zu überzeugen, Arnold Mendelssohns vornehme Pandora-Ouvertüre litt ein wenig unter dem Mißverhältnis des Gehalts zur Länge, erwies sich aber doch als die Arbeit eines geschmackvollen und formsicheren Künstlers.

Von den eigentlichen Instrumentaldarbietungen des Festes

Digitized by Google

soll im nächsten Kunstwartheft gesprochen werden.

Ausnahmeweise sei ein Wort über die Ausführung der Festdarbietungen gestattet. Es ist ein schönes Zeugnis von dem regen und künstlerisch hochstehenden Musikleben der Schweiz, daß sie fast durchwegs von Schweizer Künstlern bestritten werden konnte. Größte Hochachtung erwarb sich Kapellmeister Volkmar Andreae, der mit dem Züricher Tonhallenorchester und Züricher Chorvereinigungen nicht weniger als die zehn bedeutendsten Werke mit bestem Erfolge durchführte. Allen Teilnehmern dürfte es als angenehme Pflicht erscheinen, der „Virtuosität der schweizerischen Gastfreundlichkeit", die in einem anmutigen Trachtenball gipfelte, warmen Dank auszusprechen. W S

Zur Münchner Schumann-Feier

München war einmal, was Dresden einmal war: eine schöne Stadt, wo man behaglich die Sommermonate zubrachte. Man lustwandelte im Englischen Garten, man saß abends auf den „Kellern" herum und staunte stolz über die Masse des Bieres, das dort floß, man kannte Wege und Winkel im Isartal, einen schöner als den andern, und lächelte auf dem nächtlichen Heimweg vom Künstlerfest über die chronische Atemnot der Königlichen Oper. Mochte sie wenig leisten — welcher Einheimische war denn so närrisch, im Sommer, in der Schonzeit der Kunstorgane, ins Theater zu gehn? Das spielt für die Fremden! Und für sie erbaute „man" ein Theater; unter den Bewohnern ging die Sage, im äußersten Jenseit der Isar erstehe ein Riesenbau, um die Bodenpreise da draußen zu heben. Man ließ ihn erstehen und ließ ihn dann stehen, ließ von Fremden für Fremde Festspiele darin veranstalten. Ohne zu beachten, daß damit der Anfang einer üblen Entwicklung gegeben war. „Geschäft in Kunst" wurde mehreren, als gut ist, zum Motto. Freilich, zuerst kam die einzige ganz in Schönheit und aus Liebe entstandene Darbietung und lockte auch die ernstesten Kunstfreunde: die Mozartspiele im Residenztheater, berufen, das Mozartspielen überall zu revolutionieren, verurteilt, nirgend nachgeahmt zu werden. Mozart, du wurdest noch nicht von Max Reinhardt inszeniert, noch nicht von Georg Fuchs ausgeheroldet! Dann erbaute man mit viel Geschrei an einem schönen Stadtteil, wo bislang von der Bavaria Haupt hochzeitreisende Ehepaare die Umgegend besehen und Selbstmörder ihre letzte Erdenzuflucht gesucht hatten, einen Vergnügungspark und machte eine Ausstellung darin. Der Park half wirklich einem Bedürfnis ab und ward so lustig, wie nützlich, die Ausstellung war nicht besser als viele andre, aber nach der Meinung der Reklamemacher etwas Niedagewesenes, Unerhörtes. Und ein Theater erbaute man, in dem die Schauspielkunst kastriert und die Malkunst zu Ekstasen gestachelt wurde — „Revolution des Theaters!" Dann zog Max Reinhardt ein. Und es begann eine Folge von mehr oder weniger laut beschrienen Ereignissen sozialer, finanzieller, verkehrspolitischer Natur, die von den Einheimischen zuerst begrüßt, dann beseufzt, von vielen bald verdammt, von Agenten und Snobs weiblich ausgenützt wurden. Ausstellung München 1908, München 1909, Ausstellung

Digitized by Google

München 1910. „Geschäft in Kunst", vor allem: in Musik.

Auswärtige Kräfte, auswärtiges Publikum, unvorbereitete Aufführungen, viel Glanz nach außen, nach innen einige Hohlheit. Bis es den Künstlern zu arg ward und sie in langer Reihe die Kommission verließen. Aber es sollte und mußte Musik erklingen. War nicht Robert Schumann hundert Jahre tot? Feiern wir sein Gedächtnis! Wir — ja: der Konzertagent ging daran, des innigsten und geheimnisreichsten Tonpoeten Gedächtnis zu „feiern".

Man suchte nach bewährtem Grundsatz „das Wirkungsvollste". Für den ersten Abend gleich zwei Symphonien; natürlich die Frühlingssymphonie und die in D-moll. Dazwischen das A-moll-Klavierkonzert. Man fragte sich vergeblich, auf welche Weise aufmerksame und verständnisvolle Zuhörer diesem Überfluß von ähnlich Geartetem standhalten sollten. Gerade aus Schumannscher Musik hätte man mit größtem Bedacht so zusammenstellen müssen, daß jede Einförmigkeit vermieden wurde, und überdies konnte billig verlangt werden, daß man nicht das Allerbekannteste, überall Gehörte zum tausenderstenmal hören ließ. Der zweite Tag brachte außer ein paar jeder Konfirmandin bekannten Liedern und den acht Phantasiestücklein Werk 12, das Streichquartett in A-dur und das Klavierquartett. Werk 12, — das war alles, was man am Flügel zu geben hatte von dem Meister, dessen Urelement das Klavier war. Nicht die Intermezzi, die Nachtstücke (die man so selten hört!), die Kreisleriana, keine Sonate, Phantasie, nicht Jugendalbum noch Karneval! Dafür aber am dritten Abend den Manfred. Auf die konzertmäßige Weise, welche die wenigste Mühe macht, zugleich aber die von Prof. v. d. Pfordten im vorigen Kunstwart erwähnten Unzuträglichkeiten wirklich ins Unerträgliche steigert. Unter den Melodramen hat man also wiederum das Naheliegende, Bekannte, Unfestmäßige und überdies relativ Unerquicklichste gewählt. Ein Liederkonzert planloser Anlage machte den Beschluß. Zu diesem auf den Namen Schumanns getauften Sammelsurium von Alltäglichkeiten hat man ein ebenso sentimentales wie triviales Programmbuch herausgegeben. Im ganzen ersetzte man die Feierlichkeit durch Massenbetrieb, die Kunstwerte durch Attraktionswerte, den Geschmack durch Aufmachung. An einen Festvortrag soll man gedacht und dafür zwanzig Minuten veranschlagt haben, begreiflich, daß sich dazu niemand hergab. So unterblieb er; ein Festessen aber fehlte nicht — es lebe der Ausstellungsrestaurateur!

„Geschäft in Musik", unter dieser Devise stellte in der Feststadt München rechnender Sinn eine Robert Schumann-Gedenkfeier zusammen. Nicht minder vorberechnend lud man Ausführende ein. Eine stolze Reihe Namen: Wilhelm Backhaus, Ferdinand Löwe, Ferdinand Gregori, Henri Petri mit seinem Quartett, Eugen Thomas mit seinem Chor, Jean Buysson, Alexander Heinemann, und, als Edelstein der Korona, Madame Cahier. Dann setzte man den Akrobaten an den Flügel — die Namen der „Poeten" Schnabel, Pauer und anderer hätten nicht genügend gezogen —, ließ den Brucknerdirigenten Schumanns leichtgestaltete Muse mit Brucknerschen Brokatgewändern ersticken, den Manfred neben klingelnder

Digitized by Google

Trambahn in einem als Konzertsaal eingerichteten Zirkus aufführen, in dessen riesenhafter Einöde die Tragödie zum Spielchen herabgewürdigt erschien, ließ endlich in bunter Reihe eine Riedmatinee herunterfingen. Eusebius weinte vor Wehmut, Florestan vor Zorn, Meister Raro selbst schaute grimmig auf das Sakrileg. Aber sie erlebten eine köstliche Genugtuung, die von nicht wenigen lebenden Kunstfreunden geteilt ward: die Spekulation machte gründlich Fiasko. Es war gähnend leer im Manfred, halbleer im Zirkusorchesterkonzert, halbleer im kleinen Raum des Künstlertheaters, wo die Frühkonzerte stattfanden.

Die Reklametrommel war fleißig gerührt worden, die Lokalpresse tat nichts gegen diese Geschäftsmache. Dennoch — hatte der rechtzeitige Austritt der Künstler doch kopfscheu gemacht? — blieb also der Erfolg aus. Aber weder das treffliche Gelingen einzelner Konzerte der „Schumann-Gedenkfeier“ noch der zu erwartende Knallerfolg der folgenden „Straußwoche“ werden so bald vergessen machen, was der Geschäftsgeist im Jahre 1910 zu München dem Gedächtnis Robert Schumanns angetan hat. S

Eine ländliche Kunstgesangschule

Walter Howard sendet uns eine Darlegung der Gründe, die ihn veranlassen, auf dem Lande, wahrscheinlich in Thüringen, eine Gesangschule zu eröffnen, um dem Sängernachwuchs Gelegenheit zu bieten, in gesunder Abgeschiedenheit, fern von den Zerstreuungen der Stadt während der schönen Jahreszeit den Studien sich hinzugeben. Dieser Gedanke ist gewiß nicht übel. Die zeitweilige Entfernung vom Stadtgetriebe wird den Nerven der jungen Leute guttun, ihren Studien vermutlich nützen, vielleicht auch auf ihren Charakter einen günstigen Einfluß haben. Vielleicht. Ein geborener Hallodri wird auch in der Einsiedelei über die Schnur hauen, ein ernst angelegter Mensch auch im tiefsten Großstadtleben sich nicht verlieren. Wir wollen den Wert der neuen Gründung an ihren Früchten erkennen. Leistet sie Vortreffliches als Lehranstalt, so wird man die Ländlichkeit mit all ihren Vorteilen als schätzbare Zugabe mit in Kauf nehmen, vorausgesetzt, daß einem die Mittel erlauben, sich außerhalb seiner Familie, seines Erwerbes in eine Künstlerpension zu begeben. B

Berliner Sezession 3

Bildende Kunst

Von den jüngeren Talenten, die nun stärker in die vorderen Reihen drängen, hatten die meisten im Laufe des Winters schon in Kollektivausstellungen der verschiedenen Kunstsalons von ihrem Wollen und künstlerischen Ringen Rechenschaft abgelegt. Dort sollten wir sie an der Arbeit sehen, hier bringen sie nun das Beste ihrer ausgereiften Früchte. Wohl sind noch manche herb (möglich, daß einige gar für immer unverdaulich bleiben), oft genießen wir aber auch die volle Süße schon, in die der Saft des Temperaments an der Sonne der Kunst gereift ist.

Da ist dieser Theo von Brockhusen, für mich fast das schönste Ergebnis der ganzen Ausstellung. Ein neuer Maler der Mark, unsrer märkischen Natur! Wir haben ihn lange werben sehen um diese spröde, sinnlich verschlossene, in ihrer Dürftigkeit sich jedes heimlichen Reizes fast schämende Schöne; jetzt gab sie sich endlich

Digitized by Google

ihm hin mit der ganzen zögernden Innerlichkeit einer ernsten, leidenschaftlichen Liebe. Und nun quillt eine stille und starke Sinnlichkeit und Anmut um die mageren Glieder und harten Linien, daß die in einem ganz neuen, eignen, eindringlichen Reiz erblühn. Die Gewaltsamkeiten, in die Brockhusens ein wenig van Goghisch geartete Hand mit dem groben Spachtel manchmal verfiel, und die schon beinah Manier und Verzweiflung zu werden drohten, sind überwunden, wir spüren nichts mehr von Quälerei, sie überläßt sich willig seiner Hand, diese herbe Dirne, mit ihren heimlichen farbigen ungebrochnen Bauernsinnen. An den stimmungsvollen Grunewaldmotiven, die Leistikows poetischer Spürsinn entdeckte (und die uns nun natürlich gleich von einem Dutzend Talentlosigkeiten verübelt werden müssen), geht Brockhusen vorüber. Er sucht nicht nach den stillen Feiertagen dieser Landschaft, der Alltag dieser Natur ist es, der ihn reizt, das „platte, nüchterne" Havelland. Ein ganz nacktes Stück Ufer mit ein paar Ziegelkähnen, ein Biergarten in Baumgartenbrück, ein Gutshof in Seelow, ein Instich mit Kähnen, Werkhäuser im harten Wirklichkeitslicht, — aber wie stark ist das gesehn, wie eindringlich ist der ganz eigne Charakter dieses Landstrichs, Struktur und Atmosphäre, uns zum Bewußtsein gebracht! Nun ist das doch ein Festtag geworden unsern Augen: wir fühlen, auch dieses dürftige Stück Erde ist schön, wenn nur ein starkes Temperament es sieht. — Etwas sehr Angenehmes läßt sich auch von einem andern, in noch engerem Sinne lokalen Talente berichten, von Hans Baluschek, dem Maler der Berliner Laubenkolonisten. Dieses stimmungsvolle „Sommerfest" mit Fackelzug und „Blasekanten", wie ist das so volkstümlich-(dilettantisch, möchte man sagen) und doch so malerisch fein gemacht, in dem Zwielicht der bunten Lampions und der ersten, fein blauenden Dämmerung, der vergnügten, festlichen Bewegtheit des Kinderzuges und der stilleren Freude der zuschauenden „Villen"besitzer. Und über allem dieser leise, selige Duft von Liebe, Wurstpapier und Gassenhauer. . . . So ausgerundet in der Stimmung, so abgeschlossen im Bilde. — Ein bißchen von diesen Tugenden sollte Max Beckmann haben, er fühlte sich selbst wohler und wir uns auch vor seinen Bildern. So werden wir zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her geworfen, nun schon seit Jahren. Er hat nicht gerade das Genie, aber leider sämtliche Fehler Corinths. Aber wenn dem so ein Bild aus den Fugen geht, da ist es immer die feuchte Fülle von Humor oder heißem Blut, die da herausdrängt, und die bis zum gewissen Grade für die Formlosigkeit entschädigt; bei Beckmanns aus den Fugen Gehn ist man eher versucht, von „spack" zu reden. Er füllt das große Maß seiner leidenschaftlichen Phantasie leider mit seinem Blut nicht aus, und so kommt etwas Gequältes, Gewaltsames und doch zugleich Erschöpftes hinein, das verstimmt. Schade, Beckmann ist nicht ohne Talent, manche Einzelheit, bisweilen auch so ein Zug in der Massenbewegung ist noch immer verheißungsvoll. Und das Frauenporträt, das er diesmal neben den Leidenschaftskompositionen zeigt, ist geeignet, das Pendel unsres Gefühls doch wieder stärker nach der Hoffnungsseite ausschlagen zu lassen. Wie wenig in Beckmanns „Kreuzigung" das Ani-

Digitized by Google

malische auch geistig durchfühlt, wie tot auch das Kolorit ist, für mich geht doch immer noch stärkere Wirkung daraus hervor, als aus dem gleichnamigen Werk von Strathmann, der bei seinem äußerlich dekorativen Streben mit dem Vorwurf bedenklich ins Melodramatische gerät.

Kurt Herrmann, der ein sehr feines Früchtestilleben und blühende Fliederbüsche zeigt, gelingt es immer mehr, sein im Grunde eigentlich verstandesmäßiges, doktrinäres Prinzip der Farbenreinheit sinnlich zu durchdringen und im Einzelerlebnis zu nuancieren; während Paul Baums Pointillismus noch immer viel starres Schema ist, in dem das Erleben allzusehr typisiert wird. — Fein, wie immer, ist Karl Walser, vielleicht ein bißchen zu fein, zu dünn, artistisch, aber doch von einer so zarten Nachdrücklichkeit in der geschauten Stimmung, daß man seine Zerbrechlichkeit liebgewinnen kann. Gewiß mehr als L. von Königs weichlich interessante Tonkunst mit den pariserblauen Schmachtschatten, deren koloristische Schönheiten mehr und mehr eine empfindsame Manier zu werden drohn. Auch Breyer ist kein starkes Temperament, aber in einer redlichen, selbstlosen Hingabe an seinen Gegenstand gewinnt er diesen langsam, bis er in sinnlich reiner Entfaltung zum Leben, zum echten Stilleben ersteht. Erfreuliches in diesem Genre zeigt auch Mosson, noch Stärkeres in seinem „Bauernjungen". — Von tüchtiger Entwicklung im frischen koloristischen Ausdruck sprechen die Landmädchenbilder von Bischoff-Culm, während Brandenburg noch immer glaubt, die dichtende Phantasie allein genüge, um große Bilder zu machen. Orlik und E. R. Weiß, deren Talent mehr auf ornamentalem Bildgefühl und Kultur als auf Persönlichkeit und bedeutender Empfindung beruht, werden zwar nie groß Aufregendes, aber immer Geschmackvoll-Erfreuliches zu bieten haben. Wenn auch Weiß uns nachgerade langweilen kann mit seinen weiblichen Akten, die doch nur als Material gelten können, in denen sein Stilgefühl sich müht. Aber Orliks „Jungem Komponisten" in dem luftigen Zimmer liegt eine behagliche, biedermeierisch feine Stimmung. — Ein ganz wundervolles Winterbild zeigt der Münchner Fritz Oßwald, nur ein paar beschneite Zweige eigentlich, aber ganz reich und innerlich ist das; der ganze Zauber des Schnees: so baunig leicht und still und tief. Sehr innig im frischen Blick gefühlt sind auch die Frühlingslandschaften von Rösler mit den ersten lichtgrünen Kämmen über den schwärzlichen Baumgerippen. Im Grunde mehr auf dekorativen Werten beruht die Stimmungskraft bei den Landschaftsbildern des Franzosen Le Beau, die mit ihrem stark zur Empfindung kommenden Reiz der Farbentöne den Einfluß japanischer Landschaftslyrik nicht verleugnen können.

Ein ganz eigner Knabe ist Hans Meid, der das tolle Leben des verlornen Sohnes in ein paar Bewegungsstudien im quirligen Konturenstil einzufangen sucht, die keineswegs ohne Reiz sind, wenn man auch im ersten Augenblick leicht einen Haufen aufgestörter Regenwürmer vermuten kann. Doch in seinen „Frauen am See" schlägt sich dieser groteske Stil zu einer ornamentalen Ruhe und Reinheit nieder, die Ausblicke in das Höhenland klassischer Idealkunst eröffnen. Wie stark überhaupt die Sehnsucht nach

Digitized by Google

dem klassischen Ideal heute wieder ist, zeigt unter anderm auch der Pariser Bondy, der selbst im mondänen Gewande, „Pedikure“ heißt das Bild, und das „Gewand“ ist natürlich das der Eva, aus der sinnlichen Reflexspielerei des Impressionismus heraus wieder zu der ungebrochnen Klarheit Ingres' strebt.

Mit weniger klaren Zielen, wenn auch in den Trieben stärker, wendet sich eine andre Bewegung, die der Jüngsten, von der herrschenden Malerei der Zeit ab. Ihr Programm ist noch sehr negativ, ihr Prinzip überhaupt die Verneinung als solche, Anarchismus: weg mit dieser komplizierten Kultur, mit dieser „sündhaften“ Verfeinerung der künstlerischen Ausdrucksmittel, mit diesem „senilen“ Kultus der Nuance! Rückkehr zur „Unschuld“ primitiver Ausdrucksformen, zur kindlichen Religion der sieben Tuschkastenfarben! Es ist gewiß viel blühender Unsinn dabei, und doch steckt im Innern ein berechtigter und keimfähiger Kern. Die koloristische Entwicklung hat in der letzten Phase zu einer Differenzierung, zu einer Steigerung und Feinheit geführt, über die hinaus es kaum weiter geht, und in der, wie in allem Letzten, schon ein Altwerden, eine Erschöpfung sich ankündet. So ist die Sehnsucht nach der heilenden Kraft ganz primitiver, ganz unkomplizierter Kunstauffassung als Reaktion verständlich. Man wird bei dieser Bewegung aber unterscheiden müssen zwischen denen, die aus wirklicher positiver Kraft, aus dem Quell von Urkraft heraus alles Schwache und Letzte bekämpfen, diese Kultur nicht mitmachen wollen, in priesterlicher Hingabe an das ganz Elementare, Ungebrochne, Ungemischte wieder Urkunst schöpfen wollen in starken, reinen Zügen; und jenen andern, den Primitiven aus Schwachheit, aus Dekadenz und Hilflosigkeit, die mit der Verwickeltheit der Kultur nicht fertig werden, von ihr zerbrochen in die Wüste gehn. Dort können sie allerdings berechtigte Hoffnung haben, mit ihrem schwachsinnigen bunten Lallen dem verzückten Snob als tiefsinnige Heilige zu erscheinen und ihr Tuschkastenanalphabetentum als das Sublimste an Kunst gefeiert zu sehn. Einer von der ersten Sorte, ein Flüchtling aus Kraft ist Edvard Munch, dieser echt nordische Elementarpriester, Phantast, Visionär, der mit seinen Augen durch alle Hüllen hindurch nach der innersten, elementaren Gestalt greift, sie herausreißt und uns vor die Augen hält, daß wir vor unserm eignen Urgesicht fast erschrecken wie vor einem Gespenst. — Der andre, der pathologische Typus wird so feierlich wie anmutsvoll durch den genialen Monsieur Matisse vertreten, der in seinem grotesken Naturheiligen mit dem blödseligen Ausdruck, im bloßen Jägerhemd, Sandalen und Schmetterlingsnetz auf der getuschten grüngrünen Wiese den Schwachsinn des Primitivismus mit einer — Adäquatheit der Anschauung gibt, die, wenn es bewußte Selbstkarikatur wäre, wahrhaftig als Kunst gelten könnte.

Von der Plastik der diesjährigen Sezession ist herzlich wenig zu sagen. In dem Streben nach einer neuen allgemeinen Stilidee, in dem die Jüngeren sich zusammengefunden haben, und das in seiner archaistischen Tendenz eine gewisse Verwandtschaft mit dem Zug zum Primitiven in der Malerei aufweist, geht die individuelle Eigenart der Künstler vorläufig noch

Digitized by Google

allzusehr verloren, so daß die Einzelleistung kaum etwas Besondres sagt. Die Stilidee aber ist noch nicht über ein lebloses Schema hinaus, das, mehr mit dem Verstand als mit den Sinnen gemacht, wie der heilige Augustinus sagt: weder schwellend im Raum noch wandelbar in der Zeit ist. Nachdem Rodin, ähnlich wie der Impressionismus in der Malerei, Letztes, Äußerstes an skulpturalen Möglichkeiten gegeben, suchte die Entwicklung auch hier in einer verständlichen Reaktion den Weg zu den Anfängen plastischer Ausdrucksformen zurück. Als Führer gilt diesen Künstlern der Franzose Maillol, der auf der Ausstellung mit einem „stehenden Jüngling" vertreten ist. Aber ist selbst dieser noch nicht über eine gewisse schematisch plumpe Antike hinausgekommen, so zeigen die andern zumeist nur erst den negativen Erfolg, daß sie den Reichtum individuellen Empfindungs- und Bewegungsausdrucks glücklich, allzu glücklich abgetan haben. Gilt ihnen diese Negation schon für Stil? Aber nicht das Fehlen jedes Gliederlebens ist Stil, vielmehr der gestaute, zurückgedrängte Reichtum der Gliederung, das Dämmebauen gegen die Flut des Empfindungsstroms; nicht das Ableiten dieses Stroms in den glatten Kanal eines Schemas. Daß sich übrigens einige der Jüngsten bei ihrem archaistischen Streben gleich in Diluvialismen verlieren, wird nicht weiter wundernehmen. — Nur ein einziger geht auf Rodins Spuren, Karl Albiker, mit seiner „überraschten Susanne", doch läßt das rohe Gipsmodell noch nicht erkennen, ob auch die letzten Feinheiten plastischen Bewegungsspiels nicht nur äußerlich gekonnt, sondern auch mit Leben durchfühlt sind, und die Flächen am Licht zum Tönen kommen. — Von feinem, leicht architekturalen Reiz ist ein Brunnen von Peterich mit einem flötenden Amor auf schlanker Säule. — Im übrigen sind noch einige Porträtskulpturen zu nennen, ein paar ausdruckszarte Mädchenköpfe von Klimsch, und dann vor allem die Büste Karl Mucks von Max Kruse, die aus einer leisen Strenge der Linien sich zu einer reichen, geistvollen, inneren Belebtheit frei entfaltet und wieder zeigt, welcher Ausdruckskraft und Ausdrucksfeinheit das Holz unter den Händen dieses ausgezeichneten Künstlers fähig wird.

Erich Vogeler

Angewandte Kunst

Die Berliner Städtebauausstellung

Wie der alte Leutnant Ekdal, der ehemalige Bärenjäger vom Hochtalswald, sich an die Jagdgründe seiner Bodenkammer so „glücklich angepaßt" hat, daß er die Farce gar nicht mehr spürt, gar nicht die Zerbrochenheit und Verkommenheit empfindet, in die Wille und Kraft sich verloren haben, geradeso ging es auch uns. Hatten wir uns nicht an die Dachkammerfarce dieses Großstadtlebens, an die Dumpfheit und Entartung schon so herrlich „angepaßt", daß wir gar nicht mehr empfanden, wie Geschlecht um Geschlecht tiefer versank? Nur wenn die Degeneration in einer Katastrophe sich entlud, dann ging ein leises Grauen auch durch die dumpfe Masse: „Der Wald rächt sich, der Wald!" Den wir in wilden Bauspekulationen wider alles höhere Recht verschachert. Aber das Gewissen fiel gleich wieder in seinen gemütlichen Schlaf. Eigentlich war sie ja wundervoll, diese Großstadt. Freilich, sie war flügel- und ständerlahm, wie die Wildente,

Digitized by Google

diese Jagdbeute des Großspekulanten, aber sie „gedieh“ doch so prächtig: sie wurde fett und immer fetter. Und sie hatte doch auch einen Trog mit Wasser; frisches jeden zweiten Tag! Einige wenige nur, feinere, nervösere Geister mit unruhigerem Schlaf standen auf, um die dumpfen Gewissen wachzurütteln, aber ihre „idealen Forderungen“ waren nur wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Und die Doktor Rellings blieben nicht aus, die diese Prediger für die eigentlich Kranken

erklärten und sagten: laßt doch den andern ihren Schlaf wenigstens, zu heilen gibt's hier doch nichts mehr.

Noch vor zwei Jahrzehnten, wie spärlich waren die Prediger, und wieviel Resignation lag noch in ihren Worten! Und jetzt? Hier haben also doch einmal die Gregor Werles den Sieg über die Doktor Rellings davongetragen. Diese „idealen Forderungen“ sind das Evangelium von vielen tausend Herzen geworden. Ein tätiger Idealismus, ein tätiger Optimismus ist am Werke, das schwere Sanierungswerk an einem entarteten Organismus durchzuführen, daß auf der Grundlage der Gesundheit alle Kräfte in neuer lebendiger Harmonie und Gedankenschönheit sich entfalten können. Welchen Wirkungsumfang der junge Städtebaugedanke schon jetzt erreicht hat, dafür kann das Schicksal dieser Ausstellung als Sinnbild gelten. Man wollte die Ergebnisse des Wettbewerbes „Groß-Berlin“ ausstellen und so drum herum vielleicht noch ein bißchen Material von andern Städten als Illustrierung der allgemeinen Tendenzen des modernen Städtebaues gruppieren. Aber da strömte aus allen großen Städten aller Länder und Weltteile das Material zusammen, und die Ausstellung schwoll und schwoll, bis der Raum die Fülle kaum noch fassen konnte. Die Entwürfe aus dem Wettbewerb „Groß-Berlin“ sind an dieser Stelle bereits ausführlich besprochen worden. Das ganze Problem des Städtebaues in seinen allgemeinen Grundzügen hat der Kunstwart längst eingehend erörtert. Jetzt noch im einzelnen aufzählen zu wollen, was die Ausstellung an Fülle von Ent-

Digitized by Google

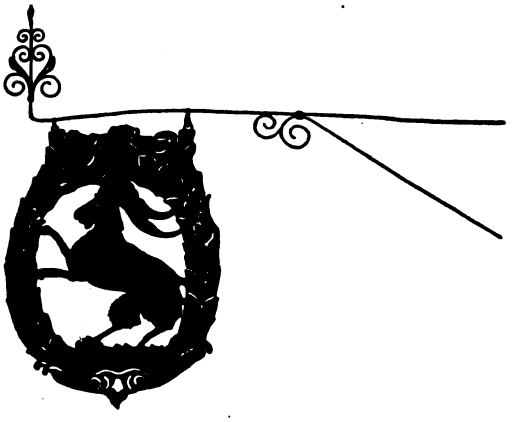
würfen bringt, ist nicht möglich. So viel detailliertes, feines Material, wie es hier nicht nur von den Städten, auch von Gesellschaften, Vereinen, Behörden und einzelnen Fachleuten zusammengebracht ist: es ist schon schwer, das in einzelnen Gedankengruppen zusammenzufassen. Wir sehen ganze Darstellungen von Innenstädten, moderne Sanierungen, Straßendurchbrüche zur Verkehrserleichterung unter Erhaltung schöner Städtebilder und neue Monumentalentwürfe. Stadterweiterungspläne finden wir und Bebauungspläne für Vororte. Da sind ganze Gartenstädte im Modell oder in Plänen, Arbeitersiedlungen, Fabrikanlagen, kommunale und genossenschaftliche Wohnungsfürsorge, Sport- und Spielplätze. Wir erkennen, wie weit wir gerade bei diesen letzten hinter England und Amerika zurück sind, und es greift uns an das Gewissen, wenn uns da die Worte entgegentreten: „Der Knabe ohne Spielplatz ist der Vater des Mannes ohne Arbeit." Wir finden den auch für Berlin so heiß ersehnten Wald- und Wiesengürtel, Grünflächen und Parkanlagen in der Stadt. Und dann auch wieder die Verkehrsprobleme, das Schnellbahnwesen, die Ring- und Radialbahn; oder statistische Tabellen, volkswirtschaftliche Darstellungen aus dem Gebiete des Wohnungswesens. Man zeigt uns die Kunst, wie man größere Gebäudemassen gruppiert, wie man die Straßen führt, so daß künstlerisch feine Blicke entstehn, wie man die einzelnen Straßen und Plätze im einheitlichen Charakter gestaltet, wie man Bildwerke und Brunnen aufstellt. Und noch vieles, sehr

vieles mehr. Teils als (leider anderswo) schon Erreichtes, teils als Anregungen für die Zukunft. Und alle diese Anregungen und Entwürfe, das sind nicht leichtherzig hingezeichnete Phantasien und Utopien, sondern in mühsamer, peinlich durchdachter und durchrechneter Detailarbeit wird alles immer in den Grenzen wirtschaftlich-technischer Möglichkeit gehalten. Und immer ist bei dem Geringsten an das Ganze gedacht. Kein Problem steht hier isoliert; gerade darin liegt ja das Organische, das Lebendige und darum Tragfähige des großen Gedankens. Alles bindet sich auf das innigste

Digitized by Google

untereinander: das Hygienische mit dem Ästhetischen, das Technische mit dem Ökonomischen, der Vorteil mit der Moral.

Eine starke optimistische Suggestion geht von dieser Ausstellung aus, und das ist wohl der schönste Erfolg, den eine solche Veranstaltung haben kann. Man verläßt sie gestärkt im Glauben und, was ja dasselbe ist, im Willen zu einer besseren Zukunft. Es wird nun doch langsam eine Wendung eintreten müssen, man wird nun doch nicht mehr so gleichgültig, gedankenlos und profitsüchtig fortwursteln können nach dem Schema F des alten wackern Reißbrettgeistes und der Moral der Grundstückspekulanten und „geländeerschließenden" Volksbeglücker. Man wird die alten Bauordnungen gründlich revidieren müssen; wenn man ihnen verzeiht, daß sie dem jähen wirtschaftlich-technischen Aufschwung nicht so schnell nachkommen konnten, jetzt heißt es: marschieren. Nicht nur die Kommunen, die ja hier und da schon recht guten Willen gezeigt haben, sogar der Fiskus mit der hartgesottenen Spekulantenseele werden allmählich sich bequemen müssen. Und wenn Groß-Berlin in einem halben oder ganzen Jahrhundert die zehnte Million Einwohner erreicht hat, dann wird das vielleicht doch nicht mehr ein sinnloses totes Konglomerat von Steinen sein, sondern in Wirklichkeit ein Stadtorganismus, wie ihn die großen Baukünstler in Gedanken tragen. Dann wird diese Stadt in Raum und Licht wirklich leben, wirklich atmen, und das Blut ihres Verkehrs wird stark und gesund zirkulieren. Und nicht nur animalisch wird sie leben, sondern auch geistig, Charakter und Ausdruck wird sie zeigen im Rhythmus ihres

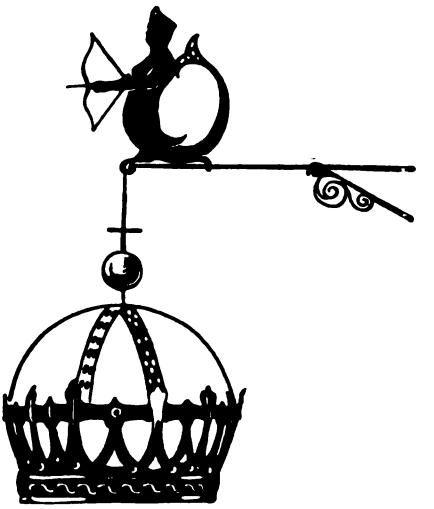


Lebens, Größe und Liebenswürdigkeit in ihrer Physiognomie tragen. Und dann wird selbst dieses Ungeheuer, das uns bis jetzt nur erschreckt, betäubt, erdrückt, Heimat und Melodie werden und eine Quelle der Kraft und Freude. Solcher Zukunftshoffnung dürfen wir uns angesichts dieser Ausstellung hingeben. Wir dürfen es, — wenn wir zugleich uns das feste Versprechen geben, für diese Hoffnung uns auch mit aller Tatkraft einzusetzen.

Man wird in seiner Hoffnung noch mehr bestärkt, wenn man das außerordentliche Interesse sieht, das die weitesten Kreise

Digitized by Google

des Publikums der Ausstellung entgegenbringen. Die Ausstellung sollte ja gewiß nicht bloß eine für Fachleute sein, man hat ihren Charakter, soweit irgend möglich, gewiß populär gestaltet, — aber es gehört für den Laien doch immer noch eine nicht geringe Arbeit dazu, sich das alles verständlich zu machen. Um so höhere Bedeutung gewinnt der zahlreiche Besuch. Hier geht nur hin, wer den Willen hat zu lernen. Als ich an einem Sonntagmorgen durch die Ausstellung wanderte, stieß ich auf eine Gruppe Menschen, die sich um ihren Führer scharte, und vernahm gerade einen herzhaft christlichen Fluch auf die Terrainspekulanten, die uns Leib und Seele verderben. Es war in der Tat ein veritabler Pastor, der hier sprach. Wovon? Eigentlich von den nüchternsten Dingen mit trockenen Zahlen sogar, statistischen Berechnungen, Baupolizeiordnungen, Bodenreformspekulationen in einem richtigen volkswirtschaftlichen Vortrag. Aber das Publikum stand voll Andacht. Denn aus diesen gewissenhaften Zahlen und Worten stieg, überzeugender als aus den schönsten Phantasien, grün und durchsonnt das Zukunftsland empor, das Land des schönen und gesunden Wohnens, wo der Ärmste schon und der Reichste noch das eine findet, das zum Gedeihen des Einzelnen wie des Ganzen das Nötigste ist: Boden zum Wurzeln, Heimat. Und alle spürten heimlich den Zauber der starken ethischen Kraft, die immer lebendig wird, wo der Wille des einzelnen zum Ganzen strebt. Erich Vogeler

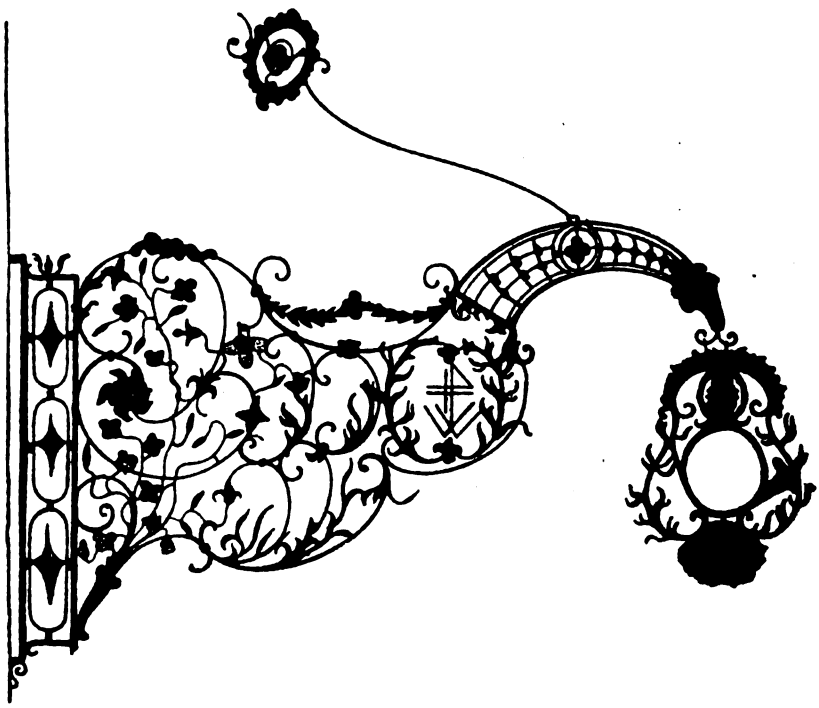


„Wo der Herrgott den Arm ausstreckt!"

Zu den angenehmsten Vergnügungen des Reisens zählen die kleinen Entdeckungen von Dingen, die man sozusagen von der Straße auflesen kann und die doch am Orte kaum beachtet werden, weil die tägliche Gewohnheit den Blick dafür abgestumpft hat. In den malerischen Tiroler Städtchen findet man die Wirtshausschilder und Gewerbezeichen, die das Volk dort mit dem Spruch bezeichnet, den schon Grimms Wörterbuch in diesem Zusammenhange bespricht:

Digitized by Google

„Wo der Herrgott den Arm ausstreckt!“ In jeder Gasse, um jede Ecke tauchen neue auf: da ein buntes Fähnchen, dort ein Rad, ein Kranz, ein Laubgewinde, ein Steinbock, ein Storch, ein Schwan, eine Krone oder ein bezopfter Reiter, ein paar Ruderer als Abzeichen der Schifferzunft, und das allerdrolligste, was wir einmal gefunden: ein ellenlanger Nasenschild, worauf die Geschichte einer ledernen Hose erzählt wird. Was alles an köstlichen Einfällen, an Handwerker- und Zunftwitz und an Resten uralter Symbolik in diesen Zeichen und Schildern steckt, davon ließe sich ein schönes Kapitel — Literaturgeschichte erzählen. Sie sind aber ebensogut Offenbarungen fröhlich phantasierenden Geschmackes und nicht zuletzt: einer tüchtigen Handwerkskunst. Welche Bildsamkeit hat das spröde Material, Eisen, Kupfer, unter der Hand alter Schmiede angenommen, daß es sich wie Wachs biegen und modellieren läßt, und daß der kunstfertige Schmied darin eine ornamentale Frakturhandschrift schreiben und seinen Übermut in einem krausen Schnörkelspiel kundgeben kann! Man vergißt fast, daß die Schilder doch eigentlich Geschäftsankündigungen sind. Und



doch erfüllen sie vollkommen die künstlerischen Anforderungen, die wir an ein gutes Plakat stellen dürfen: indem sie das Gegenständliche scharf hervorheben und in schlagender Charakteristik darstellen. Man sehe daraufhin auf unsern Bildchen den Steinbock, die Ruderer, den Reiter, die Krone an.

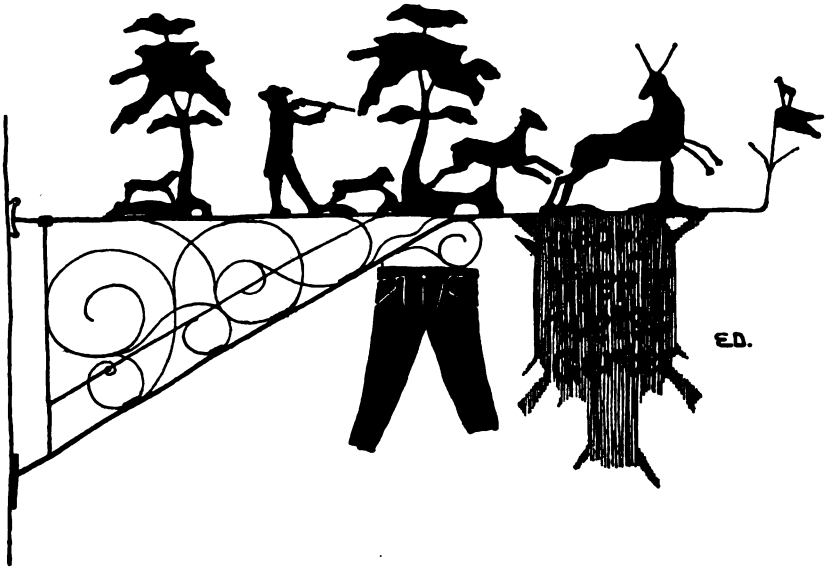
Wieviel fröhlicher, liebenswürdiger, anmutiger sind diese alten Zeichen, als unsre heutigen Reklametafeln mit ihren meterhohen

Digitized by Google

Buchstaben auf den Hauswänden, den in schreiende Farben gekleideten Plakaten und den drohend auf jeden Wanderer gerichteten Riesenkalibern der Grammophone!

Die Zeichnungen zu unsern Schildern danken wir den Architekten Eugen Dreisch in München und Max Lutz in Stuttgart. Man sollte aber solchen Schildern auch mit der Kamera weit mehr Beachtung schenken: wir bitten insbesondere die Kunstwartleser und Dürerbündler recht sehr, sie zu sammeln. Vielleicht gewinnen wir dann mit der Zeit auch ausreichenden Stoff, um in weiten Kreisen den Sinn für diese freundlichen Dinge wieder vom theoretischen Interesse bis zur Tat zu steigern. Bis jetzt hat der Kunstwart mit seinen wiederholten Anregungen, künstlerische Gewerbschilder der früheren Art einzuführen, nur bescheidene Erfolge gehabt — und doch: welch freundliche Belebung unsrer Straßen und Gassen würde sich neben allerhand sonstigen guten Folgen aus dieser Rückkehr zur Väterart ergeben!

Alexander Heilmeyer



Heimatpflege

„Landschaftlich hervorragend"

Das gute preußische Gesetz „gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden" gebraucht den Ausdruck. Auch die Gesetze und Verordnungen andrer Staaten, die gleichen und ähnlichen Zwecken dienen, gebrauchen ihn oder einen ähnlichen. Mußten ihn einführen, sonst wären sie wahrscheinlich gar nicht zustande gekommen, denn das wäre dem Bürger nicht eingegangen, selbst wenn die Herren in der Amtsstube dafür zu haben gewesen wären: daß man auch nicht „Hervorragendes" in der Landschaft „schützen" solle. Nur was irgendwie „extra" ist, konnte ihnen imponieren, und damit mußte die Gesetzgebung rechnen, um überhaupt etwas zu erreichen.

Soll's aber dabei bleiben? Sind

Digitized by Google

wir nicht jetzt vielleicht doch schon so weit, daß wir bei den Vertretern des Volks nun einen freiern Blick erhoffen können? Es ist ja Tatsache, daß der Heimatschutzgedanke an Ausbreitung sehr gewonnen hat. Und eigentlich bedeuten jene Bestimmungen doch einen Widersinn, der nicht einmal harmlos ist. Soll „Verunstaltung" ruhig alles, was nichts Ungewöhnliches ist, verunstalten dürfen? Brauchen nicht gerade solche Gegenden Schutz, *besonders* kräftigen Schutz, die *nicht* „hervorragend" sind? Besagt das Gesetz nicht geradezu, was bei Geld und Geldeswert ein Gesetz besagen würde: „Schützt dem Reichen sein Gut, dem Armen dürft ihr's nehmen?"

In dem Gesetze steckt noch ein Rest aus der „Gute-Stuben-Zeit", da man die Wohnstube getrost in Häßlichkeit verkommen ließ, wenn nur die Paradestube hell blieb, sie, die überhaupt unberührte, in der man nicht lebte, mit der man nur prahlte. Wir haben nicht nur das Besondere zu schützen, sondern das Alltägliche, das, womit man lebt. Und haben es nicht zu entwerten, indem wir's von Gesetzes wegen als minderwertig hinstellen. *Alles* ist schön, was natürlich und gesund ist, und was wir noch nicht verdorben haben: auch das flache Stück Wiese, Feld und Busch, auch das schlichte Dorf- und Stadtbild, und wenn sich unsre Liebe daran festgesetzt hat, so ist es für *uns* sogar „hervorragend" schön. Gerade das ist hier volkserzieherische Aufgabe: daß wir den Wunsch wieder wecken: *jedes* Stück Leben und Lebensgestaltung, und sei es noch so schlicht, vor Verunstaltung zu schützen. Vor *Verunstaltung*. „Umgestaltung" ist ja etwas andres. A

Sommerfrische im Eigenheim

Die Zeit der Ferien für die Erholungsbedürftigen nennt man in den Seebädern, Kurorten und Sommerfrischen die Saison. Regelrechte Ferien standen in früheren Zeiten eigentlich nur den Schulen und verschiedenen Beamtenkategorien zu, die Angestellten privater Betriebe und die Arbeiter erfreuten sich dieser Vergünstigung nur selten. Das ist anders geworden: heute wird die Wohltat der Ferienzeit weiten und immer weiteren Kreisen zuteil. Wahrscheinlich ist auch die Zahl der Erholungsbedürftigen größer. Nun ist es so gekommen, daß zugleich mit den vielen Tausenden von Auszüglern aus den Städten die „Saison" selbst in entlegene Stranddörfer und Heidegegenden ihren Einzug gehalten hat. Wo früher das Landmädchen im Beiderwandkleid den Gästen das Mittagessen brachte, da waltet jetzt der „Ober" im Frack an der Table d'hote seines Amtes. Die Häuser sind „gerappelt voll" vom Keller bis zur Dachstube: Unruhe und Zwang sind tägliche Plagen, lange Rechnungen und Trinkgelder kommen nach. Man entschließt sich im nächsten Jahre, an einen andern Ort zu gehen, und — findet es dort ebenso. Das ist eben die Saison.

Nun gibt es natürlich viele Leute, die sich vom Saisonleben angezogen fühlen, die *Menschen* sehen und von Menschen gesehen sein wollen. Aber es gibt auch viele, und das sind meist die Erholungsbedürftigen, die das nicht wollen. Es gibt solche, denen die Natur dort am schönsten erscheint, wo das Wirken und wo die Bänke des Verschönerungsvereins auf-

Digitized by Google

hören, und es gibt solche, die während der Ferien einfach und ohne Zwang leben wollen, wie sie es zu Hause gewohnt sind.

Reiche Leute bauen sich dort, wo ihnen das Land oder der Strand gefällt, prächtige Sommervillen und richten sich häuslich ein; aber auch Minderbemittelte können zu einem eigenen Ferienheim kommen, wenn sie ihre Ansprüche nicht zu hoch stellen. Die Amerikaner sind in dieser Hinsicht die bescheidensten — vielleicht, weil sie bei der Auswahl der Sommerfrische das Hauptgewicht auf die beiden letzten Silben des Wortes legen. Ich lernte zur Zeit der Weltausstellung in St. Louis eines Morgens in Cincinnati einen Fachgenossen während seiner geschäftlichen Tätigkeit kennen, am Nachmittag traf ich ihn ganz zufällig auf der Bahn wieder: er reiste mit seiner Frau in die Sommerfrische. Sie führten ein Zelt, Decken, Proviant, Angelgerätschaften usw. mit sich, sie gingen „kampen", und sie hätten sich doch einen teuren Kurort leisten können. In schöner, waldiger Gegend am Fluß wollten sie ihr Lager aufschlagen, um dort die goldenen Sonnentage zu genießen, und die zuweilen schon kühlen Nächte des farbenprächtigen „Indianersommers" zu ertragen. Für eine solche Sommerfrische sind wir Deutschen nicht recht reif, oder auch zu wenig hinterwäldlerisch veranlagt. Wir müssen ein etwas solideres Dach über dem Kopfe haben. Auch das kann mit Mitteln beschafft werden, die für einen großen Teil unsrer Volksgenossen nicht unerschwinglich sind. Ja, es ist sogar möglich, sich ein anständiges Ferienhäuschen zuzulegen, das sich „r e n t i e r t", das heißt, wo der Aufenthalt nicht teurer zu stehen kommt als im Hotel.

Auf der Nordseeinsel Röm hat man für die Badegäste nordische Holzhäuser am Strand aufgestellt, die aus zwei Räumen bestehen, als Schlaf- oder einfache Wohnzimmer dienen und sehr beliebt sind. Die Mahlzeiten werden dann im Hotel eingenommen. In Tirol gibt es Alphütten, die von den Alplern an weniger anspruchsvolle Besucher vermietet werden, und wo diese selbst für ihre Beköstigung zu sorgen haben. Auch findet man, abseits von den endlosen blanken Eisenwegen, die das Volk ruhelos machen, alte ausgediente Eisenbahnwagen, die ihrer Räder beraubt und zu gemütlichen Sommerhäuschen hergerichtet sind: das alles sind Übergänge zum Eigenheim für Sommerfrischler.

Man kann nun Holzhäuser aus Schweden und Thüringen, und man kann Terrasthäuser aus Berlin beziehen, man kann Blockhäuser oder Häuser aus Magnesitplatten, Gipsdielen usw. herstellen lassen, man kann auch massive Häuser bauen. Es kommt auf Ort und Lage, auf Zweck und Neigung, und es kommt auf den Geldbeutel an, welcher Art und Bauweise man in jedem Einzelfalle den Vorzug gibt. In der Umgebung der Großstädte können zerlegbare Häuser zweckentsprechend und empfehlenswert sein, namentlich dort, wo man sich ein Stückchen Eigenland nicht erwerben kann, sondern auf einem gemieteten Platz sich ansiedeln und vielleicht — wie die Schnecke — mit seinem Häuschen umherziehen muß. In Gebirgs- und entlegenen Heidegegenden, wo das Bauen mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist, kommen ebenfalls zerlegbare Häuser zur Anwendung.

Digitized by Google

Blockhäuser dieser Art, die in Schweden, am Rhein usw. hergestellt werden, bestehen nicht aus Baumstämmen, wie die Behausungen der ersten Ansiedler der Urwälder, sondern aus sauberen vierkantigen Hölzern, die zusammengepaßt sind und aufeinander geschichtet werden. Fenster und Türen werden eingefügt, Veranden sind angebaut. Man stellt auch Holzhäuser her, die aus Fachwerk mit eingeschobenen Bretterwänden bestehen. Zur Dachdeckung verwendet man Schindeln aus Holz oder Asbest, Ziegel, Schiefer, Asphaltpappe, Ruberoid, Leinen usw. Solche Block- oder Holzhäuser machen einen freundlichen Eindruck und sind recht wohnlich. Die Feuerversicherungen berechnen dafür 2—3‰ Jahresprämie.

Häuser aus Gips- und Magnesitdielen oder aus ähnlichen Platten gebaut, sind durchweg nicht so bequem zerlegbar wie hölzerne Bauten, sie sind aber feuersicher und meist auch dichter. Die Terraftgesellschaft zum Beispiel stellt solche Häuser her, indem sie in ein Rahmenwerk aus Holzleisten steinartige Platten einschiebt; die bogenförmigen Decken werden ebenfalls aus solchen Platten gebildet. Ein Haus von 7,2×6,7 m, bestehend aus zwei Stuben, einer Kammer, Küche, Besenschrank, Speisekammer, kleinem Keller und Klosettraum, sowie mit vorgebauter Veranda kostet fix und fertig — in der Nähe Berlins aufgestellt — 3000 Mark.

Man kann rechnen, daß — je nach Art und Ausstattung — die mehr oder minder zerlegbaren und transportablen Sommerhäuschen 40 bis 65 Mark im Quadratmeter überbauter Fläche kosten. Die Terraftgesellschaft gibt 55 Mark für den Quadratmeter an.

Wer nun fernab von den Stätten der hohen Bodenpreise sich ansiedelt und mit billigen Materialpreisen und Herstellungskosten rechnen kann, was vielfach auf dem Lande der Fall ist, wird durchweg einem Massivbau den Vorzug geben, besonders dann, wenn er ortsfest sein und bleiben soll. Eine allgemeine Regel läßt sich also für solche Bauten nicht aufstellen. Ich führe nun ein Beispiel an.

An der Flensburger Außenförde habe ich mir vor reichlich vier Jahren am Rande eines Wäldchens, dicht am Strande, ein Sommerhäuschen bauen lassen, das ein Wohnzimmer mit Oberlicht und fünf kleinere Zimmer, Küche und Keller enthält, etwa 70 Quadratmeter Flächenraum einnimmt und reichlich 40 Mark für den Quadratmeter bebauter Fläche kostet. Das Wohnzimmer ist einfach mit grünen Buchenholzmöbeln ausgestattet. Die Stühle haben aus Binsen geflochtene Sitze. Die Schlafzimmer sind nicht sehr groß, aber man kann ja nachts die oberen Fenster offen lassen — dann hat man frische Luft genug! In den größeren stehen zwei Betten nebeneinander, in den übrigen steht ein Bett. Einem „zahlreichen Familienvater“ wird angeraten, eiserne Bettstellen zu wählen, und diese so einrichten zu lassen, daß man eine auf die andere stellen kann. Wer längere Seereisen machte, findet darin nichts Ungemütliches; muß man doch auch in vielen Kabinen erster Klasse der Überseedampfer „unten“ oder „oben“ schlafen und gut dafür zahlen. Die Küche ist von draußen zugänglich; sie soll, wenn möglich, nach Norden liegen. An der Seeseite ist vor dem Häuschen eine kleine gedeckte Veranda. Soviel über das Häuschen und die Ein-

Digitized by Google

richtung, für Weiteres fehlt hier der Raum. Seit vier Jahren habe ich mit Kind und Kegel meine Ferien dort verbracht, auch das Mädchen wurde natürlich mitgenommen. Es wurde gut und einfach gegessen, viele Umstände wurden nicht gemacht. Seeluft und Gartenarbeit machten tüchtigen Hunger; es schmeckte alles prächtig. Mit Freude zogen wir jedes Jahr ein, mit Wehmut nahmen wir jedesmal Abschied von dem herrlichen Fleckchen Erde, das *unser* ist.

Aber die „Rentabilität" muß ich noch einiges berichten. Ich nehme an, daß der Grund und Boden für ein Haus und Garten nebst Einfriedigung 1000 Mark kosten, das Häuschen 3000 Mark, die Einrichtung und andere notwendige kleinere Anlagen etwa 1000 Mark, so würde das eine Summe von 5000 Mark ausmachen. Das ist den Verhältnissen entsprechend gerechnet und setzt keine großen Ansprüche voraus. Zu 5 Prozent gerechnet würde dies Kapital an Zinsen Mk. 250.— ergeben. Jeder Hausvater mag nun selbst überschlagen, ob ihm ein eigenes Ferienheim so viel wert ist. Ich erwähne noch, daß nach einer Aufstellung meiner Frau unsere Familie sich für 1,20 Mark pro Kopf und Tag gut beköstigen läßt. Man muß sich eben an die Produkte der Landwirtschaft halten: Milch, Butter, Eier, Geflügel, Schinken usw. Man kann natürlich Kartoffeln, Erbsen, Bohnen usw. im eigenen Garten ziehen. Wir hatten, weil wir am Strande wohnen, gute und billige Fische. In anderen Gegenden wird anderes billig zu haben sein. Man muß Land und Leute, Lebensverhältnisse und die Hilfsquellen kennen, bevor man sich festsetzt, auch muß man sich über die Grundwasserverhältnisse (Brunnen) vorher unterrichten.

Mancher kann eine bessere Rentabilität erzielen, wenn er zwischen den Ferienzeiten das Haus an befreundete Familien vermietet. Man kann auch Obstbäume anpflanzen. Ich will bei dieser Gelegenheit verraten, daß ich mir ein Grundstück von rund drei Hektar ankaufte und rund 800 Obstbäume anpflanzte, von denen ich im letzten Herbst schon ein paar hundert Pfund Äpfel und Birnen erntete. — „Wurde nichts gestohlen?" — Ich war auf diese Frage gefaßt. — „Nein! Keine Frucht, kein Holz und kein Harkenstiel." Allerdings liegt mein Häuschen nicht zu nahe an der großen Heerstraße, und die Bewohner der Landschaft Angeln sind durchweg ehrliche und intelligente Leute. Mein Häuschen steht im Winter eigentlich ganz unbeaufsichtigt; vielleicht steht es aber unter dem Schutze der Ortsbewohner. —

Ich zeigte hier kein Luftschloß und kein Traumland, sondern Wirklichkeit. Ich bin nicht der einzige Hamburger geblieben, der sich in jener Gegend in solcher Weise angekauft und angebaut hat. Mit Vorsicht und Umsicht muß man freilich an den Plan herangehen, dann aber — Mut! Es geht! Auch mit bescheidenen Mitteln.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß man zuweilen Gelegenheit hat, ein schlichtes moosgrünes Strohdachhäuschen in schöner Heidegegend, oder an der See, oder zwischen den schleswig-holsteinischen Knicks liegend, billig zu erwerben. Da in der Regel hierzu ein Garten mit alten Obstbäumen gehört, so wäre alles nach Wunsch — wenn sich die Gelegenheit eben zur rechten Zeit böte. Mir gelang es

Digitized by Google

— beinahe. Jetzt bin ich aber doch froh, daß es anders kam.

Georg Asmussen

Gesellschaft

Der Bessere

Du, verehrlicher Leser, kennst ihn so gut wie ich. Früher trug er einen Haby-Bart, aber dieses Merkmal ist noch weniger zuverlässig, seit Seine Majestät keinen mehr trägt. Er ist L. d. R., aber das sind vernünftige Leute auch. Er kleidet sich elegant, aber das tun andre Herren nicht minder. Er hat gewöhnlich einen Schmiß als Antlitzschmuck, aber auch diesen haben ja andre gleichfalls. Er trägt mitunter ein Monokel, um anzudeuten, daß er die Welt nur mit einem Auge sieht, aber ich kenne auch welche mit Klemmer. Er betont meist, daß er „Arier" sei, ist's aber nicht immer. Was schon mehr zu seiner Charakteristik leitet: er bleibt außerordentlich ernsthaft auch, wenn was wirklich Komisches passiert oder etwa ein Kind sich ihm aus Versehen zutraulich nähert. Nämlich: das Ernsthaftbleiben erfaßt er als Sache der Würde. Als Ausdruck seiner Wichtigkeit. Mitunter sieht er nur beschränkt aus, mitunter zum Erbarmen dumm. Aber der Ausdruck hoher, höchster, gar nicht zu überschätzender Wichtigkeit durchleuchtet ihn immer, wie das direkt nicht wahrnehmbare innere Licht eine Birne aus Milchglas. Was nicht mindestens nach L. d. R. aussieht, ist Luft für ihn, zumal falls es „Röllchen" trägt. Die niedere Menschheit gar mit ihren „Angestellten" irgendwelcher Art ist ihm Weltäther, ich meine: noch wesentlich Dünneres als Luft.

Es ist nicht wahr, daß dieser Typus, wie manche behaupten, nur in den Witzblättern vorkäme. Wer viel reist, wird kaum ein paar Stunden im D-Zug sitzen, ohne daß einer der Besseren mit der Miene Platz nähme, daß etwas Bedeutsames geschieht. Bevor er sich erhebt, prüft er sich im Taschenspiegel mit einem Blick, der von seinem Bewußtsein zeugt, der Welt für seine Erscheinung verantwortlich zu sein, während er mit der Strenge des Vorgesetzten seinen Schnurrbart sträubt. Läuft der Zug ein, ruft er „Jepäckträjer!" mit einer Stimme, in der die Entrüstung der bloßen Vorstellung bebt, ein Mann wie er müsse einmal seine Tasche selbst tragen.

Ich kenne Leute, denen der Bessere das Reisen in der zweiten Klasse verleidet hat. In der dritten fehlt er ja meist. In der ersten ist er aus denselben Gründen seltener, aus denen unter den Generälen weniger komische Figuren zu finden sind als unter den Leutnants. Der Bessere ist das Kind der Ehe zwischen Mangel an Intelligenz mit Hochmut, aufgezogen vom Lehrer Vorurteil und vom Diener Servilismus. Der Bessere ist vor allem übrigen auf alles das stolz, was er besitzt, ohne daß er sich's verdient hätte: auf seinen Namen, sein Erbe, seine Stellung.

Diesem Typus, werter Leser, bin ich bis jetzt nur unter uns Deutschen mehr als ganz ausnahmsweise begegnet. Du auch in einem andern Lande? Ohne daß sein Träger von uns aus dorthin gekommen wäre? Kennst du Engländer, Franzosen, Italiener, Russen, Skandinavier aus den gebildeten Ständen, die ihm entsprächen? Nicht nur Vereinzelte, sondern so viele, daß sie gelegentlich truppweis kommen?

Auch ich habe über diese Pöbelmenschen, die sich für vornehm halten, früher wie über eine besonders großgewachsene Narrensorte nur gelacht. Bis ich im Inlande

Digitized by Google

beobachtete, wieviel sie beitragen, einerseits Haß, anderseits ekle Bedientenhaftigkeit zu fördern. Und bis ich im Auslande sah und hörte, daß man nach diesen „Besseren“ die Bessern unsrer Nation beurteilte. Letzteres kommt daher: sie laufen als eine Art negativer Reklame in der Welt herum, weil sie sich im Bewußtsein ihrer großen Vortrefflichkeit als ganz besonders geeignet und daher verpflichtet zur nationalen Repräsentation fühlen. Und manches bei uns züchtet sie. Denn während sie früher eine norddeutsche Spezialität waren, wachsen sie jetzt, wenn schon seltener, auch in unserm Süden. A

Das Fremdenbuch

ist im Aussterben. Mehrere weite Reisen durch entlegene Teile Deutschlands haben mich belehrt. Wie alle von der Zivilisation überwundenen oder überbotenen Einrichtungen findet man's nur noch da, wo der Wellenschlag modernen Lebens im Verebben ist. Und doch war's so lustig! Zu sehen, wer vor zehn Jahren in meinem Zimmer gehaust, welche Glücklicheren den Blick auf die See, die Aussicht auf schneegekrönte Berge länger als ich genossen; zu erfahren, daß Freunde hier einen Becher geleert und Fremde eine Freundschaft geschlossen; und wie reizvoll war es, die Schriften zu sehen, den Schriftsteller, der im Unleserlichen Meister ward, den Pädagogarchen, der keine Angabe versäumte, den stolzen Sextaner mit eckig-deutscher Schrift, den Primaner, mit lateinischer kühn sich als stud. litt. bezeichnend, den Schwung des „Reisenden“, die Würde des Forschenden, die Lehrerin, die ihren Gefühlen keinen Zwang antat („es war schön!“), eine Familie, Glied für Glied eingezeichnet, verwandt und verschieden in den Schriftzeichen; die Zeichnungen und endlich: die Verse, die abgeschmackten, die dürftigen, die holperig-rührenden, die sentimentalen, die schwärmerischen. Schwärmen wir ruhig selbst ein bißchen von dieser Unterhaltung stiller Regenabende! „Es war schön!“

Heute empfängt mich der Zimmerkellner. In der Hand den Block. „Vor- und Zuname“, „Stand“, „Tag der Ankunft“, „... der Abreise“, „Alter (Jahr und Tag)“, Orte woher und wohin des Wegs. Also ich schreibe, was mir gleich einfällt, das übrige dem Zimmerkellner (ich wiederhole mit Grimm diese Mißbildung!) überlassend. Aber schon kommt er, verlegen-verbindlich lächelnd, noch einmal. „Ich muß bitten, alles auszufüllen..“

Ich weigere mich. „Lieber Freund, es kann ja doch niemand interessieren, wie alt ich bin. Lesen kann's auch niemand. Ich bin Schriftsteller!“

„Aber die Polizei!“

Also ich schreibe. Geboren 18..

„Und noch bitte sehr, wohin reisen Sie?“

Nun wird's mir zu bunt. Das weiß ich selber noch nicht!

„Aber, verzeihen Sie, die Polizei...“

Nun, ich weiß wohl, der Kellner, der Wirt, der Portier, sie alle sind unschuldig. Die Polizei gebietet. Man kauft Blocks, wirft das Fremdenbuch weg, und die Gäste stehen zwei Tage nach der Ankunft im Tageblatt und einen vorher schon in der Polizeiliste. Man sollte sich strikte weigern, diese schikanöse Inquisition jeden Abend durchzumachen. Das ist meine ernstliche Meinung: auch hier ist eine „kleine Freiheit“ zu verteidigen. Wozu mein Alter, mein Reiseziel, meine Zimmernummer? Warum nicht gar die Zahl der mitgebrachten Gepäckstücke, Un-

Digitized by Google

terbeinkleider, Kragenknöpfe? Wen schiert das alles? Warum macht man mir, dem Kellner, dem Wirt, dem Registrator die Kosten, die Mühe? Glaubt man, wer was verheimlichen will, wird keinen Weg zum Verheimlichen finden? Er braucht ja nur zu schwindeln! Vielleicht sieht das auch eine hohe Obrigkeit ein, und wir erreichen's, den Block mit seiner Lächerlichkeit wieder los zu werden und einen alten Reisefreund wiederzusehen mit seinen unendlichen Ergötzlichkeiten: das Fremdenbuch.

Ezard Nidden

Vom Ausland

Reisen in Österreich

Man reist überallhin ins Ausland, nur das nächstliegende „Ausland" vernachlässigt der Reichsdeutsche auffallend: Österreich. Man geht ja wohl zur Sommerfrische nach Tirol, immer wieder nach Tirol, genießt dort die große, wenig verunstaltete Natur, kommt eben in flüchtige Berührung mit dem Volk der entlegenen Täler und sieht es mit den Augen des Touristen, der sich amüsiert — aber reisen in Österreich, so, daß man Land und Leute kennen lernte, wer tut das? Und doch wäre von solchen Reisen sehr viel Wertvolles, oft viel Wertvolleres als von schlecht vorbereiteten und gehetzten Mittelmeerreisen heimzubringen. Zunächst sei vorausgeschickt, daß nirgends dem Reichsdeutschen jenes wahrhafte Reisen, das die Menschen an ihren Stätten, mit dem fremden Land auch das fremde Leben sucht, leichter gemacht wird, als in Deutschösterreich. Überall im Lande, zumal dort, wo es am interessantesten ist, also an den Sprachgrenzen und in den Sprachinseln, wird er herzlich aufgenommen, kann er mühelos die wertvollsten Einblicke tun. Er genießt überall den Vorteil, in seiner eigenen Sprache verkehren und sich zurechtfinden zu können, und dennoch gänzlich fremde, oft unerwartet neuartige Verhältnisse und Einrichtungen zu finden.

Für manchen Reichsdeutschen schon ist eben infolge dieser ihm so ganz neuen Zustände eine österreichische Reise ein Erlebnis geworden, das er ungern mit einer Auslandreise vertauschen möchte. Er sieht hier Menschen desselben Stammes, derselben Sprache, derselben Kulturgemeinschaft in einer Lage, die ihn halb und halb als ein Bild der jüngeren deutschen Vergangenheit anmuten muß, da noch ein allgemeines politisches Verlangen das ganze Leben der Nation, auch ihr geistiges, durchdrang. Manches Schlagwort, manche geistige Regung, manche öffentliche Stimmung, die draußen im Reiche längst verschollen sind, wird er hier noch lebendig oder zu neuer Wirksamkeit auferweckt finden. Er wird ein besonderes Stück deutschen Lebens mitleben, das für sich seine Berechtigung und seine Notwendigkeit hat, und was aus der Ferne gesehen vielleicht haltlos und verworren schien, wird bei näherem Kennenlernen sich innerlich, geschichtlich, entwicklungsgerecht begründet zeigen. Das Gesamtbild seines Volkstums wird er durch das Kennenlernen neuer Seiten runden, seine Freude an dem Reichtum der deutschen Eigenart wird neue Nahrung erhalten. Er kann in seinem Gesamtverhältnis zum eigenen Volkstum aber auch noch mehr lernen. In einem national einheitlichen Staate, zumal wenn es sich um Deutschland handelt, ist das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit nach zwei Seiten gefährdet: entweder es

Digitized by Google

wird zur Phrase (zur inhaltlosen, wenn es keine greifbare Gelegenheit zur Betätigung findet, zur auftrumpfenden, wenn es schwächern Minderheiten gegenüber leichtes Spiel hat), oder es geht in einem unfruchtbaren Kosmopolitentum unter, dem der Saftaufstieg aus dem Boden fehlt. In Deutschösterreich ist das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft jeden Tag neu von außen bedrängt und daher zu innerer Festigung veranlaßt; hier, wo es von inneren und äußeren, politischen und kulturellen Feinden unablässig bedroht wird, ist es (oft zu ungunsten der gesamten kulturellen Entwicklung, oft einseitig, aber immer mit innerer Berechtigung) aufs höchste gesteigert. Und der Reichsdeutsche, mag er nun jenem vagen, phrasenumwölkten Teutonentum oder dem haltlosen Kosmopolitismus zuneigen, kann hier, an den Grenzen des deutschen Kulturgebietes, wo die Güter deutschen Geisteslebens mit großer Selbstaufopferung verteidigt und mit inbrünstiger Hingabe geliebt werden, vielfach lebhafter als daheim empfinden, was er an seinem deutschen Volkstum besitzt.

Dazu kommt noch eines: der Industrialismus, der das Reich nach 1870 mit seinem Segen und seinem Unsegen heimgesucht hat, hat in Österreich weitaus nicht so große Einwirkungen ausgeübt wie „im Reich". Weite Gebiete Deutschösterreichs konnten eine alte Kulturtradition, die in Deutschland rücksichtslos abgebrochen ward, ruhig fortsetzen; die Nachteile der österreichischen „Zurückgebliebenheit" werden gelegentlich zu Vorteilen, wenn man daran denkt, daß auch in Deutschland allgemach die Anknüpfung an die so leichtfertig aufgegebene Tradition immer mehr gesucht wird. Diese geringere Industrialisierung auf der einen, jene begeisterte Hingabe an die besten deutschen Kulturgüter auf der andern Seite bewirken, daß nirgends vielleicht die neueren Bemühungen um eine gesunde deutsche Gegenwartskultur so begeisterte Anhänger finden, wie in den national geweckten Kreisen Deutschösterreichs. Daß sie nicht soviel beitragen können zu dieser Arbeit, als sie wohl oft gern möchten: daran sind nicht sie, sondern die schweren Hemmungen schuld, mit denen sie zu kämpfen haben. Der Freund jener Bemühungen aber wird manche Freude in Deutschösterreich erleben: manche einsame, ohne Dank und Ruhm geleistete Kleinarbeit, manche entsagungsvolle, des Anschlusses an die große Gemeinschaft entbehrende Einzelleistung finden, manchen einsamen Könner und Kämpfer kennen lernen und manche Erquickung an echtem gediegenen Idealismus mit heimnehmen. L. L.

Für unsre Töchter

Mann und Weib

will ich eine Bitte nicht an die Schule allein, auch an das Elternhaus richten! Aber bei jener sei angefangen. Der große Tag des „Schulausflugs" kommt alljährlich auch für die Mädchen. Und mit leuchtenden Augen und pochenden Herzen sehen sie ihm entgegen. Aber wie sieht er vielfach aus?

Eisenbahnen oder Dampfschiffe bringen die Kinder kaum über das Weichbild der Stadt hinaus, wo neben einem kärglichen Überrest eines ehemaligen „Wäldchens" irgendein „Etablissement" auf die regelmäßigen „Sonntags"ausflügler wartet. Diese Trink- und Tanzkäfige mit den stolzen Namen: „Waldschloß", „Majestätische Aussicht", „Bellevue", „Adlershorst"

Digitized by Google

und „Quellental“ stehen ja gerade dort, bis wohin der Strom der Sonntagsvergnügten noch flutet. Heute soll sich dort frische Jugend ergehen. Hübsch geordnet nach Klassen, im langen Zuge, zieht man ein, die Kinder im Feiertagsstaat, in hellen, weißen, frischgebügelten Kleidern, alles adrett, hübsch modisch eng um Taille, Hals und Fuß — wie könnt es auch anders sein: wo sonst die Alten sungen, da zwitschern heut die Jungen. Sie sind behütet und geleitet von den Lehrerinnen, die — auch weiß und duftig und frisch gestriegelt wie ihre Schäflein alle — den spitzenbehangenen Sonnenschirm wie einen Marschallstab zum dirigierenden „Hierher!“ und „Dorthin!“ schwingen. Und abermals wohlgeordnet nimmt man in langen Tischreihen magere Milch oder dünnen Kaffee ein, spielt dann im Garten — immer wohlgeordnet und artig — allerlei Unterhaltungsspiele mit schmerz-, leid- und neidvoller Preisverteilung und tanzt schließlich auch ein wenig im festlich geschmückten Saal. Ja, hier in diesem Saal, „wo weder Mond noch Sonne“ uns bescheinen werden, entfaltet sich in einer Festvorstellung die pièce de résistance. Es wird eine Märchendichtung aufgeführt, die keine Dichtung ist, oder — gleich greulich — die arme, in ihrem Gewissen bedrängte, aber gegen die direktorialen Wünsche machtlose Turnlehrerin hat daheim schon wochenlang an allerlei nichtsnutzigen Reigen üben müssen, die nun das Entzücken der mitgenommenen Mütter und Tanten bilden sollen. Und der große Wurf gelingt. Ein Beifallssturm durchbraust den Saal. Alles ist gerührt von so viel kindlichem Geschick und Liebreiz. Muse, verhülle dein Haupt vor dem, was du gesehen! In schnurgeraden Reihen, zu Vieren und Achten standen sie nebeneinander, die armen Dinger, eins wie das andere, wie Puppen an einem Draht gezogen, schwenkten hierhin und dorthin, bildeten mit zierlich zagen Trippelschritten allerlei Sterne und Vierecke und sangen dazu: „Was hör ich draußen vor dem Tor“. Und weiterhin, zu den Beethovenschen Tönen der Sehnsucht, bei den Worten des Goetheliedes „Wie hoch die Vögel fliegen — ich möchte hinterdrein“, da knieten all diese niedlichen Kindlein nieder, senkten sittsam die Köpfchen und hielten die Arme in zierlicher Rundung darüber! Die Größeren aber, sie durften uns wundersame Evolutionen mit Springreifen zeigen; aber nur keine Sprünge, sondern peinlich manierliche Kunstschrittchen mit kunterbunt „malerischer“ Gruppenhaltung der Reifen. Diese Reifen nun — um die festliche Wirkung zu erhöhen — mit Papierblumen hatte man sie umwickelt. Und das Publikum klatschte verdoppelten Beifall.

Wie oft schon hat man solche Dinge sehen müssen! Mit einem Kraftwort möchte man dazwischenfahren und den ganzen Theaterplunder zum Teufel jagen.

So oder ähnlich geht's noch immer her! Ich weiß: an manchen Stellen, wo schlichte und ehrliche Persönlichkeiten walteten, war's niemals so, an vielen andern hat's sich schon gründlich gewandelt — aber an den meisten Stellen hat es sich doch immer noch so erhalten, wie's unser Beispiel lehrt.

Unsre Fürbitte lautet also: Legt ab, was Lächerliches und Papierblumenmäßiges noch in eurem Tun ist! Schüttelt vor

Digitized by Google

allem den albernen Reigendrill für immer ab! Wenn ihr tanzen wollt, so tanzt wirklich, habt den Mut, so zu tanzen, wie's euch ums Herz ist: volkstümlich und ehrlich lustig oder schlicht und würdig, wenn es sich um euch selbst, um Erwachsene handelt, unbefangen und unverdrillt natürlich, wenn eure Kinder den Reigen schlingen; so wie Meister Thoma sie gemalt. Gebt die Mädchen frei aus den Fesseln einer überlebten Rokokoziererei und macht den Anfang dazu bei Schulfesten und Ausflügen! Hinaus auf die Heide und in den Wald. So gut wie die Buben, wollen auch sie, unsre Töchter, laufen und springen und frei und fröhlich sein. Frei und fröhlich mit ihnen sollen auch ihre Lehrerinnen werden in munterm Wander- und Spielleben.

Und das Haus soll mithelfen! Der Vater, der mit den Söhnen am Sonntag rüstigen Schritts hinauswandert, soll die Tochter nicht in falscher Geringschätzung daheimlassen. Sie soll im einfachen Wanderkleid ohne Verschnürung mitwallfahrten über Berg und Tal, mit sicherem Fuß fest dahinschreiten, wie der Bruder, und an seiner Seite Schritt halten, damit sie später Schritt halte an der Seite des Gatten, eine wirkliche „Gefährtin" und Genossin in Freud und Leid. Sie soll erlöst und befreit werden aus Tand und Trug des Gesellschaftslebens; neue Verknüpfung mit der Natur soll uns die körperliche und seelische Wandlung bringen, die aus Zierpuppen Menschen, aus Dämchen Frauen machen muß. Dazu kann jugendfrohes Wandern und Reisen das meiste, das Beste tun; denn hier ist körperliches Wachsen und Erstarken am engsten und nächsten verflochten und durchdrungen mit seelischem Werden und Reifen. Wie Licht und Luft dem leiblichen Leben eine fröhliche Neugeburt zu gesunder Tatkraft schenken sollen, so soll auch die Seele unsrer Töchter verklärt werden von Wanderlust und Naturfreude. Konrad Ferdinand Meyer hat uns in seinem Gedicht von der „ersten Bergfahrt" eines jungen Mädchens eine Ahnung gegeben von dem beglückenden Widerschein solcher Naturfreude auf einem Mädchengesicht:

„Liebes Kind, du bist gemagert, bist verbrannt von Mittagssonnen,
Deine Wangen blühen frischer, wuschest dich an kühlen Bronnen,
Wie du schreitest, schlank und kräftig, über deines Gärtchens Stufen!
Deine Stimme wurde voller, die das Echo wachgerufen,
In dem klaren Herdgeläute wurde deine Stimme heller,
Deine wegeskundgen Blicke kreisen rascher, streifen schneller,
Deine Lippen wurden stiller, edler wurde deine Stirne,
Und dein Auge, großgeöffnet, es betrachtet noch die Firne."

Karl Möller

Jungenmädeltracht usw.

Körperpflege

Wer im Auslande reist, dem fällt schon ziemlich oft eine Erscheinung auf, die er in Deutschland nur ganz selten findet: er sieht kleine Mädel in Bubenhosen herumlaufen. Grund: man will den Kindern das Laufen und Klettern, Turnen und Tollen erleichtern, bei dem die üblichen Mädchenkleider zu leicht belästigen oder hängenbleiben, auch wenn sie kurz sind. Dann: man freut sich, anmutige Körperchen so besser zu sehn, da zumal die Bewegungen dann nieblicher herauskommen. Allen steht's nicht, manchen ganz allerliebst. Warum scheuen wir

Digitized by Google

Deutschen uns vor der Jungenmädeltracht auch in denjenigen Fällen, wo sie praktisch sowohl wie kleidsam wäre? Hätte ich recht gehört, so schiene sie tatsächlich einigen unter uns nicht ganz passend, so ein bißchen, nur ein bißchen allerdings, aber immerhin ein kleines bißchen „unanständig“. Das würde bedeuten: schon die kleinen Dinger von sechs, acht Jahren wirkten auf uns nicht mehr als sexuell neutrale Wesen, und das wieder: die Gesundheit unsrer Gefühle wäre nicht allzu zuverlässig. Kein Kompliment für uns, die Großen. Aber auch *wenn* dem so wäre: täten wir dann gescheiter, in den Halbdutzendjährigen durchs Kostüm „das Weib“ schon zu *betonen* oder es *nicht* zu betonen, indem man die Kindertracht einfach nach *Jahreszeit* und *Beschäftigung* wechselt? Ich meine: „unanständig“ kann uns die Mädelbubentracht nur aus dem einen Grunde erscheinen: weil sie uns *ungewohnt* ist. Aber eigentlich ist das doch kein Grund, und also bin ich meinerseits dafür: die Scheu vor ihr da, wo sie sonst am Platz ist, aufzugeben.

Da wir gerade von Mädeltracht schreiben, noch ein paar Laienbemerkungen in Bescheidenheit.

Erstens, was den Kopf betrifft: warum steckt man jetzt den Töchtern die Haare mit dieser Sorte von *Schleifen* voll? Es ist nur eine Erkundigung, ich möchte dieses Phänomen gern deuten. Schleifen sind sonst das Zeichen, daß Bänder zusammengebunden sind, und dann halten sie meist etwas, Zöpfe zum Beispiel, aber das trifft nicht auf die, so ich meine. Diese, vermute ich, sollen dekorieren. Daß Schleifen dies zuzeiten können, beweist zum Beispiel die elsässische Volkstracht. Aber die Schleifen, die ich meine, dekorieren nicht, sie sind keinerlei Hintergrund oder Ergänzung oder Kontrastierung zur Kopfform, auch koloristisch bedeuten sie meist nur Zufall. „Zufall“ bedeuten sie in jedem Sinne. Sie sperren sich irgendwo an den Haaren herum, wie ein Luftballonrest im Baum, als habe sich ein Stück Stoff da beim Herunterfallen verfangen. „Erkläre mir, Graf Orindur, dieses Rätsel der Natur.“

Schließlich: warum laßt ihr den Kindern verhältnismäßig so selten die *Arme* bloß? Man ist jetzt bei der Kindertracht, mit Verlaub zu sagen, offenbeniger geworden, was mir aus mehr als einem Grunde ein Fortschritt scheint. Schon ästhetisch, denn nach Linie, Form und Farbe Hübscheres (mitunter sogar: Schöneres) als bloße Kinderbeine bekommen wir, wenn wir vom Kopfe absehn, in der Zeit der Furcht vor dem Nackten vom Ebenbilde Gottes ja nicht zu sehn. Besonders ein wohlgeformtes bewegtes Knie, bei dem Knochen, Muskeln und Sehnen das mannigfaltigste Miteinander von Kräften in Form harmonisieren, ist für ein Auge, das ästhetisch sehen kann, schon beim Kinde eine Freude, beim erwachsenen Manne freilich noch viel mehr (man denke an Turner und Ruderer). Aber auch gesunde Kinderarme sind schön. Zudem lassen wir doch *nicht* nur aus ästhetischen, sondern vor allem aus *gesundheitlichen* Gründen die Glieder nach Möglichkeit frei, der ungehinderten Hautatmung und damit der Abhärtung wegen. Bilder aus dem vorigen Jahrhundert zeigen, daß man damals die Kinder viel mehr mit bloßen Armen gehen ließ als jetzt; weshalb sind die Arme für viele jetzt sozusagen Stiefglieder geworden?

Digitized by Google

Hübsch scheint mir's auch, daß man jetzt den Hals häufiger offen hält. Gleichfalls: der Schönheit wie der Gesundheit wegen. Schönheit und Gesundheit begegnen sich eben immer wieder. A

Deutsche Wanderfreude

Wo war bei den Deutschen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die künstlerische Kultur? Wo war die reine, unverfälschte Empfänglichkeit für die großen, ewigen Wirkungen der Natur auf die Seele des Menschen? Wohl lebten sie beide, aber ein stilles und bescheidenes Leben war es in kleinen Kreisen, das auf die Lebensführung der Nation als solcher noch keinen veredelnden Einfluß übte. Nun brennt die Flamme wieder neu und stark! Daß sie ein dauerndes Lebensfeuer sei, kein Strohfeuer, dafür möge uns wiedererwachter Wander- und Natursinn ehrliches Zeugnis ablegen.

Die Schienenwege der Eisenbahnen führten die Begüterten — die „Zivilisierten" — im neuen Deutschen Reich zu allen „Sehenswürdigkeiten", zu allen berühmten „Aussichten", in alle modernen „Bade- und Kurorte". Manche Berg- oder Waldeinsamkeit ward so vom Strome der Vielzuvielen entheiligt, aber zwischen diesen Eisensträngen blieb der stillen, keuschen, unberührten und unentweihten Natur immer noch Raum. Wer aber kannte sie? Wer suchte sie auf? Nur wenige Eingeweihte. Böse Verleumdung und Nachrede — wer sollte es glauben! — schützte sie. Da liegt zum Beispiel in Niedersachsen die „Lüneburger Heide". Sie galt als eine traurige Einöde. Seit vor hundert Jahren einmal ein Franzose, der sich als Nachzügler dort verirrte, mit dem Kolben seines Gewehrs den Erdboden gestampft und den Ausruf getan haben sollte: „Solche Wüste nennen die Schurken ein Vaterland!", war das Urteil endgültig gesprochen. Aber gerade zu derselben Zeit hat einer, der ein unermüdlicher Wanderer in allen Gauen des Vaterlandes gewesen ist, von der Heide gesagt, sie berge „Buchen- und Eichenhaine mit lieblichen Quellen und in ihren Talgründen manchen Raum wie zur Wonnesiedelei geschaffen". Was Jahn damals mit ganz modern anmutendem Naturgefühl verraten, blieb fast ein Jahrhundert lang ein Geheimnis. Heute freilich ist solche Wahrheit aufs neue entdeckt, heute reist dort und siedelt sich an, wer stille Schönheit sucht, und ein Meister wie Kalkreuth baute sich dort sein Haus. Die Jünger Jahns aber sind es gewesen, die die Lehren des Turnvaters bis in ein neues Jahrhundert hinüberretteten. Wenn er einst die Wanderschaft „Die Bienenfahrt nach dem Honigtau des Erdenlebens" nannte, so vergaßen sie das nie. Mit ihren Turnfahrten haben sie im Norden und Süden, im Westen und Osten den Wandertrieb erhalten und Entdeckungsfahrten nach Schönheiten der Heimat machen helfen. Und ihrem Vorbilde folgten da und dort besondere Touristen- und Wandervereine; das große Vorbild der Hochgebirgserschließung durch die Alpenvereine zog in den engern Gauen der deutschen Heimat glückliche Nachfolge heran. Auch die Schulen haben den alten turnerischen Wandergeist gepflegt, wo Gelehrte und Pädagogen von Bedeutung durch das nationale Wirken Jahns angeregt und begeistert waren, wie der Philosoph Albert Lange oder der Historiker Theodor

Digitized by Google

Bach, der als Direktor einer höheren Schule uns in seiner Schrift von 1877 „Wanderungen, Turnfahrten und Schülerreisen“ das klassische Buch dieser Materie gegeben hat. So darf also auch der Anteil, den die Schule an der Erhaltung der Wanderfertigkeit gehabt, nicht vergessen sein. Aber Schulreisen und Turnfahrten bewegten sich in bestimmten Geleisen. Jene waren — wenigstens zumeist — der Belehrung und dem Studium gewidmet, diese waren vorwiegend Probe der gymnastischen Ausdauer und Leistungsfähigkeit. Eine naive Freude an der Freiheit, an der belebenden Schönheit der Landschaft, eine unermüdliche, etwas gedankenlose Sangeslust waren gewiß auch immer schon dabei. Aber doch haben gerade unsere Tage hier eine neue Saite anklingen lassen: das Bedürfnis der Seele nach den Schönheiten der Natur. Das ist nicht künstlich anzuzüchten, das kann und soll nicht auferzwungen, das muß geduldig erwartet werden, das muß langsam keimen und hervorbrechen! Blind sein hieße es jedoch, wenn wir nicht mit inniger Freude wahrnehmen wollten, daß es schon da ist, und daß es nach Nahrung und Pflege begehrt! Schon wandert die Jugend von heute anders als die vor einigen Jahrzehnten, mit neuen, frisch erweckten Sinnen und mit einem beglückenden Drang nach Freiheit und Selbständigkeit. Eine schöne Hoffnung aller aufrechten Männer, die die Jugend erlöst sehen möchte aus so manchen Fesseln der Konvention, scheint sich hier erfüllen zu sollen. Es ist die „Wandervogel“-Organisation, die in ihren und den verwandten Jugend- und Wandervereinen einen für Bureaukratismus und Schulsteifheit unerhörten Zug von frischer, unverbrauchter Kraft und Eigenart zur Geltung kommen läßt. Studenten und ältere Schüler sind Führer in diesen Vereinen und den „Horden“ der Wandervogelverbände. Einfachstes, sparsamstes Leben und Enthaltsamkeit vom Alkohol ist oberste Regel. Zumeist kocht man selbst, schläft im Stroh- oder Heulager beim Bauern. Man will Land und Leute kennen lernen; sinnloses Darauflosrennen und blinde Kilometerfresserei sind verpönt; man skizziert unterwegs oder führt ein Tagebuch, man lebt in urwüchsiger Ungebundenheit. Zwei größere Verbände, der „Altwandervogel“ und der „Wandervogel, deutscher Bund“ schieden sich bislang voneinander, haben aber heuer um Pfingsten in einer Versammlung von 500 Abgeordneten auf der untern Sachsenburg die Einigung beschlossen. All dies muntere, unverdrossene Treiben zeigt jugendliche Begeisterungsfähigkeit in schönster Blüte und ist Saat für eine lebensfrohe Zukunft. Es ist eine Freude, all dies rüstige Hinaus- und Hinauf-, dieses unaufhaltsame Vorwärts- und dieses frohbeglückte selige Heimwärtsstreben unverdorbener Jugend zu beobachten. Es ist, als wolle diese Jugend sich selbst helfen mit rasch entschlossener Tat, wenn an den „Schulreformen“ die alten Herren oft gar zu bedachtsam und ängstlich herumdoktern. Aber das Schönste ist, daß dieser Jugendtrieb überall bei allen Verständigen und Wohlgesinnten — auch unter den ältesten Herren — Förderung und Beistand findet, und daß der belebende Einfluß im Bannkreise der Schule bereits deutlich fühlbar wird.

Solchem Jugendstreben wollen

Digitized by Google

wir unsern Beistand leisten. Und es bedarf seiner. So manche praktischen Fragen, zum Beispiel die Unterkunftsmöglichkeiten, die Frage der Ermäßigung der Eisenbahnfahrten, die Freigabe von Wandertagen in den Schulen und anderes, müssen gelöst werden und können von den Jugendlichen allein nicht bewältigt werden. Wer helfen und sich orientieren will, der lese das vortreffliche Büchlein „Das Wandern“ von Raydt und Eckardt (B. G. Teubner) oder wende sich an die Wanderauskunftsstelle des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele (Oberlehrer Eckardt, Dresden) oder an die Schriftleitung der alles Gute und Schöne fördernden Zeitschrift „Der Wanderer“ (Walter Serno in Magdeburg.)*

Dem Kunstwart aber wird mit diesen Verweisen heute wie zuvor die Öffnung des Auges, die Weckung des Naturſinnes getreu seinem Wirken für edlere Ausdruckskultur immer besonders am Herzen liegen. Da liegt auch eine besondere Aufgabe. Nicht jeder, der die Landschaft durchwandert, lebt und wandert so, wie wir es möchten. Das Herz, die Seele soll dabei sein! Ohne deren Beistand bleibt immer noch das Beste zu wünschen übrig. Aber auch da dürfen wir uns der keimenden Saat freuen und müssen wirken durch Lehre und Beispiel.

Karl Möller

* Die Geschäftsstelle des „Altwandervogels“ befindet sich Friedenau, Kaiserallee 123 (Dr. Kolbe), die des „Wandervogels, Bund für Jugendwandern“ in Darmstadt, Waldstraße 32. Hervozuheben ist auch der „Verein Deutscher Studenten- und Schülerherbergen“ (Leiter Fabrikant Rotter in Hohenelbe in Böhmen), der eine umfassende, segensvolle Tätigkeit entfaltet hat.

Dieses Heft ist ein „Reiseheft“,

Unter uns

wie wir schon voriges Jahr eins herausgegeben haben und weiter welche herauszugeben denken. Damit ist nicht gesagt, daß es sich ausschließlich mit Dingen beschäftigen soll, die ausschließlich oder vorzugsweise „draußen“ zu genießen sind. Aber: daß die Besprechungen solcher Dinge in diesen Heften vor andern den Vortritt haben, sofern sich's nicht um ganz „aktuelle“ Sachen handelt, wie sie uns ja auf die Reise mit Briefen und sonstigen Posten zu folgen pflegen. Wer also heut dies oder jenes vermißt, der denke freundlichst: vielleicht ist es nur zu Hause geblieben und der Kunstwart schickt es uns mit einem seiner nächsten Hefte schon nach.

Vaterländische Wanderungen

Lebende Worte

„In fremden Ländern sind wir sehend und in Deutschland entweder blind oder blödsichtig“, hebt eine alte Klage gegen uns an. Und vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk als Volk, sonst stirbt es sich ab. Glieder eines ausgebreiteten Geschlechts, die sich nicht persönlich kennen, die in weiter Ferne voneinander getrennt sind, leben so hin, als wären sie nicht da. — Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Steigende

Digitized by Google

Vollkommnung, Trieb nach Verbesserung gehen daraus hervor und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimat zu verpflanzen.

Friedrich Ludwig Jahn

Unsre Bilder und Noten

Rudolf Hellwags „Blick aufs Meer", den der Steindruck vor unserm Hefte wiedergibt, ist kein Werk, bei welchem irgendwie auf seine Rechnung käme, wer in unserm „Zeitalter der Deutlichkeit" auch die Malerei als Illustrationsmittel zu möglichst scharfer Ortsbeschreibung auffaßte. Das tun bekanntlich immer noch viele Leute, und so sehen sie ganz im eigentlichen Sinn auf echten Kunstwerken den Wald vor Bäumen nicht. In Hellwags Bild ist das alte Nest mit seinem Normannenturm nicht ortskundlich beschrieben, es taucht in das Bewußtsein des Genießenden nur, wie ein Motiv aus alten Zeiten in das Ganze eines Liedes taucht. Auch die Küstenlandschaft ist uns nicht „klargemacht", wie sich für eine Geographiestunde gehören würde. Aber mit dem großzügigen Hinlegen dessen, was dem Maler wesentlich war, überträgt er auf uns Beschauer selbst, sobald wir uns eingefühlt haben, sein eignes großzügiges Empfinden dieses Stücks Natur, in dem wie der Ton im Akkord alles einzelne aufgeht. Eine Menge Assoziationen weben um Land, See und leuchtende Luft; aber wie die Farben mit all ihrer Schönheit zu einer koloristischen Symphonie zusammenklingen, die fast entstofflicht scheint, so leuchtet auch all jenes Poetische nur wie Lichtschleiergebilde durch das Werk. Wir wünschen recht vielen Reisenden, auch die Natur so sehen zu können.

Sie sind dann nicht mehr weit von jenem Augenblick, da sie sich ihnen auch mit Gestalten füllt, die „wochentags" keiner sieht — wie einem Böcklin und Thoma. Hans Thomas Frühlingsbild vom Bergsee ist solch eine Schöpfung echter Naturpoesie. Wer in den Alpen gelebt hat, der kennt die wunderbaren Tage, da der Zauberer Föhn im Frühling allenthalben zu spüren ist. Man braucht nichts weiter als ein Sonntagskind zu sein, um ihn dann auch zu sehn, den Wunderjüngling voll Schönheit, Sehnen, Glück und Liebe, der auf der Kreatur daherzieht und das Wiedersichverjüngen des Lebens selber ist, das nun durch alles und so durch unsre eignen Adern als Gedanken und Träume, als Wecken und Schaffen zieht.

Auch der viel zu früh verstorbenen Emilie Pelikan Hochalpenbild ist Bild im Geist, nicht bloß Abschein im Auge. Unsre farbige Reproduktion leidet darunter, daß das umfängliche Gemälde auf kleinen Raum gebracht werden mußte: da mußten die vier Platten die Fülle der Farben zusammenzwängen zu Mischtönen, bis statt des leuchtenden Geflimmers von Einzellebendigem zahme koloristische Kompromisse entstanden. Man denke sich das Original als halbwandgroßes Werk, das ist hier wesentlich, wenn sich die Vorstellung auch seine innere Größe gut nachbilden soll. Das Größengefühl von dieser Gletscherwelt, die in erhobener Majestät sich droben weitet, in ihrem reglosen großen Schweigen erhaben über Leben und Tod, und doch der hundert Quellen Mutterschoß, die tausendfach Leben in die Täler rieseln, so daß im Hochtale schon das Blühen in breiten Wiesen schier überherrlich beginnt.

Digitized by Google

Harald Tillbergs Bild ist nicht so hoch gestimmt. Nach dem Feierstundengenuß zeigt's Wanderstundenbehagen. Als wollt es mahnen: übersieht auch die kleineren Freuden nicht; sind sie bescheidener, so sind sie zahlreicher; geben sie keine Festtagsandachten, so geben sie dem Werktage Frohsinn. Wer hat sich nicht schon über solch einen Herrgottstock am Wegrande gefreut, auch wenn er ganz profanen Gemütes war; wie farbig er in der Landschaft stand oder wie schön er ihr Bild mit seinen Linien teilte!

Aus dem bayrischen Barock, insbesondre aus dem ländlichen bayrischen Baustil früherer Zeiten heraus hat sich eine Bauweise entwickelt, die den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Bauen des Volkes wiedergewonnen hat. Wer etwa von München aus mit der Eisenbahn durch Bajuvariens Gaue fährt, der begegnet nicht nur bei den Stationsgebäuden, er begegnet fast überall schon dem schmucken und freundlichen heimatlichen und zugleich modernen Stil, wo noch vor gar nicht langer Zeit „altdeutsche" Vorstadthäuser entstanden. Die Einheitlichkeit guten Bauens ist in Bayern tatsächlich schon so gut wie erreicht — leider allein in Bayern. Da Einheit Kraft gibt, so wird das „Neumünchnerische" allerdings auch vielfach schon nachgeahmt, wo eine ähnlich bodenständige eigne Entwicklung zu wünschen wäre, zum Beispiel in Norddeutschland und in Sachsen. Ein Kurhaus, wie das von Richard Schachner, das unsre Illustrationsbeilage zeigt, ist in Aibling in Bayern ganz vortrefflich am Platz, sind wir aber in den andern Gauen so arm, daß wir nicht auch aus der Mannigfaltigkeit unsrer sonstigen Volksbauweisen eigne Gebilde erzeugen könnten, die zugleich bodenständig und neuzeitlich wären? Man versucht es da und dort schon. Möge der Erfolg der Bayern überall zur Nacheiferung, nirgends bloß zur Nachahmung führen! A Unser Kunstwartheft bringt ein Lied „Des Wanderburschen Abschied" von Friedrich Mayer, obwohl dieser Komponist im laufenden Jahrgang schon mehrmals vertreten war. Da dieses Heft ein „Reiseheft" ist und unser Lied so gut hineinpaßt, soll die Sache gegen den Namen recht behalten. So wie das Greifsche Gedicht eine gewisse Verwandtschaft hat mit Mörikes „Auf einer Wanderung", so zeigt die Mayersche Komposition allerdings auch einen gewissen Einfluß der Vertonung des Mörikeschen Gedichtes durch Hugo Wolf. Vielleicht ist auch der daktylische Rhythmus des Urbildes dem jüngeren Tonpoeten im Ohr geklungen, zur Veranschaulichung des „lange Dastehens" und in die Welt Hinaushorchens ist er technisch gewiß von dorther angeregt. Das sind Dinge, die, wie Brahms zu sagen pflegte, „jeder Esel hört".

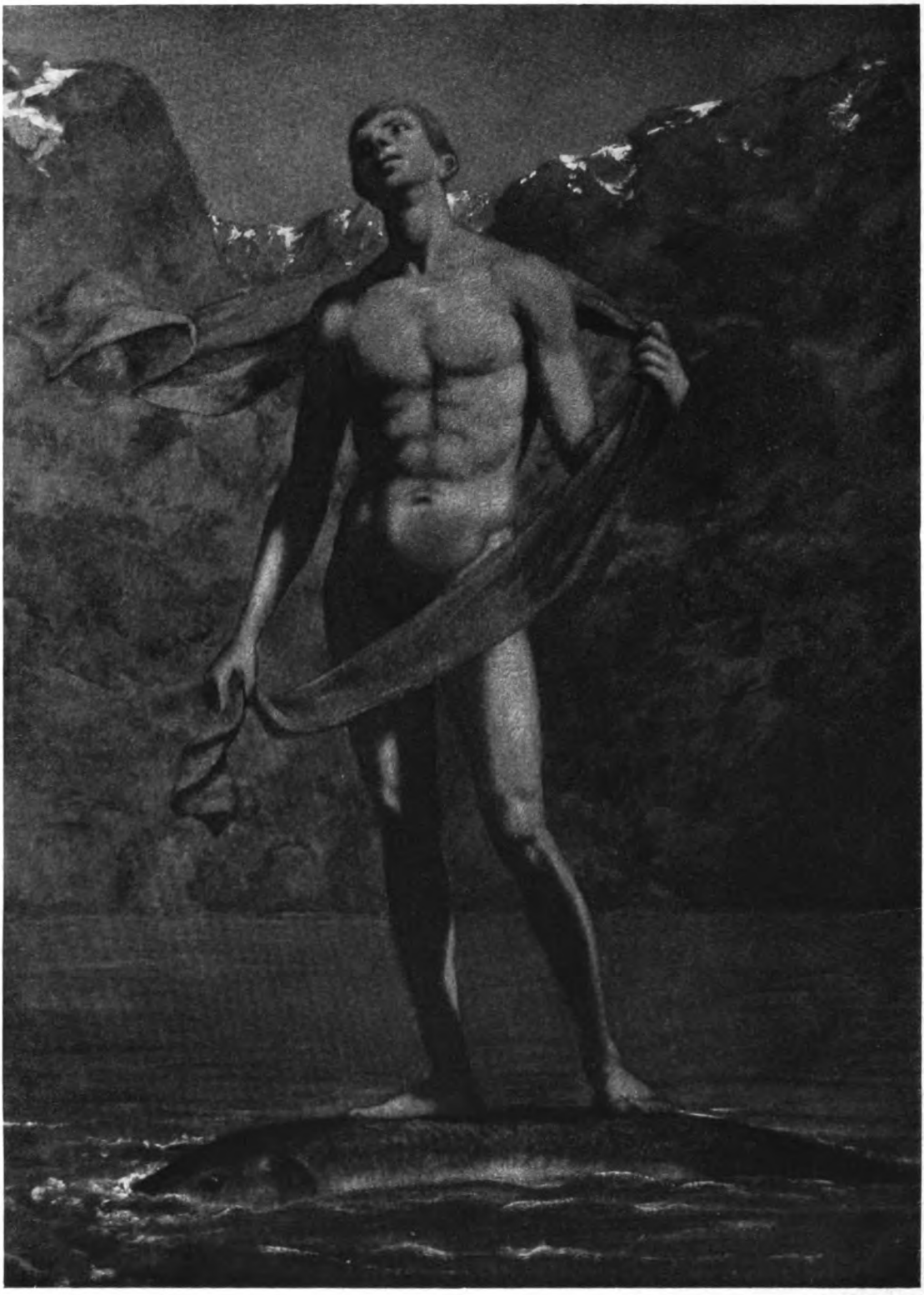
Das Lied beginnt mit dem Grundmotiv, das gewissermaßen die Urzelle der Komposition ist, die in ihrer Gänze aus ihm erwächst. Mit seiner weichen Harmonie, in sanft wogender Bewegung versinnlicht es uns die Stimmung der „luftigen Höhe". Nun setzt die Singstimme ein, in schlicht erzählender Melodie, wie eine Loewesche Ballade. Das Grundmotiv flutet zurück und gewinnt einen hüpfenden Rhythmus, während zugleich bei „Abendscheine" das in der Mittelstimme eintretende ces über das Gesamtbild ein neues harmonisches Licht wirft. Die Beleuchtung wechselt nun fast von Takt zu Takt, doch bleibt f gleichsam die Zentraltonart, und die Ergriffenheit des Wanderers von dem Anblick der Abendlandschaft singt sich in einem „feurigen" Aufschwung aus, um dann langsam abzusinken,

Digitized by Google

sich zu verinnerlichen und zu detaillieren. Das Motiv umkost liebevoll jede Einzelheit: die Pappelbäume, das Dorf, die Mühle, und drückt sie gleichsam ans Herz, bis ihm endlich bei „beschleunigend“ die bitteren Tränen entquillen, und noch zwei Takte schluchzt es im Nachspiel weiter. Nun stoppt sich die Bewegung auf der Haupttonart. „Lang steht er hingewendet“. Lau und lind schlägt ihm wieder ein Lufthauch vom Talesgrunde entgegen (Hauptmotiv). Zweimal. Und da, wie vom Wind hergetragen, schmettert schon die lustige Weise des Postillons. Man hört ihn mit der wachsenden Klangfülle näher kommen, man glaubt (bei „den gelben Wagen“) die Schimmel mit den Hufen ausgreifen zu sehn, meint (bei „schüttelt“) den lieblichen Mädchenkopf zu gewahren, der sich mit den rückenden Stößen des Wagens wiegt, und nun gibt's, wie für das Herz des Burschen, so auch für die Musik kein Halt mehr. Das überwallende Empfinden durchbricht alle Schranken der Tonart. Jauchzend singt er, unter zwingender Steigerung des Motivs, der Schönen seinen Gruß zu, eine hier psychologisch wohlbegründete, die Verschmelzung des Heimats- und Liebesgefühls zu einem großen Empfindungskomplex betonende Textwiederholung dient zur Gipfelung und Befestigung des Ausdrucks. Noch ein stürmisches Nachspiel und der Vorhang fällt gleichsam über einem Lebensbilde, das an poetischer Durchempfindung, Einheitlichkeit, Wärme und mitreißendem Zug in der neuesten Tonlyrik gewiß nur sehr wenige Rivalen hat. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

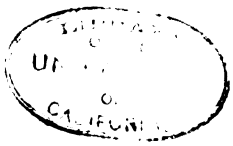
Digitized by Google



HANS THOMA

KW

Digitized by Google



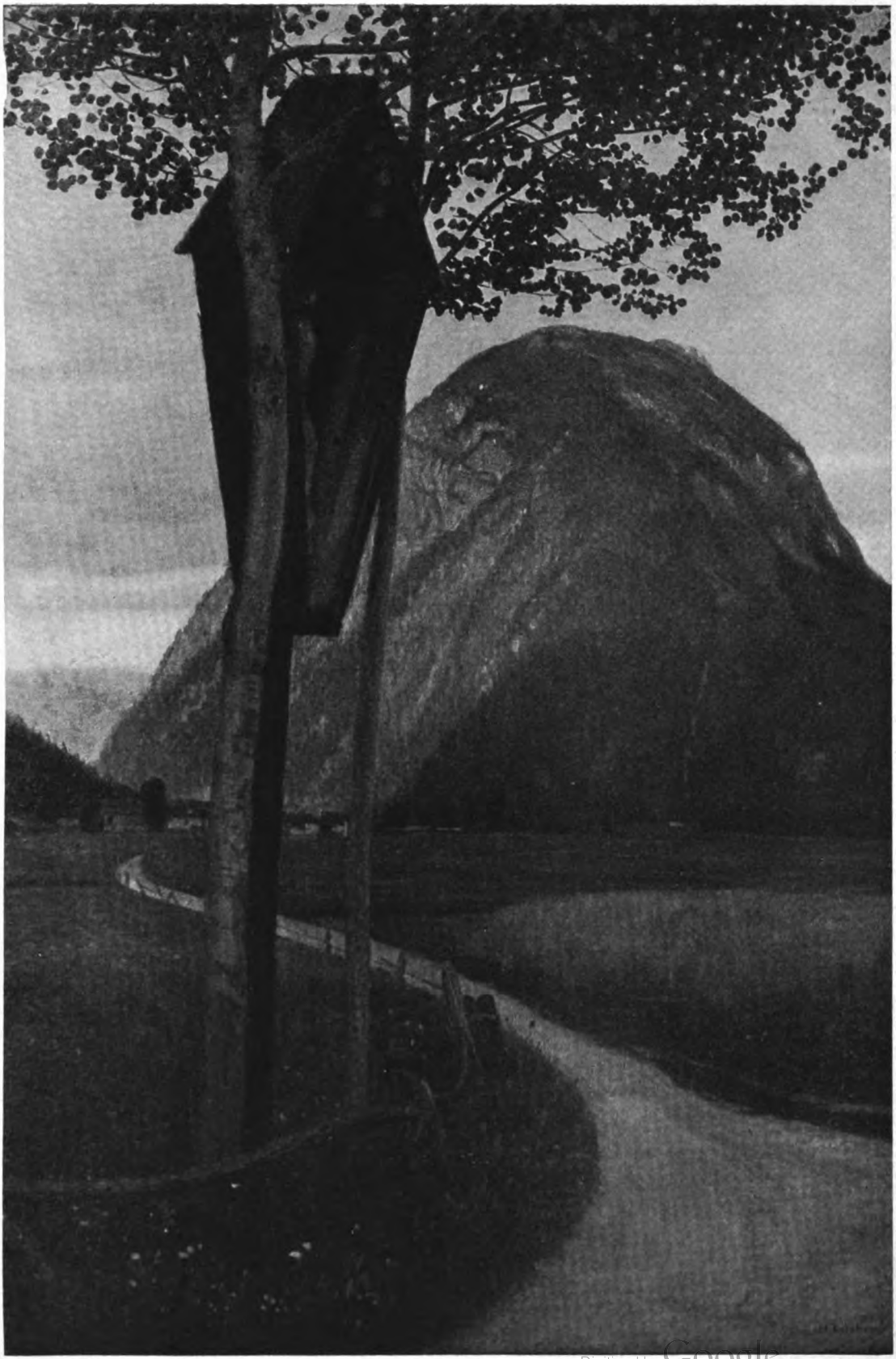
Digitized by Google

EMILIE PELIKAN

KVJ

Digitized by Google

Digitized by Google



HARALD TILLBERG

Digitized by Google

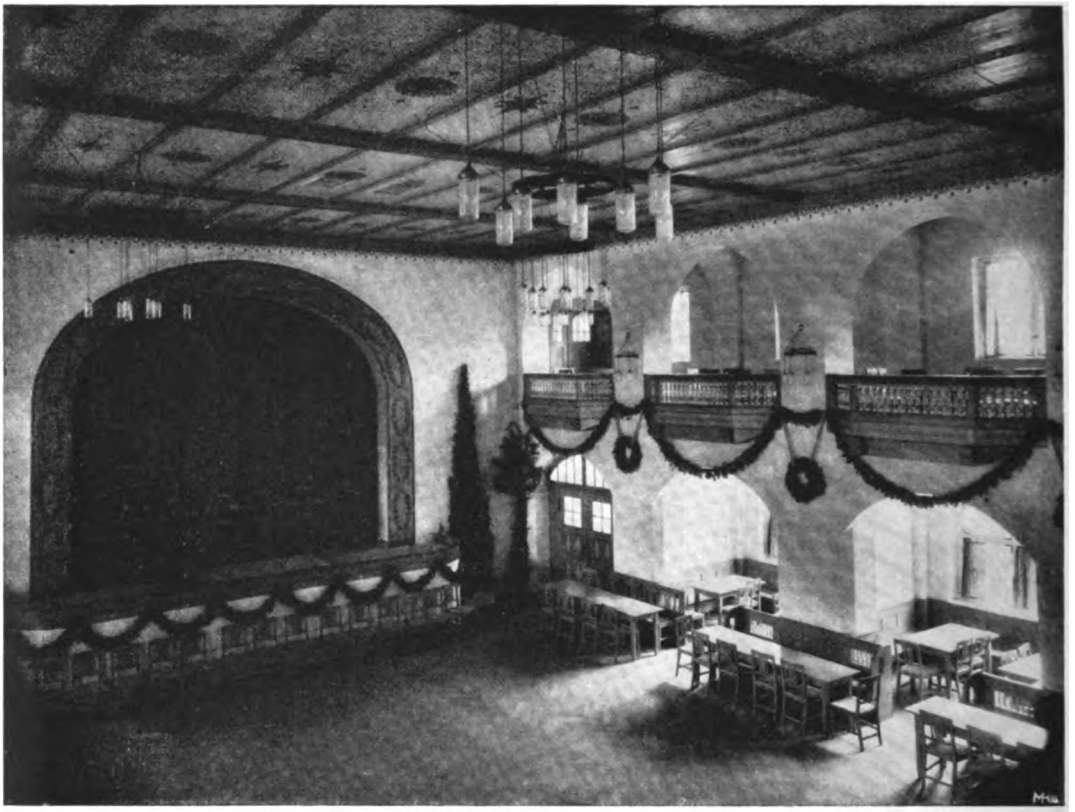
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

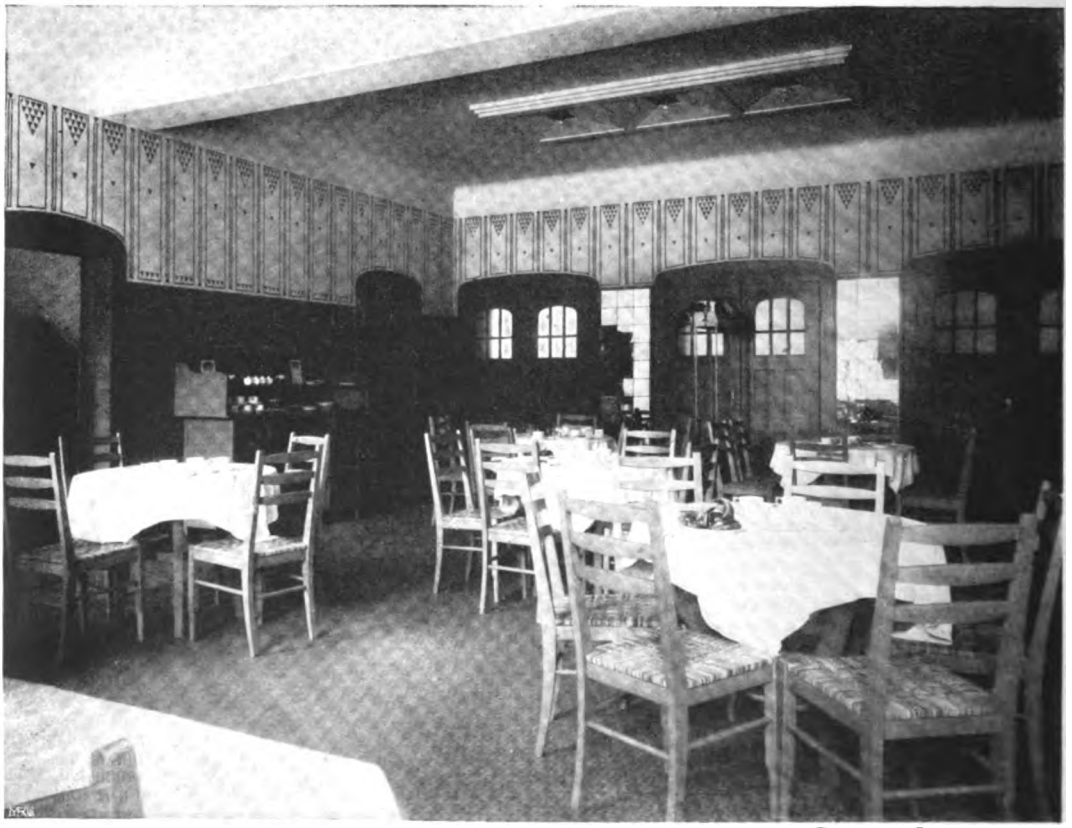
Digitized by Google

RICHARD SCHACHNER: KURHAUS IN AIBLING

KW

Digitized by Google



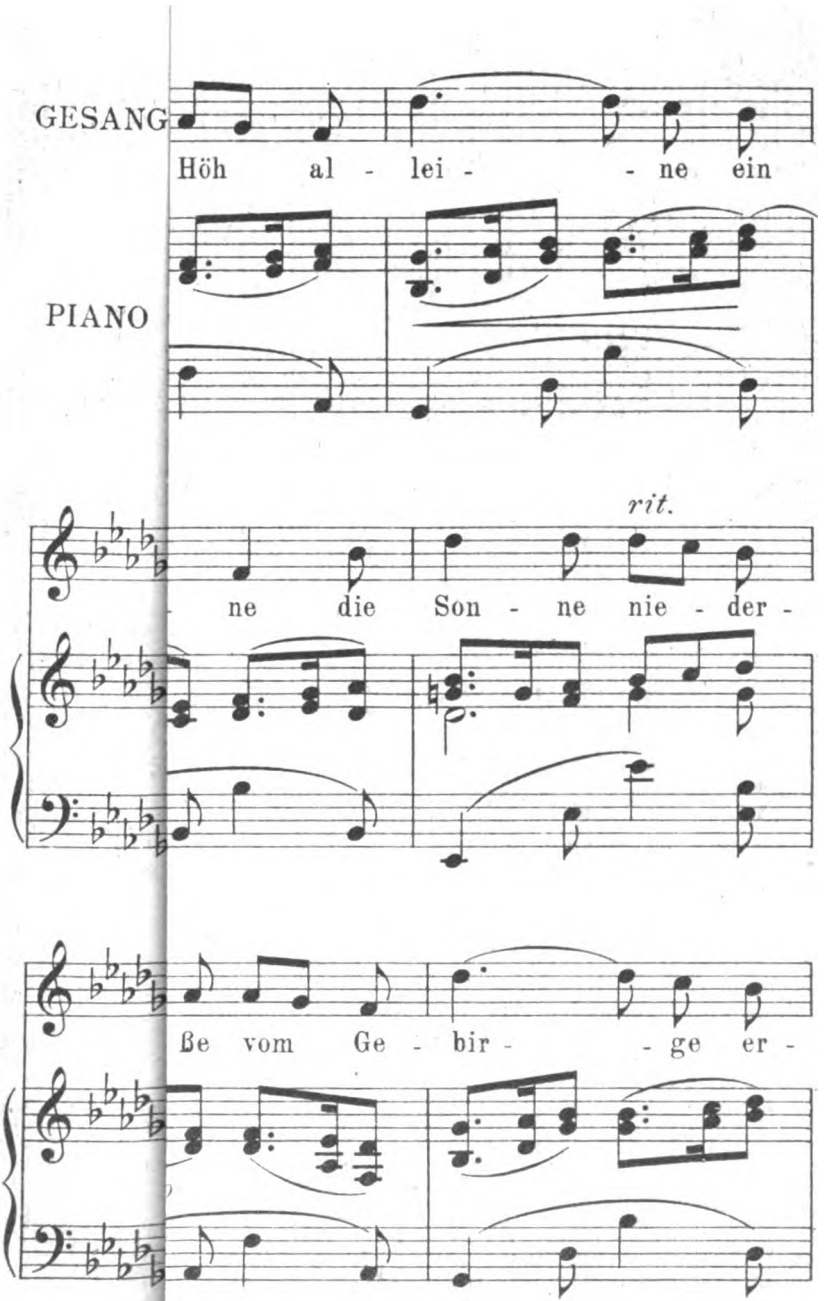


Digitized by Google

AUS DEM KURHAUSE IN AIBLING

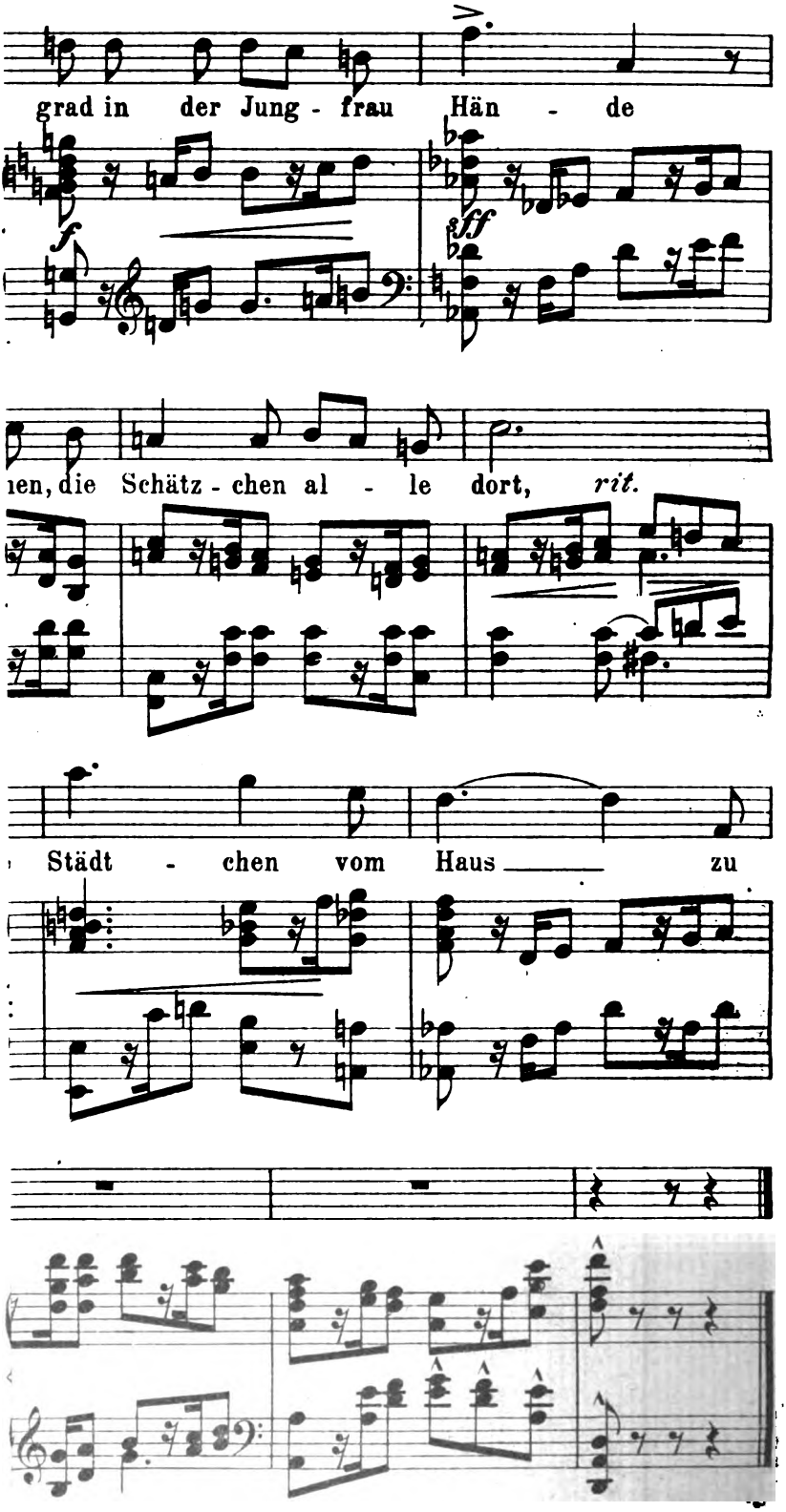
Martin Greif:

DES WANDERBURSCHEN ABSCHIED



Aus der Hausm

Digitized by Google



Digitized by Google